BELGISCHE STUDIEN: SCHILDERUNGEN UND ERÖRTERUNGEN

Friedrich Oetker

600077981

Digitized by Google

600077981

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

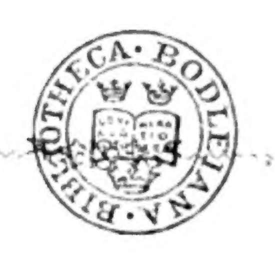
Belgische Studien.

Schilderungen und Erörterungen

von

Dr. Friedrich Oetker,

Mitglied des Deutschen Reichstags &c.



Stuttgart.

Verlag von August Auerbach.

1876.

246. f. 171.

6

Digitized by Google

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Digitized by Google

Zum bessern Verständniß.

Die Ereignisse des Jahres 1850 in Deutschland und besonders in Kurhessen hatten mich zum politischen Flüchtling gemacht. Von 1851 bis 1854 lebte ich auf Helgoland, von 1854 bis 1859 meist in Belgien. Im Jahre 1855 ließ ich über jene Insel ein eingehendes Werk erscheinen, das sehr anerkennende Beurtheilungen fand. Die erfreulichste lag in der Aufforderung Jakob Grimm's, eine „ähnliche Arbeit über Belgien" zu liefern, wo noch Manches der Ausbeutung harre.

Ich hatte wohl die Absicht gehabt, mich mit dem Lande, wo ich voraussichtlich geraume Zeit leben mußte, möglichst bekannt zu machen; allein so weit, wie Grimm wünschte, hatte ich den Blick nicht schweifen lassen. Ich wußte, wie viel Mühe und Schwierigkeiten mir durch das kleine Gebiet Helgolands verursacht worden waren. Allmählich aber gerieth ich doch so tief in die Vergangenheit und Gegenwart von „Flandern und Brabant", namentlich in die kulturgeschichtlichen Verhältnisse Belgiens, daß ich bald ein drei- bis vierbändiges Werk, etwa unter dem Titel: Leben und Weben in

Digitized by Google

Belgien — in Aussicht nahm. Und je weiter ich drang, desto mehr fernten und erweiterten sich die Ziele und Grenzen. Die Eigenthümlichkeiten des Landes und der Bevölkerung, die einstige Blüte, der spätere Verfall, der unerhörte neue Aufschwung, die Regsamkeit und die Leistungen fast auf allen Gebieten körperlicher und geistiger Bethätigung, das alles fesselte mich so vielfach und innig, daß ich mitunter in Gefahr kam, in's Plan- und Schrankenlose zu gerathen. Meine Studien schwollen zusehends an. Einzelne Theile gelangten bis zur Ausführung; Einiges wurde sogar mit Rücksicht auf unerläßlichen Gelderwerb in deutschen Zeitschriften veröffentlicht.

Da trat in Preußen ein Umschwung der Dinge ein: die deutsche Frage wurde wieder aufgenommen, in Kurhessen mußte ein neuer Verfassungskampf beginnen, die alte Streitgenossenschaft rief. So reiste ich im August 1859 nach Kassel zurück, um vor der Hand meine ganze Kraft der politischen Thätigkeit in der Heimath zu widmen. Die Aufgaben waren für mich um so schwieriger, als mir in Folge eines alten Brustleidens das lebendige Wort versagt war und ich meist nur durch Schrift und Presse wirken konnte.

Was aus den belgischen Studien werden solle, ließ sich nicht absehen. Anfangs war ich bestrebt, überall auf dem Laufenden zu bleiben; die Freunde mußten mich mit literarischen Erscheinungen und brieflichen Nachrichten versorgen. Aber bald genug ergab sich die Unmöglichkeit, dies erfolgreich und umfassend fortzusetzen. Krankheiten und Tod nahmen mir die gefälligsten Freunde, und meine vaterländischen Aufgaben und sonstige Hindernisse wurden so umfangreich und langdauernd, daß Belgien allmählich in den Hintergrund trat.

Erst in den letzten Jahren, als ein schweres Siechthum mich lange Monate, fern von Reichstag und Landtag, an's

Digitized by Google

Krankenbett fesselte, und als ich wiederholt um „Denkwürdigkeiten“ und „Lebenserinnerungen“ angegangen wurde, kamen die alten Papiere mir wieder unter die Hände.

Es war ein eigener Eindruck, den die bestaubten, vergilbten Packen und Päckchen nach siebzehn Jahren hervorbrachten. Einiges hatte ich schon aus dem Gedächtniß verloren; Anderes lag unvollendet; Vieles war kaum begonnen oder angedeutet, das Meiste für Andere unverständlich, und Alles zeigte nur, wie viel Mühe und Zeit, nicht selten zum Nachtheil meiner Gesundheit, ich aufgewendet hatte, ohne daß ein eigentliches Ziel erreicht worden war.

Was konnte nun noch geschehen? An Wiederaufnahme und Fortführung des Abgebrochenen war bei meinem Gesundheitszustande und bei vorgeschrittenem Alter nicht mehr zu denken. . . . Also fort — in den Ofen! So hatte wenigstens Einer ein aufrichtiges Behagen daran, mein Einheizer und Krankenwärter!

Nur Einzelnes hielt ich zurück, theils für Andere zur Benutzung, theils zur eigenen Ergänzung, wie die Aufsätze über Memling und seine Werke, über Spitzenklöppeln, Rederijker, Riesenumzüge, Seeküsten, Rettungshäuser, Vlamische Bewegung 2c., die hiermit an die Oeffentlichkeit treten. Wenn die Fortführung und Erweiterung nicht überall so genügend ist, wie ich wohl gewünscht hätte, so bedarf das für Diejenigen keiner Entschuldigung, welche wissen, wie schwer es ist, aus der Entfernung zuverlässige Aufschlüsse zu erlangen.

Groß und zahlreich sind die Gefälligkeiten, für welche ich zu danken habe; insbesondere muß ich die Bereitwilligkeit und Geduld des Herrn Dr. V. Rose in Berlin rühmend hervorheben; allein Manches konnte doch nicht erreicht werden; selbst

die große königliche Bibliothek zeigte für meine Wünsche noch erhebliche Lücken.

Mehrere Werke, z. B. die trefflichen Arbeiten von Kinkel, Seguin, Springer u. A. sind mir erst während des Drucks zugänglich geworden und konnten daher nur zu kurzen Einschaltungen benutzt werden.

An einigen Aufsätzen habe ich weder ändern können noch wollen; sie beruhen meist auf Wahrnehmungen, die sich aus der Entfernung nicht wohl ergänzen lassen. Sie waren wie manches Andere nicht für Fachgelehrte geschrieben, enthalten aber doch wohl Einiges, was vielen Lesern noch unbekannt ist; und selbst Fachmänner werden erkennen können, daß ich's an eigener Beobachtung nicht habe fehlen lassen. Anderes kann wenigstens zur Anregung dienen.

Berlin, 8. Juli 1876.

Fr. Oetker.

Inhalt.

I. Vereinsleben und Schaubelustigungen. Seite

1. Mannigfaltige Gesellschaften. Preiskämpfe. Ausstellungen . 3
Schützenfeste, Preisschießen mit der Armbrust 8
Wettschießen mit dem Handbogen 11
Bol-Spiele 12
Blumenausstellungen, Taubenzucht 14
Kanarienvögelausstellung 15

2. Preis-Vertheilungen. Festlichkeiten und Uebertreibungen. Oeffentliche Ehrenbezeugungen. Taufe Karl's V. Feierliche Einzüge. Ein Tanzbuch 16
Beifallsbezeugungen 17
Feste und Ehrenbezeugungen für Philipp den Guten . . 21
Karl V. 28
Margarethe von Oesterreich 34

3. Belustigungen zu Ehren Philipp's II. Fröhliche Einzüge Albert's und Isabellen's. Ein berühmtes Evangelienbuch . . 39
Einzug 2c. in Löwen 44
Justus Lipsius 47
Zweiter Einzug in Brüssel 48

4. Der Stelzenkampf zu Namür. Schaugepränge unter Philipp IV. und Joseph II., zu Ehren Napoleon's und König Leopold's . 52
Joseph in Ostende 54
„Brabanter Revolutions"-Treiben 56
Festzug 1856 59

Digitized by Google

Seite

5. Kirchliche Verbrüderungen. Waffengilden und Handwerksinnungen. Processionen. Ommegang 66
Umherziehen von Schiffen 2c. 70
Fuchslochfest 72
Riesen 74
Gewerke, namentlich in Gent 78
Prinzenkinder 82
Ritterliche Vereine von Bürgergeschlechtern 2c. 85
Antwerpener und Brüsseler Procession 90
Straf-Wallfahrten 92

6. Geistliche und weltliche Schauspiele. Rederijker 97
Tanzen 99
Verbote gegen Aufführungen in der Kirche 100
Possenspiele 101
Freie und unfreie Kammern 106
Gesellschaftliche Einrichtung der Rederijkkammern 107
Vereinsthätigkeiten und Feste 109
„Amoureuses Maispiel“ 111
Tafel-Klücht-Spiel 112
Antwerpener „Landjuweel“ 113
Haagspiel 119
Ostender Feste 1827 122
Die Rederijkerei in Holland 125
Verlauf im 18. Jahrhundert 128
Im 19. Jahrhundert 131

7. Wallfahrten und Bittgänge. Kirmessen. Die Procession zu Veurne 136
Die Löwener Kirmeßzüge 140
Feste beim Friedensschlusse 1648 142
Umzüge zu Mecheln 143
Beschränkungen und Unwille in Brüssel 145
Bescheidungsumzüge in Antwerpen 146
Veurner Procession 149
Peter der Große in der Gudala-Kirche 157
Das Fastenabendsfest mit Verschlucken eines lebenden Fisches zu Geeraerdsberge 158

8. Carnevalsgesellschaften. Fastnachts- und sonstige Gelage. Mummereien 160
Hansken in den Kelder 161
Alba und die Brüsseler Stadtväter 163
Ball im Genter Spiegelhove 164

Digitized by Google

Seite

II. Städtebilder.

1. Mecheln 169
Spottnamen 170
Mond- und Sonnen-Brände 171
Politische Geschicke 177
Margarethe von Oesterreich 180
Ihr Denkmal 184
Op-Signorken oder Op-Sinjoorken 185

2. Brügge 191
Brandunfälle 192
Kapelle des heiligen Bluts 197
Liebfrauenkirche 198
Jerusalemskirche. Familie Ardornes 201
Glockenspiel des Belfried 202

3. Gent 203
Genter Blumenzüchter 204
Bauten 206
Der Belfried mit dem Drachen 208
Brüder Van Eyck und andere Berühmtheiten 210
Literatur- und Kunstvereine 215
Das alte Kastell 219

III. Die Beginenhöfe.

Allgemeines 223
Die beiden Genter Höfe 228
Aufnahme und Einkleidung 230
Häusliche Einrichtungen 233
Ruf 2c. 238
Religiöse Einrichtungen 2c. 241
Kleidung 245
Kirchen. Kapellen. Heilige 2c. 248
Geistliche und weltliche Aufsicht 250
Gertrude. Van Oosten 254
Maria von Brabant 258
Matteken 259
Maria V. d. Linden 261
Therese Verhaeghe 262
Vom Mittfastenmarkte zum Abendgottesdienste 263

Seite

IV. Kunst und Kunstgewerbe.

1. Der Brügger Kamin 267

2. Hans Memling und seine Werke 275
Die Namensschreibung 278
Geburts- und Todeszeit, Geburtsort 283
Angebliche Ueberlieferungen von Verwundung und Elend 288
Lehrer und Schüler 290
Miniaturen 291
Bilder im Johannesstift 296
Der Ursulaschrein 300
Sonstige Bilder in Brügge 310
" " " Löwen 315
" " " Brüssel 316
" " " Antwerpen 318
" " " Gent 319
Die Sammlung Wilhelm's II. 320
Der s. g. Reisealtar Karl's V. 323. 387
Das Danziger Bild 327
Das Lübecker Bild 335
Werke Memling's in München 339
Desgl. angebliche in Nürnberg, Würzburg ꝛc. 347
" in Berlin 348
" " Dresden 351. 364
" " Stuttgart 352
" " Frankfurt 354
" " Darmstadt 355
" " Wiesbaden 355
" " Wörlitz 356
" " Driburg 357
Die Weyer'sche Sammlung in Köln 359
Bilder in Sigmaringen 360
Bilder in Köln 363
Bild zu Lützschena 365
Die Straßburger Bilder 366
Bild zu Kyburg in der Schweiz 366
Werke Memling's in Wien 366
Die angeblichen Bilder in Prag, Ragusa ꝛc. 369
Werke Memling's in Italien 370
Das Turiner Bild 341. 370
Bild in Petersburg 326. 372
Bild in Kopenhagen 372

Digitized by Google

Seite
Werke Memling's in England 373
Bildniß vorr 1462 378
Bilder in Frankreich 379
Handzeichnungen zc. 378. 382
Gemälde in Spanien 386
Denkmäler Memling's 389

3. Das Spellewerken oder Spitzenklöppeln 390

V. Die Rettungshäuser zu Ruysselede und Beernem 409
Erste Einrichtung und Erweiterung 410
Militärischer Zuschnitt 411
Schlafsäle; ein Ruyss. Tagewerk 412
Ausstattung eines Zöglings 414
Kost 416
Beschäftigung zc. 417
Unterricht 422
Religiöse Verhältnisse 427
Gesundheitszustand 430
Zuchtmittel zc. 432
Vergehungen zc. 436
Belobungen, Festlichkeiten 438
Die Schiffszöglinge 441
Der Kostenpunkt 443
Verhältniß zu den Gemeinden zc. 445
Landwirthschaftsbetrieb der Anstalt 447
Unterbringung der Entlassenen 452

VI. Die Meeresküste 457

1. Strand= und Dünenleben. Polypen. Balanen. Entenmuscheln. Seeanemonen. Seesterne. Seeigel 459

2. Garneelenfang. Eine Dünenwohnung. Fischerei. Härings=fang. Kabeljaufang. Fischerleben und Gebräuche. Köder. Seewürmer 484

3. Leuchtthiere. Muscheln. Austernzucht= und Bewahranstalten. Hummer und Krabben 513

4. Dünenbildung und Dünenveränderung. Dünengewächse. Ver=schlammungen 523
Sluis und Damme 531
Dorf Zuydcote 536
Lombardzyde, Niewpoort 531. 537

Digitized by Google

Seite

5. Schwimmende Inseln und Rasenflächen. Die angebliche Verschiebung Dordrechts im Jahre 1421 539

VII. Nationalitäten- und Sprachenstreit.

1. Ursprung der Belgier, der Vlamingen und Walen 551
2. Der Sprachgegensatz. Die Thiersage. Die Isengrimme und Blaufüßer 561
3. Der Sprachen- und Rassenstreit; die vlamische Bewegung . . 574

I.

Vereinsleben und Schaubelustigungen.

Digitized by Google

1.

Mannigfaltige Gesellschaften. Preiskämpfe. Ausstellungen.

Keine Bestimmung der belgischen Verfassung steht mit dem eigenthümlichen Leben und Weben der Belgier, und insbesondere der Vlamingen, mehr im Einklange, als die Gewährleistung des Rechts der freien Vereinigung. In der That, es mag nicht leicht ein Land geben, das ein so reges und vielverzweigtes Vereinsleben aufzuweisen hätte, als Flandern und Brabant. Und vor Allen ist es Gent, die alte Hauptstadt der Grafen von Flandern, die in dieser Hinsicht durch bunteste Mannigfaltigkeit sich hervorthut. Zwar bestehen die uralten Innungen, die gewaltigen „Neringen" der Weber und Walker, der Brauer und Knochenhauer, der Schiffer und Fischer, die mehr als ein Mal eine Rolle in der westeuropäischen Geschichte des Mittelalters gespielt haben, längst nicht mehr: die französische Umwälzung hat ihre kümmerlichen Reste vernichtet, und die neuere Zeit hat sich nicht veranlaßt gefunden, zu irgend einem Zunftwesen zurückzukehren, sondern vorgezogen, der umfassendsten Gewerbefreiheit für Inländer und Ausländer zu huldigen. Aber statt der alten Gewerke und bevorrechteten Verbrüderungen sind eine Menge freierer beweglicherer Einrichtungen in's Leben getreten, eine Unzahl von Vereinen und Gesellschaften, die in den mannigfaltigsten Formen und Richtungen die verschiedensten Ziele verfolgen. Es gibt Vereinigungen für Handel und Gewerbe, für Ackerbau und Viehzucht, für Thier- und Pflanzengärten, für Obstbau und Blumenzucht, für Kunst und Wissenschaft, für Wohlthätigkeit und Unterricht,

für Religion und Politik, für Sicherheit und Hülfeleistung, für Zeitungslesen und Spiel, für Jagd und Fischerei, für Reiten und Schießen, für Gesang und Tanz, für Scherz und Ernst; kurz, man kann sagen, auf Alles, und zwar in hundert verschiedenen Richtungen und Eigenthümlichkeiten, hat sich das Vereinsrecht und der Hang zu genossenschaftlichen Verbindungen erstreckt. Gent z. B. zählte um 1858 drei Kunstvereine, ein halbes Dutzend Sprach- und literarische Zirkel, vier Schauspielgesellschaften, d. h. Vereine von Liebhabern, die auch öffentlich spielen, und daneben eine ganze Reihe von Sing- und Musikvereinen, deren einer nur vlamische Lieder sang, während ein anderer lediglich zu dem Zwecke zusammengetreten war, Beethoven'sche Musikstücke zu üben und vorzutragen. Die Gesammtzahl der Genter Vereine war nicht genau bekannt, aber sie betrug und beträgt sicher weit über hundert. In dem viel kleineren St. Nikolaus rückten einst über dreißig Vereine aus, um einen jungen Schriftsteller feierlichst zu empfangen, der bei einem auswärtigen Wettstreite bekrönt worden war.

Auch beschränkt sich diese Vereinslust nicht etwa auf das reifere Alter und die wohlhabenderen Klassen. Es gibt sehr jugendliche und sehr dürftige „Maatschappijen". Der Arme ahmt dem Reichen nach; und wie die Alten sungen, so pfeifen die Jungen. Wie zwölfjährige Buben schon ihren Thonstummel rauchen und gelegentlich nach der Bierstube schielen, so dauert es auch nicht viel länger, ehe sie das Verlangen nach einer „Genootschap" fühlen und befriedigen. Das junge Geschlecht macht's hier eben wie anderswo und wie vordem. Als im vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Brügger und Genter jeden Augenblick zu den Waffen griffen, bildeten auch die Knaben bewaffnete Schaaren, mit Fahnen und Hörnern an der Spitze.

Im Jahre 1488 lieferten sich die Brügger Jungen von zehn bis vierzehn Jahren, in Anhänger und Gegner Maximilian's getheilt, eine förmliche Schlacht, wobei fünf todt auf dem Platze blieben und eine große Anzahl schwer verwundet wurde.

Besonders bemerkenswerth sind in Gent die Verbindungen der jungen Fabrikarbeiter und Fabrikmädchen. Diese hartgeplagten

und doch so unendlich lebenslustigen Geschöpfe haben nämlich ebenfalls erkannt, wie viel mehr sich mit vereinten als mit vereinzelten Kräften erreichen läßt. Sie haben „Kompagnien“ gebildet, je aus zehn bis zwanzig Paaren bestehend; denn jedes Mädchen hat seinen ständigen Kavalier; an der Spitze stehen gewählte Hauptleute, denen in den meisten Fällen der unbedingteste Gehorsam zu leisten ist. Der Zweck dieser Verbindungen war zur Zeit meines Aufenthalts — nicht etwa Zusammenhalten oder gar auflehnendes Anfordern dem Fabrikherrn gegenüber, obwohl gelegentlich auch dergleichen sich zeigte und neuerdings öfter an der Tagesordnung ist, sondern — geselliges Vergnügen. Die Kompagnie macht nach den Anordnungen des Hauptmanns gemeinschaftliche Spaziergänge, besucht dasselbe Bierhaus, denselben Tanzboden, und ist überhaupt in strenger Ordnung aber heiterer Ungezwungenheit zu Lust und Freude verbrüdert und gegen jede Störung zu Schutz und Trutz verbündet. Namentlich sind es die Kirmeßfeste, und noch mehr die drei Faschingstage des Jahres, welche fortwährend vor Augen schweben und worauf Monden lang alle Sorge und Hoffnung gerichtet ist. Wie oft wird davon geredet, wie lange wird gespart und selbst gedarbt, um neben den Aufwendungen für Tanz und sonstige gemeinschaftliche Genüsse auch die Mittel zu beschaffen, um sich gehörig verkleiden oder „vermaskern“ zu können. Ohne Gemeinsamkeit und Zucht wäre es unmöglich. Aber darauf wird auch mit Strenge gehalten. Jedes Mitglied ist verbunden, von seinem Wochenlohn ein bestimmtes Sümmchen in die Gesellschaftskasse zu liefern. Einige Wochen vor Fastnacht wird dann überlegt, was zu thun; der Hauptmann macht seine Pläne, man leiht oder kauft ein, die Mädchen schneidern und nähen, kurz, es gelingt, wenn auch vielleicht erst nach jahrelangen Anstrengungen, eine Reihe gleicher und netter, zuweilen selbst hübscher Anzüge zu erlangen, worin der ganze Verein dann paarweise, Arm in Arm, unter der Anführung des Hauptmanns, an den allgemeinen Umzügen Theil nimmt, die Tanzböden besucht, oder singend und jubelnd, bis tief in die Nacht, die Straßen durchzieht.

Ich muß gestehen, daß mir von allem Mummenschanz, den

ich in Belgien gesehen, nichts so ansprechend gewesen ist, als diese einfachen, saubern, fröhlichen Züge blutarmer Werkleute. Es hat etwas ungemein Anziehendes, ja selbst Rührendes, dieses jahrelange Abmühen und Zusammensparen, um sich einmal mit eigener Kraft und aus eigenen Mitteln einen fröhlichen Tag machen und nach eigenem Geschmack sich herausputzen zu können. Und nun erst, wenn man hört, daß ein solcher Verein es einst über sich gewonnen, auf neuen Schmuck zu verzichten und einen Theil seiner Ersparnisse dazu zu verwenden, einem siech darniederliegenden Genossen eine Freude zu bereiten!

Die meisten Vereine haben ihre ständigen Versammlungsräume und Versammlungszeiten. Manche besitzen glänzende Säle, namentlich die großen Spiel- und Lesegesellschaften, von denen einige über tausend Mitglieder zählen; einige haben werthvolle Sammlungen von Büchern und Kunstgegenständen. Die Sitzungsstunden derjenigen Zirkel, welche nicht täglich zusammenkommen, sind meistens auf die Abende bestimmter Wochentage gelegt. Nach den Sitzungen pflegt man in das Bierzimmer des Hauses oder der Nachbarschaft zu gehen, um noch eine erfrischende Nachsitzung zu halten. Es wird wenige Vereine geben, die nicht ihr estaminet oder staminé, wie man es vlamisch heißt, in möglichster Bequemlichkeit zur Hand haben. Mindestens gibt es nicht leicht ein Vereinsmitglied und folglich nicht leicht ein echtes Stadtkind, das nicht irgend einem Bierhause zugewandt wäre. Wie könnte ein Vlaming, ein Brabanter ohne Bier- und Rauchstube leben? Das Wort staminé ist für die vlamischen Sprachforscher noch eine harte Nuß; die Sache aber ist, wenn keine vlamische Erfindung, doch sicher eine vlamische Errungenschaft der allerinnigsten Art. Zu allen Tageszeiten, von Morgens bis in die späteste Nacht, ist das Bierhaus ein Ort, wo man Gesellschaft finden kann. Und wie wird da genossen!! Man gehe nur Abends an einem solchen Hause vorüber, und man wird wähnen, man wandle an den Bächen Babylons, oder Winters auf den gefrornen Wassern Hollands. In den Jubiläums-Festtagen vom Sommer 1856 verzapfte ein einziges Brüsseler Bierhaus 41,000 Gläser; den ganzen Bierverbrauch in den drei bis vier Tagen in Brüssel berechnete man

auf 2000 Tonnen. Im Jahr 1858 hatte Brüssel 943 »établissements qui débitent de la bière«, also auf je 200 Seelen ein Bierhaus. Ein Beurner schlug die Aufwendung eines mittelmäßigen Biertrinkers in zwanzig Jahren auf mehr als 3500 Frs. an, natürlich ohne die Ausgaben für Tabak, Gebäck, Liköre &c. Ich weiß, daß einfache Handwerker schon vor zehn Uhr Morgens im Stamine saßen, und daß gar Viele während ganzer Wochen nicht einen einzigen Abend zu Hause zubringen. Als ich einstens einem eifrigen Bierhausbesucher, einem Schuhmacher, der zugleich Mitglied von vier oder fünf Gesellschaften war, meine Verwunderung darüber aussprach, meinte er, das gehe nicht anders, man müsse schon dann und wann des Tages uit hoofd' van de k'lanten e' pintje pakken, d. h. der Kundschaft wegen ein Gläschen trinken, und Abends — nun das verstehe sich ja ganz von selbst, daß man da e' pintje pakken gehe!

Häufig ist in den Vereins- und Bierlokalen die Einrichtung getroffen, daß neben den Gesellschaftszwecken zugleich ein Wohlthätigkeitsziel verfolgt wird. Es sind Armenbüchsen angebracht und die Spiel- und sonstigen Regeln und Preise darnach bestimmt, daß immer Etwas für Nothleidende abfällt, was dann von Zeit zu Zeit an die allgemeine Wohlthätigkeitsbehörde abgeliefert wird. An einigen Orten sind diese Einrichtungen zu einem Gegenstande des Wetteifers geworden. Die Behörden theilen Belohnungen und Belobungen an diejenigen Gesellschaften oder Bierhausbesitzer aus, welche die größten Beträge einliefern. Als einst der Vorstand eines solchen siegreichen Vereins in feierlicher Versammlung auf dem Stadthause den errungenen Kampfpreis in Empfang nahm, setzte er in ausführlicher Rede — denn ohne Reden geht es in Belgien nicht leicht ab — die glücklichen Grundsätze und beharrlichen Leistungen seines Vereins in's Licht, und schloß damit, daß es offenbar nützlich und löblich sei, in rechtschaffener Weise sein Pintje Bier zu trinken.

Auch andere Wettkämpfe der mannigfachsten Art sind mit dem Vereinsleben verbunden. Nirgends werden vielleicht so viel Preise ausgelobt und so vielfältige Siegesbewerbungen und Siegerkrönungen veranstaltet, als in Belgien. Von der königlichen

Akademie bis zur niedrigsten Dorfschule, von den Schriftsteller- und Künstlervereinen bis zu den Kanarienvogelzüchtern, nehmen die Preisfragen und Preisaustheilungen kein Ende.

Manche Einrichtungen dieser Art, wie die allgemeinen Kunst- und Industrieausstellungen, die Preisausschreiben der Akademie, die regelmäßigen „Konkurse" der verschiedenen Unterrichtsanstalten u. s. w. sind von Staats wegen angeordnet. Andere werden von den Gemeindebehörden veranlaßt oder gefördert; die meisten aber sind ein natürlicher Ausfluß des Vereinslebens und haben sich zum Theil seit fünf Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht, wenn auch unter mancherlei Wandelungen, fortgeerbt.

Schon im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert kommen z. B. die Armbrustschützen als ständige Vereine vor, die sowohl innerhalb ihrer Kreise als mit andern gleichartigen Vereinen wetteiferten, sich bei ihren Auszügen und Festlichkeiten gleichmäßig kleideten, und nicht selten eine außerordentliche Pracht entfalteten. Im Jahre 1394 fand zu Dornik (Tournai) ein allgemeines Preisschießen mit der Armbrust oder dem Fuß- oder Stahlbogen Statt, woran die Vereine von dreißig Städten und achtzehn Burgplätzen Theil nahmen. Wie später gewöhnlich, so wurde schon damals nicht bloß die Geschicklichkeit, sondern auch die größte und ansprechendste Glanzentfaltung beim Einzuge belohnt. Die Brügger St. Georgs-Gilde erlangte diesen Preis; sie trug, wie ihre Jahrbücher berichten, Gewänder von Seide und Damast und dazu Halsketten von Gold mit kostbaren Edelsteinen besetzt. Den ersten Preis der Geschicklichkeit trug Ypern davon; er bestand in zwei silbernen vergoldeten Kannen, über zehn Mark schwer; den zweiten Preis erhielt Douai, zwei gleiche Kannen von sechs Mark zwei Unzen Gewicht. Ein dritter Preis kam an die Dixmueder, ein vierter an die Brüsseler. Auch die Pariser wurden belohnt, nämlich mit dem Preise des Herbeikommens aus weitester Entfernung.

Im Jahre 1408 war ein ähnliches Schützenfest zu Audenarde, woran der Herzog Johann nebst Gemahlin Theil nahm; „und mußte Jan," wie erzählt wird, „selber seinen Bogen tragen auf seinem Nacken." Die Genter gewannen den ersten, die von Maubeuge im Hennegau den zweiten, die Brügger den dritten

Preis. Im Ganzen waren vierundvierzig Städte vertreten; von jedem Vereine schossen zwölf Mitglieder, und zwar täglich zwei Städte. Die ganze Festlichkeit dauerte vierundzwanzig Tage, „und endigte in Frieden und großen Ehren“. Die Schöffen von Audenarde und viele andere reiche Leute betheiligten sich sehr lebhaft; sie waren überein gekleidet und zwar „mit keerls, die eine Seite grün und die andere weiß“, und mit kaproenen, worunter eine Art Tuchmütze zu verstehen ist.

Noch glänzender war das Preisschießen, das 1439 in Gent veranstaltet wurde und der Stadt über 500 Pfund Grote kostete. Die von Audenarde, 1200 Mann stark, alle überein gekleidet, gewannen den Preis des schönsten Einzugs, die von Veurne den Preis der Geschicklichkeit, in fünf silbernen Kannen bestehend.

Um 1442 stritt man in Antwerpen, wobei Herzog Johann den Meisterschuß that. Er schenkte der Antwerpener St. Georgs-Gilde einen goldenen Papagei, um bei feierlichen Gelegenheiten an einer schönen goldenen Kette vom jedesmaligen Schützenkönige getragen zu werden. Zwei Jahre später, zur Feier der Vermählung Karl's des Kühnen, wurde zu Brüssel geschossen, 1455 wieder zu Dornik, wobei neunundfünfzig Gilden erschienen und Mecheln den ersten Preis bekam.

Ueberaus glänzende Schützenzüge fanden um 1498 nach Gent Statt. Die Brügger kamen mit fünf Wagen, zweihundertundsechzehn Pferden und vierzig Trompetern, ihren letzten Schützenkönig, Herzog Philipp den Schönen, und den Stadtrath in der Mitte. Auch der zot oder der Vereinsnarr zog mit; er kutschirte auf einem mit zwei Hunden bespannten Gefährte. Die Brügger Narren scheinen sich überhaupt besonders hervorgethan zu haben; denn es heißt noch jetzt sprichwörtlich in Westflandern, namentlich in Ostende: as de zot van Brugge. —

Die Antwerpener Gilde soll mit sechshundert Pferden und hundert Wagen, überhaupt siebzehnhundert Mann stark, eingezogen sein. Jeder Wagen war mit sechs Ellen rothen Tuches belegt, das man an die Genter Armen vertheilte. Die Kleidung bestand aus rothen Talaren, tabbaerts geheißen; auf jedem Aermel war ein roosen-

hoedje gestickt. Die Schützen trugen dabei braune Hüte und weiße Schärpen. Das Fest dauerte sechs bis sieben Wochen.

Solche Preisschießen, wenn auch weniger glänzend und zuweilen längere Zeit unterbrochen, haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Nach den Religions- und Unabhängigkeitskämpfen kamen sie unter Albert und Isabella wieder lebhaft in Aufnahme. Zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts fand zu Brüssel ein großes Schießen mit dem Stahlbogen Statt, wobei der Vogel auf dem Thurme der Liebfrauenkirche am Sandplatze, Notre dame des Victoires, angebracht war und von der Infantin Isabella abgeschossen wurde. Die französischen Kriege und Besetzungen brachten nochmals längere Unterbrechungen; aber die Ueberlieferungen der Väter wurden doch nicht vergessen, die alten Waffengilden lebten wieder auf oder wurden durch neue Genossenschaften ersetzt. Gegenwärtig gibt es wieder zahlreiche Vereine von Armbrustschützen, deren manche über zweihundert Mitglieder zählen, und die nicht nur ihre regelmäßigen Vereinsübungen und Vereinskämpfe haben, sondern auch von Zeit zu Zeit allgemeine Preisschießen veranstalten. Selbst im Winter werden die Uebungen nicht eingestellt; man schießt dann aus dem Zimmer nach der gasbeleuchteten Scheibe, welche vor einer Thonwand angebracht ist, worin die eisenbespitzten, fußlangen pillen oder Bolzen stecken bleiben. Im Sommer dagegen hat man Schießplätze im Freien; es wird dann gewöhnlich nach der gaey-pers oder Vogelstange geschossen, d. h. man sucht kleine Holzstückchen, die in bedeutender Höhe nach einer gewissen Ordnung aufgesteckt sind und gaeytjes*) oder gaeykens (meist choikens ausgesprochen) heißen, abzuschießen. Die hierzu dienenden Bolzen weichen von den Scheiben-

*) gaey (holländisch gaai, davon papegaai, Papagei, französisch geay, engl. jay) bedeutet eine Art Häher. Dieser Vogel kommt in Flandern ziemlich häufig vor, und gilt zugleich als das Sinnbild der Dummheit. Man sagt bei Ostende &c. nicht „dumm wie eine Gans“, sondern: dom als en choi. Die Holzvögel beim Schießen sind übrigens viel kleiner als unsere Häher; sie haben nicht einmal die Größe eines Sperlings. Im französisch-flandrischen Lille wurde einst der Name Cour du Papegai in Cour du Geai umgewandelt, aus Abneigung gegen den Papst.

bolzen bedeutend ab, indem sie namentlich ein dickes, stumpfes Vorderende haben; sie werden aber mit nicht minderer Geschicklichkeit als jene auf ihr kleines, luftiges, dem Ungeübten kaum bemerkbares Ziel gerichtet.

Noch mehr zu bewundern ist freilich die Fertigkeit der Handbogenschützen, da sie weder feste Spannung, noch Stecher, noch Visir haben, sondern lediglich auf Armkraft und Augenmaß angewiesen sind. Auch die „Vereine mit dem Handbogen“, gewöhnlich St. Sebastians-Gilden genannt, sind hohen Alters und haben sich ebenfalls bis auf den heutigen Tag erhalten. Zu Namen (Namur) wurde 1266 ein solcher Verein gegründet; die St. Sebastians-Gilde zu Gent ward 1322 öffentlich anerkannt und bevorrechtet. Die Handbogengilde zu Brügge hat am Ostende der Stadt einen weiten Hof mit einem sehenswerthen gethürmten Hause gothischen Stils; das Wappen, vier goldene Kreuze, über dem Eingange. Auch die Kreuzbogenschützen daselbst besitzen noch ihr altes stattliches Haus.

Ein berühmtes Wettschießen mit dem Handbogen fand 1531 zu Brüssel Statt; es dauerte vom 7. Mai bis zum 11. Juni; sechsundachtzig Gilden-Könige nahmen daran Theil; siebenundzwanzig Preise waren ausgelobt, von denen der erste, in vier silbernen Gefäßen bestehend, von den Löwenern davongetragen wurde.

Weniger alt, aber doch schon dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts angehörend, sind die Verbrüderungen der Hakenbüchsenschützen und ähnliche Vereine mit Feuerwaffen, die den heiligen Antonius zum Schutzpatron haben. Aelter sind zwar die Schermers oder Kämpfer mit blanken Waffen, namentlich mit dem Schwert; doch wurden sie erst im 17. Jahrh. den übrigen bevorrechteten Waffengenossenschaften gleichgestellt oder zu einer confrèrie noble erhoben. Ihr Schutzpatron ist der heilige Michael, daher sie auch Sint-Michiels-Gilden oder Serments de St. Michel genannt werden.

Auch diese Vereine hatten ihre Wettkämpfe und haben sich unter mancherlei Wechselfällen erhalten und erneut. In Gent sieht man dicht am Belfroot, dem gewaltigen Freiheitsthurm der

Stadt, ein altes merkwürdiges Gebäude gothischen Stils, das früher als Tuchhalle diente, seit 1613 aber Eigenthum der Schermers war und ist und auch noch fortwährend de schermer-school, d. i. Fechterschule, genannt wird.

Zu den zahlreichsten Gesellschaften in Flandern gehören die bolders oder Scheibenwerfer. Bol bedeutet eigentlich Ball oder Kugel; allein die bollen, warum sich's hier handelt, gleichen nicht sowohl einer Kugel, als vielmehr einer dicken Scheibe und lassen sich am besten mit dem, was man in Norddeutschland triele nennt, zusammenstellen. Sie sind doppelter Art: gaey-bollen und pasbollen. Die letzten halten etwa 3/4 Fuß im Durchmesser und dienen zum Spiel auf einer kegelbahnartigen Fläche, die am untern Ende mit einer zehnfach eingekerbten Bohle quer übersetzt ist; jede Kerbe oder jeder Einschnitt ist mit einer Nummer bezeichnet, und je nachdem durch die eine oder die andere dieser Oeffnungen hindurchgeworfen wird, stellt sich das Spiel. Die gaeybollen sind kleiner; sie werden in ähnlicher Weise geworfen, nur zielt man nicht nach Oeffnungen, sondern nach gaeyen, d. h. nach vogelartig geformten Holzstücken, die über einer schrägen Fläche dergestalt in einer Reihe aufgesteckt sind, daß sie durch die auflaufende oder aufschnellende Scheibe abgestoßen werden können.

Auffallend ist bei diesen und einigen anderen Spielen, daß nicht überall eine gleichmäßig fortschreitende Berücksichtigung der Geschicklichkeit Statt findet: dicht neben der besten Nummer des Mittelpunktes steht häufig die schlechteste; auf die zweitbeste folgt die zweitschlechteste, und sofort, im bunten Wechsel. Die Scheiben der Armbrustschützen sind an manchen Orten ebenfalls so eingerichtet. Dicht an der „Rose" oder am Weißen, etwa zwei Zoll Durchmesser haltend und mit 11 bezeichnet, sah ich Nr. 2 im Schwarzen; dann folgte 10 und 3 u. s. w. Man trifft daher oft, daß auch für die schlechtesten Nummern Preise ausgesetzt werden. Wie es scheint, ist diese Art der Spiel- und Gewinnberechnung, die etwas Grillenhaftes hat, aber offenbar die Spannung vermehrt, auch schon in alten Zeiten vorgekommen. Bereits 1394 (Despars, Chronik II, 169) wird ein Preis van de cortste mate erwähnt.

Die Bol=Spiele und die Wettstreite mehrerer Bolderverein sind, wie schon angedeutet, besonders in Westflandern beliebt und häufig. Es gibt Gesellschaften, die mehrere hundert Mitglieder zählen. Im Sommer vergeht nicht leicht ein Tag, daß nicht alle Bahnen voll besetzt wären. In Ostflandern scheinen hier und da die Kegelspiele beliebter zu sein. In Gent feierte vor einiger Zeit ein Kegelverein das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines „Königs", wobei es nicht wenig hoch herging. Dem Gefeierten wurde eine goldene Dose überreicht; Nachmittags war Wettkegeln um werthvolle Preise, Abends Feuerwerk, Bankett 2c.

Auch die Frauen nehmen an solchen Vergnügungen mannigfachen Antheil. Im Winter namentlich finden Bälle und sonstige Unterhaltungen in den großen Vereinssälen Statt, woran das schöne Geschlecht sich auf's lebhafteste betheiligt. Ein Hauptvergnügen sind die Wettspiele der Damen, die von Zeit zu Zeit als Einleitungen zu den Tanzbelustigungen Statt haben, und wobei natürlich allerlei hübsche Preise zu gewinnen sind. Es wird dann im Saale gebolderd, daß es eine Art hat.

Die Krone der jährlichen Vergnügungen und Festlichkeiten aber ist ein Ball, der in Ostende der Flips=Ball genannt wird, weil Jeder auf allgemeine Gesellschaftsunkosten ein Glas flips bekommt, d. h. ein Glas warmen Getränkes, das aus Bier, Rum, Zucker, Eiern 2c. gemischt wird, und ungefähr dasselbe ist, was die Helgoländer en hêt-en-söten, einen Heiß=und=Süßen, nennen.

Auch von den Armbrustschützen und andern Genossenschaften werden mitunter solche Tanzfeste und Frauen=Preisschießen, die auf gut vlamisch vrouwen-schiet-spellen heißen, veranstaltet. Man kann das sicher nur höchst billig finden, wenn man bedenkt, wie viel lange Abende die armen Eheweiber vereinsamt im Hause zubringen müssen, während die Männer ihre pintjes trinken und sonstige Vereinspflichten erfüllen.

Von anderweiten Spielgesellschaften, die ihre Wettkämpfe haben, nenne ich besonders Billardvereine. Daß es ferner Schachspieler, Damenbrettspieler, sogar Würfelspieler 2c. 2c. gibt, die von Zeit zu Zeit eine allgemeine Ausforderung ergehen lassen, versteht sich fast von selbst.

In Audenarde fand im Frühjahr 1859 ein Wettkampf in der Nachahmung des Hahnenkrähens und Hühnergekakels Statt. Der erste Preis bestand in einer silbernen Denkmünze und in einem lebenden Hahn und ward von einem Herrn Anval erworben. Am andern Tage wurden die Sieger mit einer sérénade de coquericos beehrt. Es lag in alle dem ein gewisser Humor, da die Bewohner der guten Stadt seit alten Zeiten den Spottnamen De kiekens van Audenaerde führen.

Zu den bemerkenswerthesten und anmuthigsten Wettkämpfen gehören die Preisbewerbungen auf den Blumenausstellungen, welche jährlich zwei Mal in den größern Städten, namentlich zu Gent und Brüssel, veranstaltet werden. Solche Ausstellungen bieten in der That das Herrlichste und Lieblichste und zugleich auch das Merkwürdigste, was auf dem weiten Gebiet der Blumenzucht hervorgezaubert wird. Namentlich steht Gent, „die schöne Magd von Gent", als erste und unübertroffene Künstlerin und Zauberin in dieser Hinsicht da. Aus allen Zonen, von allen Inseln und Küsten empfängt sie neue Schätze, die man tausendfältig zu mehren und zu verändern weiß. Der einzige L. Van Houtten, oder vielmehr die von ihm geleitete Vereinsanstalt, verausgabte im Jahre 1856 an 70,000 Franken für neue Pflanzenerwerbungen. Dafür ist der Genter Blumenmarkt aber auch weltberühmt: nach allen Erdtheilen gehen seine Sendungen; ganze Schiffsladungen werden allein nach Rußland verkauft. Von den dreißig bis vierzig bedeutenderen Handelsgärten Gents nahm zu meiner Zeit der Van Houtten'sche einen Flächenraum von mehr als vierzig Morgen ein, zog alljährlich allein an 75,000 Rosenstöcke, und beschäftigte über achtzig Gärtner und Arbeiter. Der Garten von Ambrosius Verschaffelt war ebenfalls sehr beträchtlich und in mancher Hinsicht noch bedeutungsvoller. Viele Tausende von Kamellien, Alpenrosen und Azaleen konnte man zu allen Zeiten und in allen Größen dort haben, und an Treibhauspflanzen übertraf er alle seine Nebenbuhler. Nimmt man dazu die vielen reichen Liebhaber, von denen einige ganz absonderliche Felder bebauen, so kann man denken, was eine Genter Blumenausstellung zu bieten vermag; es wird dann begreiflich, daß bei jeder Ausstellung über 50 Preise,

in vergoldeten und silbernen Ehrenmünzen bestehend, ausgelobt und zuerkannt werden. Tausende und aber Tausende strömen hinzu, um sich an den immer neuen Wundern zu weiden. Als vor Jahren die erste gefüllte weiße Kamellia von Joost Verleeuwen zur Blüthe gebracht wurde, war die ganze Stadt über dies Ereigniß in Aufregung. Man miethete einen großen Prachtwagen, setzte den Blumenstock darauf, und führte ihn unter Musikbegleitung und im Gefolge zahllosen Volks jubelnd durch die Stadt.

Prosaischer, wenn auch kaum minder wichtig, sind die Ausstellungen und Preisbewerbungen der Viehzüchter. Auch sie geben zu jahrelangem Wetteifer Anlaß und liefern mitunter die merkwürdigsten Erfolge. Selbst die schwersten und fettesten Stücke Schlachtviehs werden alljährlich in den verschiedenen Provinzen bekrönt; die von der Regierung ausgelobten Preise belaufen sich von fünfzig bis achthundert Franken für das Stück. Wenige Stunden nach verkündigten Siegessprüchen sieht man dann die Häupter der siegreichen Kälber und Schweine, der ausgezeichneten Schöpse und Rindviehe, vor den Schaufenstern der vornehmsten Metzger der Stadt prangen, blankgeschoren, aber dafür mit Blumen und Lorbeeren bekränzt, mit bunten Fähnlein umhangen, die Ehrenmünzen und die Bekrönungsurkunden im Maul, zum Ruhme der Erzeuger und Pfleger und zur Anlockung aller Leckermäuler, die nach fetten gekrönten Bissen lüstern sind.

Ein Gegenstand besonderer Liebhaberei und zuweilen der größten Leidenschaftlichkeit ist die Taubenzucht. Namentlich ist Antwerpen ein Hauptsitz der Taubenzüchter und Taubenveredler oder duivenmelkers, wie sie genannt werden. Der Eifer geht dort so weit, daß ein tragikomischer duivenmelker zur Hauptperson eines kleinen Bühnenstücks in vlamischer Sprache geworden ist. Natürlich fehlt es da auch an Vereinen, an Taubenausstellungen und Preisvertheilungen nicht.

Ebenso wird die Kanarienvogelzucht in Antwerpen und an vielen anderen Orten Belgiens mit großer Vorliebe betrieben. Bei der allgemeinen Ausstellung zu Gent, 1858, waren zweiunddreißig Preise ausgesetzt, je acht für bunte Männchen und bunte Weibchen, für gelbe Männchen und gelbe Weibchen, oder, wie der vlamische

Kunstausdruck ist, für gele mans en gele poppen; davon kamen zwölf an Genter, neun an Brüsseler, sechs nach Antwerpen, vier nach Kortrik und einer nach Brügge. Ich habe die siegreichen Thierchen gesehen, muß aber leider bekennen, daß ich in die Geheimnisse der Vögelzucht nicht tief genug eingeweiht war, um die Vorzüge, worauf die Bekrönung gestützt sein mochte, erkennen zu können. Bei andern Ausstellungen ist mir's freilich schon eben so ergangen. Einer der Eigener mochte bemerken, daß ich sein bekröntes Männchen oder popje mit forschendem oder zweifelndem Nachdenken betrachtete; er nahm plötzlich den Käfig vom Gestell, brachte ihn mir in's beste Licht, und machte dann unter und hinter dem Bauer mit der rechten Hand allerlei Wendungen, als zöge er magische und magnetische Kreise, indem er dabei mit Zunge und Zähnen einen eigenthümlich sissenden Ton hervorbrachte. Als der Vogel vermuthlich in bester Stellung war, sah mich der Mann mit der stummen, aber beredten Frage an: nun, ist das nicht ein Vogeltje aller Kronen werth? Ich konnte nicht umhin, dem Glücklichen ein stummes, aber vielsagendes Zeichen des Einverständnisses zuzunicken; allein, aufrichtig gestanden, gesehen und begriffen hatte ich die Vorzüge des Thieres nicht. So wahr ist es, daß sich Nichts in der Welt ohne umfassenden Sachverstand und eingeübten Schönheitssinn beurtheilen läßt!

2.

Preisvertheilungen. Festlichkeiten und Uebertreibungen. Oeffentliche Ehrenbezeugungen. Taufe Karl's V. Feierliche Einzüge. Ein Tanzbuch.

Alle Ausstellungen und Preisvertheilungen finden unter gewissen Feierlichkeiten Statt. Die Säle werden geschmückt, die Landes= und Stadtfarben entfaltet, die Bildnisse des Königs und der königlichen Familie aufgestellt u. s. w. u. s. w. Vor allen Dingen aber wird geredet und beim Reden wird Patriotismus

entwickelt. Ohne Rede keine Feierlichkeit und ohne Patriotismus keine Rede. Da nun jede patriotische Wendung und Anspielung stets eifrig beklatscht wird, so kann man sich denken, wie Viele alljährlich in Belgien reden, und wie Viele klatschen!!

Fast sollte man glauben, das Klatschen sei eine belgische Erfindung; wenigstens behaupten belgische Geschichtsschreiber, daß schon das Heer der Kreuzfahrer unter Balduin am 10. April 1204 beim Aufpflanzen des flandrischen Löwen auf den Mauern von Konstantinopel geklatscht habe — battit des mains. (Curtier, Ann. du Comité flamand II, 190, mit Berufung auf Histoire des Comtes de Flandre, I, 460.)

Die Namen der Sieger und Redner werden natürlich öffentlich bekannt gemacht. Es sind das immer willkommene Bissen für die Unzahl von Zeitungen, die während der politischen Windstillen häufig nicht wissen, womit sie die Spalten anfüllen und namentlich den Artikel „Verschiedene Vorfälle" anziehend machen sollen, wenn ihnen nicht ein Junge den Gefallen thut, in's Wasser zu fallen, oder ein Betrunkener sich die Nase zerstößt, oder ein vornehmer Pflastertreter heirathet, was Alles ausführlich berichtet und in Dutzenden von Blättern nachgedruckt wird. Sind die Sieger verkündet, so beeifern sich Freunde und Genossen, dem Gefeierten ihre Theilnahme an den Tag zu legen. Der Bekrönte wird feierlich beglückwünscht oder noch feierlicher „eingeholt"; man veranstaltet Festessen und Ständchen, man macht ihn zum Ehrenmitgliede eines Vereins, dem er noch nicht angehört, man läßt Denkmünzen schlagen oder man ersinnt sonst eine Aufmerksamkeit. Daß dabei wiederum Reden gehalten werden, versteht sich von selbst. Ist der Gefeierte wohlhabend oder besonders hochherzig, so gibt er nun seinerseits ein Fest, wobei sich das Redenhalten abermals von selbst versteht; und so ist man mitunter wahrhaft unerschöpflich in gegenseitiger Anerkennung und Dankbarkeit. Und nebenbei immer vergnügt, oder, wie es im Vlamischen heißt, geestig oder blijgeestig! Denn der Vlaming stellt die heitere Lust und den fröhlichen Spaß so hoch, daß geestig bei ihm nicht geistig oder gar geistvoll, sondern lustig bedeutet und ein geestigaart ein rechter Spaßvogel ist.

Auch glaubt man nicht leicht, des Guten zu viel thun zu können. Ich habe in einer kleinen Stadt eine ganze Straße mit Fahnen, Teppichen, Blumengewinden und Ehrenpforten in einer Weise geschmückt gesehen, als habe es sich um den Durchzug einer hohen Fürstlichkeit gehandelt; und das geschah Alles einem Knaben zu Ehren, dem in einem der gewöhnlichen Schulwettstreite der Gegend ein Preis zugefallen war. In Gent wurde einst der ganze Freitagsmarkt erleuchtet, aus keinem andern Grunde, als weil daselbst ein Athenäumsschüler wohnte, der beim allgemeinen Konkurse einen hervorstechenden Sieg davongetragen hatte. Im Frühjahr 1858 wurde eine Straße mit Flaggen behangen, weil ein Metzger darin wohnte, der einen gekrönten Ochsen „gekauft und geschlachtet", und bei der Gelegenheit seinen Laden mit lockenden Blumen und Fähnlein geschmückt hatte. Da kann es denn freilich nicht Wunder nehmen, wenn auch siegende Künstler und Schriftsteller eine Aufmerksamkeit erregen, die einen Deutschen wahrhaft in Erstaunen setzen muß, und die leicht zu bedenklichen Folgerungen Anlaß geben könnte. In St. Nikolaus wurde ein junger bekrönter Dichter, Namens Billiet, in einer Art gefeiert, wie es anderswo den allerhervorragendsten Geistern nicht widerfährt. Er hatte bei einem Wettkampfe, der 1857 von der literarischen Gesellschaft Vriendschap zu Rousselare ausgeschrieben worden war, mit einem Dichtstück: „Ein ausgezeichneter Belgier", den ersten Preis gewonnen, bestehend in einer vergoldeten Ehrenmünze und 200 Franken in Geld, während der zweite von einer Frau, Wittwe Courtmans, mit einem Gedichte „über das Papstthum" erlangt wurde. Als er von der festlichen Preisertheilung zurückkam, ward er am 12. April 1858 von seinen Stadtgenossen in feierlichem Zuge eingeholt und beglückwünscht. Ueber dreißig Vereine mit fliegenden Fahnen und Standarten nahmen daran Theil, gegen 40 Wagen fuhren ihm entgegen, die Behörden, die Bürgergarde, die Garnison, waren vertreten, die Straßen verziert, viele Häuser mit Inschriften versehen, eine Ehrenpforte errichtet ꝛc. ꝛc. So ward „der Prophet im Vaterlande" empfangen und wie im Triumphe nach der Schaubühne der Gesellschaft Rhetorica, wo er sein Gedicht vortragen mußte, geführt, und demnächst nach seiner

Wohnung geleitet. Abends war eine Vereinigung im Lokal des Burgerkrings, wo dem Gefeierten eine vergoldete silberne Feder überreicht wurde.

Man muß gestehen, daß solche Lebhaftigkeit in Theilnahme- und Freudenbezeugungen, selbst bei offenbaren Uebertreibungen, etwas sehr Schönes und Ansprechendes hat. Doch wird man sich zu hüten haben, dabei, soweit die Menge in Betracht kommt, ein allzuhohes Interesse an der Sache selbst, namentlich an Kunst und Wissenschaft, zu unterstellen. Es ist weniger der Antheil am Geleisteten oder das Verständniß für die Bestrebungen des Gefeierten, als vielmehr der alte genossenschaftliche Geist und das Gefühl der Zusammengehörigkeit nach Straße und Stadttheil, was die Leute zum Jubel stimmt. Sie erblicken im Siege des Einzelnen einen Sieg der Gesammtheit. Noch mehr aber ist es der unerschöpfliche Hang zu Lust und Schaugepränge, was die Straßen schmückt und die Lichter und Pechtöpfe flammen läßt. Es brauchen nur Einige den Anstoß zu geben, aus Höflichkeit oder Gefälligkeit oder um sich selbst hervorzuthun, und die Andern folgen schleunig nach. Viele Schwierigkeiten sind ja nicht zu überwinden. Hundert Ueberlieferungen geben das Nöthige an die Hand. Jedes Haus hat gewissermaßen seinen herkömmlichen Posten, seinen üblichen Schmuck, namentlich in den Straßen, welche die jährlichen Sakraments- oder sonstigen Umzüge, die wir demnächst noch näher kennen lernen werden, berühren: Fahnen, Blumenkronen, Kränze, Bänder, Alles ist längst vorhanden, oder steht leicht zu erneuern und zu vermehren; und so genügen wenige Minuten, um einen ganzen Stadttheil zu schmücken, wenn auch nicht immer geschmackvoll, doch immer heiter und lustig.

Ich erinnere mich, in deutschen Schriften der Meinung begegnet zu sein, daß in Belgien die Kunst eine ganz andere Stellung einnehme, als in Deutschland. Belgien sei das „nationalste Land der Welt". Jedermann, vom Könige bis zum Letzten des Volkes, bestrebe sich, einem Künstler, der sich auszeichne, sofort seine Anerkennung zu zollen und ihm gleichsam, wie für eine nationale Ruhmesthat, zu danken rc. Daran ist etwas Wahres. Man wird aber doch sehr wohlthun, dergleichen nicht allzu buch-

stäblich zu nehmen, oder eine zu große Bedeutung für Kunstleben und Kunstsinn darauf zu legen. Es gilt hier, wie in so vielen Stücken, der Satz, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt. Man darf nicht übersehen, daß in Belgien neben vielem Tüchtigen auch sehr viel Schein, sehr viel Gemachtes und außerordentlich viel Zeitungstugend besteht. Belgien hat seit 1830 Außerordentliches geleistet; man kann dies mit Bewunderung anerkennen, wenn auch von den Lobeserhebungen, welche gang und gebe geworden sind, ein gut Theil völlig hinweggestrichen werden muß. Nicht jede Schaumünze ist echt! und selbst die echten haben oft ihre sehr ungefälligen Kehrseiten. Echt aber, unverwüstlich echt, ist das Behagen und die Freude an glänzendem Aufputz und öffentlichen Schaustellungen.

Welcher Eifer! welch' kirchlicher Sinn! möchte man zuweilen ausrufen, wenn man die rege Theilnahme gewahrt, welche an manchen Orten bei religiösen Umzügen und Festlichkeiten sich kundgibt. Welche Liebe zum Königshause! welche Anhänglichkeit und Dankbarkeit! hat man oft wiederholt, als 1853 und 1856 Millionen aufgewendet wurden, um die Vermählungs- und Jubiläumsfeierlichkeiten glänzend zu begehen. Und sicher, die Belgier sind noch vielfach religiös! sie haben auch ohne allen Zweifel viel Liebe zum Königshause, und waren ihrem Leopold unendlich verpflichtet! Aber dennoch und bei alle dem würde man sich sehr irren, wenn man alle Umzüge und alle Millionen auf Rechnung der Liebe zur Kirche und zum Könige setzen wollte.

Ganz abgesehen von den Einflüssen der Eitelkeit und des Eigennutzes Einzelner, ist es hauptsächlich die Neigung des gesammten Volkes zu Aufzügen und Schaugepränge, welche in Anschlag gebracht werden muß. Man ist 1853 und 1856 einem uralten Zuge gefolgt, als man jene endlosen Kavalkaden veranstaltete und jenen feenhaften Festglanz entwickelte, der alle Welt in Erstaunen gesetzt hat. Zu allen Zeiten haben die Belgier und namentlich die Brabanter und Vlamingen, ihren Fürsten solche Einzüge und solche Festlichkeiten bereitet, oft aus Neigung, öfterer vielleicht aus Berechnung, immer aber mit zweifellosem Behagen am eigenen Werk. Selbst auswärtigen Herrschern, von König

Philipp dem Schönen bis auf Kaiser Napoleon und Kaiser Alexander, sind zuweilen sehr glänzende Feste gegeben worden. Als Philipp der Schöne von Frankreich mit seiner Gemahlin 1301 Gent besuchte, „trachtete Jeder den Andern in allerhand Köstlichkeit zu übertreffen" und die Stadt verwandte an 27,000 Gulden. Die Brügger, die in den nächsten Monden alle Franzosen in ihrer Stadt erschlugen und ein Jahr darauf dem königlichen Herrn in der berühmten Sporen-Schlacht bei Kortrik eine vernichtende Niederlage beibrachten, zeigten nicht minder „Freude und Triumph"; die schönen Brüggerinnen erschienen in solchem Glanz, daß die Königin Johanna voll Neid und Aerger ausgerufen haben soll: „Ich wähnte, hier allein Königin zu sein, aber es scheint, als seien Alle Königinnen, die ich hier sehe." (Despars, II, 59. 61).

Sogar in bösen Zeiten und bei arger Behandlung von Seiten ihrer Fürsten vermochten die Flanderer den tiefen Hang nicht lange zu unterdrücken. So schnell und selbstvertrauend sie zu den Waffen griffen, so gern kehrten sie doch zum Geschäft zurück und so vergnüglich vertauschten sie das Kriegsbanner mit dem Wappenschilde der Feste, wenn man „dem gestrengen und durchlauchtigen Herrn" nicht anders beikommen konnte. Philipp der Gute verfuhr 1453 gegen die empörten aber geschlagenen Genter mit solcher Strenge, daß ihm 2000 der Vornehmsten baarhäuptig und baarfüßig, zum Theil in bloßem Hemde, eine halbe Meile weit entgegen gehen und knieend um Vergebung anflehen mußten, ehe er sie wieder zu Gnaden aufnahm; alle Banner und Standarten mußten abgeliefert werden, das Thor, durch welches man ausgerückt war, ward für alle Zeiten vermauert, viele Rechte gingen verloren 2c. Allein das alles hinderte nicht, daß ihm wenige Jahre darauf der glänzendste Empfang bereitet wurde. Bei seinem Einzuge 1458 wurde er „mit solchem Triumphe und mit solcher Würdigkeit bewillkommt, eingeholt und gefestirt, daß es nicht wohl möglich wäre," sagt ein Chronist, „Alles zum Vollen zu beschreiben". (Chron.-Ausg. der vlam. Bibliophilen. II, 214).

Ein anderes Jahrbuch hat viele Einzelheiten überliefert; die Aufzählung der verschiedenen Schaugebilde, Inschriften, Beleuchtungen, Verzierungen 2c. füllt über 40 Seiten aus. Eines der

Schaugerüste enthielt die Darstellung des verlorenen Sohns mit der gewiß bezeichnenden Inschrift: pater peccavi! Vor dem Thore harrten die Deken und Geschworenen der Gewerke mit brennenden Fackeln oder großen Kerzen, und knieten nieder, als der fürstliche Zug herannahte. Alle Straßen, durch welche der Einzug ging, waren zu beiden Seiten mit Tuch in den Farben des Herzogs, schwarz, grau und roth, behangen und mit 760 brennenden Kerzen besteckt.

Noch leichter nahmen es die Brügger. Sie machten schon 1437 ihren Frieden mit dem Herzoge und verstanden sich dabei zu dem demüthigsten Verhalten. Vor allen Dingen mußten sie Buße thun, nachzahlen &c. Und doch baten sie bereits 1440, daß der Fürst, der noch grollen mochte, „zum Zeichen wahrhaftigen Friedens“ ihre Stadt mit seiner Gegenwart beglücken wolle. Auch hier zogen alle Würdenträger und die angesehensten Personen, 1400 an der Zahl, dem Herzoge weit entgegen, fielen „auf beide ihre Kniee, baarfüßig, baarhaupts, und mit schwarzen Keerels umgürtet, überreichten die Schlüssel der Stadt, und flehten mit beiden Händen und mit lauter Stimme allesammt um Gnade“.

Erst schwieg Philipp; auf Fürbitten des Herzogs Karl von Orleans aber sprach er ihnen freundlich zu und gab die Schlüssel zurück, worauf „Alle, das ganze Feld hindurch, mit überlauter Stimme riefen: Noël! Noël!“

Dann folgte der Einzug in die Stadt und acht Tage lang, vom 11. bis zum 19. December, eine Entfaltung von Glanz und Herrlichkeit, wie Gleiches noch nicht vorgekommen war.

Brügge stand damals auf dem Gipfel der Fülle und des Ansehens. Wenige Städte der Welt thaten es ihm gleich, noch wenigere zuvor. Von dem schweren Schlage, der ihm 1382 von den Gentern versetzt worden war, hatte es sich erholt, und die Geschicke, welche später seinen Handel vernichteten und Antwerpen zu einer der ersten Handelsstädte der Welt erhoben, lagen noch im Schooße der Zukunft. Alle bedeutenden Handelsvölker hatten damals in Brügge ihre Niederlagen und Vertreter.

Natürlich unterließen es die fremden Handelsherren, die gar oft auf die Politik der Brügger bedeutenden Einfluß übten, nicht,

an den Huldigungen und Freudenbezeugungen, welche dem Landesfürsten dargebracht wurden, sich glänzend zu betheiligen. Voran standen „die Kaufleute von der deutschen Hansa". Sie zogen unmittelbar nach der Geistlichkeit, die den Herzog am Thore mit einem Tedeum empfing und dann in feierlicher Procession voranschritt, während „alle Glocken und Schellen" der Stadt, vom Belfried bis zum kleinsten Kapellchen, in jubelndem Geläut ertönten. Die Hanseaten waren sämmtlich zu Pferde, 136 an der Zahl; sie waren gleichmäßig in rothen Scharlach gekleidet, mit schwarzen gehäkelten Mützen, worüber schwarze Filzhüte getragen wurden. In der Mitte zog „Meister Hermann" mit vier Pagen und zwei Herolden unter kaiserlichem Wappen; sein Pferd war „von oben bis zur Erde" mit dem Reichswappen behangen.

Auf die Hanseaten folgten die Spanier, 48 Mann, ebenfalls beritten; sie trugen Kleider von rothem und grünem Tuch, „gelb durchschnitten von oben bis unten", und wurden von acht Pagen begleitet, die in Seide von gleichen Farben gekleidet waren. Dann kamen die Mailänder, 40 an der Zahl, gleichfalls zu Pferde, in „Lila Scharlachtuch", die Diener in „Lila Laken", mit einem Herold unter dem Wappen des Herzogs von Mailand an der Spitze.

Hierauf folgten die Venediger, in gleicher Zahl, mit violettseidenen Gewändern; demnächst die Luccaner, in grau-seidenen Stoffen, mit großen Filzhüten von gleicher Farbe; sie hatten ihre ähnlich gekleideten Diener zu Fuß neben sich und an der Spitze einen Boten, der statt des Hutes eine weißrothe kaproen nach den Farben von Lucca trug.

Darauf ritten die Genueser, 36 an der Zahl; dann folgten die Florentiner, die Katalonier, und zuletzt die Portugiesen. Die Genueser waren sehr hervorstechend in grauen Damast gekleidet und hatten ihre Diener, in grauen Tuchgewändern, zu Fuß neben sich. Der Florentiner waren 22; sie trugen sämmtlich blauen Damast, ihre Diener blaues Tuch, dazu graue Laken-Kaprunen und breite Filzhüte von gleicher Farbe. Die Spanier hatten Kleider von violettem Tuch; als Herold ritt ein Maure einher, in Grau, Lila und Blau, mit dem Wappenschilde von Aragon in

den Händen. Die Portugiesen endlich trugen „Seidenlaken“ nach den Farben ihres Landeswappens.

Auf diesen Zug folgten die Würdenträger und Beamten der Stadt: zunächst der landesherrliche Amtmann und die Schultheißen, dann die Bürgermeister, die Schöffen, die Räthe, die Schatzmeister, die Hauptleute 2c.

So führte man den Herzog und sein glänzendes Gefolge durch die Hauptstraßen der Stadt bis zur alten Hofburg der Grafen von Flandern.

Die Häuser zu beiden Seiten waren überall mit rothem Tuch und mit allerlei köstlichen Teppichen geschmückt; ebenso war der große Marktplatz mit rothen, blauen und weißen Lakenstücken behangen und an vielen Stellen mit den Wappen verschiedener Nationen verziert. An den Straßeneinmündungen waren Ehrenpforten und mancherlei sonstige Zierrathen errichtet.

An zahlreichen Plätzen hatte man Trompeterbanden und andere Spielleute mit Harfen, Lauten, Flöten, Schalmeien, Tamburinen 2c. aufgestellt, die natürlich alle ihr Bestes thaten, um ihre Kunst zu zeigen und die von der Stadtbehörde ausgelobten „Preise“ zu gewinnen. Ueber dem Eingangsthore z. B. ließen 80 silberne Trompeten und Posaunen nach beendigtem Tedeum „ein solches plaisant ende melodieux gheclanck erschallen, daß sich ein Jeder darüber freuen und vergnügen mochte, der es hörte“. Sie eilten alsdann dem Zuge voraus und empfingen den Herzog wieder bei den Hallen mit einem so außerordentlich lustigen Stück, „das es ein Wunder anzuhören war“.

Etwas, was noch „nie zuvor in Flandern angewendet worden“, waren die bildlichen Darstellungen mit stummen Personen und erläuternden Inschriften, welche man auf mehreren Bühnen und Gestellen an den Straßenecken angebracht hatte. Einige davon müssen ungemein ausdrucksvoll und naiv gewesen sein. So sah man unter andern Vater Hiob, in allem Elend, nackt auf einem Misthaufen sitzen, „drei Spielleute an der einen Seite und sein zänkisches Eheweib an der andern, während eine Rolle in seiner geduldigen Hand besagte: Dominus dedit, Dominus abstulit, sicut Domino placuit, ita factum est,“ was

nach der Erläuterung des Jahrbuchschreibers Despars, der freilich über hundert Jahre später schrieb, andeuten sollte, daß die von Brügge in ihrer „meeste miserie“ auf Niemand mehr vertrauen mochten, als auf das Wohlwollen ihres natürlichen Herrn und Fürsten.

An einer andern Stelle war Maria Magdalena, dem Herrn zu Füßen fallend, aufgestellt, mit dem Zettel: Dimittuntur ei peccata multa, quia dilexit multum, was natürlich ebenfalls eine Anspielung auf das sündhafte und reuige Brügge sein sollte.

Ferner sah man Johannes den Täufer in der Wüste, mit dem Rufe: parate viam Domini! — ein Bild, das die besondere Aufmerksamkeit des Herzogs erregte. An drei andern Stellen waren je vier Propheten mit allerlei anspielenden Bibelstellen angebracht. Auch die Königin Esther und ihr Gebieter, König David mit der Harfe, Jesus und Zachäus und viele andere Persönlichkeiten und Gegenstände waren dargestellt. Die Hanseaten hatten „drei Seeruderer (zeerudders) und eben so viele Meerweibchen (mareminnen) so natürlich, wie es nur irgend möglich war, nach dem Leben (!) abbilden und bemalen lassen“, welche in dem Wasserbecken des Marktbrunnens umherschwammen. Ueber dem Brunnen war ein Gerüst angebracht, worin einige Chorknaben und andere Kinder saßen und so uytnemende melodieuselick sangen, als wären es leibhaftige Engelein gewesen. Das haarsträubende Gegenstück dazu war ein Seiltänzer, der in schwindelnder Höhe zwischen den beiden Thürmchen des Hallengebäudes die halsbrechendsten Sätze machte.

Besonders bemerkenswerth und willkommen war auch die Freigebigkeit und die Art und Weise, wie man Tag und Nacht allen durstigen Lippen die erquickendsten Getränke spendete. Vor einer Herberge war ein Springbrunnen eingerichtet, der in zwei Röhren Nichts als Rheinwein sprudelte, und zwar in so großer Fülle, daß der köstliche Saft bis mitten in die Straße floß.

An einer andern Stelle saß ein kleiner Mohr mit einer Flasche, aus der fortwährend gute romenie strömte. An einer dritten Stelle sprang Rheinwein aus der Keule eines wilden Mannes. Auch ein kleines Männlein war da, das in derselben

Weise Tag und Nacht trefflichen hypocras spendete, wie das weltberühmte manneken-pis zu Brüssel einfaches Wasser liefert. Ooc stont er een aerdich vroukin, ghevende van zelfs melck uyt beede haerlieder boesems; ten andern cant stont een zotkin, pissende deurgaens goeden rynschen wyn.

Des Abends war die Stadt glänzend erleuchtet. An den höchsten Thurmspitzen waren große „sackförmige Laternen" mit Kerzen angebracht, welche die ganze Nacht brannten und weithin über Land und Meer gesehen wurden. Der Herzog machte mit seinem Hofstaate und allen anwesenden Herren und Frauen einen Ritt durch die Straßen, wobei immer neue Zeichen von Lust und Jubel auftauchten; der Darstellungen, Tänze, Gesänge, Musikleistungen, battementen (wir werden später sehen, was darunter zu verstehen ist), war kein Ende.

An den folgenden Tagen veranstaltete der Herzog mehrere Turniere auf dem Markt; auch in hohen Kriegssätteln ward gestochen, wobei afgriselicke groote Waffenthaten verübt wurden. Dann nahm er ein glänzendes Mittagsessen, woran die Frauen und Jungfrauen Theil nahmen, auf dem großen Saale des Schöffen- oder Rathhauses an.

Am 17. December kam der Sohn des Herzogs, Graf Karl von Charolays, später der Kühne geheißen, nebst Gemahlin von Brüssel, was zu neuen Aufzügen und Freudenbezeugungen Veranlassung gab, bis endlich ein weiteres Stechen in Kriegssätteln die Festlichkeiten schloß.

Die besondere Sorge für öffentliche Getränkespendung findet man auch schon bei frühern Gelegenheiten. Als Herzog Philipp der Gute seine dritte Gemahlin, Isabella von Portugal, heimführte und, nach dem Beilager in Damme, am 10. Januar 1429 feierlich in Brügge einzog, war vor der Hofburg ein Löwe angebracht, der, in Anspielung auf den herzoglichen Wahlspruch, Stahl und Feuerstein, woraus Rheinwein sprang, in den Klauen hielt. Innerhalb des Hofes saß ein Hirsch, dem aus der rechten Vorderpfote zu Jedermanns Belieben herrlicher „Rothwein von Bayonne" quoll. Der Fürstin waren dies „Neuigkeiten", an denen sie großes Behagen fand. Noch mehr aber war sie erfreut und erstaunt, als

sie in den für die Hochzeitsfeierlichkeiten auf hohen Mastbäumen erbauten Saal trat und dort ein Einhorn fand, dem aus dem Vorderhuf köstliches Rosenwasser floß, während aus dem Horne nach und nach die herrlichsten Weine hervorsprudelten, als: hypocras, malviseye, romenie, muscandeel ende andere.

Es ist bekannt, daß Philipp bei dieser Gelegenheit auch den berühmten Orden vom goldenen Vlies, mit 24 Rittern, von denen jeder 1000 Gulden jährlich bezog, errichtete. Die festliche Einweihung geschah indeß erst später, denn nun hatte der Herzog, wie der Chronist meint, „mit der Hochzeitsfeier genug zu thun, wobei keine Kosten gespart wurden; acht Tage lang mochte Jedermann kommen um zu essen und zu trinken, den es gelüstete“.

Noch glänzender ging es her, als Karl der Kühne nach der Bezwingung Lüttichs (1466) seinen Einzug hielt und zwei Jahre darauf mit Margarethe von York sich vermählte.

Beim Hochzeitsmahle wurden die Speisen in vierzehn silbernen oder vergoldeten Schiffen verschiedener Form, mit Masten und Takelwerk 2c., auf die Tafel gebracht; jedes Schiff hatte vier vergoldete Böte, die als Schüsseln dienten. Dreißig, oder nach Andern vierzig Gerichte wurden aufgetischt (Despars IV, 32, 33). Dabei kamen allerlei Darstellungen und Späße vor: ein vergoldeter Thurm mit Geflügel, ein Einhorn an goldener Kette mit einem Leoparden 2c. 2c. Beim Nachtische erschienen Amoretten mit Räucherfässern, ein Geschenke spendendes Seraphimchen auf einem Dromedare und dergl. mehr. Und dann erst die Weine!! Kurz das Gastmahl von Antonius und Kleopatra und die sechshundert Straußenköpfe, welche Heliogabalus auftischen ließ, meint der gelehrte Sanderus in seinem „verherrlichten Flandern“, waren in Schatten gestellt.

Auch unter Maria und Maximilian und unter der kurzen aber glänzenden Regierung Philipp's des Schönen fanden zahlreiche und prächtige Festlichkeiten Statt. Vor Allem jedoch war es die Zeit der vielbewegten und ruhmreichen Herrschaft Karl's V., welche die pracht- und schaulustigen Belgier mit Aufzügen, Wettkämpfen, theatralischen Darstellungen und sonstigem Fest- und Schaugepränge aller Art überschüttete.

Karl ist der volksthümlichste Fürst der Niederlande gewesen. Besonders in Flandern, und namentlich in Gent, ist er ein Gegenstand von zahlreichen Geschichten und Späßen. Die große Leutseligkeit des Kaisers, bei allem Stolz und mancher Härte, macht das erklärlich. Er kannte und schätzte seine Genter wie wohl Keiner zuvor; er war unter ihnen geboren und aufgewachsen; in ihm erschien ihnen seit länger als zwei Jahrhunderten einmal wieder ein Graf, der geläufig und gern in der Landessprache zu ihnen redete. Und dabei war er kein Fürst, der dem heitern Sinne und der Schaulust des Volkes abgeneigt oder entgegen gewesen wäre. Wenn sie nur die alten und neuen Freiheitsgedanken vergaßen und seinen Geldanforderungen genügten, mochten sie im Uebrigen ihren Gewohnheiten und Neigungen leben; er verkümmerte ihnen nicht leicht einen Umzug oder eine Feierlichkeit; im Gegentheil, sein ganzes Leben, von der Wiege bis zur Thronentsagung, war ein unaufhörlicher Anlaß zu Festzügen und Begrüßungen, zu Huldigungen und Schaugenüssen aller Art. Gleich die Geburt, am 24. oder 25. Februar 1500, wie wurde sie jubelnd durch's ganze Land gefeiert! In einem kleinen Zimmer des „Prinzenhofes" zu Gent, das noch gegenwärtig gezeigt wird, soll der Knabe, der bestimmt war, schon im jugendlichsten Alter den reichsten Ländern der alten und neuen Welt zu gebieten, der Erbe jener Reiche, in denen die Sonne nicht unterging, das erste Lebenslicht erblickt haben. Welche Hoffnungen, welcher Freudentaumel, welche Schätze an seiner Wiege! Der glückliche Vater machte ihn zum Herzog von Luxemburg und zum Ritter des goldenen Vließes; die Genter verehrten ihm ein Schiff von Silber, 50 Pfund schwer; Margarethe von York, seine Stiefurgroßmutter, schenkte ihm eine goldene Tasse mit kostbaren Steinen, Margarethe von Oesterreich, seine Base, eine goldene Schale voll Perlen; der Fürst von Chimay, Karl von Croy, überreichte einen silbernen Helm mit einem goldenen Phönix, Johann, Herr von Bergen-op-Zoom, ein vergoldetes Schwert, und die Geistlichkeit ein kostbares Evangelienbuch mit der Aufschrift: Scrutamini Scripturas, durchgründet die Schrift!

Die öffentliche Tauffeierlichkeit fand am 7., nach Andern am

9. März 1500 (Blommaert im Belg. Mus. II, 236) in der jetzigen St. Baafs- oder Bavo's-Kirche, damals noch St. Johannes geheißen, Statt. Man hatte dazu vom Fürstenhofe bis zur Kirche, also eine volle Viertelstunde weit, eine Galerie gebaut, überall mit prächtigen Teppichen belegt, mit 1800 brennenden Fackelkerzen besteckt und mit „drei köstlichen Pforten" versehen, wo zahlreiche Trompeter und Schalmeier standen und allerlei sinnreiche Schildereien angebracht waren. Die Pforten hatten besondere Namen: die erste war die Pforte der Weisheit, die zweite die Pforte der Gerechtigkeit, die dritte, am Fuße des alten Belfried oder Belfroot, die Pforte des Friedens.

Die Schöffen und die angesehensten Männer der Stadt eröffneten den Zug; dann folgte der Hof; Margarethe von York, von zwei Herren geleitet, trug das Kind.

Nach der Taufhandlung wurden drei Mal goldene und silberne Münzen unter das Volk ausgeworfen: zuerst von Seiten Philipp's, dann auf Anordnung der Stadtbehörde, und endlich von der Tochter eines reichen Tuchhändlers. Dieser hatte vor seinem Hause, wie erzählt wird, eine Arche errichten lassen, worin fünfzig Männer mit brennenden Fackelkerzen standen, das hübsche Kind in der Mitte, welches ein Theilchen der Schätze des Vaters mit vollen Händen ausstreute. Dem Prinzen wurde im Vorbeitragen eine goldene Tasse verehrt.

Unter dem sonstigen Schaugepränge, welches bei diesen Tauffesten Statt fand, wird ein Stück erwähnt, das recht eigentlich zeigt, bis zu welchen Einfällen man sich bei solchen Gelegenheiten verstieg, selbst wenn es nur einen geringen Kern von Wahrheit haben sollte. Man hatte vom Belfried bis zum St. Nikolausthurme, also an 150 Schritte weit, hoch über Häuser und Straßen hinweg, Seile gespannt, solche mit Brettern belegt und auf diese Weise eine luftige Galerie errichtet, welche Abends beleuchtet und bewandelt wurde. „Und der Mann, der dies alles phantasirte, der war der Ziegeldecker Marten von Gent." So erzählt, im Einklange mit einer alten noch vorhandenen Schilderei, eine Handschrift, die sich auf den Großvater des Schreibers als Augenzeugen beruft. (Blommaert, Belg. Mus. II, 138.)

Daß übrigens die Neigung zu kühnen Wunderlichkeiten auch noch jetzt nicht ganz erloschen ist, zeigt der Gebrauch, den man neuerdings von der Windfahne des Belfried, dem alten berühmten Drachen, gemacht hat. Derselbe gewährt zwischen seinen gehobenen Flügeln und in der Höhlung seines Bauches einigen Raum, zwar nicht allzu einladend, aber auch für sichere Füße nicht unzugänglich. Diesen halte man zur Aufstellung von brennenden Pechtöpfen, zur Abschießung von Feuerpfeilen, zum Schwenken einer Fahne 2c. benutzt.

Von den Schätzen und Geschenken, welche bei der Taufe Karl's prunkten, scheint wenig erhalten zu sein. Der Taufkessel, in Form einer blauen, besternten, von einer Schlange umwundenen Weltkugel, steht im linken Kreuzschiff der St. Baafskirche; die Wiege aber befand sich 1859 nach mancherlei Fahrten und Geschicken in der neueingerichteten Sammlung von Alterthümern und Waffen im Haller-Thorgebäude zu Brüssel. Daselbst war auch ein anderes Ueberbleibsel ehemaliger Schätze zu sehen, mit dem die Wiege lange Zeit in gleicher Vergessenheit zubrachte — der Federmantel des Montezuma.

Noch in der Wiege fast, im September 1501, wurde Karl mit Klaudia, Tochter Ludwig's XII. von Frankreich, verlobt, was natürlich zu neuen Festen Veranlassung gab. Aber das Werk der Staatsberechnung hatte keinen Bestand. Schon im Jahre 1507 fand eine anderweite Verlobung mit Maria von England Statt, die zwar ebenfalls nicht zur Ehevollziehung führte, die aber wiederum mit gewissenhaftem Eifer gefeiert und verherrlicht wurde.

In demselben Jahre ward der Einzug Karl's mit seinem Großvater und Vormund, Kaiser Maximilian, gefeiert. Im Jahre darauf gab der Frieden von Kamerik (Cambray) zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich Veranlassung, öffentliche Festspiele und Freudenbezeugungen zu veranstalten. Selbst in kleineren Städten fanden dergleichen Vergnügungen Statt. In Audenarde z. B. setzte der Stadtrath vierundzwanzig Kannen Weins aus als Preise für „Dialoge und ebattementen“, die von sieben Rhetoriker-Vereinen, die wir später genauer kennen lernen werden, bei der Gelegenheit aufgeführt wurden.

Dann kam die Volljährigkeitserklärung Karl's und seine feierliche Einhuldigung, dann seine Wahl, seine Krönung zum Kaiser, seine Vermählung, die Geburt seines Sohnes, sein bewegtes Reise- und Kriegsleben, kurz ein Jubelanlaß nach dem andern; denn kein Auszug, kein Sieg, kein Friedensschluß, keine Heimkehr, blieb so leicht ohne Feier. Besonders hoch ging es 1529 nach dem Frauenfrieden von Kamerik her, wo feierliche Umzüge, Freudenfeuer, Bilderdarstellungen (figuer vertooningen), Preiskämpfe und andere Lustbarkeiten sonder Zahl Statt hatten.

Wie zahlreich aber auch die Veranlassungen waren, welche die staatlichen Verhältnisse zu allgemeinen Vergnügungen unter Karl's Regierung darboten, sie genügten den Lust- und Jubelbedürfnissen der Belgier noch keinesweges. Fast in jedem Jahre wird, abgesehen von den örtlichen Festlichkeiten, noch von größeren Zusammenkünften zu Preisschießen oder sonstigen Wettspielen berichtet, die in einer der bedeutenderen Städte und Dorfschaften unter tage- ja wochenlangen Feierlichkeiten veranstaltet wurden. So war 1509 ein „Ebattementsfest" zu Wervicke, 1511 eine viertägige Passionsdarstellung zu Audenarde, 1512 ein Rederijkerfest zu Kortrik, 1517 ein gleiches zu Brügge u. s. w. u. s. w.

Ein besonders glänzendes Schaubühnen-Wettringen, landjuweel geheißen, fand 1539 zu Gent mit ausdrücklicher Genehmigung der Landesregierung Statt; 19 Vereine von Rederijkers nahmen daran Theil, und die Bühnenspiele allein dauerten vom 12. bis zum 23. Juni. Alles suchte den höchsten Glanz an den Tag zu legen. Von Audenarde z. B. kamen nicht allein die mitstreitenden Vereinsgenossen, sondern auch eine große Anzahl „Edelleute, vornehme Bürger, Kaufleute und andere Einwohner und Nachbarn"; sie schlossen sich, wie es heißt, „zur Ehre der eigenen Stadt und um Gent als Hauptstadt von Flandern zu ehren", dem Zuge an, der am 6. Juni seinen „feierlichen Eintritt" hielt. Die Audenarder Stadtbehörde trug freigebig zu den Kosten bei; es wurde eine Summe von mehr als 2280 Pfund Parisis — ein für jene Zeit und für einen so kleinen Ort gewiß höchst ansehnlicher Betrag — in Rechnung gebracht und gutgeheißen.

Kurz darauf brachen heftige Unruhen aus. Die Genter, die

keine Ausgabe scheuten, wenn es sich um Festlichkeiten und Freudenbezeugungen handelte, waren keineswegs sehr geneigt, dem Kaiser alle Zeit zu willfahren, wenn er zu seinen unaufhörlichen Kriegszügen Beisteuern verlangte. Und andere Städte dachten eben so. Es entstanden gährende Bewegungen; man berief sich auf beschworene Rechte und Freiheiten, und als Worte Nichts verschlugen, empörte man sich.

Aber die alten Zeiten waren längst vorüber; Karl ward der Widerspenstigen leicht Meister. Die Genter mußten wieder einmal knieend und baarfüßig, und zwar das Mal zum Theil mit Stricken um den Hals, Vergebung erflehen, was ihnen für alle Zeiten den Spottnamen der stropdragers (Stricktträger) einbrachte, während sie bisher einen sehr hochklingenden Beinamen geführt hatten. Fast allen flandrischen Städten kleben seit alten Zeiten gewisse Spitznamen an; so sagt man: die Butteresser von Dixmuede, die Schläfer von Veurne, die Kabeljaufresser von Nieuport, die Lügner von Ardenburg, die Kaninchenfresser von Dünkirchen, die Großsprecher von Thorout, die Pastetenesser von Kortrick, die Nußknacker von Orchies, die Kinder von Ypern u. s. w.; die Genter aber hießen „die Herren von Gent“. Und diese Herren wurden nun zu „Stricktträgern“. Karl seinerseits beschnitt ihre Freiheiten, gab ihnen in der Constitutio Carolina von 1540 einige neue Einrichtungen und ließ mehrere der Hauptanstifter hinrichten; andere wurden verbannt, z. B. Jakob van Hacke nach Cypern, Anton van Hele nach Rom 2c. Ja selbst der große Roland ward verurtheilt, nämlich die größte Glocke des Belfried, welche so oft zu den Waffen gerufen und auch dies Mal zum Aufruhr gestürmt hatte, und welche die Inschrift führte:

Myn naem is Roelant,
als ic cleppe dan is't brant,
als ic luide is het storm in Vlaenderlant.

Sie ward abgenommen und nebst manchen andern Gütern für verfallen erklärt.

Aber lange dauerte der Unfrieden nicht. Karl wußte wohl, was er an den „harten vlamischen Köpfen“, wie er seine Landsleute nannte, hatte. Als ihm einst gerathen wurde, Gent der

Vernichtung Preis zu geben, soll er den Herzog Alba wortspielend gefragt haben: Combien de peaux d'Espagne fallait-il pour faire un tel Gant? Die Genter ihrerseits waren zu lebenslustig und nebenbei auch zu versöhnlich — eine Eigenschaft, die ihnen bis auf den heutigen Tag geblieben zu sein scheint — als daß sie lange hätten zürnen können. Schon im Jahre 1544 ward der alte Roland begnadigt und unter Jubel wieder aufgehängt; und als im Herbst desselben Jahres der Frieden von Crespi zwischen dem Kaiser und dem Könige von Frankreich geschlossen und durch ganz Belgien wegen Beseitigung der französischen Ansprüche auf Flandern und Artois mit besonderm Eifer gefeiert wurde, blieb man auch in Gent nicht stumm.

Noch lauter ging es 1547 her, als die Nachricht von den Siegen des Kaisers in Deutschland eintraf. Einige Zeit später ward der Thronfolger, der künftige Philipp II., bei den Niederlanden eingeführt, und da schien vollends Alles vergeben und vergessen zu sein.

Nur das widrige Stricktragen ließ sich nicht so leicht aus den Gedanken bringen. Zwar hatte die Stadtbehörde schon 1544 unter Trommelschlag und Trompetenklang verkünden lassen, daß Niemand bei schwerer Leibesstrafe aengaende de stroppen te dragen schimpfen solle; allein was konnte das verschlagen? Aus allen Ecken und Winkeln erschollen Anklänge und Anspielungen. Noch 1598 wurde Pieter de Meyere wegen einer solchen „intolerabeln Injurie", die er gleichsam allen Eingesessenen angethan habe, auf drei Jahre verbannt, zunächst aber angehalten, baarfüßig und kniefällig, mit einer brennenden Kerze in der Hand zu büßen und laut zu bekennen, daß es ihm „herzlich leid sei", was er gethan habe. Nur selten waren Auswärtige so rücksichtsvoll wie der Brügger Poet Eduwaert de Dene, der noch um 1560 in seinem „langen adieu" an seine Landesgenossen den alten Beinamen, die Herren von Gent, beibehielt.

Besonders lebhaft waren die Festlichkeiten, die 1553 bei der Heimkehr des Kaisers nach der Belagerung von Metz veranstaltet wurden; der Magistrat lobte 3 bis 8 Lämmer und 20 bis 32 Töpfe Wein als Preise aus. Und doch zog Karl diesmal nicht

als Sieger sondern als Zurückgewichener ein. Zwar hatte er, wie es heißt, geschworen, vor der Festung zu sterben oder sie zu nehmen; allein er sah zuletzt keinen andern Ausgang und keine andere Ausrede als den Scherz: Das Glück sei ein Weib, das dem Alter den Rücken kehre. — Seine Genter und Brüsseler aber wollten gar nicht glauben, daß der Kaiser selbst die Belagerung habe aufgeben können: sie hielten ihn für todt, und eine außerordentliche Bewegung ergriff die Gemüther bei der blitzschnellen Verbreitung dieses Gerüchts.

Doch Karl lebte wirklich noch und die bekümmerten Belgier überzeugten sich bald davon, als er in wohlberechneter Benutzung der herrschenden Stimmung einen feierlichen Einzug hielt, und gleich darauf eine — bedeutende Kriegsbeisteuer in Anspruch nahm.

Das leidliche, ja freundliche Verhältniß, welches in der Regel zwischen Karl und den Niederländern bestand, war großentheils dem klugen und wohlwollenden Benehmen seiner Muhme, der geistvollen Tochter Maximilian's, die in Belgien als Regentin Hof hielt, beizumessen. Zwar hatte Margaretha, die als Frühverlobte des französischen Dauphins in Frankreich erzogen worden war, eine unverkennbare Vorliebe für französische Sprache und Sitte und stand insofern den Vlamingen ferner als Karl; allein sie war milden und fröhlichen oder zum mindesten humoristischen Sinnes und kannte die Belgier zu gut, als daß sie hergebrachten Anschauungen ohne große Noth entgegengetreten wäre. Sie förderte vielmehr manchen Scherz und Jubel. Ihre eigene Hofhaltung war vielleicht die heiterste und geist- und lebensvollste in Europa. Und Karl ließ die kluge Tante klug gewähren. Als man sie einst zu verdächtigen suchte, soll er an die Wand geschrieben haben:

Qui n'a dans sa maison
Ni catin ni fripon,
Qu'il mette ici son nom!

Margarethe lud die berühmtesten Männer der Wissenschaft zu sich ein, liebte Kunst und Poesie und war selbst voll ungewöhnlicher Begabungen. Durch ihre Dichtungen wie durch ihr Leben geht zwar ein Zug von schmerzlicher Trübe und Enttäuschung:

Mes chantz sont de dueil plains ....
Dueil et ennuy me persecutent ....
Secretz regretz de nature ennemis ....
Plusieurs regretz ....
Me tourmentant de si piteuse sorte ....

So lauten einige der von ihr bewahrten Gedichte. Aber dann heißt es auch wieder:

Apres regretz il se fault resjoyr!

Und das war sicher im Geschmack der Belgier.

„Nach dem Bekümmern, nach dem Bereuen,
Muß man von Neuem des Lebens sich freuen.“

Mögen auch nicht alle Gedichte, welche man Margarethen zugeschrieben hat, und worin z. B. auch ihr Geschick, trotz der frühen Verlobung verschmäht worden zu sein, beklagt wird, von ihr herrühren, so ist doch sicherlich manch bedeutsames und scherzhaftes Wort und manche Anregung von ihr ausgegangen. Als sie 1495 in ihrem 17. Jahre zum zweiten Male verlobt und durch Stellvertreter vermählt ward, diesmal mit Don Juan von Aragonien und Castilien, und bei der Ueberfahrt nach Spanien von einem heftigen Sturme überfallen wurde, soll sie sich folgende Grabschrift gemacht haben:

Cy gist Margot, la gente Damoiselle,
Qu'eust deux maris et sy mourut pucelle.

In einem der streitigen Gedichte (Belg. Mus. 9, 141) wird den Vlamingen bedeutungsvoll zugerufen:

O mes Flamens, estes-vous endormiz?
Vous estes ceulx qui me y avez miz,
En ce dangier dont de peur je fremis,
Craignant user en douleur mon cage.
Tous les Franchois vous tenez pour amis
Que vous devez tenir pour ennemis,
Car faussé vous ont ce qu' ilz vous ont promis.

Dann wird den schönen Flamänderinnen folgender Rath gegeben, der wohl auch für andere Schönen noch nicht bedeutungslos ist:

O vous, dames, damoiselles et pucelles,
Vous, bourgeoises, gentilles damoiselles,
Vous, marchandes riches, et toutes celles
A marier, prenez cy exemplaire;
N'alliez pas vos faces, qui sont belles,
A hommes nulz qui vous soient rebelles!

Die burgundische Bibliothek, jetzt die Handschriftenabtheilung der Staatsbücherei zu Brüssel, bewahrt einige merkwürdige Ueberbleibsel von der berühmten Frau. So (Nr. 9258) einen handschriftlichen Erinnerungsvers:

Panses a moy ma cousine,
C'est Margot qui fit la rime.

Ferner (Nr. 9085) ein Tanzbuch, Le Livre des Bassesdanses, das in ihren Kreisen benutzt worden sein soll und das sicher zu den seltsamsten Stücken aus jener Zeit gehört.

Leider muß ich hier abermals eine Unkunde bekennen; denn ich bin in die Geheimnisse der Tanzkunst noch weniger eingeweihet, als in die Tiefen der Kanarienvogelzucht. Aber Eins ist mir doch sofort einleuchtend gewesen, nämlich: daß kein anderes Werk der alten Bibliothek, kein Missale, kein Gebetbuch, keine Chronik vordem so fleißig und erfolgreich benutzt worden ist, als jenes Büchlein der fröhlichen Lust. Durch wie viel reizende Finger mag es geglitten sein, wie viel strahlende Blicke mögen wißbegierig darauf geruht haben!

Zum Glück sind die von einem Holzdeckel geschützten Blätter nicht schwach gewesen und der Grund war schon von Haus aus schwärzlich oder gar schwarz, während die geheimnißvollen Zeichen von dauerndem Silber und Gold sind; allein es hat doch große Mühe gekostet, die vergriffenen Reste wieder auszubessern und zusammenzuhalten. Auch ist die Reihenfolge dabei gestört worden, indem v. Reiffenberg in einer Bemerkung über das Buch andere Seitenzahlen angegeben hat.

Da nicht alle Leser und Leserinnen Gelegenheit haben werden, das goldene Buch an Ort und Stelle kennen zu lernen, so ist es manchen vielleicht nicht unangenehm, noch Einiges darüber und daraus zu erfahren.

Das Werk hat die Form eines länglichen Notenbuchs und besteht aus einigen und zwanzig Blättern. Die ersten sechs enthalten allgemeine Anweisungen und Regeln über die basses-danses, worunter die feineren und gemessenern Tänze der vornehmen Welt, im Gegensatze zu den rauschenden Volks- und Waffentänzen, also wohl Menuetten und dergleichen, zu verstehen sein werden. Pour l'art et l'instruction de basse-danse, heißt es unter Anderm, il est a noter que la basse-danse tout premier est en trois parties divisées, c'est a savoir en grande mesure, en moienne mesure et en petite mesure.

La grande mesure pour entrée de basse-danse se doibt marschier par une desmarche, puis par ung branle, puis par deux pas simples, puis par chincq pas doubles, puis par deux pas simples comme devant, puis trois desmarches, puis faut faire ung branle.

La moienne mesure se doibt marchier par deux pas simples, puis par trois pas doubles, puis par deux pas simples, puis par trois desmarches, puis faut faire ung branle.

La petite mesure se doibt marchier par deux pas simples, puis ung pas double, puis deux simples, puis trois desmarches, et puis un branle.

Ich nehme an, daß dies Alles dem tanzkundigen Leser und der tanzkundigen Leserin vollkommen einleuchtend ist, wenigstens einleuchtender als mir, und füge daher meinerseits nur noch die weitere Auskunft hinzu, daß rücksichtlich der Zeitdauer deux pas simples = 1 pas double = 1 démarche = 1 branle sind.

Auf die allgemeine Anweisung folgen dann die einzelnen Tänze in Noten, 59 an der Zahl. Die Noten sind von Silber die Linien von Gold; darunter stehen allerlei Bemerkungen ebenfalls in Gold und Silber.

Die Tänze sind besonders bezeichnet, z. B.:

La non pareille, bestehend aus 30 notes et 3 mesures. (Blatt 19; bei v. Reiffenberg Bl. 7.)

Va-t-en mon amoureux desire — 34 notes et 4 mesures. (Bl. 39.)

Filles a marier — 32 notes et 4 mesures.

Le mois de May etc. etc.

Einige führen nationale Namen, als: La Franchoise, La Florentine, La Barcelonne etc.

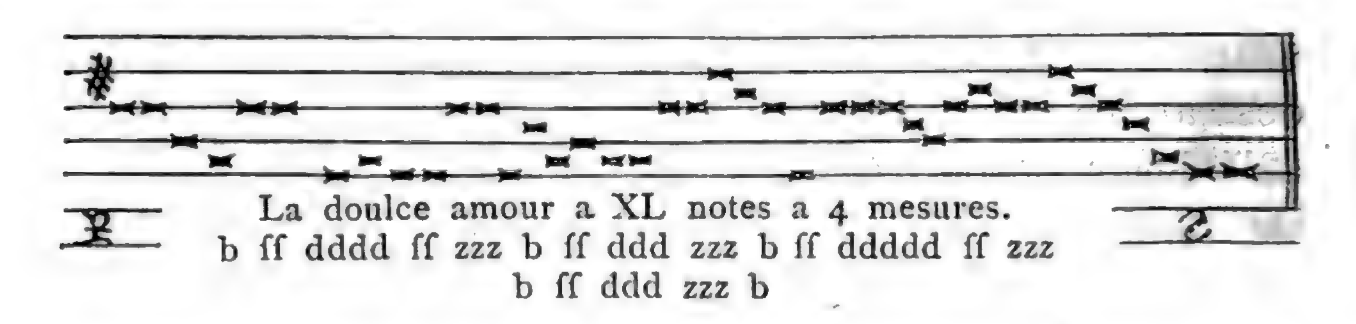
Ein Tanz (Bl. 13) hat den Wunsch oder Ausruf zur Ueberschrift: Une fois avant que mourir!! Er besteht aus 44 Noten und 6 mesures, ist also gewiß innig gemeint.

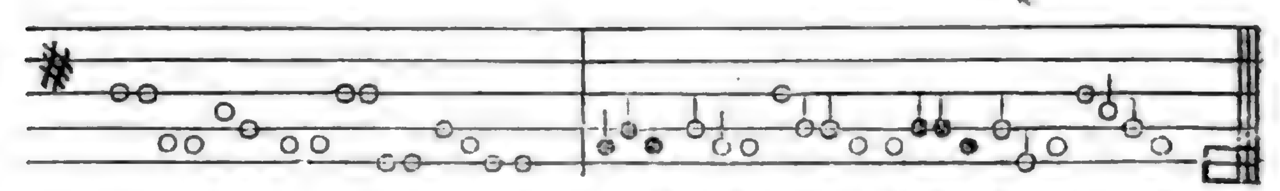
Kürzer ist La doulce amour; er hat nur 40 Noten und 4 mesures.

Ein Tanz führt den Namen Margarite, vielleicht der Fürstin selbst zu Ehren. Ein anderer heißt La joyeux de Bruxelles, ohne Zweifel in Anerkennung des lustigen Jubellebens in der belgischen Hauptstadt.

Zum Schluß gebe ich noch folgende wichtige Regel: Il est a savoir que jamais ny a que deux pas simples ensemble selon l'art de bien danser.

Dann überlasse ich den Lesern und Leserinnen ohne Weiteres La doulce amour oder auch Bon boully joyeux, die ich abgezeichnet habe, vom Blatte weg zu tanzen.





Bon boully ioyeux en pas de Bzeban (Breban).

Lomme et la femme ensemble doibnent fair cecy deux fois. Et puis sen suit la basse danse.

Das erste Zeichen unter den Noten, das R, deutet nach Baron de Reiffenberg „la révérence de début" an, b les branles, f les pas simples etc. Kennte ich nicht meine Schwäche, ich würde meinerseits die Vermuthung wagen, daß in dem letzten

Zeichen 𝔈 die Mahnung zur Schlußreverenz der Tanzenden zu finden sei. Doch habe ich Nichts dagegen, wenn die geneigte Leserin eine andere Mahnung vorzieht.

3.

Belustigungen zu Ehren Philipp's II. Fröhliche Einzüge Albert's und Isabellens. Ein berühmtes Evangelienbuch.

Karl V. ließ seinem Sohne schon frühzeitig (1549) in den Niederlanden huldigen. Philipp hatte dabei mancherlei Herkömmlichkeiten zu beobachten und natürlich auch zahlreichen Aufzügen und Festlichkeiten beizuwohnen. Aber der wortkarge, in spanischer Gemessenheit erzogene junge Mann scheint wenig Gefallen an diesem endlosen Gepränge und an den ungezwungenen Freudenbezeugungen seiner zukünftigen Unterthanen gefunden zu haben; man sah es ihm an, trotz der väterlichen Fingerzeige und Mahnungen, er fühlte sich schon damals nicht im Einklange mit den Niederländern. Indessen hatten die Brüsseler ein Stück ausgesonnen, das selbst den Ernst eines Philipp zum Wanken brachte.

Auf einem der zahlreichen Wagen des Festzuges befand sich eine Orgel, deren Pfeifen aus Behältern bestanden, worin Katzen verschiedenen Alters und verschiedener Stimmung eingesperrt waren. Die respectiven Schwänze dieser Thiere hatte man dergestalt mit den Tasten der Klaviatur in Verbindung gebracht, daß, wenn ein als Bär vermummter Organist die letztern bearbeitete, sofort eine wahrhafte Katzenmusik erscholl, wozu ein Haufen Jungen, in Affen, Hunde und kleine Bären verkleidet, entsprechende Tänze aufführte. Man kann denken, daß dieser Vorgang „die Lachspieren" der schau- und jubellustigen Menge nicht wenig in Bewegung setzte (Wauters I, 371), und daß Philipp alle Mühe gehabt haben wird, nicht laut mit einzustimmen. Am Tage nach

der Eidesleistung vor dem Stadthause trug ihm der Herzog von Alba bei der Rückkehr nach dem Schlosse ein blankes Schwert vor, was besser zu seinem Wesen paßte.

In den Zeiten der Unruhen und Kämpfe unter Philipp's Regierung erlitten die gewohnten Festlichkeiten natürlich manche Unterbrechung. Viele Vereine waren verboten worden, andere wurden beschränkt und beaufsichtigt. Desto lebendiger ward der alte Drang wieder rege, als sich der König dazu entschloß, die Niederlande, deren er nur noch theilweise Herr war, an seine Tochter Isabella abzutreten, und diese 1599 und 1600 mit ihrem Gemahl, dem Erzherzog Albert von Oesterreich, die herkömmlichen Huldigungseinzüge hielt. Trotz der langjährigen Erwerbsstockungen und trotz der endlosen Bedrückungen und Widerwärtigkeiten aller Art, welche die Lande erfahren hatten, wurde doch überall eine Pracht und ein Jubel entfaltet, die wahrhaft in Erstaunen setzen müssen. Namentlich that sich Antwerpen hervor, obwohl es erst kürzlich die Leiden einer langwierigen Belagerung und die Folgen einer endlichen Uebergabe zu ertragen gehabt hatte.

Nach altem Recht und Herkommen waren die Landesfürsten gehalten, beim Regierungsantritt nicht nur die eigentlichen Hauptstädte, sondern auch mehrere andere Oerter, namentlich die mit Landstandschaft versehenen Städte, zu besuchen, um die Verfassungen und mancherlei Freibriefe zu bekräftigen und zu beschwören und hiernächst den Huldigungseid zu empfangen. An jedem Orte gab es dabei eine Menge von Gebräuchen und Förmlichkeiten zu beobachten, die nicht leicht aus den Augen gesetzt wurden.

In Brabant hießen die Huldigungseinzüge blyde inkomsten — jucundi introitus — vergnügte Einzüge — und der feierliche Eintritt ward dort so wesentlich erachtet, daß der Ausdruck auf die zu beschwörende Verfassung oder keure selbst überging, die ebenfalls blyde inkomst genannt wurde. Dabei war die Haupthandlung nicht in Brüssel, sondern in Löwen, der alten Hauptstadt Brabants, vorzunehmen. Die Löwener hielten an dieser Berechtigung mit großem Eifer fest. Als Karl V. bei der Regierungsübergabe an seinen Sohn Landesabgeordnete nach Brüssel berief, erschienen die Löwener trotz dem, daß Philipp schon

früher seinen Einzug gehalten hatte, mit Verwahrung und unter Vorbehalt ihrer Gerechtsame: sie seien nicht gehalten, bemerkten sie, irgend wohin zu gehen, um einen Herzog zu empfangen; dieser habe zuerst nach Löwen zu kommen und seinen Eid zu leisten, um als Landesherr aufgenommen zu werden.

In der Grafschaft Flandern war die erste Eidesleistung in Gent, und zwar zunächst in St. Peter, hinsichtlich der Berechtigungen dieser alten Abtei auf dem Blandinusberge, zu leisten, wobei der Einzug durch das Petercellethor stattfinden mußte und eine Umgürtung mit dem Schwerte geschah. Von da zog man dann nach mancherlei sonstigen Feierlichkeiten und Förmlichkeiten in die eigentliche Stadt nach der St. Johannis-, später St. Bavoskirche, wo der Fürst in Gegenwart der Stände, vor dem Hauptaltare knieend, den herkömmlichen Eid in vlamischer Sprache auf das Evangelienbuch abzuleisten hatte. Sobald dies geschehen und damit die Bekräftigung aller Rechte und Freiheiten ausgesprochen war, gab man dem Grafen das Glockenseil in die Hand, welches dieser vier bis fünf Mal anzog und so laut verkündigte, daß „er Besitz von seiner Grafschaft genommen".

Albert und Isabella erkannten zu klar, wie sehr sie der Zuneigung der Belgier und namentlich der Vlamingen bedurften, als daß sie nicht Alles gethan haben sollten, um den alten Ueberlieferungen, worauf so viel Werth gelegt wurde, möglichst zu entsprechen. Sie verwandten daher mehrere Monate dazu, die niederdeutschen Landestheile zu durchziehen, wobei sie kein Unwetter, keine Winterkälte scheuten.

Als sie zu Ende August 1599, über Namen kommend, die Grenzen Brabants überschritten, wurden sie von einer Abordnung der Stände begrüßt und blieben dann einige Tage in der kleinen Stadt Hal, theils wegen des berühmten Muttergottesbildes daselbst, theils um den Brüsselern noch Zeit zu gönnen, ihre Vorbereitungen zu vollenden. Dann zogen sie weiter, nicht des nächsten Weges, sondern rechts abbiegend, über Kloster Kamer, um (am 5. September) einem alten Gebrauche gemäß durch das Löwener Thor ihren Einzug in Brüssel zu halten. Und doch war dies noch nicht der eigentliche Huldigungseintritt, de blyde

inkomst, sondern nur eine vorläufige Einkehr, um sich zu dem Zuge nach Löwen vorzubereiten. Sie beließen auf solche Weise den Löwenern ihre Rechte und schmeichelten doch gleichzeitig den Brüsselern, indem sie ihnen einen doppelten Einzug und somit eine doppelte Schaubelustigung gewährten.

Auch hatte die jüngere Hauptstadt nichts gespart, um die Fürsten oder „die Erzherzöge", wie sie gewöhnlich genannt werden, glänzend zu empfangen. Der Amtmann, die Bürgermeister, die Schöffen, die Gewerke, die Waffengilden, die reichen Bürger, Alle beeiferten sich um die Wette, zur Verherrlichung des festlichen Ereignisses beizutragen. Die gesammte Stadtwehr, nach Innungen und Bezirken geordnet, war vor dem Thore aufgestellt; die Waffenbrüderschaften, nämlich die Armbrustschützen, die Bogenmänner, die Schwertkämpfer und die Büchsenschützen glänzten in neuen Gewändern; die Stadtbehörden waren zu Pferde, in prächtiger Amtskleidung, aus den reichsten Stoffen gefertigt: kurz von allen Seiten war die gesuchteste Pracht entfaltet. Dabei hatte man die Aufmerksamkeit gehabt, nach Möglichkeit die Farben der Infantin anzubringen.

Ich enhalte mich, die sehr verschiedenen Kostüme des Nähern anzugeben, wie sie in einem großen Foliobande von J. Bochius oder Jan Boghe, den man einst den belgischen Ovid nannte, beschrieben stehen. Nur die Farben der Erzherzogin werde ich doch hervorheben müssen, damit nicht eine oder die andere Leserin auf den Gedanken komme, sie seien Isabellengelb gewesen, ein Farbengemisch, das der Sage nach der Infantin Isabella seinen Namen zu verdanken hat*). Also die Farben waren: roth, weiß und — ja, was weiter? Caeruleo, sagt Ovidius-Bochius, aber was bedeutet caeruleus nach der Farbentonleiter der deutschen Leserin? Meerfarbig, denke ich; allein nicht meerfarbig nach den Durchschnittstönen der Nordseeküstenstriche, die häufig mehr

*) Isabelle hatte bei der berühmten Belagerung von Ostende, wie es heißt, gelobt, ihr Leibleinen nicht eher zu wechseln, bis die Festung genommen sei. Da sich indeß die Belagerung gegen drei Jahre hinzog, so ging die ursprüngliche Weiße allmälig in jenen ungewissen Schein über, der seitdem isabellengelb genannt wird.

in's Isabellenfarbige spielen, sondern meerfarbig nach dem Abglanze des italischen Himmels, der ja von den deutschen Kunstausstellungen her genugsam bekannt ist.

Die drei Farben waren übrigens von den Waffengilden in folgender Weise „geschmackvoll" angebracht worden: rothe Strümpfe und Helmfedern, meerblaue Halbstiefel, weiße Harnische 2c.

Auf der Löwener Straße erhob sich ein stolzer Ehrenbogen, der mit sinnreichen Bildern und Schildereien bedeckt war. Die königliche Familie war darauf dargestellt: Philipp überreichte der Tochter einen Zweig, woran die Wappenschilder der siebzehn niederländischen Provinzen hingen.

Auch an anderweiten Aufstellungen, Ehrenzeichen, Bildern, Inschriften und Anspielungen aller Art fehlte es natürlich nicht. Der ganze Olymp, alle Götter und Göttinnen, alle Helden und Nymphen Griechenlands und Roms waren herbeigezogen. Wie man früher die Gestalten und die Worte der heiligen Schrift bei solchen Gelegenheiten verwendete, so waren jetzt die Ueberlieferungen der klassischen Heidenzeit nutzbar gemacht. Da sah man Saturn und Pluto, Herkules und Hymen, Amor und Juno; da war Jason mit dem goldenen Vließ, da stand Aeneas und die Tochter des Latinus mit der Inschrift: Sic finem posuere malis! Da war ein Bild, worauf der Janustempel geschlossen wurde; da waren Andeutungen einer gesegneten Zukunft u. s. w. u. s. w.

Allein der Himmel war den Wünschen und Anspielungen nicht gewogen, wie er dem Feste selbst nicht hold zu sein schien. Der Kriegstempel blieb noch lange ungeschlossen, die nördlichen Provinzen blieben verloren, die Ehe blieb kinderlos und Belgien kam wieder unter die unmittelbare Herrschaft Spaniens, um noch zwei Jahrhunderte lang den traurigsten Geschicken zu verfallen. Das Einzugsfest aber wurde durch einen anhaltenden Regen gestört.

Indessen ließ man sich dadurch so wenig als möglich behindern. Der Rathspensionar hielt seine lateinische Anrede, der Amtmann überreichte seinen „knotigen-Stab" — nodosam suam virgam —, der Bürgermeister übergab die Schlüssel und die Erzherzöge versprachen der Stadt alles Schöne und Gute.

Dann ging es weiter bis zum Thore, wo die Herrschaften den Wagen verließen und zu Pferde stiegen, indem zwölf Männer aus den vornehmsten Familien einen glänzenden Traghimmel hielten und hundert angesehene Bürger in gleichmäßigen Festgewändern und baarhaupts zu beiden Seiten einherschritten. So kam man unter anwachsendem Regen bis zur St. Gudulakirche, wo die Fürsten von der Geistlichkeit, die des Wetters wegen nicht weiter entgegen gegangen war, im Vorplatze des östlichen Eingangs empfangen wurden. Der Erzbischof von Mecheln war zu der Feierlichkeit herbeigekommen und reichte den Niederknieenden das Kreuz zum Kusse dar.

Nach dem Gottesdienste, wobei auch eine kleine französische Anrede gehalten wurde — oratiuncula gallica (Bochius, 113) — zog man durch die Stadt, wo überall neue Ehrenbezeugungen und Schaustellungen sich darboten. Abends war festliche Beleuchtung und Feuerwerkerei. Dann fanden bildliche und dramatische Darstellungen aus dem Leben der Erzherzöge Statt; und so ging es fort, drei Tage und drei Nächte lang.

Auch an zahlreichen Gedichten, an festlich geschmückten Mädchen ꝛc. fehlte es natürlich nicht; eins, nämlich eins der Gedichte, und zwar ein lateinisches, war zwölf Folioseiten lang.

Dann wurden einige Tage dem Empfange der fremden Gesandten und der Entgegennahme besonderer Glückwünsche ꝛc. gewidmet. Hierauf gab es wieder öffentliche Festspiele und endlich wurde der 24. November zur feierlichen Einhuldigung in Löwen, also zum Beginn der eigentlichen Staatsfestlichkeiten, bestimmt.

Die Löwener hatten sich seit Wochen angestrengt, um den Empfang der Erzherzöge so glänzend zu machen, als es die Würde ihrer alten Hauptstadt zu erheischen schien. Schon früh Morgens am 24. November (VIII. cal., Dec. also nicht 25. November, wie der Bibliothekar Marschal angenommen hat) schickten sie einen Boten nach Brüssel, der ihnen den Augenblick des Abgangs von dort verkünden mußte, um Alles zutreffend in's Werk stellen zu können.

Es würde zu weit führen, alle Einzelheiten der Einholung

und der weitern Festlichkeiten aufzuführen oder auch nur anzudeuten; ich beschränke mich auf einige Angaben und Schilderungen, welche für das Vereinsleben und die Prunkfeste jener Zeit, so wie für das Verhältniß zwischen Fürst und Unterthanen, zwischen dem Landesherrn und den Körperschaften, welche das Land und das Volk vertraten, von besonderer Bedeutung zu sein scheinen.

An dem Empfangszuge nahm die Geistlichkeit, die Universität, der Magistrat, die städtischen Beamten, die Waffengilden 2c. Theil. Voran schritten die Fahnen von St. Peter; dann kamen die Kapuziner und die Ordensbrüder sonstiger Klöster und Stifte; dann folgten die Bakkalaureen und Licentiaten der Theologie, des Rechts und der Medicin mit brennenden Kerzen; dann die Doktoren der drei Fakultäten, alle in großen Talaren; hierauf der Rektor Magnifikus, dem Pedellen die vergoldeten Scepter vortrugen; und hiernächst die Gilden und die städtischen Behörden. Die Gilden waren, wie es scheint, ohne Waffen, gleichsam „wie aus einem stillen Musensitze hervorgegangen".

So zog man bis zum Kloster Ter Bank, wo seit alten Zeiten ein heiliges Kreuzbild bewahrt und den einziehenden Herzögen zur Verehrung dargereicht wurde. Nachdem die Fürsten eingetroffen und alle Förmlichkeiten beobachtet waren, der Rektor eine Begrüßungsanrede gehalten und die Infantin die überreichten Stadtschlüssel mit gnädigen Versicherungen zurückgegeben hatte, setzte sich der Zug nach der Stadt und zwar unmittelbar nach der St. Peterskirche in Bewegung, wobei ein blankes Schwert vorangetragen wurde. Die Bürgermeister geleiteten die Erzherzöge bis in die Kirche; hier wurden diese von dem Propst und dem Dekan des Kapitels empfangen und zum hohen Chor geführt. Es war das ein altes Recht, was sich die Herren nicht nehmen ließen, obwohl der unter Philipp II. neu eingeführte Erzbischof von Mecheln die Ehre für sich in Anspruch nahm. Geschützdonner, Glockengeläute, Musik, Ehrensäulen, Inschriften, Gedichte u. s. w. u. s. w. verstehen sich von selbst.

Nach verrichteter Andacht legten Albert und Isabella in die Hände des Propstes den ersten Eid ab, nämlich die Versicherung, „der Kirche des heiligen Petrus zu Löwen und allen Kirchen des

Herzogthums" getreue Schirmer sein und alle deren Rechte stets wahren und aufrecht erhalten zu wollen.

Die nächste Zeit ging dann unter weitern Zügen und Begrüßungen, unter Freudenbeleuchtungen, öffentlichen Schauspielen und Lustbarkeiten aller Art hin. Erst am dritten Tage fand die Haupteidesleistung und die Huldigung Statt. Es ward zu dem Ende ein nochmaliger feierlicher Zug nach der Peterskirche veranstaltet, wobei die Infantin fuhr und der Erzherzog neben dem Wagen ritt. Nach dem Gottesdienst begaben sie sich auf eine vor dem gegenüber liegenden Rathhause errichtete Tribüne und nahmen unter einem Thronhimmel Platz. Rings umher standen die Stände von Brabant, nämlich der Abt von Afflighem und die übrigen Prälaten, welche zusammen fünfundvierzig vor 1247 gegründete geistliche Körperschaften vertraten; ferner die freiherrlichen Grundbesitzer und als drittes Glied die Abgeordneten der Städte Löwen, Brüssel und Antwerpen. Die vierte zur Landstandschaft berufene Stadt Brabants, nämlich Herzogenbusch, war unvertreten, weil sie sich in den Händen der Vereinigten Provinzen befand.

Nachdem die Fürsten ihre Bereitwilligkeit hatten kund geben lassen, die Rechte und Freiheiten des Landes zu bestätigen und eine erneute Verbriefung des „Fröhlichen Einzugs" vorgelesen worden war, traten Namens der Stände der Erzbischof von Mecheln, als Abt von Afflighem, und der Kanzler von Brabant vor und knieten neben einer Tafel, worauf ein Evangelienbuch lag, nieder; dann ward die Eidesformel in lateinischer und niederdeutscher Sprache vorgelesen, worauf die Infantin hinzutrat, niederkniete und die Hand auf's Evangelienbuch legend, schwur: Ita nos Deus juvet etc. Eben so that der Erzherzog. Dann leisteten die Stände den Eid der Treue und des Gehorsams in vlamisch-niederdeutscher Sprache, die Geistlichen die rechte Hand auf die Brust legend, die Uebrigen zwei Finger emporhebend. Ein allgemeiner Jubelruf und der Wunsch langen Lebens sprach die Theilnahme des Volkes aus.

Nach einigen Reden und Antworten wurde sodann dem Magistrat und den Vertretern von Löwen noch der besondere Eid

hinsichtlich der Gerechtsame der Stadt in bündigster Form geleistet, worauf wiederum ein Huldigungseid erfolgte und abermals ungeheure Freudenrufe des versammelten Volkes erschollen, unter welches man goldene und silberne Münzen mit den Bildnissen der Fürsten auswarf. Zum Schluß schlug Albert den Bürgermeister und zwei andere Löwener zu Rittern und ward dann mit der Infantin feierlich zum Schlosse zurückgeleitet.

Am andern Tage wohnten sie einer Bühnenvorstellung von Studenten bei, hörten Nachmittags einer öffentlichen theologischen Disputation zu und erschienen dann als Hospitanten im Hörsaale des alten Justus Lipsius. Sie baten den berühmten Gelehrten, ungestört fortzufahren, und der gewandte Mann zog sich mit Glanz aus der Klemme.

„Etsi fateor, wenn ich auch bekenne,“ fing er ciceronianisch an, „daß ich nicht ganz ungeschickt und kein Anfänger im Reden bin, so macht mich doch der Glanz, der unerwartet mein Auge trifft, und der ungewöhnliche Zusammenfluß hier, befangen, während er auf der andern Seite, ich leugne es nicht, mich erfreut.“ Nach einigen schmeichelhaften Vergleichen und Anspielungen griff er dann zum Seneca, dieser „unsterblichen Zierde Spaniens“, und sprach über das dritte Kapitel des ersten Buches De clementia: „Desjenigen (Fürsten) Größe steht fest und begründet, den Alle über sich und Alle für sich wissen, dessen unermüdliche Sorge für das Heil der Einzelnen wie der Gesammtheit sie täglich wahrnehmen . . .“

Er führte dazu mancherlei Vorgänge und Aussprüche aus dem Alterthume an. Auch an den Ausruf Rudolph's von Habsburg erinnerte er: „Laßt doch die Leute zu mir kommen! Ich bin ja nicht Kaiser, um eingeschlossen zu sein.“ Das sei ein glänzendes, ein goldenes, ein wahrhaft österreichisches Wort. Möge der Stamm Rudolph's in alle Zeiten blühen!

Dann dankte er dem Erzherzoge und der Infantin; sie hätten es gemacht, wie einst Pompejus und Tiberius, die zu Rhodus die Schulen der Professoren besucht, und wie Claudius, der oft unerwartet zu dem Vortragenden eingetreten sei. —

Ob ihm der Besuch wirklich so ganz überraschend kam? Man

möchte fast glauben, daß doch irgend eine Andeutung oder eine Erwartung vorhergegangen sei. Indessen bleibt auch das Gegentheil möglich; denn an stets bereiter Gelehrsamkeit fehlte es dem sonderlichen Manne nicht, und an Lebenserfahrung und an Fähigkeit, sich in alle Lagen leicht und schnell zu schicken, scheint er auch keinen Mangel gehabt zu haben, er, der als Sekretär Granvella's zu Rom katholisch war, als Professor der Beredtsamkeit in Jena lutherisch, als Doktor der Rechte in Löwen keins von beiden, als Lehrer in Leiden reformirt, der dann in Mainz wieder katholisch lebte und der als Lehrer der schönen Wissenschaften „in den Armen dreier Jesuiten" zu Löwen starb.

Am 28. November kehrte der Hof zurück, um nun auch in Brüssel seinen Huldigungseinzug zu halten. Aber da floß wieder unaufhörlicher Regen vom Himmel.

Nach einem alten Brauche ging das Kapitel von St. Gudula den einziehenden Herzögen von Brabant stets bis zur Grenze des Weichbilds entgegen, um sofort beim Eintritte in das Stadtgebiet die Eidesleistung zu empfangen. Dort „bei den zwei Linden" (ten twee Linden), die Ovidius-Bochius wohl aus Versehen in lateinische Eichen (duas quercus) verwandelt hat, hielten die Einziehenden an, und dort, unter freiem Himmel und in freiem Felde, fand die feierliche Bekräftigung der Rechte des Kapitels und der übrigen Brüsseler Kirchen Statt. Noch Philipp II. hatte dort vor einem mit Reliquien belegten Altare geschworen. Allein dies Mal war das Wetter so schlecht, daß man sich eines Andern besann, wobei wahrscheinlich das Belieben der Geistlichkeit am meisten in Betracht kam, aber auch die nassen Erinnerungen vom September nicht ohne Einfluß gewesen sein mögen. Man machte zwar Vorbereitungen am Thore der Stadt, allein auch da ward sich nicht lange aufgehalten; der Zug ging, nachdem ein Kreuz zum Kusse dargereicht worden war, sofort bis zur Gudulakirche, wo die Eidesleistung auf ein Evangelienbuch erfolgte. Der Dekan hielt dasselbe dem Fürsten „geöffnet" vor und reichte es Jedem nach gesprochener Eidesformel zum Kusse.

Seitdem ist die alte Sitte nicht mehr beobachtet, sondern die neue Weise beibehalten worden; auch die Linden sind längst nicht

mehr da; die Gegend aber wird noch Preeklinden (Predigtlinden) genannt. König Leopold beschwor am 31. Juli 1831 die neue Verfassung Belgiens auf dem Königsplatze zu Brüssel, inmitten des auf einer offenen Bühne versammelten Kongresses.

Einige Tage nach der Eidesleistung in St. Gudula fand eine weitere Feierlichkeit vor dem Rathhause Statt, wo Albert und Isabella die Rechte Brüssel's, in ähnlicher Weise und unter ähnlichen Freudenbezeugungen wie zu Löwen, bekräftigten.

Das bei der Einhuldigung gebrauchte Evangelienbuch oder Missale soll dasselbe sein, welches noch gegenwärtig in der königlichen Bibliothek zu Brüssel aufbewahrt wird und das wegen der vielen reizenden Bildchen und Randverzierungen zu den werthvollsten und viel bewunderten Schätzen der Handschriftensammlung gehört. Es gilt für das Missale des Ungarnkönigs Matthias Corvinus; die Wittwe des Königs Ludwig, Maria von Oesterreich, Schwester Karl's V., soll es mit nach Brüssel gebracht haben. Man bezeugt auch auf einem leeren Blatte, daß bei spätern Gelegenheiten noch oft ein gleicher Gebrauch von dem Buche gemacht worden sei; selbst beim Regierungsantritte von Franz II. (vertreten durch den Herzog von Sachsen-Teschen) soll dasselbe so verwendet worden sein, wie der Bibliothekar J. Marschal im Vorworte zum Handschriftenverzeichnisse als Augenzeuge behauptet. Ja, es ist sogar hervorgehoben worden, daß noch die Spuren der Eidesleistung Isabellens, die Eindrücke „der rauhen Haut der Finger und die Gestalt der ganzen Handfläche, welche man sorgfältig bewahrt habe", zu sehen seien. Kein Wunder also, wenn das kostbare Buch auch in weitern Kreisen eine ungewöhnliche Berühmtheit erlangt hat und oft als eine besondere Merkwürdigkeit erwähnt wird. In der deutschen Schrift- und Lesewelt ist es namentlich durch die Mittheilungen der Frau von Plönnies über Belgien bekannt geworden. „Historischen Werth," bemerkt dieselbe unter Anderm, „hat das Missale noch dadurch, daß Albert und Isabella bei ihrem Regierungsantritt den Eid darauf leisteten. Dies geschah unter freiem Himmel, die Luft war umzogen und es fiel ein feiner Regen, welcher die Wasserfarben der Miniaturen erweichte. Als Albert schwörend den Zeige- und Mittelfinger auf

die Handschrift legte, drückten sich die beiden Finger darauf ab. Man that Nichts, um die hierdurch entstandenen Flecken zu restauriren (?), und so blieben sie."

Hiernach soll also Albert der eigentliche Sünder sein, während der Brüsseler Bibliothekar ungalant genug gewesen ist, den Fingern Isabellens die Flecken beizumessen. Wer hat nun Recht? Nach der obigen Darstellung offenbar Keiner. Es ist mit der ganzen Merkwürdigkeit, wie mit so vielen andern Merkwürdigkeiten, die von einem Buche in das andere übergehen, eben Nichts. Welchen Eid man auch im Auge haben mag, es fiel dabei kein Regen auf das Missale. In Löwen regnete es gar nicht; vor Brüssel hatte man zwar Regen, und zwar nicht bloß feinen, sondern, wie Marschal nach Bochius anführt, starken und anhaltenden, magnum et assiduum, aber es wurde nicht im Freien, sondern in der Kirche geschworen, und bei der Eidesleistung vor dem Rathhause wird wiederum nichts von Regen berichtet.

Auch muß ich gestehen, daß ich meinerseits gar keine Fingerabdrücke aufzufinden vermocht habe. Ob etwa die andächtigen Lippen der Infantin beim Küssen des heiligen Buches eine „Spur" hinterlassen haben, oder ob gar der wulstige Mund Albert's dergleichen verübt hat, mögen scharfsichtigere und geübtere Augen als die meinigen entscheiden; ich bekenne, daß ich auch derartige Abdrücke nicht wahrgenommen habe, obgleich beide, Lippen und Mund, auf den Originalbildnissen der Fürsten von P. P. Rubens in der Brüsseler Gemäldesammlung von mir in Augenschein genommen worden sind.

Für Diejenigen, welche selbst die Sache näher untersuchen wollen, bemerke ich, daß die fraglichen Bilder, die Kreuzigung und das jüngste Gericht, auf Bl. 205 und 206 der glänzend gebundenen Handschrift zu finden sind und daß diese die Nummer 9008 führt, ohne deren Angabe sie den Neugierigen nicht leicht vorgelegt wird.

Am 3. December zog man nach Mecheln und am 5. zu Schiff nach Antwerpen; doch fand der feierliche Einzug hier erst am 8. Statt, weil die Vorbereitungen noch nicht vollendet waren. Die Pracht und die Großartigkeit, welche dabei entwickelt wurden,

waren außerordentlich; ja die berühmte Handelsstadt scheint sich gewissermaßen selbst übertroffen zu haben. Als 1549 der nachherige Philipp II. seinen Einzug hielt und als später zu Ehren Don Juan's von Oesterreich Feste veranstaltet wurden, hatte man auch Ungewöhnliches geleistet: 1726 Arbeiter waren zu jener Zeit beschäftigt und mehr als 1000 geschmückte Reiter in Bewegung gewesen, 4000 Mann Stadtkrieger standen aufgestellt und über ein Dutzend große Ehrenpforten waren errichtet. Lieve God, ruft ein Beschreiber aus, wat wasser alomme te sine! Allein damals stand die Stadt noch auf dem Gipfel ihrer Herrlichkeit; wie einst in Brügge, so hatten sich 1549 in Antwerpen Hunderte von fremden Kaufleuten in glänzendster Ausstattung betheiligt, und die „fünf Nationen der Deutschen, Spanier, Florentiner, Genueser und Engländer" hatten allein 26,800 Goldkarolus für fünf Siegesbögen verwendet. Jetzt aber waren die goldenen Ströme fast verrauscht, alle Schrecken von Krieg und Belagerung waren erlebt worden, und wenn auch noch spanische, portugiesische, genuesische und mailändische Kaufleute und daneben die Fugger Triumphbauten errichten ließen, so hatten doch alle Verhältnisse ein ganz anderes Ansehen bekommen, als vordem. Dennoch ließ man es an großartigen Zurüstungen nicht fehlen. Mehr als zwei Dutzend Abbildungen von Siegesbögen, Ehrensäulen, Standbildern und sonstigen Schaustellungen, welche am 8. December glänzten, geben davon Zeugniß. Sogar ein Elephant, den Hymenäus tragend, und ein Wagen Neptun's waren zu sehen. Eins der Schaustücke wird ein Theatrum versatile genannt, ein drehbares, kegelförmiges Gerüst, worauf in sechs Absätzen achtzig Personen saßen, welche auf der einen Seite Krieg, Wuth, Mord, Zwietracht, Zorn, Aufruhr, Furcht, Gefangenschaft, Hunger, Verbannung und sonstige Mißgeschicke des Landes darstellten, auf der andern aber die gehofften Gegenstücke, als Friede, Sicherheit, Einigkeit 2c. versinnbildlichten. Die Furcht hatte sich in ein Hirschfell gehüllt und hielt einen Hasen auf dem Schooße. Auf einem andern Gerüste saß der „gallische Herkules"; ihm zu Füßen ein Kranz von Jungfrauen, die verschiedenen belgischen und burgundischen Provinzen darstellend; an den Wappenschildern derselben waren

feine goldene Ketten befestigt, welche im Munde des Halbgottes zusammenliefen.

Am 28. Januar folgenden Jahres hatten die Genter die Freude, die Huldigungsfestlichkeiten zu begehen. Dann ging es nach Westflandern, trotz einer Kälte, wie man sich seit dreißig Jahren keiner ähnlichen erinnerte. Als die Fürsten am 3. Februar in Kortrik einzogen, mußten sie sich des beständigen Schneiens wegen im Wagen halten; aber das hinderte nicht, daß „elegant geschmückte Aufzüge" Statt hatten und daß Verse und Inschriften die Hülle und die Fülle dargeboten wurden. Am 8. Februar war man in Dornik, dann in Douai, Kamerik, Valenciennes u. s. w.

Auch bei spätern Regierungsantritten hat es an Huldigungsfestlichkeiten nicht gefehlt. Waren die Herrscher, wie das oft sich zutrug, nicht persönlich anwesend, so ließen sie sich durch Statthalter vertreten, und selten oder nie mag es vorgekommen sein, daß nicht der Jubelluft und Schaubegierde des Volks ein Genüge geschehen wäre.

4.

Der Stelzenkampf zu Namür. Schaugepränge unter Philipp IV. und Joseph II., zu Ehren Napoleon's und König Leopold's.

Ein eigenthümliches Schauspiel pflegte man in Namen bei ungewöhnlichen Gelegenheiten zu geben. Es war das ein Kampf auf Stelzen. Oft nahmen 1500 bis 1600 junge Leute, in Rotten getheilt, prächtig, aber nach bestimmten Farben gekleidet, mit Anführern, Trommlern und Pfeifern versehen, überhaupt in völlig kriegerischem Aufzuge, daran Theil; doch hatten sie keine anderen Waffen als Hände, und ihre „zum wenigsten vier Fuß hohen" Stelzen, womit sie einander fortzuziehen oder umzuwerfen suchten. Ihre Gewandtheit dabei war außerordentlich; der Kampf fand auf dem großen Markte Statt. Erst marschirte man von zwei Seiten in Parade auf; dann ward die Schlachtordnung mit

Reserveabtheilungen 2c. gebildet, und der Kampf, welcher nicht selten zwei Stunden lang ohne entscheidenden Ausgang dauerte, durch die berühmtesten Streiter begonnen. „Wenn sie zum Kampfe ausrücken," sagt ein Geschichtschreiber der Stadt, „so sieht man ihre Väter, Mütter, Schwestern, Frauen, oder nächsten Verwandten hinterherziehen, welche sie während des Streits mit den lebhaftesten Ausdrücken ermuthigen, den Wankenden die Hand reichen, damit sie sich auf dem Pflaster nicht verletzen, den Gefallenen wieder aufhelfen und sie anreizen, in den Kampf zurückzukehren und die Ehre der Partei zu wahren .... Die Fahne jeder Abtheilung ist an einem Fenster des Stadthauses aufgepflanzt; der Träger schwenkt sie, sobald seine Partei einen Vortheil erringt."

Als 1748 der Marschall von Sachsen einem solchen Kampfe zusah, soll er geäußert haben, wenn zwei kampfbereite Heere so aufgeregt seien, als die jungen Leute von Namür, so würde die Schlacht zu einer „entsetzlichen Schlächterei" werden.

Bis Ende des Jahrhunderts war dies Kampfspiel noch sehr in Gunst. Ein Kampf von 1669 ist in einem Heldengedicht besungen worden.

Die beiden gegnerischen Genossenschaften hatten die Namen Melans und Avresses, und diese scheinen in zwei frühern Stadtabtheilungen Anlaß zu haben.

Ein anderes Schaustück der Namürer war „der Tanz der sieben Makkabäer", von eben so viel jungen Leuten in leichter weißer Kleidung mit rothem Bänderbesatz, unter vielen kunstreichen Wendungen, wobei jeder das Degenende des Genossen mit der linken Hand festzuhalten hatte, aufgeführt. Ein Trommler schlug den Takt dazu. Der Ursprung dieses Tanzes ist nicht bekannt, soll aber sehr alt sein.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Festlichkeiten, welche Antwerpen am 17. April 1635 beim Einzuge des Kardinal-Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich, des Bruders und Stellvertreters König Philipp's IV., veranstaltete, weil kein Geringerer als P. P. Rubens die Zeichnungen zu den hauptsächlichsten Ehrenbauten geliefert hat. Sie sind in einem riesigen Folianten be-

schrieben und nachgebildet, und mit übergelehrten Erklärungen von Kaspar Gevartius unter dem Titel: Pompa introitus etc., 1641 zu Antwerpen herausgegeben worden, und setzen durch Fülle und Mannigfaltigkeit wahrhaft in Erstaunen. Sechs große Siegesbögen, eine Säulenhalle mit den Kaiserbildern seit Rudolph I., ein Tempel des Janus, eine Apotheose der Infantin Isabella, und mehrere sonstige Gegenstände waren nach den Entwürfen des berühmten Meisters errichtet worden; alle Bögen zu beiden Seiten mit mächtigen Schildereien aus dem Leben des Gefeierten und der Geschichte des Hauses Habsburg 2c. versehen.

Wie es scheint, ist dieses Fest, namentlich in künstlerischer Bedeutsamkeit, niemals wieder erreicht worden.

Unter den spätern Herrschern der Niederlande war Einer, Kaiser Joseph II., nicht nur kein Freund und Begünstiger des hergebrachten Schaugepränges, sondern ein ausgesprochener Gegner aller unnützen Kostspieligkeiten und Zeitvergeudungen. Als Joseph im Juni 1781 Belgien besuchte, um sich selbst von den Zuständen des Landes zu unterrichten, that er alles Mögliche, um der öffentlichen Aufmerksamkeit und Huldigung zu entgehen. Er blieb fast einen ganzen Tag in Tervueren und zog erst Abends in Brüssel ein; wenn er ausging, suchte er unerkannt zu bleiben und verließ durch Hinterthüren das Schloß. Bei der Einführung der Statthalter, der Erzherzogin Marie Christine und ihres Gemahls, verließ er Brüssel, um die Festlichkeiten durch seine Gegenwart nicht zu „contrariiren", und es geschah vermuthlich nicht ohne seine Einwirkung, daß jene zur Kostenersparung die Beschränkung der Zurüstungen auf ein Feuerwerk 2c. verlangt hatten.

Am 12. Juni war er in Ostende, wo er Alles mit der größten Aufmerksamkeit untersuchte und die Stadt zum Freihafen erklärte. Der Freude und des Lobs war kein Ende. Solche Fürsorge, solche Kenntnisse, solche Leutseligkeit und Zugänglichkeit für Jedermann waren unerhört. Zu wiederholten Malen gab er Allen, die ein Anliegen hatten, Gehör, und ließ die Stunden öffentlich bekannt machen. Er besuchte mehrere Arbeitsstätten, den Hafen, das Krankenhaus, die Kriegsgebäude, überall durch Einsicht und Freundlichkeit zur Bewunderung hinreißend. Abends

wohnte er eine volle Stunde dem vlamischen Schauspiel bei und gab wiederholt seinen Beifall durch Klatschen zu erkennen.

Die Ostender konnten sich vor Jubel nicht halten, die Stadt war auf einmal glänzend erleuchtet; an allen Ecken loderten Freudenfreuer auf, und „Jeder trachtete, sich durch seinen Eifer hervorzuthun". Und Jeder glaubte natürlich auch den kaiserlichen Beifall zu verdienen. Wie war man daher erstaunt, als Joseph ernst und unverhohlen sein Mißfallen darüber aussprach. Sein sonstiges Benehmen war unerhört; allein dies war völlig unbegreiflich, für dergleichen hatte man gar kein Fassungsvermögen. Indessen die Stadt verdankte dem Kaiser zu viel und war zu voll seiner Verehrung, als daß man sich lange hätte besinnen mögen; Alles ward sofort abgethan, „welke gehoorzaemheyd," setzt ein Jahrbuch hinzu, „zyne majesteyt zeer behaegde." (Bowens, II, 173.)

Es ist bekannt, welche Unzufriedenheit und welchen Widerstand die Neuerungen und Umbildungen hervorbrachten, welche Joseph in den Niederlanden vornahm. Und doch würde er seine Ziele erreicht haben, hätte er nur auf die hergebrachten Formen und Anschauungen mehr Rücksicht genommen, hätte er es nur verstanden, eine Partei zu bilden und Dasjenige erbitten zu lassen, was er aus freiem Antriebe allzu selbstwillig gewährte. Es war nicht das religiöse Gefühl, welches der Philosoph auf dem Kaiserthrone verletzte: Joseph kniete, als er in Gent dem Sakrament begegnete, auf offener Straße nieder, und die Genter ließen eine Gedenktafel an der Stelle errichten; wohl aber waren es die Ueberbleibsel der alten Selbständigkeit und Selbstthätigkeit, die Reste des regsamen Gemeinde- und Vereinslebens, und vor allen Dingen der Hang zu gewohnten Belustigungen, welche durch die eigenwilligen Anordnungen und Verbote des Kaisers vielfach gekränkt wurden. Die meisten Maßregeln, namentlich die ersten, berührten und bewegten die Menge der Bevölkerung gar wenig; Manches wurde sogar wohlwollend aufgenommen und würde mit der Zeit zur allgemeinen Zufriedenheit und zur Dankbarkeit der Mehrheit sich eingebürgert haben; selbst die Aufhebung eines Theils der Klöster brachte nicht den Eindruck hervor, den man hätte erwarten sollen. Als aber 1786 die vielen

Kirmessen, die Umzüge, das Schaugepränge ꝛc. verboten oder beschränkt wurden, als die Gilden ihre Kostüme und Fahnen bedroht sahen, als die Processionen von Musik und allerlei fabelhaften Bildern entblößt wurden, als die Brüsseler „Janneken en Mieken", die Mechelner ihren Bayard, ihre „Heymanskinner" und „Op-Singorken", die Löwener den Riesen Herkules und den Kinnebaba nicht mehr zeigen sollten, da ward der Unwille allgemein und die Aufwiegler, namentlich die geistlichen Aufreizer, gewannen für die Wühlereien und Ausstreuungen den empfänglichsten Boden.

So ward jene elende „brabanter Revolution" ausgebrütet, so ward jenes Treiben eines Heintje Van der Noot, jenes Kopfabsägen, jenes Gebräu von Scheußlichkeit und Lächerlichkeit des Jahres 1790, möglich.

Und mitten im Lärm des Aufruhrs verleugnete sich der Hang zu Prunkzügen und Aufputz nicht. Die Pfarrer wußten wohl, wo die schwache Seite ihrer Heerden war. Am 21. Juni kamen gegen 2000 Bauern unter Führung ihrer Geistlichen nach Brüssel, mit einem Kinde zu Pferde an der Spitze, als Zeichen des „eifrigen Verlangens", und mit einer Standarte, welche die Inschrift trug: Pro fide et patria armata communitas Contich. Auf die Geistlichen und die Ortsbehörde folgten Bewaffnete. Sie begleiteten einen Wagen mit zwölf Kindern, von denen ein's ein Herz hielt, mit Schwert und Oelzweig umgeben, und mit der Inschrift versehen: Ad utrumque parati — zu beiden bereit! Dann folgte eine Schützengilde, dann ein Wagen mit jungen Mädchen, welche die Provinz Brabant, die Freiheit, die Kraft ꝛc. darstellen sollten und einiges Geld „zum Ankauf einer Kanone" mit sich führten; dann wiederum eine Waffengilde, hierauf ein weiterer Wagen mit einigen achtzigjährigen Greisen, welche kamen, „um dem Vaterlande ihren letzten Blutstropfen anzubieten". Demnächst fuhr ein Wagen mit einer Züchtigungsbank und den Inschriften: „Den Vaterlandsverräthern" — und „Einer nach dem Andern". Auf der Bank lag ein Strohmann, welchem einige hoffnungsvolle Jungen nach Leibeskräften das Hintertheil walkten. Zuletzt zog ein Haufe Bauern mit dreifarbig angestrichenen Heugabeln und einige Dutzend in wunderlichen Husarenkostümen einher.

Ein andermal rückte ein dickes, zu Pferde sitzendes Mädchen, den Pfarrer zur Seite, an der Spitze der Dorfmannschaft ein. Van der Noot, der volksführende Advokat, trat ihr entgegen, öffnete die Arme und rief: „O meine Judith!", konnte aber vor Rührung nicht weiter reden.

Am 2. Juli führten acht junge Landmädchen, mit Flinten, Säbeln und Jagdmessern bewaffnet, irgend einen Kerl nach Brüssel, den sie für „verdächtig" gehalten hatten, und wurden dafür mit Ehrenzeichen belohnt.

Zu Brüssel selbst kauften die Frauen und Mädchen der Hofbergstraße (Montagne de la cour) eine Kanone, und brachten dieselbe in höchst feierlichem Aufzuge dem Vaterlande dar; ein junges Fräulein trug dabei eine Art Standarte, äußerst ausdrucksvoll beschildert und mit der Inschrift versehen: Qui pourra nous résister?

Und so ging es Monate lang. Beinahe alle Tage Kavalkaden, in jedem Stadttheile ein Freiheitsbaum, und selbst Manneken-pis in der Uniform eines Freiwilligen!

Man kennt den Verlauf. Joseph starb voll Herzeleid; die alte Ordnung der Dinge ward wieder hergestellt, und bald darnach nöthigten französische Ohnehosen den Belgiern unter den scheußlichsten Zugaben alles Dasjenige auf, was sie aus der Hand des deutschen Kaisers nicht hatten annehmen wollen. Niemals ward ein Unfug bitterer gebüßt, als die brabanter Revolution.

Nach den Freiheitsmännern kam Napoleon. Als er im Juli 1803 Brüssel zum ersten Male besuchte, ward er auf's glänzendste empfangen und mehrere Tage lang gefeiert. Aufzüge, Beleuchtungen, Festessen, Volksbelustigungen, Nichts fehlte; man ließ einen Luftballon steigen, Manneken-pis und die Springbrunnen des Rathhauses spendeten Wein statt Wasser: kurz es war einmal wieder wie vordem. Auf dem Stadthause bot man dem Gefeierten einen angeblichen Sessel Karl's V. an; doch lehnte er es ab, sich zu setzen. Als die „grüne Allee" beleuchtet war, brannte am Ende derselben auf einem hundert Fuß hohen Obelisk in farbigen Lichtern die Schmeichelei: A Napoléon le Grand; im Theater gab man ein Gelegenheitsstück: La joyeuse entrée. Auch Jo-

sephine ward nicht vergessen; die Stadt schenkte ihr ein kostbares Spitzenkleid, das sie bei der Messe in St. Gudula trug. Es war also nicht zu verwundern, wenn sich die hohen Gäste von der Brüsseler Aufmerksamkeit und Jubellust ungemein befriedigt fühlten. Und in der That war Napoleon so wohlgelaunt, daß er einen ganzen Tag länger blieb, als seine Absicht gewesen war, um noch einem Feste im Park beizuwohnen, das wegen ungünstiger Witterung verschoben werden mußte. Gewiß eine Gunst, die sein rastloser Geist nicht oft und nicht Vielen gewährt hat.

Zum zweiten Male ward Napoleon 1810, diesmal mit Marie Louise, der Tochter des letzten Herzogs von Brabant, in Brüssel empfangen und gefeiert.

Dann kamen die Feste, die man dem Kaiser Alexander, dem Herzog von Wellington, dem Prinzen von Oranien, dem König Leopold und seiner Familie veranstaltete.

Ob das Haus Koburg das letzte sein wird, dem die Belgier ihre Huldigungsfeste widmen?

König Leopold war ein kluger und umsichtiger Herr. Er kannte seine Belgier, ihre Tugenden und ihre Fehler, ihre Neigungen und ihre Schwächen, wie Keiner. Sicher! er dachte nicht daran, ihre Freiheiten zu verletzen, ihren Eifer zu hemmen, ihrer Selbstthätigkeit vorzugreifen; es kam ihm nicht in den Sinn, ihr Vereinsleben zu beeinträchtigen, ihre Genußsucht zu zügeln, oder ihrer Festlust und Prunksucht irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen. Er ließ es ruhig geschehen, daß man 1856 zur Jubelfeier seines Regierungsantritts Millionen verwendete. Er ward nicht müde, nach allen Seiten hin tausendmal zu grüßen und zu danken, und an einem Tage zwanzig oder dreißig Mal die Brabançonne anzuhören. Erst leistete er in Brüssel das Menschenmögliche; dann ging er nach Brügge, nach Namen, nach Dinant, nach Arlon, nach Antwerpen, nach Lüttich, nach Hasselt, nach Gent, nach andern Orten, und überall war er das Wohlwollen und die Empfänglichkeit selbst, überall voll Dank und Geduld für endloses Reden, für hundertfaches Schaugepränge und für zwanzigmalige Wiederholung der Brabançonne; und am Ende beklagte er's gar noch in einem durch die Regierung allen Gemeinden zu-

gefertigten Erlasse, daß er nicht jedes Städtlein, nicht die kleinsten Weiler besuchen könne, trotz der furchtbaren Gefahren einer Dorfbrabançonne!

Kann man ein willigeres und klügeres Eingehen auf den Volkssinn verlangen? Und auch Leopold II. scheint dem Vater mit Erfolg nachzueifern: Als 1853 seine Vermählung und 1856 das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum des Königs gefeiert wurden, rühmte man seine Leutseligkeit und Dankfreudigkeit; und als König ist er sicher hinter dem Erbprinzen nicht zurückgeblieben.

Jene Festlichkeiten aber zeigten auf's lebhafteste, daß der alte Hang und das alte Geschick noch nicht erstorben sind. Besonders gehörten die Jubiläumsfestlichkeiten zu dem Großartigsten und Glänzendsten, was wohl jemals in dieser Art geleistet worden ist. Vornehmlich waren die Beleuchtung am 22. und der große Umzug am 23. Juli ausgezeichnet.

An dem Zuge hatte sich das ganze Land betheiligt. Jede Provinz hatte einen gewaltigen Wagen gesandt, oder einen Aufzug zu Pferde oder zu Fuß, wodurch ein Gegenstand ihrer Geschichte oder ihres eigenthümlichen Lebens vergegenwärtigt wurde. Andere Wagen mit verschiedenen Darstellungen von einzelnen Städten schlossen sich an, so daß der ganze Zug eine beträchtliche Ausdehnung hatte und zum Vorbeiziehen weit über eine Stunde bedurfte. Ich will die einzelnen Bestandtheile nur in ihren Hauptbedeutungen etwas näher angeben; es wird das genügen, um ein allgemeines Bild von der merkwürdigen Schaustellung zu liefern. Die Einzelnheiten zur Ausschmückung und zur Erweiterung und Ausmalung der Grundgedanken, die Fahnen, Standarten, Wappenschilde, Leibfarben, Sinnsprüche, die alterthümlichen Kleidungen und Waffenstücke, die Geräthe und Schmucksachen, die Verzierungen und Inschriften, die ganze Mannichfaltigkeit in Formen und Farben muß man sich hinzudenken; eine erschöpfende Beschreibung würde ein ganzes Buch erfordern.

Aus dem Limburgischen kam ein Wagen, der die fränkische Zeit vergegenwärtigte. Voran zogen Krieger in alten Anzügen und Rüstungen, hinterher acht rothbraune Ochsen von gewaltiger Größe, als Zugabe eines Wanderzuges.

Luxemburg, das Vaterland des heiligen Hubertus, hatte einen glänzenden Jagdwagen gesandt, dessen Vordertheil in einen riesigen Hirschkopf auslief; an den Seiten waren Schildereien aus der Geschichte des Landes, z. B. die Krönung Kaiser Heinrich's VII., angebracht. Das Obertheil bildete eine Kapelle auf einem Felsen, ringsum ragten Köpfe wilder Thiere, die Pferde waren prachtvoll geschmückt und mit den Wappen des Kaiserreichs und des Landes Luxemburg, so wie mit dem des Königreichs Jerusalem behangen. Voran zog eine Meute von zahlreichen Jagdhunden; hinterher kam Gottfried von Bouillon mit seinen Rittern und seinem Hofe, alle im Kostüm des ersten Kreuzzuges.

Weniger glücklich hatte Namen gewählt. Von der Kommission war diesem Landestheile die Darstellung der Zeit der Aduatiker, die Cäsar als Nachkommen der Teutonen bezeichnet, zugedacht worden. Allein das mochte den Leitern in der Provinz doch allzu wild und allzu einfach erschienen sein. Man hatte diesen Gegenstand nur zu einem Theil eines aus drei Hauptgruppen bestehenden Zuges gemacht, und daneben einen Wagen ausgerüstet, der in Personen, Bildern, Wappenschildern, Fahnen, Inschriften und sonstigen Zuthaten die Provinz mit ihren hauptsächlichsten Städten, Männern und Begebenheiten vergegenwärtigen sollte. Dadurch war aber eine Fülle, ja eine Verworrenheit entstanden, die den Gesammteindruck und das Verständniß beeinträchtigte. Unter den Personen war die heilige Begga, Mutter Philipp's von Heristal, als Gründerin des Klosters Andenne, später Patronin der Beginenhöfe. Der Zug ward eröffnet durch einen Aduatiker-Häuptling mit einigen Genossen; den Schluß bildete eine ansprechende Rotte Wallonen aus dem dreißigjährigen Kriege.

Einen mächtigen Eindruck machte der riesige Wagen von Ostflandern, der den Glanzpunkt des städtischen Gemeindelebens darstellte. Vier Standbilder auf den Ecken des Wagens vergegenwärtigten in zwei Schöffen, in einem Deken der Gewerke und in einem Anführer der berühmten Waffengilden die Hauptthebel der städtischen Kraft und Freiheitslust des vierzehnten Jahrhunderts. In der Mitte erhob sich mit dem Banner von Flandern die gewaltige Gestalt Jakob's van Artevelde, des mächtigen Ruwaerts,

der Gent und mit ihm Flandern auf den Gipfel des Ansehens, der Freiheit und des Wohlstandes erhoben. Trompeter zu Pferde zogen voraus; die berühmtesten und verdientesten Männer des vierzehnten Jahrhunderts im Kostüm der Zeit begleiteten den Wagen.

Dann folgte der Zug von Brügge für Westflandern, der glänzendste, und einer der gelungensten von allen. Er stellte die Zeit Philipp's des Guten mit dessen prächtiger Hofhaltung dar, und war gebildet wie folgt: Ein Bannerträger, sechs Trompeter, ein Paukenschläger, 24 Wappenherolde, ein Wappenmeister (heraut d'armes greffier), ein Schatzmeister, zwei Bannerträger, 24 Ritter vom goldenen Vließ mit ihren Pagen, ein Ritter mit der Standarte des Herzogs, vier Ritter mit der Krone, dem Scepter, dem Schwert 2c., zwei Pagen, Herzog Philipp der Gute, zwölf Hofleute, Bogenschützen, Hellebardiere 2c.; die letzten, wie die Pagen 2c., waren zu Fuß, die übrigen, und zwar achtzig an der Zahl, zu Pferd.

Hennegau hatte die Verherrlichung der Zeit Balduin's und des flandrisch-lateinischen Kaiserreichs zu Konstantinopel gewählt. Der Wagen ward von zwölf glänzend geschirrten Rossen, die von eben so viel Fußknechten geführt wurden, gezogen. Der Kaiser saß in vollem Schmuck, Scepter und Weltkugel in den Händen, auf dem Throne; zur Seite sein Bruder, ringsum die tapfersten und angesehensten Kriegs- und Hofmänner des Reichs. Sechzig Menestrels mit ihren Instrumenten, einen Wappenherold und vier Trompeter an der Spitze, zogen dem Wagen voraus.

Der Wagen von Brabant, in Gestalt eines Schiffes erbaut, stellte die Zeit Karl's V. dar. Der Kaiser mit Margaretha von Oesterreich, Margaretha von Parma, Philipp II. und einigen Herren bildeten die Hauptgruppe; eine andere bestand aus den berühmtesten Niederländern jener Zeit: Vesale, Dodonäus, Mercator, Ortelius, Plantin, Franz Floris, Quentin Metsys u. a. Fahnen, Wappenschilde, Siegeszeichen 2c. fehlten natürlich nicht. Auf dem Hintergrunde stellten vier Frauen die vier Erdtheile, in denen die Besitzungen des Kaisers lagen, dar.

Antwerpen hatte die Zeit von Albert und Isabella gewählt. Sein prachtvoller Wagen trug, neben den Erzherzogen und ihrer

glänzenden Umgebung von geistlichen und weltlichen Würdenträgern, die Gestalten von Rubens, Otto Venius, Jordaens, Van Dyck, Duquesnoy, Justus Lipsius u. a.

Dann kam ein Wagen der Stadt Nivelle, vielleicht der anziehendste von allen. Er war der Darstellung und Verherrlichung des Ackerbaus gewidmet, in Gestalt eines riesigen Pflugs erbaut, überall vergoldet, und sinnreich mit Aehrengewinden und Feldblumen geschmückt, mit verschiedenen Gruppen von thätigen Arbeitern besetzt, und den Sinnspruch der Stadt emporhaltend: Le travail anobli. Leider fehlte es auch an den Alfanzereien einer Ceres, Phöbe und dergleichen Spuk aus den vorigen Jahrhunderten nicht. Aber das ward reichlich ausgeglichen durch die Bespannung und durch die Reihen von ländlichen Arbeitern, welche mit allerlei landwirthschaftlichen Werkzeugen zu Pferd und zu Fuß dem Wagen folgten. Das Gespann bestand aus nicht weniger als 48 Pferden, zu vier und vier geschirrt, alle der schwersten flandrischen Art angehörend; sie wurden von jungen Landleuten in blauen Kitteln geführt und brachten einen wahrhaft überwältigenden Eindruck hervor.

Die Löwener hatten sich erinnert, daß das „erste Element" ihrer Stadt, und der Belgier überhaupt, das Bier ist; ihr Wagen war hauptsächlich der Verherrlichung der uralten Braukunst Löwen's gewidmet.

Lüttich war durch zwei Wagen, welche die vornehmsten Erwerbszweige der Provinz, namentlich die Waffenerzeugung darstellten, vertreten. Den anziehendsten und ergreifendsten Anblick aber gewährte ein Arbeiterzug, welcher aus jenem Landestheile herbeigekommen war. Mehr als elfhundert Werkleute aller Art, in eigenthümlichen Anzügen und mit verschiedenen Arbeitsgeräthen versehen, folgten in wohlgeordneten Reihen dem Wagen; selbst die hotteresses, die Kiepen- oder Kötzenträgerinnen, fehlten nicht.

Auch Hennegau hatte einen zweiten Wagen in Form einer Lokomotive mit zahlreichen Arbeitern gesandt, eben so war die Genter Blumenzucht noch besonders vertreten: Zwölf mit Laub- und Blumengewinden reich geschmückte Pferde zogen den riesigen Wagen voll prachtvollster Blumen und Gewächse.

Den Schluß bildete der Wagen Brüssels, die Gegenwart darstellend. Junge reizende Mädchen versinnbildlichten das Land, die Provinzen, die Künste, die Wissenschaften ꝛc; über allen schwebte das Bildniß des Königs, des gefeierten Schöpfers und Schirmers der „Früchte von 25 Friedensjahren".

Der ganze Umzug dauerte gegen sechs Stunden, was in der Julihitze für die verschiedenen Majestäten und Würdenträger, die fortwährend eine angemessene Stellung zu wahren hatten, eben keine Kleinigkeit war. Die Straßen, durch welche der Zug ging, waren besonders ausgewählt worden, denn nicht alle waren breit und kein bedeckter Thorweg hoch genug, um die mächtigen Fahrzeuge durchzulassen.

Aehnliche Umzüge wurden später noch in Brügge, Gent und an andern Orten veranstaltet. In Gent nahmen über fünzig Vereine und Tausende von Fabrikarbeitern daran Theil; der Zug der Maschinenbauer zählte etwa 1000, die Gesammtheit der Baumwollenarbeiter, in fünf Abtheilungen auftretend, über 5000 Köpfe.

Ein anderer Glanzpunkt der Brüsseler Feste war die Beleuchtung am 22. Juli. Sie beschränkte sich nicht allein auf das Innere der Stadt, wo Behörden und Vereine und Einzelne mit einander wetteiferten, und wo besonders der große Platz und das Stadthaus fesselnde Anblicke gewährten. Die Hauptsache war die Erleuchtung der Boulevards, vom Namurer Thor bis zum Eingange der «allée verde». Diese ganze Strecke, also eine Länge von dreiviertel Stunden Gehens, war mit farbigen Lichtern und Laternen in reichster Fülle übersäet. Einiges war steif, manches überladen; man hatte mehr auf Glanz und Reichthum, als auf anmuthigen Wechsel und überraschende Einzelnheiten, wozu die vierfachen Baumreihen wohl Anlaß geboten hätten, gesehen. Wahrhaft feenhaft aber und von hinreißender Schönheit war der Anblick, den die Wallstraße am botanischen Garten in ihrer mählichen Absenkung bis zur „grünen Allee" darbot. Hier schadete die einförmige Länge und Geradheit nicht; man sah, wie von einer Erhöhung, in einen mit Guirlanden und Blumenkronen geschmückten, in schimmernder Ferne sich verlierenden Gang, so fein und zierlich zogen sich die Lichtfäden gleich anmuthigen Blumengewinden von

einer Baumreihe zur andern, so leicht schwebten die leuchtenden Kränze und Kronen über der wallenden Menge.

Ziemlich geschmacklos und verfehlt war die Erleuchtung des Parkumfangs, welche am 21. Juli stattfand. Mit der Hälfte der aufgewendeten Summen hätte man weit Schöneres erreichen können, wenn man die Gebüsche und Baumwipfel benutzt hätte.

Ueberhaupt ließ sich der ganzen Jubelfeier der Vorwurf machen, daß mehr Fülle als Geschmack sich zeigte. Für die zur Verherrlichung ausgeschriebenen Dichterpreiskämpfe in französischer und vlamischer Sprache war sogar ausdrücklich zur Bedingung gemacht worden, daß keiner weniger als 150 Verse liefern dürfe, gerade wie man 1859 zur Feier des Eisenbahnjubiläums mindestens 200 Verse verlangte. Es schien vielfach außer Acht geblieben zu sein, daß des Guten auch zu viel geschehen kann. Auf dem kleinen Königsplatz standen allein drei riesige Triumphbögen und Erinnerungsbaue, von denen einer den andern beeinträchtigte. Und wie viel war noch anderwärts in Latten und Brettern, in Pappe und Papier geleistet!

Sonderbar, daß man nicht wenigstens einen Theil der ungeheuren Summen dazu bestimmt hat, irgend etwas Bleibendes, etwas Werthvolles zum Gedächtniß zu stiften. Wie ist es zu begreifen und zu billigen, daß ein Land, das für seine Kunstausstellungen und Festlichkeiten Brettersäle aufschlagen mußte, daß Städte, in denen tausend und aber tausend Kinder wegen Mangels an Schulanstalten ohne allen und jeden Unterricht blieben, daß ein solches Land, daß solche Städte Hunderttausende für Dinge verwendeten, die nach wenigen Tagen wie Spreu vor dem Winde zerstoben waren. Würde etwa Europa weniger gestaunt, würde König Leopold minder als das Muster eines verfassungstreuen, volksgeliebten, hochgefeierten Fürsten dagestanden haben, würden die Künstler verkürzt, die Arbeiter ohne Verdienst, das Volk ohne Schaulust geblieben sein, wenn man statt der Bretterbauten das Gerüst zu einem bleibenden Denkmal, zu einem Bau für Kunstleben oder Volksbildung aufgeschlagen hätte? In der That, die Erscheinung wäre nicht zu fassen, wenn nicht die Geschichte des Volks den Schlüssel dazu böte; die Ge-

winnsucht und Leichtfertigkeit Einzelner, von denen so oft die Rede gewesen ist und an denen es allerdings nicht gefehlt haben mag, würde dazu nicht ausreichen.

Die Belgier haben 1853 und 1856 (abgesehen von der Würdigung der Festanlässe) eben nur gethan, was die Väter auch thaten. Das ist so zweifellos, daß sich die Central-Kommission für Anordnung der Festlichkeiten von 1856 gewissermaßen mit Bewußtsein auf den geschichtlichen Standpunkt gestellt hatte — de précédents dont il ne lui a guère été possible de trop s'écarter. Man konnte daher nicht sonder einigen Vorbehalt in all die himmelhohen Lobpreisungen, welche in und außer Belgien über jene Festlichkeiten gelesen und gehört worden sind, einstimmen. Die Kommission selbst meinte, als sie ihr Programm einsandte, nach Hinweisung auf die alten „Ueberlieferungen“: «Le jubilé sera un acte, qui confirmera les nations étrangères dans la bonne opinion qu'elles ont conçue de nous. Dans le témoignage unanime et solennel de la reconnaissance nationale, offert par le pays à son Roi, elles verront la preuve que la Belgique apprécie la haute valeur de ses institutions, et que, si elle est digne de les posséder, elle est aussi jalouse de les maintenir.»

Darin war viel Wahrheit; doch wird man auch nicht übersehen dürfen, daß Land und Städte häufig im verderblichsten Sinken waren, wenn sie den meisten Festflitter entfalteten. Nie stand es um Dichtung und Sprachbildung schlechter, als in den Prunkzeiten der Rederijkers, nie waren die wissenschaftlichen Leistungen nichtiger, als da man den „primus von Löwen“ wie einen Triumphator durch's Land führte. Zu derselben Zeit, wo man Tausende, ja Hunderttausende für Processionen und Festzüge verschwendete, wimmelten die Städte von Bettlern und nichtsnutzigem Gesindel; an Kirchen und Stadthäusern schlug man die alten Meisterwerke in Stücke, damit sie nicht unversehens den Leuten auf die Köpfe fielen. Und selbst die alten Freiheiten und Gelöbnisse wurden nie mehr verletzt als in jenen Zeiten, wo man die lautesten „fröhlichen Einzüge“ feierte. —

5.

Kirchliche Verbrüderungen. Waffengilden und Handwerksinnungen. Processionen. Ommegang.

Wir haben bisher hauptsächlich die weltliche Seite des Vereinslebens und der Schaubelustigungen in Belgien betrachtet; es gibt aber auch noch eine geistliche oder kirchliche Seite, welche nicht minder zahlreiche und bemerkenswerthe Einzelnheiten darbietet. Insbesondere sind die religiösen Genossenschaften und daneben die Gilden und Schauspielgesellschaften, welche mit dem kirchlichen Leben im genauesten Zusammenhange standen, noch näher in's Auge zu fassen, wenn man die belgische Geschichte begreifen und das belgische Volksleben kennen und verstehen lernen will. Abgesehen von den klösterlichen Körperschaften, welche unter Joseph II. und in den Zeiten der französischen Herrschaft gefallen und neuerdings durch Vereine nach den Bestimmungen des bürgerlichen Rechts vielfach ersetzt worden sind, abgesehen von diesen Einrichtungen und von den noch in bedeutender Anzahl bestehenden Beginenhöfen, kommen besonders die kirchlichen Brüderschaften oder Konfrerien in Betracht. Es sind das Vereine zu gar mancherlei Zwecken, z. B. zum Bau einer Kapelle, zur Erhaltung eines Altars, zur Schmückung eines Heiligenbildes, zur gegenseitigen Hülfeleistung bei Krankheiten oder Todesfällen 2c. 2c. Um 1701 wurde zu Löwen sogar eine Brüderschaft von Jägern gestiftet, als deren Schützer der Herzog von Aremberg genannt wird; man setzte unter anderm fest, am Hubertustage gemeinschaftlich eine Messe zu hören, ehe man auf die Jagd gehe, Sonntags darauf aber ein Gastmahl zu veranstalten, woran Jeder Theil zu nehmen habe. Zuweilen ist der Anlaß und die Fortbildung der kirchlichen Brüderschaften wunderlich genug. So stand zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts nahe an der Ringmauer Brüssels ein Baum mit einem kleinen Marienbilde, das bei den Bürgern sehr in Aufnahme kam. Daneben befand sich einiges Baum- und Buschwerk, in dem zahlreiche Vögel zu nisten pflegten. Um den Ort noch

mehr zu heiligen, bildete sich 1241 eine Brüderschaft, welche unter Anrufung der Jungfrau Maria eine Kapelle daselbst erbauen ließ, die durch mehrere Päpste reich mit Ablaß begabt wurde. In den Unruhen des sechzehnten Jahrhunderts ward sie für 28 Gulden verkauft und von dem Erwerber abgebrochen. Im Jahr 1590 aber ließ die Brüderschaft sie wieder herstellen und 1698 erneuen. Man unterhielt daselbst in Käfigen, welche wie Kronleuchter aufgehängt waren, eine Anzahl Vögel, deren Gezwitscher, besonders bei den gottesdienstlichen Vorgängen, oft sehr lebhaft wurde. Das Kirchlein hieß daher: Onze Lieve Vrouw ten Vogelen-zang, Notre-Dame du chant d'oiseaux.

Die Mitglieder solcher Brüderschaften werden auf Tafeln verzeichnet, die man an den Pfeilern oder Wänden der betreffenden Kirchen aufgehängt sieht. Mitunter stehen die Namen hoher Geistlichen an der Spitze. Zu den gewöhnlichen Obliegenheiten der Verbrüderten, denen auch häufig „Schwestern" hinzutreten, gehört die Pflicht, an gewissen Tagen gemeinschaftlich die Messe zu hören und an feierlichen Umzügen Theil zu nehmen. Manche Brüderschaften sind auch besonders zu dem Zwecke, eine Procession oder bildliche und dramatische Darstellungen zu veranstalten, errichtet worden. So gab es seit uralten Zeiten zu Gent eine solche Genossenschaft oder eigentlich zwei: die St. Livensgilde van Binnen und die St. Livensgilde van Buiten, welche bestimmt waren, alljährlich die Ueberbleibsel des heiligen Livinus in feierlichem Zuge von Gent nach St. Livens-Hauthem zu tragen und am andern Tage zurückzubringen.

St. Livin, ein vornehmer Schotte von Geburt, ist einer der Hauptglaubensboten, welche sich im alten Belgenlande verdient machten und nachgehends zu großer Verehrung kamen. Besonders stand und steht er bei den Gentern in hohem Ansehen; noch im Herbst 1857 ward sein Jubiläum mit dem höchsten Pompe gefeiert. Als der Glaubensverkünder im siebenten Jahrhundert nach Flandern kam, soll besonders in der Gegend von Holthem oder Hauthem, etwa drei Stunden von Gent, noch der Wodansdienst geherrscht haben. Livin bekehrte viele Bewohner und stiftete ein Gotteshaus. Als er aber weiterzog, ward er bei dem Dorfe

Essche am 12. November 657 erschlagen, indem ihm einer der Verfolger mit einem Beile das Haupt abhieb. Doch blieb sein Leichnam nicht im Bereich der Mörder und Götzendiener. Livin erhob sich, nahm, wie die Ueberlieferung berichtet, sein Haupt in die Hand und wandelte nach dem über eine Meile entlegenen Hauthem zurück, wo ihm Engel ein Grab in der Kirche bereitet hatten. Im Jahr 842 soll sein Leichnam erhoben und in eine Reliquienkiste gelegt worden sein; später ward er ein Gegenstand großer Verehrung. Um 1007 führte Erembold, Abt von Sankt Bavo zu Gent, die Ueberbleibsel in feierlichem Aufzuge nach seiner Abtei. Er versprach dabei, sie alljährlich auf einige Zeit zurückzubringen, was er auch treulich hielt, und was später, seit 1039, unter wachsender Theilnahme des Volks und unter mehrfachen Ablaßverleihungen der Päpste, regelmäßig beobachtet worden ist. Indessen fanden oft große Zügellosigkeiten bei diesen Wallfahrten Statt, und Jahrhunderte lang haben kirchliche wie weltliche Behörden sich vergebens bemüht, solche abzustellen. Der Amtmann von Aelst mußte mit seinen Leuten bei der Kirmeß zu Hauthem Wacht halten, und Graf Robert verurtheilte 1316 den Abt von St. Bavo, diese Aufsicht zu bezahlen; von Gent zogen zwei Schöffen mit, wofür sie seit 1468 jedes Mal zwei Pfund Grote bekamen. Doch war alles vergebens. Selbst die Bedrohung mit dem Banne half nichts. Das Volk hatte eben vorzugsweise sein Vergnügen im Sinn; wo dies beeinträchtigt oder wo die Freiheiten der Gemeinden und Gewerke bedroht waren, da wurden selbst die Heiligen wenig beachtet. Als sich die Genter 1467 in ihren Rechten gekränkt fühlten und Karl der Kühne gerade in der Stadt war, setzte die von der Wallfahrt zurückkehrende Livinsgilde den heiligen Kasten auf der Straße nieder und stürmte zum Aufruhr. Karl fand sich genöthigt, nachzugeben, alle Unbilden wurden im sogenannten St. Livins-Frieden abgestellt, und die Gildebrüder trugen nun den Heiligen ehrerbietig in die Kirche. (Vrgl. Belg. Museum VII, 120. 154 fgg.) Allein Karl hielt das Abkommen nicht; er zwang die Genter, welche er nach seiner Versicherung „liebte, aber nicht fürchtete", zur Unterwerfung, ließ ihre Freibriefe vernichten und sich nur durch schwere Bußen versöhnen.

Das geschah gegen Ende des Jahres 1467. Einige Monate darauf kam er wieder nach Gent und ward in glänzendster Weise empfangen. Die Gewerke z. B. geleiteten ihn mit 900 brennenden Fackelkerzen; überall waren geschmückte Häuser, Inschriften, Schildereien, Schauspiele, als sei man stets im herzlichsten Einverständnisse gewesen.

Neben den kirchlichen Verbrüderungen sind es besonders die Handwerksinnungen und die Waffengilden, welche bei religiösen Festen und Aufzügen eine hervorragende Rolle spielten. Selbst die Rederijker- oder Schauspielvereine kommen dabei wesentlich in Betracht. Es war von diesen Genossenschaften schon beiläufig die Rede; um aber ihre ganze Bedeutsamkeit und namentlich ihre Beziehungen zur Kirche und zu den kirchlichen Festen kennen und verstehen zu lernen, müssen sie noch etwas näher in's Auge gefaßt werden.

Bei der Dürftigkeit der Quellennachrichten sind die Ansichten über den Ursprung der Gilden und über die Einführung der kirchlichen und weltlichen Schaubühnendarstellungen sehr verschieden. Nach meiner Meinung hellen sich die einzelnen Ueberlieferungen am klarsten auf, und treten die mancherlei Erscheinungen, welche uns aufbewahrt sind, am entsprechendsten zu einem einheitlichen Entwickelungsbilde zusammen, wenn sowohl die germanische als die römische Zeit in's Auge gefaßt und dann der Zersetzungs- und Umbildungsgang verfolgt wird, der unter dem Einflusse des Christenthums und den unablässigen Einwirkungen der Kirche eintrat. Gerade in Belgien lebten und kämpften Germanen und Römer Jahrhunderte lang mit einander; in Belgien wurde dem niederdeutschen Volksstamme am ersten das Christenthum gepredigt, in Belgien hatte und bewahrte die römische Kirche stets einen Einfluß, wie kaum in einem anderen Lande.

Es ist bekannt, daß bei den Germanen religiöse Umzüge und feierliche Opfer- und Todtenmahle, wo zu Ehren der Götter und Verstorbenen gezecht wurde, Statt fanden. Auch die wichtigen Angelegenheiten von Krieg und Frieden pflegten unter Schmausereien verhandelt zu werden. Bei den nordischen Völkern hießen die regelmäßigen Jahresfestessen bestimmter Kreise Gildemahle

(J. Stecher, Introd. historique, zu den Recherches historiques sur les costumes des gildes et des corporations de métiers, par Felix de Vigne, Gand, p. IX. etc.); es gab dort noch in späterer Zeit gildescalen, wie bei den Angelsachsen in England die Gilden und Gildehallen frühzeitig eine bedeutende Rolle spielten.

Tacitus (Germ. c. 40) berichtet, daß auf einer Insel des Oceans die Nerthus, die Mutter Erde, in einem heiligen Haine verehrt wurde, und daß der Priester die Göttin auf einem verdeckten, von Rindern gezogenen Wagen unter dem Volke umherführte. Dann waren fröhliche Tage und Feste aller Orten, welche sie der Einkehr würdigte. Derselbe Geschichtschreiber führt an (Germ. c. 9), daß ein Theil der Sueven einer Göttin opferte, welche er nach römischer Anschauung Isis nennt, und deren „Zeichen die Gestalt eines Schiffes" hatte (signum ipsum in modum liburnae figuratum). Ob diese Gottheiten, welche vielleicht zusammenfallen, in gleicher oder ähnlicher Weise auch in den Niederlanden vorkamen, steht zwar nicht zweifellos fest; doch läßt sich's vermuthen, wenn man auch von der auf der Insel Walchern nach aufgefundenen römischen Inschriften verehrten Göttin Nehalenia, welche J. W. Wolf als gleichbedeutend mit der Nerthus betrachtet, ganz absehen wollte. Es würde mehr als auffallend sein, wenn in den fruchtbaren und wasserreichen Niederungen keine Gottesverehrung Statt gefunden hätte, welche mit der Erdmutter und mit der Schifffahrt in Verbindung stände. Noch im späten Mittelalter kommen Spuren vor, welche auf einen solchen Dienst hinzuweisen scheinen. So wird von Umzügen berichtet, welche das Volk am Rhein mit einem Schiffe vornahm und welche von der Geistlichkeit als heidnisch und sündhaft bekämpft wurden.

Um 1133 wurde, wie Jakob Grimm zuerst nachgewiesen hat, in einem Walde bei Inda (in Ripuarien) ein Schiff gezimmert, welches unten mit Rädern versehen und durch vorgespannte Menschen, namentlich durch Weber, im Lande umhergezogen ward, zuerst nach Aachen, dann nach Mastricht, wo Mastbaum und Segel hinzukamen, hierauf nach Tungern, Looz u. s. w., bis es bei

Löwen Widerstand fand. Ueberall wurde das Schiff vom Volke mit Freudengeschrei und Jubelgesang empfangen und begleitet; es galt in der Volksmeinung für schimpflich, dasselbe nicht weiter befördert zu haben; man gab vor, es ruhe Schmach und Schande auf Denen, bei welchen es verbleiben würde. Die Ankunft ward den größern Ortschaften zuvor angesagt; wo es hinkam, zog man ihm entgegen und Sang und Tanz dauerte bis in die späte Nacht. Oft waren tausend Menschen beisammen. Selbst ältere Frauen nahmen, mit Hintansetzung der Schamhaftigkeit, an den Tänzen um das Schiff herum Theil — sparsis capillis, aliae seminudae, aliae simplice tantum clamide circumdatae . . . Videres ibi aliquando mille hominum animas sexus utriusque prodigiosum et infaustum celeusma usque ad noctis medium celebrare. Quando vero execrabilis illa chorea rumpebatur emisso ingenti clamore vocum inconditarum sexus uterque hac illacque bacchando ferebatur; quae tunc videres agere nostrum est tacere et deflere, quibus modo contingit graviter luere. Die Geistlichkeit war diesem „teuflischen Werk" zwar entgegen, die Ortsobrigkeiten aber scheinen es fast überall gefördert oder doch geduldet zu haben.

Auch anderswo wurden solche Landschiffe umhergezogen, namentlich in Schwaben. Um 1530 verbot der Rath zu Ulm, am Nikolausabend Pflüge und Schiffe umherzufahren. Noch in jüngsten Zeiten kamen zu Ulm in der Fastnacht Umzüge mit Schiffen vor, und in Belgien selbst sind Schiffe oder schiffsähnliche Wagen bei den großen „Umgängen" eine gewöhnliche Erscheinung.

In dergleichen heidnischen Vorgängen nun scheint die Grundlage der kirchlichen und weltlichen Umzüge gesucht werden zu müssen. Die Glaubensboten konnten nicht daran denken, das heidnische Leben mit einem Schlage zu vernichten; am wenigsten vermochten sie Sitten zu beseitigen, welche mit dem fröhlichen Lebensgenusse in Verbindung standen. Sie mußten sich begnügen, dem Volke ein paar Hauptsätze, einige äußerliche Formen beizubringen, im Uebrigen aber hundertfach gewähren lassen und durch die Finger sehen. Papst Gregor der Große rieth ausdrücklich, nicht

zu viel zu begehren und in unwesentlichen Dingen nachsichtig zu sein und hergebrachte Bräuche und Anschauungen möglichst zu schonen und auszubeuten. Man solle die heidnischen Heiligthümer nicht zerstören, sagte er, sondern in christliche umwandeln. Auch Opfermähler möge man in gewisser Weise beibehalten, „damit die Leute, indem ihnen äußere Genüsse belassen würden, desto bereitwilliger zu innern Freuden seien. Den harten Köpfen auf einmal Alles zu nehmen, sei unmöglich" ꝛc. Nach diesen Grundsätzen wurden nicht allein Kirchen und Kapellen errichtet, nicht allein Kreuze und Heiligenbilder an Bäumen, Quellen und Wegen angebracht, wo das Heidenthum einen Gegenstand der Verehrung gehabt hatte; sondern man bildete auch die Umzüge und Festlichkeiten, woran das Volk sein Behagen fand, um. Freilich ging es damit nur langsam und nachsichtig genug. Vieles ist von der Kirche niemals ganz beseitigt worden; erst in neuerer Zeit haben Sitte und Polizei die Hand daran legen können. Die Feste der Sommersonnenwende mit mancherlei alten Anklängen scheinen erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Abgang gekommen zu sein. In Brüssel dauerten sie drei bis vier Wochen lang. Man zündete dort „große" St. Johannisfeuer, um welche man tanzte, mitten in den Straßen an und zwar unter Kronen von natürlichen oder künstlichen Blumen, die oft „sehr merkwürdig angefertigt waren", weßhalb die Vergnügung croenspel, jeux de couronnes, und das Fest fête des couronnes genannt worden (Voyage d'un amateur etc. 1783, I, 18). Im 15. Jahrhundert fanden diese Tänze fast in allen Straßen Statt, und der Unfug dabei ward so arg, daß die Stadtbehörde am 7. August 1435 ein Strafverbot erließ; jedoch ohne Erfolg. Eine andere Volkslustbarkeit Brüssels knüpfte sich an die „große Kirmeß" und mag ebenfalls mit heidnischen Ueberlieferungen in Verbindung gestanden haben; es war dies das Fest des Fuchsloch s, l'ignoble fête du Vossegat, wie es die Geschichtschreiber der Stadt bezeichnen (Wauters, Histoire etc. II, 650), das in einem benachbarten Walde gefeiert wurde und den heutigen Begriffen von Wohlanständigkeit wenig entsprechend gewesen zu sein scheint. Die große Kirmeß hat am dritten Sonntag des Monats Juli Statt,

und zwar mit einem Umzuge, welcher procession du sacrement de miracle genannt wird und von der St. Gudula-Kirche ausgeht. (Etienne Ydens, Histoire du St. Sacrement de miracle etc. Bruxelles 1605; vlamische Ausgabe, Brüssel 1648.) Dabei werden die wunderbaren und wunderthätigen Hostien verehrt, welche einst von Juden geraubt und mit Dolchen durchstochen worden sein sollen, und welche zur Zeit der Bilderstürmer mit List und Kühnheit gerettet wurden. (Wauters, III, 330.) Außerdem gibt es eine kleine Kirmeß am Sonntage vor Pfingsten, und darneben haben noch einzelne Kirchspiele ihre besonderen Kirmessen, wobei ebenfalls Processionen oder sonstige Festlichkeiten Statt finden. Die Straßen und Häuser, welche der Umzug berührt, werden mit Blumen und Laubwerk, namentlich mit Lärchenzweigen, geschmückt. Die Zweige heißen Maien; der eigentliche Maibaum aber wird am 1. Mai in der Nähe von St. Gudula, wo eine Straße de Meiboom heißt, errichtet.

Mit oder neben den kirchlichen Processionen von allgemeinerer Bedeutung fand früher der eigentliche Ommegang Statt, worauf das Volk den größten Werth legte und wovon die Ueberbleibsel, namentlich der „Riesenzug", noch jetzt dann und wann auftauchen. Die ältesten Nachrichten von solchen Umgängen reichen bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts. Brüssel hatte damals zwei Hauptkirchspiele, welche in Masse umzogen und wobei selbst die Kranken vom St. Johannisspital unter Musik sich anschlossen und Gaben einsammelten, ein Gebrauch, der erst um 1527 abgeschafft wurde. Der bedeutendste Ommegang aber knüpfte sich an eine Kapelle, welche die Armbrustschützengilde 1304 auf dem Sandplatze (jetzt Sablon genannt), wo das erwähnte Hospital 1299 einen Begräbnißplatz angelegt hatte, errichten ließ, und welche nachgehends in die schöne Kirche Notre-Dame-des-Victoires überging*). Es gibt darüber folgende Legende, welche ich um so mehr mittheile,

*) Gewöhnlich wird angenommen und auch in den Reisebüchern erzählt, die Kirche sei zum Andenken des Sieges Herzogs Johann von Brabant in der Schlacht von Worringen, 1288, gegründet worden. Vergl. Wauters I, 109 fgg., 371 fgg.

als sie auf's lebhafteste an die obenerwähnten heidnischen Züge mit Schiffen erinnert.

Eine arme Frau zu Antwerpen, Beatrix Soetkens, hatte einen Traum, worin ihr die heil. Jungfrau gebot, ein kleines Marienbild, seit lange unter dem Namen Onze-Lieve-Vrouw-op-Stoxken, Notre Dame à la Branche, verehrt, hinwegzuführen. Der Sakristan der Antwerpener Kirche wollte es nicht zugeben, ward aber zur Strafe seiner Widerspenstigkeit gelähmt. Beatrix nahm das Bild, bestieg einen Nachen und war schnell in Brüssel, wo der Herzog, die Stadtbehörde, die Gewerke, die Armbrustschützen &c. sie mit großen Ehrenbezeugungen empfingen und das Bildniß nach der Sandplatzkapelle brachten. Das Schiffchen ward ebenfalls bewahrt; noch jetzt sieht man in der Sablonkirche, über dem südlichen Eingange, ein Schiffchen mit hölzernen Bildnissen aufgehängt, welches für das Fahrzeug der armen Beatrix ausgegeben wird. Auch ist es sicher nicht zufällig, daß die große Gilde der Armbrustschützen auf ihren Mitgliedsmedaillen oder sog. Anwesenheitszeichen ein kleines Segelschiff mit vier Personen führte. Zur Erinnerung an das Ereigniß wurde alljährlich der Sonntag vor Pfingsten festlich begangen. An dem Umzuge, welcher von der Kirche ausgehend die Hauptheile der Stadt berührte, nahmen der Stadtrath, die Innungen, Gilden und sonstigen Genossenschaften, in Prunkgewändern, mit Fahnen und Kerzen, Theil. Die Hauptsache für's Volk aber waren allerlei wunderliche Zuthaten, mächtige Thiergestalten, Wagen mit bildlichen Darstellungen, riesige Figuren u. s. w. u. s. w. Die Kosten davon wurden von der Kirche getragen und die Stadt gab einen Beitrag. Im Jahr 1397 bezahlte die Herzogin Johanna die Anzüge der Knaben, welche als kleine Teufel Theil nahmen. Im fünfzehnten Jahrhundert kaufte die Stadt ein eigenes Haus zur Aufbewahrung der verschiedenen Vorrichtungen, und Jahrhunderte lang besoldete sie einen Maler, welcher für die gehörige Ausschmückung des Ommegangs zu sorgen hatte. Nach einer Anordnung von 1639 bezog er jährlich 134 Gulden, welche aber 1704 auf 26 Gulden 10 Schillinge herabgesetzt wurden. Um 1440 versah kein Geringerer als der berühmte Rogier Van der Weyden den Posten. (Vergl.

Wauters II, 624.) Die Geschichtsschreiber Antwerpens bestreiten die Wegführung des fraglichen Marienbildes; zu Ende des 14. Jahrhunderts wenigstens habe sich dasselbe noch in der Mutterkirche befunden und sei 1399 in großer Procession umhergeführt worden. Es war dies der „Liebfrauen-Umzug", der später außerordentlich in Aufnahme kam, und namentlich 1524 in seinem zwei Stunden langen Vorbeiziehen von Albrecht Dürer angestaunt und beschrieben wurde. Wie dem auch sei, die Bedeutsamkeit der Sage verliert dadurch nicht. Auch verdient bemerkt zu werden, daß in Antwerpen, Mecheln, Gent rc. bis auf die neueste Zeit bei großen Schauzügen Schiffe umhergeführt zu werden pflegten.

Die Brüsseler Riesen scheinen im Laufe der Zeit nach Aufputz und Geleit einigem Wechsel unterworfen gewesen zu sein; doch wurden die Hauptgestalten sicher beibehalten, denn das Volk kannte seine Lieblinge und gab ihnen besondere Bezeichnungen. Gelegentlich eines Ommegangs von 1785 werden z. B. aufgeführt: «Le petit Jean, Pierre, Le petit Michel, Le jeune mariage de Gudule et de Jean de Nivelle, Le Sultan et La Sultane, Papa et Mama, Grand-papa et Grand-mama.» Sonst vernimmt man auch von Mieken, der Genossin des kleinen Johann, denn ein Brüsseler kann sich nicht wohl einen Jan, und noch dazu einen riesigen, ohne weibliche Genossenschaft denken. Janneken en Mieken kennt noch heut zu Tage jedes Kind; bei der großen Kavalkade zu Ehren der Vermählung des Herzogs von Brabant, am 23. August 1853, waren sie in neuem Aufputz, von den hergebrachten Blaukitteln mit weißen baumwollenen Mützen begleitet. Auch von einem St. Christoph mit dem Christkinde auf der Schulter wird erzählt; er hatte einen Einsiedler und — die fünf Narren der Waffengilden im Geleit; indessen scheint das Bildniß dieses heiligen Riesen in Brüssel schon im vorigen Jahrhundert außer Brauch gewesen zu sein, während der Löwener St. Christoph erst den Franzosen wich. (Vergl. Schayes, Usages etc. p. 134.)

Jede der riesigen Figuren wird von einem darunter verborgenen Manne getragen, dem von Zeit zu Zeit ein herzstärkender Trunk gereicht wird. Es gehört viel Eifer und ausdauernde

Kraft dazu, sich einer solchen Aufgabe zu unterziehen, um so mehr als sich die Riesen nach dem Gesange des Volks alle paar Minuten herumzudrehen haben. In Vilvorde sollen einige Male Träger den Anstrengungen erlegen sein, was zur Aufhebung der dortigen Riesenzüge Anlaß gegeben hätte, während Andere eine „unzeitige Knauserei" in der Maßregel gewittert haben. Auch anderswo in Brabant und Flandern sind solche Umzüge bekannt.

In Antwerpen kamen ähnliche Ommegänge mit den Riesen Simson und Goliath, mit St. Christoph und andern Größen vor. Im 17. Jahrhundert wurde auch — Don Quixote mit der Dulcinea und Sancho Pansa hinzugethan, und später sogar ein Walfisch, der von Zeit zu Zeit Wasser spie.

Im Jahr 1564 ward ein sitzender Riese zu Wagen umhergeführt, der mehr als 27 Fuß hoch und von „vielen tanzenden jungen Rieslein" (jonge Reuskens) umgeben war. (Mertens und Torfs, Geschiedenis van Antwerpen, IV, 515.) Einen neuen Aufschwung nahm der Riesendienst zu Antwerpen um 1764 und 1765, wo der Bildhauer Herreyns eine neue Riesin und 24 andere Riesengebilde anfertigte und ausschmückte. Es bildete sich eine förmliche Reuzen-compagnie, die unter lebendiger Theilnahme der Gewerke im Jahr 1766 alle Riesen, die man bei Homer, Virgil, Ovid &c. aufzufinden wußte, ausziehen ließ. Selbst der französischen Umwälzung wichen die Antwerpener Riesen nicht. Beim republikanischen Feste von 1796 schwamm der alte Walfisch voran; dann folgte das große Seeschiff, der Neptunswagen und „der Riese". Im Jahre darauf zogen die Riesen mit zum „Tempel der Vernunft", wie sie vordem in den kirchlichen Processionen am Sakraments- und Liebfrauentage Theil nahmen. Auch vor Napoleon, 1803 und 1810, trat „der Riese" noch auf; bei der Geburt des Königs von Rom, 1811, schwammen Walfisch, Seeschiff und Riese in Glanz und Wonne; und 1816 hielt der letzte dem Prinzen von Oranien eine „gereimte Anrede". (S. Mertens und Torfs, VI, 182. 460. 483; VII, 17. 99.)

Weniger Dauer haben die Riesenzüge in Veurne gehabt. Man hatte dort den Brauch, dem großen Goliath nach dem Umgange den Kopf abzuschlagen und den Rumpf bis zum nächsten

Jahre in der Hauptkirche aufzuhängen. (Vandevelde, Gesch. der versch. Processionen, 1855, p. 25.) Beim Umzuge spielte ein Sackpfeifer den Takt, und der knaptand, d. h. eine Figur mit einem drohenden, durch eine Schnur in Bewegung gesetzten Thiergebiß, hielt die Zudringlichen fern.

Das Reuzelied, d. h. Riesenlied, welches bei solchen Gelegenheiten gesungen wird, ist unter einigen Abweichungen, selbst im flandrischen Frankreich, namentlich in Dünkirchen, wo alljährlich ein Riese umzog, allgemein bekannt. Dies Volkslied lautet:

Als de grote klokke luyd,
De Reuze komt uyt;
Keere u e's om! de Reuze, de Reuze;
Keere u e's om,
Reuze kom!

Moeder, hangt den pot op't vier,
De Reuze komt hier.
Keere u e's om! etc. etc.

Moeder, snyd een boteram (Butterbrod),
De Reuze is gram.
Keere etc. etc.

Moeder, ontsteekt het beste bier,
De Reuze is hier.
Keere etc. etc.

Moeder, stopt al ras het vat,
De Reuze is sat.
Keere etc. etc.

Moeder, geeft maer kaes en brod,
De Reuze is dod.
Keere etc. etc.

Das wiederkehrende keere u e's om! dreh dich mal um! in der raschen Volksaussprache wie kerw' is om klingend, ist die stete Mahnung des Volks zum „Tanzen" oder Umschwingen der einherschreitenden Gestalten. Für singlustige Leser will ich die „ursprüngliche Weise" hersetzen:

Die Riesenumzüge waren bei den Brüsselern so in Gunst, daß sie nicht bloß bei dem jährlichen Kirchenfeste am Sonntage vor Pfingsten, sondern auch bei andern Feierlichkeiten und später bei rein weltlichen Anlässen veranstaltet wurden. Ein besonders glänzender Ommegang hatte 1553, ein anderer 1688 gelegentlich des Jubiläums des Sieges von Worringen Statt. (Wauters, II, 225.) Auch 1785, als man das Jubelfest des Wunder-Sakraments von St. Gudula beging, fand nach der kirchlichen Procession noch ein Ommegang Statt, doch ohne Theilnahme der höhern Kreise der Bevölkerung. Die Zeiten hatten sich in dieser Hinsicht geändert. Selbst der Eifer der Gilden und Innungen, die wir noch etwas näher zu betrachten haben, scheint schon nicht mehr der alte gewesen zu sein.

Ueber den Beginn der Gewerbe- und Waffengenossenschaften ist wenig oder nichts Bestimmtes bekannt. Einige haben angenommen, daß die Handwerkerinnungen bis zu den Zeiten Karl's des Großen zurückreichen. Man hat dabei auf die mancherlei Bauten, welche der Frankenherrscher vornehmen ließ, hingedeutet; auch eine Verordnung, welche er 779 gegen „die Verschwörungen oder Eidvereinigungen der Hörigen (conjurationes servorum) in Flandern und andern Küstengegenden" richtete, ist herangezogen worden. (Vergl. Moke, Moeurs des Belges, I, 111, 191. II, 110.) Allein es blieben dabei erhebliche Bedenken. Jene Zusammenschwörungen dürften eher als Anfänge von Waffengenossenschaften, denn als Verbindungen von Gewerbtreibenden zu

betrachten sein. In den Kapitularien des 9. Jahrhunderts ist ausdrücklich von der Bewaffnung der „Gilden" die Rede. Die ersten Innungen werden da entstanden sein, wo die Bevölkerung dem sächsischen Stamme, dem Volke, bei welchem sich Genossenschaft und Gesammtwesen am lebendigsten entwickelt hat, angehörte. Um 938 werden zu Gent die Gerber genannt; noch früher sollen Fischer und Handeltreibende daselbst gewohnt haben; gegen 960, meint man, hätten sich die ersten Weber und Walker angesiedelt; 1164 kommen Weber, Walker, Fleischer und Fischer an der Spitze einer Volksbewegung vor, werden also damals schon genossenschaftliche Einrichtungen gehabt haben. (Vergl. Moke, I, 119.) Vielleicht tritt man der Wahrheit nicht zu nahe, wenn man die neringen, die Gewerke, und besonders auch die Handelsleute als die eigentliche Grundlage der großen flandrischen Stadtgemeinden betrachtet. Besonders früh waren Brügge und St. Omer entwickelt. Die Einwohner von Gent „innerhalb der vier Pforten oder Thore" werden in einer Urkunde von 1199 als eine Hansa bezeichnet. Später zerfielen sie in drei Abtheilungen, in die poorters, in das große Gewerk der Weber und in die kleinen Neringen oder kleinen Innungen, deren es über 50 gab. (Vergl. Belg. Museum IV, 161.) Im dreizehnten Jahrhundert (zu Gent 1228) hatten die Gewerke schon Hallen, in denen sie ihre Erzeugnisse ausstellten. Es ist bekannt, mit welcher Pracht und Großartigkeit solche Gebäude später aufgeführt wurden. Die mächtigen Tuchhallen zu Ypern und Brügge setzen noch heut zu Tage in Erstaunen. Die Ordnung darin ward von den Halleherren gehandhabt; auch übten dieselben meist als vinder eine Art Gerichtsbarkeit aus, dergestalt jedoch, daß für Fälle der Zwangsvollstreckung Bestätigung durch das städtische Schöffengericht einzutreten hatte. Die Aufsicht innerhalb der Zünfte stand den Vorständen derselben zu. Schlechte Arbeiten wurden weggenommen und öffentlich zur Schande ausgehängt. In Gent zeigt man noch jetzt am Thürmchen des alten Collatie-Solders oder Dekenhauses die Stelle, wo schlechtes oder betrügliches Wollgarn aufgehängt wurde. In Douai wurde um 1365 ein betrüglicher Weber lebenslänglich verbannt, und der Landesherr mußte seine unstatthafte Begnadigung

zurücknehmen; ein Kaufmann, der falsches Maß angewendet, ward daselbst 1368 hingerichtet. (De Vigne, III, 37.)

Jedes Gewerk hatte seine eigene Einrichtung, seine Farben, Fahnen, Wappen, Siegel; an der Spitze standen deken (Dekane) und bei größern Vereinen Oberdeken, die häufig den angesehensten Geschlechtern angehörten. Auch Adlige und reiche Besitzer ließen sich oft in eine Zunft einschreiben, ohne das Handwerk zu betreiben, weil die Gildeangehörigkeit vielerorts der Weg und die Bedingung war, um zum Gemeinderath zu gelangen. Namentlich fanden sich in den Kaufmannsgilden nicht selten die Namen der edelsten Familien.

Die Deken und Oberdeken waren zugleich die Anführer ihrer Genossen, wenn man, wie das so oft geschah, zur Erringung oder Vertheidigung von Rechten und Freiheiten zu den Waffen griff. Die Gesammtheit der Städter pflegte nach Kirchspielen oder in sonstiger Weise mit gewählten Oberhauptleuten zusammenzutreten. Die Gewerke bildeten den Kern jenes Fußvolks, das um 1303 in der berühmten Sporenschlacht bei Kortrik die Blüthe der französischen Ritterschaft vernichtete; sie waren die Kraft jener städtischen Volksheere, die später so oft und so muthig gegen Frankreichs Könige und die eigenen Grafen sich schlugen. Manche tapfere That wurde von einfachen Werkleuten vollbracht. Im Jahre 1452 vertheidigte sich eine Abtheilung von 90 Mann gegen französische Uebermacht bis auf's Aeußerste; alle wählten und fanden den Tod. Bei einer andern Schaar, welche den Rückzug zu decken hatte, fand sich ein Fahnenträger, Kornelius Sneyssone, ein Metzger seines Zeichens, der, mit Wunden bedeckt, nicht aufhörte, seine von Lanzenstichen zerfetzte Fahne zu vertheidigen. Ein Axtschlag zerschmetterte ihm das rechte Bein, er stützte sich auf den Fahnenschaft und kämpfte fort; ein anderer Schlag traf das linke, er fiel in die Kniee und stritt weiter. Da hieb ihm ein Ritter die linke Hand ab; schleunig schlang er den verstümmelten Arm um die Fahne und drückte sie an die Brust, bis er verblutend zusammensank. Es ist ein französischer Schriftsteller, welcher den Vorgang am ausführlichsten aufbewahrt hat. (Jean d'Ennetières. S. De Vigne, II, 35; Chron. van Vlaenderen. Ausg. d. Bibl. II, 134.)

Die Genter Kornmesser hatten das besondere Recht, fortwährend bewaffnet zu gehen, um gegen Angriff und Plünderung sich augenblicklich vertheidigen zu können. Die Bewaffnung bestand in Lanzen, Hellebarden, Keulen, Aexten und dergl. Man trug einfache Helme oder Hauben; die Genter Zimmerleute mußten nach ihrer Waffenordnung außer der Kopfbedeckung einen Küraß oder ein Panzerhemd, une hausse de mailles, und ein Paar eiserne Handschuhe besitzen; wer mehr hatte, konnte „zur Ehre des Gewerks“ Andern aushelfen. Man scheint frühzeitig eine gewisse Gleichförmigkeit des Anzugs eingeführt zu haben. Schon 1288 kommen in Brügger Urkunden gleichartige Waffenröcke bei der städtischen Kriegsmannschaft vor; 1300 werden weiße, gelbe, blaue 2c. Anzüge erwähnt. Auch finden sich um diese Zeit schon allerlei Verzierungen, namentlich fringen oder Franzen, vermuthlich für die Hauptleute. Die gleichfarbigen Waffenröcke scheinen besonders bei denjenigen Abtheilungen des Bürgerheers üblich gewesen zu sein, die sich nicht schon durch ihre, der Handwerkstracht sich anschließenden Anzüge unterschieden. So werden bei einem Brügger Heereszuge von 1302 neben den Hauptleuten der Weber, Walker, Schmiede 2c. auch hoftmans van den grisen frocken (Röcken), van den swarten frocken, soudeniers metten witten frocken en metten rooden crusen (mit weißen Röcken und rothen Kreuzen) genannt.

Eine besonders beliebte und oft genannte Waffenart waren die goedendags (Gutentags), mit welchen den benachbarten bonjours nicht selten sehr nachdrücklich geantwortet wurde. Ueber die Einrichtung sind die Meinungen nicht gleich. Wie es scheint, waren es klafterlange keulenartige Stangen, am dicken Ende mit Eisenreifen umgeben und vorn mit einer kurzen aber starken Spitze versehen, gleichgeschickt zum Schlagen wie zum Stoßen; der Schlag traf den Kopf des Pferdes, der Stoß den Reiter.

Die Anzahl der Gewerke ward mit der Zeit sehr beträchtlich. In Brügge gab es 1302 schon über 30; in Brüssel zählte man später 50, in Ypern 34, in Lüttich 32, in Dornik 43. In Gent gab es 54 Innungen, ohne die zahlreichen Abtheilungen der Wollenarbeiter, als: Verfertiger von einfachen Tuchen, ge-

streiften Tuchen, gefärbten Tuchen ꝛc. ꝛc. Auch kleinere Gewerke waren noch zerlegt. So zerfielen die Genter Teppichweber nach der Verschiedenheit ihrer Arbeiten in drei Abtheilungen, als: Sargiemakers, Dobbelwerkers und Legwerkers. (Belg. Mus. IV, 52.)

Alle hatten ihre strengen, oft wunderlichen Grenzen, die sich theilweise bis auf den heutigen Tag erhalten haben, obgleich längst keine gesetzlichen Vorschriften mehr darüber bestehen. Man unterschied z. B. Blaufärber und andere Färber, Weißgerber, Schwarzgerber und andere Gerber. In Dornik gab es alleinberechtigte Kohlenträger, Waarenträger, Butterträger ꝛc.

Mehrere Gewerke waren oft durch ein gemeinschaftliches Band verknüpft. In Brüssel z. B. bildeten die 50 Innungen neun Vereine, die sich „Nationen" nannten. In Gent unterschied man die „kleinen Neringen" und das große Gewerk der Wollenarbeiter, das seinerseits in 27 Abtheilungen zerfiel. Die bedeutendste Innung war natürlich die der Wollenweber; die Tuchbereitung bildete ja Jahrhunderte lang den Ruhm und die Reichthümer Flanderns. Ypern soll 1304 mehr als 4000 Weber, Walker und Tuchscheerer gehabt haben, Gent um 1400 gar über 40000, was aber wahrscheinlich sehr übertrieben ist.

Eine wichtige Genossenschaft in Gent waren auch die Brauer, deren Verzeichniß noch vorhanden ist, im Besitze eines Herrn Verhelst, und bis zum Jahre 1313 zurückreicht. Das Bier hat zu allen Zeiten eine wesentliche Rolle in Belgien gespielt.

Das Gewerk der Fleischhauer bestand nur aus den Angehörigen von vier alten Familien, den Minne, Van Loo, Van Melle und Deynoodt, die Karl V. mit der Alleinberechtigung begabte. Das Volk nannte sie die „Prinzenkinder", und man hat dazu erzählt, daß der Kaiser selbst der Ahnherr gewesen sei, indem sich eine hübsche Fleischerin, die Karl gern gesehen, für ihren Sohn und dessen Nachkommen das Alleinrecht erbeten habe.

Die Fleischer hatten mit den Fischverkäufern das Recht, bei feierlichen Gelegenheiten die Ehrenwache der Grafen zu bilden, sie selbst in blauen Kleidern mit „goldenen Brandenburgs", die Fischverkäufer in „grünen Anzügen mit silbernen Litzen".

Zu den Handwerksinnungen gehörten auch die Gilden der

Maler und sonstigen Künstler. In Antwerpen umfaßte die berühmte St. Lukasgilde, in welche 1598 auch „Peeter Rubbens, Vrymeester, Scilder,“ aufgenommen wurde, nach einer Verbriefung von 1442, außer den Skilders oder Malern, die Holzbildschneider, die metselrisnyders, gelasmakers, verlichters, printers u. s. w. Unter den printers sind Bilderdrucker zu verstehen, wie noch heut zu Tage gedruckte Bilder printen heißen. Später waren auch die Buchdrucker, Buchstabenschneider ꝛc. unter den Angehörigen der Lukasgilde begriffen; ja man hat den Ausdruck printers selbst als Beweis geltend gemacht, daß es 1442 schon Buchdrucker oder wenigstens Holzschnittbuchdrucker zu Antwerpen gegeben habe, was aber wohl keine Billigung verdient. In 1619 ging die Lukasgilde mit der Rederijkerkammer oder dem Schauspielervereine der Violieren eine genaue Verbindung ein.

Bei Festzügen führten die einzelnen Gewerke ihre Banner oder auch rautenförmige Wappenschilde, welche man blasoens nannte und denen die größte Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Ein solcher Schild ward, die spitzen Ecken nach unten und oben gekehrt, von zwei Männern jeder Innung vorangetragen. Außerdem hatte man Kerzen oder Stocklaternen, welche von den jüngsten Mitgliedern getragen wurden und oft sehr reich verziert waren. Die Gesammtheit der Genter Gewerke erhielt 1429 von Philipp dem Guten die Erlaubniß, ein Hauptbanner mit dem schwarzen Löwen von Flandern und dem silbernen Löwen von Gent zu führen, wie überhaupt dieser Fürst nicht unterließ, der Prunksucht und Festlust der Vlamingen entgegenzukommen, während er ihre Rechte und Freiheiten mehr und mehr beeinträchtigte und untergrub.

Neben den Gewerken bildeten die Waffengilden (serments) einen Hauptbestandtheil der Streitmacht der Gemeinden. Sie bestanden gewöhnlich aus den angesehensten Einwohnern des Orts, aus Patriziern, Grundbesitzern und sonstigen Personen, welche durch Geburt oder Reichthum oder in anderer Weise eine höhere Stellung einnahmen. Es gab vier Arten von „edlen Brüderschaften“, denen wir schon oben, als von den Wettkämpfen die Rede war, begegnet sind, nämlich die Armbrustschützen, die Bogen=

schützen, die Schwertkämpfer, die Büchsenschützen. Voran standen die Armbrustschützen oder die Gilden von St. Georg, deren es mitunter zwei an einem Orte gab; das Genter Banner von St. Georg hatte in der ganzen flandrischen Streitmacht den Vorgang. Fürsten und Herren, Bischöfe und Aebte, ließen sich als Genossen einschreiben, so Kaiser Max, Margarethe von York, Ferdinand von Oesterreich (Bruder Karls V.), Philipp II., Maria Königin von Ungarn, Isabella Königin von Dänemark, Albert und Isabella, die Grafen von Cleve, Nassau, Baden, Gavre, Hoorn 2c. (Sanderus, Flandria illustr. I, 204; De Vigne I, 19.) Ferdinand schoß 1519 den Vogel ab; ein Graf von Gavre traf 1524 drei Mal hinter einander den Vogel und wurde daher, wie das in solchen Fällen Brauch war, nicht bloß Schützenkönig, sondern Schützenkaiser. Im folgenden Jahre ward er nochmals König. — Die Armbrust stand in so hohem Ansehen, daß sie häufig de edle voetboge (Fußbogen) genannt ist; sie lief dem ältern „Handbogen" der St. Sebastiansgilden den Rang ab, obwohl auch die Bogenschützen stets in großem Ansehen blieben und selbst durch die Führer von Feuerwaffen nicht verdrängt worden sind. Albert und Isabella schrieben sich in das Verzeichniß der Genter St. Sebastiansgilde ein.

Zu den ältesten Genossenschaften werden die Schwertkämpfer gehören; es soll ein solcher Verein schon 1042 bestanden und an dem Kreuzzuge zu Ende des elften Jahrhunderts Theil genommen, auch von Gottfried von Bouillon zur Belohnung großer Dienste bei der Eroberung der heil. Stadt die Erlaubniß erhalten haben, ein weißes Kreuz, als das Zeichen von Jerusalem, im Wappenschild zu führen. (Vergl. Annales de la Société royale des beaux arts de Gand, 1846, 47, p. 269.) Doch wurde erst später die Genter Verbrüderung, wie wir schon früher sahen, durch Albert und Isabella zur confrèrie noble erhoben. Der Erzherzog ward um diese Zeit ihr König und schenkte bei der Gelegenheit eine prächtige Halskette, die noch jetzt bei festlichen Anlässen vom Vorsteher des Vereins getragen wird.

Die Bildnisse aller Häupter seit dem 17. Jahrhundert, die auf dem großen Saale der schermerschool aufbewahrt werden,

sind damit geschmückt. Eins dieser Bildnisse soll von Van Dyck gemalt sein. Auch Albert und Isabella hat man abschildern lassen.

Außer diesen vier „edlen Brüderschaften" kamen früher auch noch ritterliche Vereine von alten Bürgergeschlechtern vor, die mitunter den romantischen Namen der Tafelrunde führten. (Vergl. Moke II, 171.) Sie scheinen es in Turnieren und sonstigem Waffenwerk dem ritterbürtigen Adel gleichgethan und sich später auch wohl mannigfach mit ihm verbunden und verschwägert zu haben. In Brügge gab es seit der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts einen solchen Verein, der weiße Bär genannt, welcher alle Frühjahr ein glänzendes Stechspiel veranstaltete, und den Sieger als Forestier verkündigte; selbst Max, der letzte Ritter, nahm noch an ihren Turnieren Theil. Ein ähnlicher Verein wird in Lille erwähnt; auch in Gent, Ypern, Löwen 2c. hat es Vereine und Feste einer „Tafelrunde" gegeben. Am glänzendsten aber scheint es in Dornik hergegangen zu sein, wo sich eine bürgerliche Turnier-Gesellschaft von 31 Mitgliedern gebildet hatte, die nach den Satzungen von 1330 jeden Sonntag der Reihe nach einen Schmaus gaben, unter den Tönen von „trompettes muses, callemelles, cornes, sarasmois et ie ne sçay quelle autre sorte d'instrumens nommés nacaires". (J. Cousin, Hist. de Tornay, Dovay, 1619, 1620, liv. IV. c. 24.) Gab es in ihrem Kreise eine Hochzeit oder eine Kindtaufe, so ward das Vereinsbanner dort aufgepflanzt und die Künstler der Gesellschaft, die alle gleich gekleidet waren, ließen sich hören; kam ein ehrenwerther Fremder, so lud man ihn zum Mal, und hatte er Lust am Turnier, so gab man ihm Waffen und Roß. Für das folgende Jahr 1331 veranstaltete man ein merkwürdiges Fest, une feste très-noble, wie man es bezeichnete, wozu die Vereine vieler Städte von Paris bis Sluis durch besondere Herolde eingeladen wurden. Man nannte es das Fest der einunddreißig Könige. Jedes Gesellschaftsglied schmückte sich unter fabelhafter Pracht als irgend eine fabelhafte Hoheit der Artussage 2c. heraus. Der Veranstalter des Festes war Jacques de Corbry; er ward zum König der Könige erwählt, unter dem

Titel Roi Gallehos, «qui jadis conquist trente rois». Er trug nach einer handschriftlichen Nachricht und nach Chotin, dem Geschichtschreiber Tournais, «d'azur sémé de couronnes d'or. En sa qualité de chief il était accompagné des deux manants courants aux armes dudit roi, savoir: Jehan Colemel Roussel, manant de Corbry, porta de gueules à trois croissants d'or, billeté d'or; Jehan de Namur, manant de Corbry, porta de gueules à une bande fasélée d'argent».

Andere der 31 Majestäten führten die Namen Roi Glinez, Banich Bévenich, Gaudenor, Lyonnel, Abilacus de Constantinople, Abilacus de Casmélide etc. (A. G. Chotin, Histoire de Tournai et du Tournésis, 2 tomes, à Tournai, 1840, I, 275.)

Die Vereine von 14 Städten, darunter Brügge, Sluis und Ardenburg entsprachen der Einladung; die Zahl der courants oder Stechenden betrug 116; die Rennbahn war auf dem großen Platze eingerichtet, wo in der Mitte sich ein prachtvoller Thronhimmel erhob. Jacques Bourgeois aus Saint-Quentin gewann den „Preis von Außen", ein Streitroß.

Nach dem Turniere fanden noch andere Spiele und daneben Festessen, Erleuchtungen und dergl. Statt.

Es versteht sich von selbst, daß von allen Seiten alle Bräuche und Formen der Ritterlichkeit und der Galanterie bei solchen Festen möglichst beobachtet wurden. Etwas Aehnliches geschah übrigens auch bei den Waffenfesten anderer Vereine; doch scheint hier das Streben mitunter in wunderliche Uebertreibungen und lächerliche Nachahmungen fremder Bräuche ausgeartet zu sein, namentlich bei den Armbrustschützen, die sich, wie wir gesehen haben, vorzugsweise darauf steiften, als „edle Brüderschaft" angesehen zu werden. So erließen z. B. die guten Vlamingen der Stadt Audenarde 1408 folgenden überschwenglichen Einladungsbrief:

A tous ceux qui ces présentes verront . . . . les arbalétriers et confrères de la confraternité monsieur Saint-George en la ville d'Audenarde salut et amoureuse dilection!

«Cheres frères!

Comme vrai soit que ledit jeu de l'arbalète est si très-noble, amoureux, habile et délicieux, que chacun, quel qu'il soit, gens nobles, moyens ou petits, de quelconque état ou condition, en peut jouer sans méprisure, vilenie ou reproche; et pour ce que en celui excellent, très-noble et amoureux jeu, et sur tous autres jeux le plus prisé et honoré, ne peut ni ne doit être péché, vilenie ou aucun vice, mais toutes coutoisies, honneurs, amours et vraies plaisances; et doit chacun avoir naturel désir de soi ébattre, pour le temps, amoureusement passer et oublier toute mélancolie; et en témoigne la philosophie, disant que en naturels désirs peu de gens peuvent pécher; et que peu souvent ou même néant a été vu que audit jeu il y eût courroux, haine, orgueil, outrecuidance . . . . pour ce que nous désirons de tous nos petits pouvoirs ledit jeu maintenir et fréquenter amoureusement par bon et délicieux ébattement;

considérant aussi le plaisant, délicieux et gracieux temps présent auquel toutes choses se rejouissent, les oiselets de leurs très-douces et délicieuses mélodies, les prés, bois et terres de diverses herbes, verdures et fleurs de diverses plaisances, couleurs et délicieuses odeurs; et afin que ledit très-gracieux temps ne se passe ni doive passer sans remembrance de ce très-noble jeu:

vous plaise savoir que nous vous verrions très-volontiers en droite bonne amour et compagnie assemblés en ladite ville Audenarde, pour recorder les ébattements et remembrer les délicieuses joies que plusieurs fois nous avons eues ensemble.»

Die Waffengilden waren mit mancherlei Freiheiten und Ehrenrechten begabt. Da sie zu steter Kampfbereitschaft verpflichtet waren, und nicht bloß den Städten, sondern auch den Landesherren oft wesentliche Dienste leisteten, so wurden sie vielfach begünstigt und von gewöhnlichen Gemeindelasten entbunden. Die Ortsbehörden kamen ihnen daneben mit Geldbeiträgen, Tuch=

lieferungen und dergleichen zu Hülfe. Die alte Fußbogengilde zu Brügge z. B., 200 an der Zahl, erhielt (nach Sanderus a. a. O.) jährlich 160 Pfd. groten*); die junge, aus 300 Mitgliedern bestehend, bekam 48 Pfd.; 200 Handbogenschützen erhielten ebenfalls 48 Pfd., 300 Büchsenmänner 72 Pfd., 100 Schwertkämpfer 48 Pfd. Wer bei den Wettschießen König wurde, pflegte ein paar Jahre lang Abgabenfreiheit zu haben; ein Schützenkaiser der Genter Bogenmänner war auf Lebenszeit befreit. Auch die Frauen der Schützenkönige genossen mitunter Vorrechte. Nach den Satzungen der Armbrustgilde zu Turnhout von 1386 war es verboten, Frauen und Freundinnen zu den wöchentlichen Wettschießen mitzubringen, das heißt für längere Zeit als nöthig war, um „einmal — zu trinken"; die Königin

*) Da die Rechnung nach Pfund groten ꝛc. wohl nur Wenigen bekannt ist und noch mehrere andere Werthangaben folgen werden, so dürften einige Mittheilungen über die alten Rechnungs-, Münz- und Werthverhältnisse nicht überflüssig sein. Ein Pfund Grote oder 1 Pfd. Vlamisch (Kurant) ist = 12 Pfd. Parisis = 6 Gulden Kurant; 1 Pfd. Parisis betrug also $1/2$ Gulden, etwa = 90 Centimen. Ein Pfd. Grote zerfiel in 20 Schillinge, der Schilling in 12 Grote; ein Gulden hatte 20 Stüber, 1 Stüber 12 Deniers; 1 Pfd. Parisis betrug 20 scelen, 1 scele 12 pennen. Ein Grote war mithin = 1 scele = $1/2$ Stüber; 1 penne = $1/2$ Denier; 1 Schilling = 54 Centimen; 1 Stüber = 9 Centimen. — Im Jahr 1359 erhielt ein Brüsseler Stadtschreiber jährlich ein Paar Kleider und 2 Pfd. Grote zur Besoldung, nebst dem Erwerb für Briefschreiben. Ein Schreiber des Rentmeisters erhielt ein Paar Kleider und 3 Pfund Grote, unter dem Verbot, von irgend Jemandem Etwas anzunehmen; der Wundarzt vom St. Johanniskrankenhause desgl. 25 Schillinge, und der Henker — hangedief — 5 Schillinge. In Gent war der Gildepreis für das Ausziehen eines Zahns im 15. Jahrhundert 1 Grote, für das Bartscheren 4 Miten oder $1/3$ Grote. In Antwerpen kostete 1537 ein Kalb 20 Schillinge, 1 Hase 2 Schillinge 9 Deniers. In Brügge war nach Despars' Jahrbüchern IV, 476, um 1490 ein „sehr theures Leben": ein fetter Ochse kostete 11 Pfd., ein fettes Schaf 1 Pfd. 4 Schillinge, ein fettes Schwein 2 Pfd., ein Pfund Brot 12 Grote, 1 Paar Mannsschuhe 2 Schillinge 6 Gr., ein stoop Wein 2 Sch. 6 Gr. und ein stoop frische Milch 6 Grote. Im Jahr 1484 wurden nach Despars IV, 246, mehrere Münzen festgestellt, z. B. der Roose Noble = 14 Schillinge, «die Ryder» = 6 Sch. 2 Gr., der Rheinische Gulden = 4 Schillinge 8 Gr., stüvers = 2 Gr. 6 myten.

machte aber eine Ausnahme, sie konnte nach Belieben verweilen. (Belg. M. IV, 65.)

Jede Gilde hatte ihre bestimmte Verfassung, ihre Farben, ihre Wappen, ihr herkömmliches Kostüm, ihr Versammlungshaus, ihren eigenen Uebungsplatz 2c. Einige besaßen selbst eigene Krankenhäuser und dergleichen Anstalten. In der Bekräftigung der Privilegien der St. Georgsgilde zu Brügge durch Kaiser Karl V., 1540, ist ausdrücklich die Berechtigung gewährt, „solche Kleidung und solchen Schmuck zu wählen, zu haben und zu tragen als sie gewohnt sind" und darin, sowie mit ihren Waffen zu Preiskämpfen über Feld zu ziehen.

Außer diesen Gilden kommen auch noch andere Waffenvereine vor. So gab es zu Brügge eine Bande von 100 kolfdragers, die jährlich 48 Pfund von der Stadt bezogen. Daneben finden sich Reiter, Artilleristen, Schanzgräber und andere Mannschaften, die ebenfalls in einem gewissen Vereinsverhältnisse gestanden zu haben scheinen.

Alle diese Gilden und Innungen nun hatten nicht bloß eine weltliche und geschäftliche Bedeutung, sondern standen auch zur Kirche und zu gottesdienstlichen Handlungen in mannigfachen Beziehungen. Die Geistlichkeit scheint von frühester Zeit an ihr Augenmerk und ihren Einfluß darauf gerichtet zu haben, um in und mit ihnen die kirchlichen Zwecke zu fördern. Abgesehen davon, daß jeder Verein einen Heiligen als besondern Schutzpatron hatte, dessen Fest mit Pomp gefeiert und dessen Bildniß bei Umzügen mitgetragen wurde, besaßen manche auch eigene Kapellen, Altäre und sonstige Stiftungen, ein Umstand, der die zahlreichen Kapellen und Altargemälde vieler Kirchen, in einigen an zwei Dutzend, erklärt. In Gent hatten die Weber, die Armbrustschützen, die Handbogenschützen und Andere sogar abgesonderte Kapellen oder kleine Kirchen, worauf bedeutende Summen verwendet wurden. Selbst die Holzspalter besaßen ihre Kapelle mit reichen silbernen Meßgeräthen, Ampeln und andern Kostbarkeiten. (De Vigne II, 71.)

Vor allen Dingen aber nahmen die Genossenschaften mit Fahnen und Kerzen und allen Ehrenzeichen der Körperschaft an kirchlichen Festen und Umzügen Theil. Der Glanz und die Pracht,

welche bei solchen Gelegenheiten entwickelt wurden, war nicht minder groß, als bei weltlichen Vorgängen. Jede Abwesenheit ward gestraft; nur Krankheit entschuldigte. Jedermann war verbunden, im praelkleed, d. h. im Prunkgewande zu erscheinen.

An einer Procession zu Antwerpen, im Anfange des 16. Jahrhunderts, nahmen sämmtliche Gewerke mit ihren Fahnen Theil. Zwischen den einzelnen Innungen gingen Fackelträger mit riesigen Kerzen; Trompeter mit silbernen Instrumenten, Flötenbläser und Trommler lenkten die Züge. Dann kamen die Waffengilden theils zu Pferd, theils zu Fuß; dann folgten die Klöster, dann Bürger, dann ein Verein von „Wittwen", vom Kopf bis zu den Füßen in Weiß gekleidet und nach gewissen Regeln lebend. Dann kam die Priesterschaft in glänzenden Gewändern. Zwanzig Personen trugen eine Statue der Jungfrau, auf's reichste geschmückt. Endlich folgten „Wagen und Schiffe" mit allerlei Darstellungen aus der Bibel; zuletzt ein Drache, von der heiligen Margarethe an einem prachtvollen Zaume geführt und vom heiligen Georg mit mehreren Rittern gefolgt.

Die Rollen mancher Träger waren mitunter ermüdend. Man pflegte deßhalb Weinkannen mitzuführen, aus denen ihnen von Zeit zu Zeit Herzstärkungen gereicht wurden; die deßhalbigen Ganimede hießen napdragers.

Von einer Procession zu Brüssel in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts berichtet ein Reisender die erstaunlichsten Dinge. „Die Häuser der Straßen, durch welche der Zug ging, waren neu geweißt, gemalt, gefirnißt, vergoldet ... Wagen mit bildlichen Darstellungen, von 8 bis 12 Pferden gezogen, und zahlreiche Reiter nahmen Theil, ... nombre des grands personages tant fabuleux qu' historiques, et enfin d'autres bizarreries semblables." Daß die Gilden im höchsten Glanz waren und mit einander wetteiferten, versteht sich von selbst. Einer der Hauptmitwirkenden versicherte dem Reisenden, daß er über 25 Louisd'or ausgegeben habe seulement en rubans employés à sa mascarade. Eine Unmasse Volks war herbeigeströmt, manche über 30 Stunden weit. (Voyage d'un amateur des Arts en Flandre 1775—78, Amsterd. 1783. t. I. p. 18.)

Auch jetzt finden noch, namentlich an den Kirmeßfesten und zu Fronleichnam, feierliche Processionen Statt; allein die Theilnahme daran ist vielerorts eine sehr beschränkte geworden. Die Behörden halten sich meist entfernt; die Innungen bestehen nicht mehr, und wo neue Gesellschaften an die Stelle getreten sind, da sind doch die alten Anschauungen vielfach entschwunden. Die gegenwärtigen Waffenvereine haben eigentlich keine öffentliche Bedeutung mehr; es sind gesellige Verbindungen zu gemeinschaftlichen Schießübungen und andern Unterhaltungen. Selbst die alten Namen sind nicht überall beibehalten oder wieder aufgenommen worden. In Ostende heißt ein Armbrustschützenverein Guillaume Tell, in Brüssel La Bonne-Espérance. Dagegen sind die Vereinsfeste, die Preisschießen, die Aufzüge zu Ehrenbezeugungen rc., namentlich bei politischen Gelegenheiten, mit mancherlei Gebräuchen der Vergangenheit bewahrt oder aufgefrischt worden. Auch die Ehrentheilnahme fürstlicher Personen hat sich erneuert. Der Herzog von Brabant und der Graf von Flandern sind Ehrenvorsitzer zahlreicher Vereine geworden. Am 26. April 1856 erhielt La Bonne-Espérance, an deren Spitze ein Sohn des Bürgermeisters von Brüssel stand, von ihrem Ehrenvorsteher, dem Herzoge von Brabant, eine glänzende Fahne mit den Wappen des Herzogs und der Herzogin. Auch bei kirchlichen Vorgängen mit staatlicher Bedeutung, z. B. bei den Tedeen an den Geburtstagen des Königs, sieht man die Vereine durch Vorsteher und Standarten reichlich vertreten.

Eine große Procession, die wegen ihrer wunderlichen Zusammensetzung eine gewisse Berühmtheit erlangt hat, findet noch alljährlich zu Veurne Statt. Wir werden sie später ausführlich kennen lernen.

Früher wurden die Processionen und Betfahrten nicht allein von der Geistlichkeit, sondern auch von der weltlichen Obrigkeit empfohlen und gefördert, ja selbst vorgeschrieben. Namentlich scheint man den seit dem Anfange des 14. Jahrhunderts allgemein eingeführten Fronleichnamsumzügen, die den „Revelationen" der Lütticher Juliane ihren Ursprung verdanken, große Bedeutung beigelegt zu haben. Juliane hatte offenbart, daß Gott zur Verherr=

lichung der um 1215 zum Glaubenssatze erhobenen Lehre von der Transsubstantiation eine jährliche Feier verlange. Der Bischof von Lüttich ordnete solche schon 1246 für seinen Sprengel an; allein erst später gelang es dem Einflusse einer gewissen Eva, einer Freundin Julianens, eine allgemeine päpstliche Vorschrift zu veranlassen. Nirgends ist diese wohl lebendiger in Ausführung gebracht worden, als in Flandern und Brabant, gerade wie noch neuerdings die mit Blumenschmuck und Schaustellungen verbundene Feier des Monats Mai, du moi de Marie, wie er genannt wird, nirgends ein empfänglicheres Feld gefunden hat.

Die Zahl der jährlichen Umzüge an manchen Orten war früher sehr bedeutend. Antwerpen z. B. hatte im 15. und 16. Jahrhundert vier oder fünf große Umgänge mit zahlreichen Schaugebilden und daneben Dutzende von sonstigen Processionen. Der Magistrat pflegte um 1586 an nicht weniger als neunzehn feierlichst Theil zu nehmen. (Mertens und Torfs I, 558; III, 25; V, 272. 460; VI, 182.)

Bei den Gentern stand besonders eine Procession beim Liebfrauenfest zu Dornik (Tournai) in Ansehen. (Connaert, Oude strafr. p. 103.) Dieselbe soll um 1092 eingeführt worden sein, und kam mit der Zeit so in Aufnahme, daß man drei verschiedene Umzüge zu bilden genöthigt war, deren einer, trotz der großen Entfernung, beinahe aus lauter Gentern zu bestehen pflegte. Zahlreiche Stadtrechnungen geben Zeugniß von den Aufwendungen, welche auf öffentliche Kosten dabei gemacht wurden. Im Jahr 1353 wurde ein Essen von 60 Schüsseln in Rechnung gebracht, 1369 eine Summe von 186 Pfd. für Speisen und 8 menestruelen oder Musikanten, die nebst 43 Pferden drei oder vier Tage mit aus waren.

Merkwürdig ist, daß die Gerichte, selbst die städtischen Schöffengerichte, ja sogar die Deken und Geschwornen der Zünfte, nähere oder entferntere Wallfahrten als Strafen oder zur Sühne auferlegten. Und zwar geschah dies nicht selten aus den geringfügigsten Anlässen und zuweilen mit den sonderbarsten Zusätzen. So wurden 1343, nach dem Genter Zoendinc-bouck, Jan Dorpman und Joes de Backere, die vermuthlich um Kaldaunen in Streit

gerathen waren, verurtheilt, zur Zeit des Dorniker Umzuges gemeinsam nach St. Peter in Dornik zu wallfahrten, dort vor dem besten Eingeweidekram (voer dbeste craem metten peynsen) niederzuknieen und zum Zeichen hergestellten Friedens ein Kuhmaul (coesmule) zu küssen. - Dann, heißt es weiter, „soll Jan so viele Kaldaunen zum Besten geben, als er und Joes essen mögen, und Joes der soll die Ale oder das Bier dazu bezahlen"; auch soll Jeder ein groß Stück Kaldaunen an die Kappe genäht mit heimbringen.

Um 1356 ward Jan Waerlos zu einer Betfahrt mit zwei Milchkrügen am Halse, einen hinten und einen vorn, verurtheilt, weil er Lisbetten Houtscoete ohne Anlaß zwei Krüge zerbrach und mit den Füßen in die Milch trat.

Im Jahr 1425 sandte man Margarete Parydaens wegen „des Mißgriffs und Mißthuns, daß sie einer Andern schimpfierlich zugesprochen", zu den heiligen drei Königen nach Köln; und Heinrich Eetvelde mußte eine Fahrt nach Roederkerken thun, weil er zur Jungfrau Johanna Naelens gesagt, er werde sie bei ihrer langen Nase fassen — hy soude se bi haren langhen neuse nemen.

Am übelsten aber erging es 1374 Arend Van der Oest. Der begegnete einem Dienstmädchen von Jan Wiericx, das eine Pastete trug, und ließ sich beigehen, der hübschen Trägerin in einer Weise schön zu thun, daß die Pastete auf die Straße fiel. Man denke sich das Entsetzen des Mädchens und den Zorn von Jan Wiericx, und seiner Tischgenossen. Er ward klagbar; und zur Ehre der Genter Rechtspflege kann berichtet werden, daß die Schöffen den Fall in seiner ganzen Schwere begriffen. Sie mögen sich mit aller Lebendigkeit empfänglicher Naturen in die Lage von Jan Wiericx versetzt haben. Der Uebelthäter ward verurtheilt, sieben gleiche Pasteten backen und solche Herrn Wiericx zustellen zu lassen; auch mußte er „selber mitgehen und um Vergebung bitten und sagen, daß es ihm leid sei, daß er die Pastete umgeworfen"; daneben aber hatte er eine Betfahrt nach St. Maria Magdalena ter Spelonke zu thun, was freilich nicht allzuweit war.

Im Jahr 1443 kommt ein Schöffenurtheil vor (Belg. M.

VII, 25), das einem Joes Best wegen einer Unflätigkeit auferlegte, unbekleidet, jedoch mit einem Gewinde von Brombeerranken umgürtet, nach Sleyhinghen zu pilgern — ein Urtheil, das nach heutigen Rechts- und Schicklichkeitsbegriffen in Erstaunen setzen muß, das aber doch weniger auffallend erscheint, wenn man folgenden Bericht von einer Procession liest, welche am 14. Februar 1589 zu St. Nikolaus in Paris Statt gehabt haben soll: «Il y avoit plus de mille personnes tant fils, filles, hommes que femmes, tous nus .... Les prêtres de la dite église de Saint N. aussi pieds nus, et quelques-uns tout nus, comme etoit le curé nommé François Pigenat .... tellement, qu'on ne vit jamais si belle chose, Dieu merci.»

Im Ganzen hatten die Genter Gerichtsherren mehr als 250 verschiedene Oerter, wohin sie Uebelthäter zu senden pflegten, ganz abgesehen von der gewöhnlichen eerlyke betering oder amende honorable, welche darin bestand, daß der Verurtheilte im Hemd, mit einer schweren brennenden Wachskerze in der Hand, vor Gericht erscheinen und knieend um Vergebung bitten mußte, darnach aber, von zwei Gerichtsdienern begleitet, die Kerze in eine Kirche zu tragen hatte. Jene Wallfahrtsstätten lagen in ganz Europa zerstreut, einige selbst in andern Welttheilen. Auch war es eine Zeit lang Brauch, neben sonstiger Strafe oder allein die Uebelthäter zu verurtheilen, eine gewisse Zeit gegen die Türken zu fechten.

Es geschah vermuthlich unter dem Einflusse und in Nachahmung der Geistlichkeit, daß jene Strafen erkannt wurden; denn bei den Urtheilen und Schiedssprüchen geistlicher Richter kommen solche Auflagen frühzeitig vor. Ein Fall von besonderer Härte ist folgender.

Das Kapitel von St. Walburga zu Veurne nahm zu Anfang des 13. Jahrhunderts von den Nieuportern den Fischzehnten in Anspruch, den die Fischer aber verweigerten. Als zwei Priester die Widerredenden vorladen wollten, entstand ein Auflauf, wobei die Priester erschlagen wurden und ein Begleiter Verwundungen davontrug. Die Stadt kam in den Bann. Sie ging nach einiger Zeit unter Vermittlung der Gräfin Johanna von Flandern auf einen schiedsrichterlichen Austrag durch den Abt von St. Ber-

tens, den Propst von Brügge und den Propst von St. Omer ein, der am 13. September 1236 erfolgte und dahin ausfiel, daß die Nieuporter vom Fischzehnten frei blieben, aber mit folgenden Strafen und Leistungen belegt wurden: 25 Männer der Stadt, Schöffen und Mitschuldige, sollen über See ziehen und ein Jahr außer Landes bleiben, zuvor aber haben sie eine „feierliche Procession“ zu halten und die Hauptkirchen von Veurne, Dixmude, Ypern, Brügge, Gent, Dornik, Kamerik und andern Orten, bis Boulogne, im Ganzen über zwei Dutzend, zu besuchen, überall barfüßig, in Unterkleidern, Ruthen tragend und das Misereri aufsagend, um die Disciplin zu empfangen. Ferner sollen 100 andere Männer von den „trefflichsten und angesehensten Bürgern“ nach denselben Orten wallfahrten, doch zu verschiedenen Zeiten. Die Stadtgemeinde hat an einer ihr zu bezeichnenden Stelle eine Kapelle zu errichten und mit einem Einkommen von 15 Pfund zu begaben; desgleichen hat sie in einem Kloster eine Kapelle mit 10 Pfund Einkommen zu stiften; sie hat 50 Pfund zu zahlen, um den Nonnen von Rousbrügghe Renten zu kaufen, 10 Pfund zur Entschädigung für den Verwundeten, 40 Pfund zu seinem künftigen Unterhalt, 340 Pfund (oder 30 Pfund Renten) an die Kanoniker von St. Walburga, um jährlich vertheilt zu werden, 1000 Pfund zur Anlegung einer gräflichen Veste, und 40 Pfund alljährlich auf Pauli Bekehrung an die Landesherrschaft, gleichsam zur Erinnerung an den Tag, „wo der Mord geschehen“. Die Festung soll angelegt werden, um künftig „von dergleichen Missethaten abzuhalten“, und haben die Einwohner „mit eigenen Händen die Gräben zu machen“. Sie haben sich ferner mit den Blutsverwandten der Erschlagenen abzufinden und ein Sühnegeld zu zahlen wie für Edelleute; und endlich ist der Kirche St. Walburga jeder nachweisbare Schaden zu ersetzen.

Man sieht, es ist Niemand vergessen. Und, um auch die Kanoniker sicher zu stellen, sollen alle Einwohner von 14 bis 60 Jahren eidlich geloben, wegen dieses Weisthums ihnen kein Leid zufügen zu wollen, weder selbst noch durch Andere. Der urkundliche Ausspruch in lateinischer Sprache ist noch vorhanden. (Jahrbücher von Veurne, I, 178, Jahr 1236.)

Auch bei aufrührerischen Bewegungen pflegten Wallfahrten zur Sühne auferlegt zu werden. Um 1305 wurden an 3000 Brügger von einem solchen Loose getroffen. Nach einem Abkommen von 1326 hatten 300 Brügger und Kortriker eine solche Sühne zu leisten: 100 mußten nach St. Jakob in Galicien, 100 nach der Provence und 100 nach Onze Lieve Vrouw te Rochemadone in Aquitanien ziehen. Auch Karl V. sprach noch solche Strafen aus.

Bei den Festprocessionen, namentlich an den Kirmeßtagen, ging es oft wunderlich her. Mitunter setzten sich ganze Dörfer zu Pferde und jagten mehrere Male um die Kirche, die ihnen besonders werth war, was vielleicht an den paganus cursus, quem yrias vocant, den 743 die Kirchenversammlung von Leptine verbot, erinnern kann. So sah man noch vor kurzen Jahren zu Anderlecht, dicht vor dem Thore Brüssels, solche Processionen zu Pferde. Wer im dritten Umlauf zuerst beim Eingange anlangt, wird zu Pferd vom Pfarrer feierlichst in die Kirche geleitet und erhält auf dem hohen Chor einen silberbordirten Hut überreicht. Die Pferde tragen dabei kleine Fahnen auf dem Kopfe mit dem Bildnisse des heiligen Gideon, Schutzpatrons der Andelechter Kirche und der Pferde, zu deren Heil der Umzug geschieht.

Eine ähnliche Procession hat alljährlich zu Haeckendover bei Tienen (Tirlemont) Statt, wobei ein Bild der heiligen Jungfrau mit geführt wird. Das Jagen um die Kirche geschieht in drei weiten Kreisen, wobei selbst die bebaueten Grundstücke nicht geschont werden, und zwar nicht zum Leidwesen, sondern zur Freude der Eigner, weil, wie man versichert, die Ernte mit der Zahl der Fußtapfen zunimmt, während ein Bauer, der sich dem Laufe über sein Grundstück widersetzt hatte, alle Aehren leer fand.

6.

Geistliche und weltliche Schauspiele. Rederijker.

Ein besonderes Interesse bei den Kirchenfesten und Schaustellungen erregen die geistlichen und weltlichen Spiele. Man begnügte sich nicht damit, biblische Vorgänge in Schildereien und bildlichen Gestalten zur Anschauung zu bringen, sondern man ließ auch lebende Personen auftreten und durch Rede und Handlungen die Darstellung vervollständigen. Bekannt sind die Osterspiele und Mysterien, welche zu gewissen Zeiten bei und in den Kirchen aufgeführt wurden. In Lier werden seit 1428 alljährlich die Kosten der „Gesellen“ erwähnt, welche bei den kirchlichen Umzügen dat spel speelden, z. B. das „Spiel von Unserer lieben Frau“, von der „Auferstehung“ 2c. Im Jahr 1443 ließ man dazu sogar „Gesellen von Antwerpen“ mitwirken. Sie erhielten für das „Machen der Personagien“ sechs Krüge Weins, die Spieler bekamen zwei Krüge, die Priester, welche spielten, 10 Stüber und zwei Krüge Weins, und Henrik Bal, der das „Spiel Unser lieben Frau“ dazu gedichtet hatte, 4 Stüber 9 Grote. (Belg. Mus. VIII, 291.)

Man hat die Entstehung solcher Spiele mit vergleichender Hindeutung auf das griechische Drama aus der kirchlichen Liturgie hergeleitet; aus Wechselrede und Wechselgesang sei das Zwiegespräch hervorgegangen und das habe zur Anwendung mehrerer Personen geführt; nach den kirchlichen Darstellungen sei das weltliche Schauspiel entstanden.

Ich muß gestehen, daß diese Auffassung wenig Ansprechendes für mich hat. Sie kann wohl zur Erläuterung des äußern Hergangs dienen, allein den eigentlichen Grund der Erscheinung läßt sie völlig unerklärt. Wie kam es, daß die Kirche theatralische Darstellungen duldete, ja förderte, da doch geistliche und weltliche Schriften und Anordnungen mit aller Härte gegen Schauspieler und Gaukler auftraten und man später wiederholte Anstrengungen machte, die Schaubühnen aus den Kirchen zu entfernen?

Schon die Kirchenväter, insbesondere Tertullian in seiner Schrift de spectaculis, ferner Chrysostomus und Augustin, zogen

mit donnernder Beredtsamkeit gegen die Theater zu Felde. Chrysostomus nennt sie „Gebäude des Teufels, Schauplätze der Unsittlichkeit, Lehrsäle der Schwelgerei, Uebungsplätze der Ausschweifung, Lehrstühle der Pest, babylonische Oefen, wo unzüchtige Mienen, schmutzige Worte, weibische, gleichsam zerbrochene Glieder die Brennstoffe sind“. Kirchenversammlungen und Päpste waren später nicht minder streng.

Und doch hat sich die Kirche selbst des Theaters und der Schaulust bedient. Die vielgeschmäheten Schauspieler und die den öffentlichen Buhldirnen gleichgestellten Theaterkünstlerinnen erhielten sogar einen eigenen kirchlichen Schutzpatron, dessen Fest am 25. August begangen wurde. Als nämlich in Rom das Christenthum auf der Bühne öffentlich lächerlich gemacht werden sollte, und Gesenius, ein berühmter Darsteller, einst einem solchen Schauspiele beiwohnte, soll er von dem Gegenstande so ergriffen worden sein, daß er sich bekehrt, die Taufe empfangen und später unter Diokletian den Martertod erlitten haben. Er ward der Schutzheilige aller Bühnenkünstler.

Dabei waren die kirchlichen Darstellungen durch Nacktheiten ꝛc. mitunter höchst anstößig. So wurde Christus „ganz nackt“ getauft und die heilige Barbara in einem Spiele gleichen Namens bei den Beinen aufgehängt, wobei sie dem Tyrannen vergebens zurief:

N'as tu point honte et vergogne
De commettre telle besogne?
De pendre une pauvre pucelle
Par les pieds: C'est chose cruelle!

Wie läßt sich das alles erklären? Woher die Anfeindung und doch die Duldung, ja geflissentliche Verwendung?

Wie es mir scheint, muß auch hier auf die heidnische Vorzeit zurückgegangen werden. Zwar ist nicht bekannt, daß die Germanen dramatische Darstellungen gehabt haben; aber die Römer hatten solche; durch sie werden in Gallien und Belgien allerlei Spiele und Bühnenaufführungen bekannt und heimisch geworden sein. Auch kann es nicht auffallen, daß nach Vernichtung der römischen Herrschaft Schauspiele und Gaukeleien geblieben sind; ja sie mögen nun erst recht in's Volk gekommen sein, wenn auch

im niedrigster Gestalt. Bei der Zerstörung so mancher städtischen Pracht und so manches vornehmen Landsitzes konnte es nicht fehlen, daß gar Viele aus den höhern Kreisen verdrängt wurden und genöthigt waren, in andern Schichten der Bevölkerung ihren Lebensunterhalt zu suchen. So werden sich mancherlei Ueberbleibsel erhalten haben, und von diesen Ueberbleibseln und ihren entarteten Abkömmlingen verstehe ich jene Verbote, welche Könige und Kirchenversammlungen gegen die Histrionen &c. erließen. Die alte Kirche betrachtete manche Vergnügungen und Genüsse ihres Ursprungs und ihrer Beziehungen zur heidnischen Gottesverehrung wegen als unchristlich und sündlich, die man heut zu Tage als ziemlich unschuldig ansieht. So verbot sie das Tanzen, das Spiel, das Pferdefleischessen &c. Aber sie hatte gut verbieten. Mit dem Pferdefleischverbot langte sie durch, aus Gründen, die nahe genug liegen; allein verbiete Einer Tanz und Spiel! und namentlich in Belgien! Da hilft nicht Strafe noch Zwang, nicht Ermahnung noch Drohung; die menschliche Natur ist stärker. Die Priester mochten predigen, was sie wollten, das Volk tanzte doch. Und vielleicht nirgends mehr als in Flandern und Brabant. In Gent tanzte man 1307 so eifrig, daß ein neuer Tanzsaal zusammenbrach, wobei 50 Menschen umkamen; man tanzte „theils unten, theils oben". Und die höheren Stände machten es nicht besser, wenn auch hier und da etwas feiner. Als 1464 die Königin von Frankreich nach Hesdin kam, auf einige Zeit vom finstern Hofleben Ludwig's XI. erlöst, da wurden, wie Chastellain erzählt, multipliés les joyes... danses renouvelées de toutes façons, à la grosse haleine; et là fut tout montré ce qui estoit en homme et en femme de bon et de beau. — Die Geistlichkeit mußte sich begnügen, gegen die ärgsten Ausschreitungen und heidnischen Erinnerungen zu Felde zu ziehen; aber sie mußte erleben, daß an den Narrenfesten und bei andern derartigen Gelegenheiten die Kirchen selbst zu Tanzhäusern wurden voll tollsten Treibens und wildesten Unfugs. Man ersieht dies deutlich aus den Verboten, welche 1210 Innocenz III., 1227 die Synode zu Trier, 1293 die Synode zu Utrecht gegen das Treiben in den Kirchen und auf den Kirchhöfen erließen. (Vergl. Belg. Mus. IX, 56.)

In ähnlicher Weise ging es mit dem Schauspiel. Um das Volk von den anstößigen Darstellungen der umherschweifenden Gaukler abzuziehen und in die Kirche zu locken, ging man auf seine Neigungen ein und gab seiner Schaulust geistliche Spiele und Aufzüge, mit allem Pomp, welchen der Gottesdienst nur zuließ. So entstanden jene Mirakel, jene Mysterien, jene Dreikönigsspiele und Weihnachtsdarstellungen, wobei in Flandern selbst Esel, Ochsen und Schafe in die Kirche gebracht wurden; so auch jene Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi. Und so geschah es, daß selbst die Kirchen zu Schaubühnen wurden, und zwar mit Zuthaten, die einer würdigen religiösen Feier gar wenig entsprachen und später nur schwer zu beseitigen waren. Schon zu Anfang des 13. Jahrhunders, um 1210, richtete Papst Innocenz III. eine Dekretale gegen die Aufführung von Maskeraden und Possenspielen in der Kirche, woran die Geistlichen selbst Theil zu nehmen pflegten; aber erst im 15. Jahrhundert konnte mit Nachdruck und Erfolg dagegen verfahren werden.

Wie mir scheint, haben die weltlichen Darstellungen nie ganz aufgehört. Wie früh auch die kirchlichen Spiele sich entfaltet haben mögen, es liefen immer Bänkelsänger und Possenreißer nebenher, die auf Jahrmärkten und bei festlichen Gelegenheiten die Menge belustigten. Selbst Vereinsgenossen, die sich und Andere mit weltlichen Bühnendarstellungen vergnügten, scheinen frühzeitig bestanden zu haben. Die Katharinisten zu Aelst wollen den Anfang ihrer Genossenschaft bis 1107, die Rhetoriker von Diest den ihrigen bis 1302 zurückbringen. Als 1301 Philipp der Schöne von Frankreich in Gent einzog, waren an mehreren Stellen Theater errichtet, um darauf den Einzug zu feiern. Aehnliches wird vom Jahre 1329 berichtet. Zu Ende des 14. und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts fanden schon Wettkämpfe unter mehreren Dicht- und Schauspielgenossenschaften Statt: 1394 zu Dornik, 1413 zu Audenarde, 1426 zu Dünkirchen, 1427 zu Brügge, 1429 zu Mecheln, 1432 zu Gent. Im Jahr 1431 gab man zu Audenarde verschiedene Spiele auf Wagen, woran die gezellen van den ebattemente te Gent Theil nahmen.

Die ältesten weltlichen Stücke, welche sich erhalten haben, sind aus dem 13. Jahrhundert und stammen aus dem Atrecht'schen, dem jetzigen Artois. Sie sind in walscher Sprache verfaßt. Die ältesten vlamschen Stücke, und zwar zehn an der Zahl, gehören dem Ende des dreizehnten oder dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts an und werden von Hoffmann von Fallersleben (Horae Belg. VI. p. XLIV.) als Erzeugnisse eines Verfassers und von C. A. Serrure (Literaturgesch. S. 255) als das Repertorium einer Schauspielergesellschaft betrachtet. Zu den walschen Spielen gehört das Jus (jeu) de la feuillie, welches als die älteste Komödie des Mittelalters bezeichnet wird und um 1262 verfaßt sein soll; ein anderes ist ein Singspiel und heißt Geus de Robin et de Marion. Unter den vlamschen Stücken wird besonders Esmoreit, ein Schauspiel, in zwei Aufzügen mit je acht Auftritten, hervorgehoben; es ist als das älteste Drama des Mittelalters bezeichnet worden. Die alten Vlamingen nannten solche Stücke abelspelen, eine Bezeichnung, die noch nicht genügend erklärt ist, da Serrure's Ableitung vom französischen habile nicht sehr anspricht. Sie wurden später durch die spelen van zinne oder allegorischen Spiele der Rederijkers, die wir gleich näher kennen lernen werden, verdrängt. Eine besondere Art der letzten Spiele scheinen die meispelen gewesen zu sein. Außerdem hatte man Possen, die gegen ein Dutzend verschiedene Namen führen, als boerden, kluchten, kluiten, poetsen, zotternien, battementen, factien 2c.*) Kleine scherzhafte Stücke, die von

*) Auch kommen battementen und factien als verschiedene Dinge und Aufgaben vor, z. B. bei dem Landjuwel von 1561, wo für die factie, «daer meest sins in besloten werdt en recreatyvelycst . . .» besondere Preise ausgelobt wurden. Neuerdings ist die Bezeichnung kluchtspel am üblichsten geworden. Im Jahre 1854 hat Professor J. Van Vloten zu Deventer mehrere Stücke dieser Art aus dem 14., 15., 16. Jahrhundert zusammengestellt und herausgegeben. Er leitet den Namen von kloven, spalten, ab; klucht sei das gekloofde, sei ursprünglich nichts Anderes als afdeeling, deel, weil de zotte klucht, das Possenstück, eine Abtheilung der ganzen Bühnenvorstellung gewesen sei, deren erster Theil aus dem abelspel bestanden habe. Nachgehends sei die Hauptbezeichnung zotte weggelassen und

wenigen Personen bei Gastmählern ꝛc. aufgeführt wurden, nannte man tafelspelen*).

Als die Geistlichkeit den zunehmenden Aufschwung des weltlichen Schauspiels gewahrte, trachtete sie nicht länger, dasselbe zu verdrängen, sondern suchte es zu beeinflussen und für ihre Zwecke zu benutzen. Sie förderte und leitete die Bildung neuer Vereine, gab ihnen Schutzheilige, ermunterte zu kirchlichen Stiftungen, zog sie zu geistlichen Darstellungen und Umzügen heran, ja sie ließ sich wohl selbst zur Mitgliedschaft und Theilnahme herbei, zumal die Gesellschaften neben den theatralischen zugleich literarische Richtungen verfolgten. (Vergl. Kunstkronijk, 11. Jahrgang, Haag 1850, S. 36.) Manche der bisherigen Brüderschaften zu kirchlichen Zwecken nahmen nach und nach eine andere Haltung an und gingen mitunter ganz in weltliche Schauspielvereine über, wie andere auch wieder die weltliche Richtung verließen und nur als kirchliche Brüderschaften fortbestanden.

---

kurzweg klucht gesagt worden, das solchergestalt die Bedeutung gewechselt habe.

Mir scheint diese Erklärung etwas gesucht, und zwar unnöthiger Weise. Es wird sich mit klucht und kluchtig wohl wie mit geestig verhalten. In Norddeutschland hat klüchtig und klüftig neben der Bedeutung spaltig, gutspaltend ꝛc. auch den Sinn geschickt, klug, pfiffig, erfindungsreich; bei den Niederländern ist es so viel als spaßhaft, possenhaft, gerade wie in Flandern geestig so viel als lustig, spaßhaftwitzig bedeutet, während man dort für geistig keinen ganz zutreffenden Ausdruck hat. Lust und Laune vertritt den Geist. Wie hoch man in den Niederlanden den possenhaften Scherz und die lachende Lust gehalten hat, geht schon aus der Unzahl von ziemlich gleichbedeutenden Ausdrücken für das Spaßhafte ꝛc. hervor. Man hat dort außer kluchten, boerten etc. auch noch grappen, farsen, luimen, flausen, flitzen, gokken, parten, kwikjes, kwinkslagen, gekkernijen, snaakerijen, sauserijen etc.; die lustigen Gesellen können außer poetzig, boertig, lustig, geestig, blijde, vrolijk, kortswijlig etc. auch noch grappig, vieze, luimig, aardig, farsig, leutig, snaaksch, kwintig, kwastig, koddig etc. sein. Aardig bedeutet nicht artig, sondern merkwürdig, eigenthümlich, und da den Vlamingen nichts bemerkenswerther ist, als ein lustiger Spaß, auch scherzhaft. Sauserijen und leutig sind, wie es scheint, Genter Eigenthümlichkeiten.

*) Willems, Belg. Mus. II, 102, meint: gewoonlyk op een tafel uitgevoerd.

Zuweilen sind die Anfänge solcher Vereine mit legendenartigen Zuthaten und Wundergeschichten überliefert worden. In Brügge bestand um 1428 eine Gesellschaft, het Penseeken geheißen, die sich mit Dichten und mit religiösen Dingen befaßte. Als 13 ihrer Mitglieder am „weißen Donnerstag" vor Ostern bei Jan Van Hulst, dem Propst des Vereins, zu Tisch waren, zum Andenken an die Stiftung des Abendmahls Brod und Wein genommen hatten, und über eine das Leiden Christi betreffende, eben vorgelesene Dichtung sprachen, erschien ob ihren Häuptern eine Taube und sprach: Mein Werk ist himmlisch! Man fand sich dadurch veranlaßt, den Namen Heilige-Geist-Kammer anzunehmen und auch andere darauf hindeutende Einrichtungen zu treffen. Die Bildnisse der 13 wurden in einer Schilderei auf dem Bankettsaale des Vereins bewahrt. Der Vorstand zählte 13 Mitglieder, darunter einen Propst (als Vorsitzer), einen deken (als Stellvertreter), mehrere Geschworene ꝛc. Einer war König. Er ward alljährlich auf den heil. Dreikönigstag durch's Loos bestimmt, wobei die Bürgermeister von Brügge und vom Vrije mitzuwirken hatten und allerlei Förmlichkeiten Statt fanden. Der König hatte das Recht, sämmtliche Genossen allmonatlich zu einem besonderen Gottesdienst zu berufen, welcher in der Kapelle des Vereins bei den „Predigerherren" oder Dominikanern Statt fand. Donnerstags vor Ostern versammelte sich die Gesellschaft im Hause des Vorstehers zu einer Festsitzung, wobei jeder Anwesende einen Krug Wein bekam, und ein Spiel über das Leiden des Herrn vorgetragen wurde. Ein anderes Fest hatte am Sonntage der heil. Dreifaltigkeit Statt, wobei es besonders hoch herging. (Sanderus, Verheerlykt Vlaandre, Leyden, 1735, S. 169, 170.)

Daß auch andere Vereine in ihren Anfängen eine stark religiöse oder kirchliche Färbung hatten, geht schon aus den Namen vieler hervor. So gab es Christusaugen, Marienkränzchen, Kreuzbrüder, Maria ter eere etc. Um 1495 erhielt die Antwerpensche Kammer der Violieren vom Papst eine Bulle, um eine „Brüderschaft Unserer lieben Frau von sieben Wehen" errichten.

Aber sonderbar! gerade diese Vereine, diese „Rederijkkammern",

wie sie bald allgemein hießen, wurden später die schärfsten Angreifer der Geistlichen und die eifrigsten Förderer der Reformation. In den erhaltenen Stücken kommen nicht selten die beißendsten Anspielungen und herbsten Urtheile vor. Selbst die Regierung ward zu verschiedenen Maßnahmen veranlaßt; Karl V. verbot die Ausgabe der Genter Spiele von 1539, die daher sehr selten ist, und Alba verfolgte und untersagte die Vereine. 1539 ward die Preisfrage: Wat volc ter werelt meest sotheit tooght? beinahe allgemein dahin beantwortet, daß die Mönche und Pater die meisten Narrheiten und Dummheiten betrieben. Nur Brüssel hatte den Trunkenbolden, und ein oder der andere Verein den Verliebten den Vorrang gegeben. In einem „Sinnspiele" (Spelen van zinne, Gent, by Lambrecht, 1539) heißt es von den Geistlichen: der Mund ist in der Kirche, das Herz zu Hause; wir trinken uns voll und feiern Feste; wir hören Messe und fluchen; wir stiften Kirchen mit — anderer Leute Gut; wir laufen zu den Mädchen und dienen den Heiligen ꝛc. In einem der Preisgedichte jenes Jahrs (bei Blommaert, S. 49.) wird die Geistlichkeit so geschildert:

Sy ons soberheit onderwysen,
En sy drinken dagelycx al versmoort,
Leerende paeys en maken selfs discoort,
Oock seggen sy: schout's overspels afgrysen,
Nochtans sy selve loopen en bysen
Met vrouwen, alsoo men dagelycs siet;
Sy leeren ons den armen spysen,
Selve en gheven sy een myte niet.

Sie ermahnen uns zur Nüchternheit
Und sie trinken täglich zum Ersticken,
Lehren Frieden, und machen selbst Streit,
Sie sagen auch: seht des Ehebruchs Grauen!
Laufen und rennen aber selber mit Frauen,
Wie man das alltäglich ersicht;
Sie mahnen uns, die Armen zu speisen,
Geben jedoch selber die Milbe nicht.

Die Bezeichnungen Rederijkers und Rederijkkamers, auch Rhetorisienen, Ghesellen van rhetorike, Chambres de rhé-

torique, in Dorink und andern walschen Gegenden auch Puits d'amour etc., kommen erst im 15. Jahrhundert vor; in Audenarde — Ghesellen van rhetorike — seit 1441. Man ist über die Entstehung des Namens und der Vereine selbst nicht einig *). Rederijk (davon rederijker, rederijkers) bedeutet buchstäblich redereich, wohlredend, scheint aber eine jüngere Form zu sein. Doch bezeichnet es eine der Haupteigenschaften jener Dicht= und Spielgenossen sehr gut; denn überall begegnet man einer großen Fülle, oft aber auch einem bloßen Wort= und Redeschwalle, der nicht selten bis zur Langweiligkeit schleppend und nichtssagend wird. Es ist das eine Erscheinung, die den niederländischen Poeten Jahrhunderte lang angehangen hat und die auch bei der neuern und neuesten Bühnendichtung vielfach vorkommt. Dem vielgenannten Stücke „Wilhelm der Schweiger" von Roelants kann man ganze Seiten, ja ganze Auftritte und Personen hinwegstreichen, ohne am Uebrigen einen einzigen Buchstaben zu ändern und ohne die Verständlichkeit und die Bedeutung des Ganzen irgend zu beeinträchtigen. Und doch zählt der Verfasser zu den namhaften und verdienstlichen Männern des neuvlamischen Schriftenthums.

Ziemlich gleichzeitig mit der Entstehung des Namens erhielten die Rederijker mancherlei Berechtigungen und Begünstigungen und nahmen eine bestimmtere, den weltlichen Vereinen mehr entsprechende Verfassung an. Sowohl die Landesherren als die Stadtbehörden erkannten die Wichtigkeit dieser Genossenschaften und suchten sie gleichsam in die öffentliche Ordnung der Dinge einzureihen und ihren Zwecken dienstbar zu machen. Sie wußten wohl, was die Befriedigung der Eitelkeit und der Schaulust zu

*) Van Wijn, Avendstonden, I, 299, neigt dahin, die belgischen Kammern von dem französischen Collége de Rhétorique (das im Jahr 1358 aus der 1323 errichteten Gesellschaft des jeux floraux hervorgegangen sein soll) herzuleiten. Allein Willems, Belg. Mus. 9, 40, bestreitet diesen Namen; es komme nur Académie de la gaie Science u. A. vor. Das vl. juweel sei kein joya oder joie, wie man geglaubt, keine fleur de joie. — Willems selbst leitet den Ursprung der Rederijkkammern aus den Schützengilden her; die Gesellen vom Esbattement hätten sich abgesondert und selbstständig eingerichtet.

bedeuten hatte, und wie viel von der Art und Weise der Befriedigung abhing. Die hauptsächlichsten Vereine wurden daher nicht nur anerkannt und mit Gesellschaftsordnungen und Freibriefen begabt, sondern sie erhielten auch aus den Gemeindekassen ansehnliche Hülfsgelder. Die angesehensten Männer, und selbst Könige und Fürsten ließen sich als Mitglieder eintragen. So waren ein Herzog Johann von Brabant zu Brüssel, König Philipp zu Gent und Karl V. zu Amsterdam Rederijker. Besonders geschickte Männer standen in Ansehen und wurden gesucht und gefeiert. Um 1513 trachtete die Stadt Aelst, den Rederijker Joos Van Coye zu Audenarde in ihre Mauern zu ziehen; allein die Audenarder ließen den Kunstbruder nicht fort; die Stadtbehörde zahlte ihm wiederholt ein Geldgeschenk von 10 Pfd. Parisis.

Die von den Stadtbehörden anerkannten Vereine hießen freie Kammern, die übrigen unfreie. Diese letzten konnten zwar ebenfalls öffentlich auftreten und bei Preiskämpfen mitwerben, bedurften aber dazu der Anerkennung gewisser Haupt- oder Meistervereine, deren es in Flandern zwei gab, die Fonteine zu Gent und Alpha und Omega zu Ypern. Die Fonteine übertrug ihr Bestätigungsrecht für einen gewissen Bezirk auch wohl auf Unter-Hauptkammern, z. B. 1611 auf die Goldblume zu St. Nikolaus für das Land von Waes. (B. Mus. X, 302.) Philipp der Schöne stiftete 1493 zu Mecheln eine „souveräne Kammer", um dadurch eine genaue Gleichförmigkeit und Gemeinsamkeit unter allen niederländischen Kammern deutscher Zunge herbeizuführen. Der Fürst selber sollte Vorsitzer sein; die Zahl der Mitglieder war auf 15 bestimmt; auch 15 Frauen sollten der Genossenschaft angehören, zu Ehren der 15 Mysterien Maria's. Dazu kamen 15 Jünger als Lernende, 15 feierliche Sitzungen ꝛc. Aber alles dies nützte wenig. Obwohl nach Gent verlegt, kam „die souveräne Kammer" nie recht in Aufnahme. Die übrigen Vereine, namentlich die Fonteinisten, waren unzufrieden, und 1577 gab sie das letzte Lebenszeichen.

Die Mitglieder eines Vereins zerfielen gewöhnlich in hoofden oder Hauptleute und in „gemeine Kammerbrüder". Die ersten führten mancherlei Titel, je nach den Einrichtungen der einzelnen

Kammern, als: Kaiser, Deken, Oberdeken, Hauptmann, Prinz rc. Auch Finder*) und Fiskale hatte man, in Gent raedsmannen und Amtmänner, in Antwerpen Geschworene rc. Die Einrichtung der Fonteine zu Gent erschien so bedeutungsvoll, daß Karl V. mehrere Verfügungen darüber erließ. Er nahm ihr 1542 das allgemeine Wahlrecht für die Prinzenbestellung und übertrug diese auf sechs Rathleute.

Von besonderer Wichtigkeit war der maker oder der factor; denn er hatte die Feste einzurichten und namentlich die „Einladungskarte" zu verfassen, was in späterer Zeit stets in Versen geschah; auch war er der Dichter der Kammer, gewissermaßen ihr poetischer Vertreter, wenn dieselbe bei fremden Preisfragen als Gesammtheit zu handeln hatte. Die meisten Kammern hatten auch zotten oder Narren, welche bei öffentlichen Festen ihre Späße machen mußten; dieselben scheinen aber nicht Mitglieder, sondern gleich den Fahnenträgern u. A. besoldete Diener gewesen zu sein. Der ständige Diener oder Bote der Kammer hieß Knaep**).

Neben dem Namen führte man einen bestimmten Kenn- oder Sinnspruch, z. B. die Kornähren von Kortrik den Satz: God voet veel zotten, Gott ernährt viele Narren. Manche Vereine wurden nach ihren Stadtvierteln benannt. Jede Kammer hatte ihre Farben und ihr Wappen. Besonderes Gewicht wurde auf das blazoen oder den Wappenschild gelegt, der von zwei Mitgliedern getragen wurde, und dessen Abbild auch an der Festkleidung, z. B. am Aermel, angebracht zu sein pflegte. Man nahm

*) Finder, vinders, hat man mit den trouveurs zusammengestellt und nur eine Uebersetzung der französischen Bezeichnung darin gesehen. (Vergl. Grimm, Meistergesang, 1811, S. 155.) Es möchten aber eher Schiedsrichter, Urtheiler, darunter zu verstehen sein.

**) Er befleißigte sich natürlich, seiner Herren würdig zu sein, und stellte z. B. seinen Neujahrswunsch in Versen auf, was auch heut zu Tage in vielen Gesellschaften noch Sitte ist. Jedem Mitgliede wird ein Abdruck überreicht. Der knaep oder knaap Van Daele, knaep eines Genter Blumistenvereins, hatte sich einst ein gutes Lied von Cornelissen anfertigen lassen. Ein Mitglied der Pariser Akademie, dem es in die Hände fiel, machte daher den monsieur Knaep van Daele zu einem großen belgischen Dichter.

es dabei äußerst genau. Um 1509 gerieth die Genter Kammer Maria ter eere mit der großen St. Georgsgilde in heftigen Streit wegen ihres Blasons; ein weitläufiger Schöffenbeschluß regelte im folgenden Jahre die Sache, von der „offenen Lilie, aus der Maria mit dem Kinde hervorsprießt" bis zur Anzahl der Buchstaben M. M., die am Aermel angebracht werden durften.

Die Anzahl und die Verbreitung der Vereine, namentlich in den nordwestlichen niederdeutschen Landestheilen, war außerordentlich. Zu Ende des 15. Jahrhunderts und unter Karl's V. Regierung gab es in Flandern und Brabant keine Stadt, ja kaum ein Dorf von einiger Bedeutung, ohne eine Rederijkkammer. In Gent allein bestanden fünf anerkannte Vereine, und daneben noch sonstige Gesellschaften, welche sich mit Bühnenvorstellungen befaßten. Bei dem glänzenden Einzuge Philipp's des Guten, 1458, stritten schon zwei Kammern, vier Stadttheile und Jan De Cuelenare „mit seinen Gesellen" um die von der Stadt ausgesetzten Preise. Auch Löwen hatte fünf Kammern; Antwerpen vier.

Die älteste und angesehenste Kammer zu Gent war die der Fonteinisten; sie wurde 1448 gestiftet, und besteht, wenn auch in veränderter Gestalt und mit Statt gehabten Unterbrechungen, noch heute; 1848 hat man das vierhundertjährige Jubiläum gefeiert; sie zählte damals über 300 Mitglieder. Bemerkenswerth ist der Eingang der Vereinssatzungen, welche durch Schöffenbeschluß vom 9. Dezember 1448 bestätigt wurden. Die Stifter gehen darin von der leidigen Wahrheit aus, daß „der Mensch keinen ärgeren Feind habe denn melancolye, die mit ihren schweren Phantasien und murmuratien das Gewissen und das Herz äußerst beschmitze, belaste und beunruhige, zuwider dem fröhlichen Genügen und der Seligkeit, und nicht leichtlich zu vertreiben, es sei denn mit fröhlicher Unledigheit, die zugleich die Müssigkeit, die Mutter alles Uebels, vertreibe, verjage und zu nichte mache". Daß auch die Väter der Stadt diese Anschauung theilten, ersieht man nicht allein aus der Bestätigung, sondern weiter aus einer Verfügung von 1532, wodurch den bestehenden Kammern eine jährliche Zahlung zugesichert wurde mit der Auflage, dafür acht „Wagenspiele des Jahres aufzuführen, um das Volk und die Eingesessenen der Stadt

zu erheitern". Karl der Kühne war mit den Leistungen der Fonteinisten so wohl zufrieden, daß er ihnen im Mai 1476 das Recht ertheilte, Kleider und Kappen in seinen Leibfarben zu tragen und bei Preiskämpfen allen Kammern voran zu spielen, während sonst die Spielfolge durch's Loos entschieden wurde.

Die Thätigkeit der Rederijkkammern war hauptsächlich eine doppelte: Dichtübungen und Aufführungen von Schauspielen. Die verschiedenen Arten der Bühnenstücke haben wir schon kennen gelernt. Die Dichtübungen hatten besonders die refreinen, so genannt wegen der wiederkehrenden Schlußverse, und entweder in't wyze oder in't zotte oder in't amoureuse gehend, zum Gegenstande. Von Zeit zu Zeit fanden Preiskämpfe, sowohl innerhalb des Vereins als mit andern Kammern, Statt. Besonders häufig war das gemeinsame „Kniedichten" oder Stegreifdichten; es ward so genannt, weil die Mitglieder mit der Aufgabe und der Zeitbestimmung nur Dinte, Feder und Papier, aber keinen Schreibtisch zugetheilt erhielten, vielmehr auf den Knieen zu schreiben genöthigt waren.

Größere Dichtkämpfe oder refreinfeesten fanden 1502 zu Antwerpen und 1504 zu Löwen Statt; doch scheinen allgemeine Wettstreite dieser Art im Ganzen selten gewesen zu sein. Desto häufiger und glänzender waren die Preisspiele. Da ging nicht leicht ein Jahr hin, daß nicht eine oder die andere Kammer eine Einladungskarte aussandte und so zu einem willkommenen Feste Veranlassung gab. Ein solches Fest in größerem Maßstabe hieß landjuweel, indem die Preise juwelen oder auch scoenheiten genannt wurden; es wird schon 1480 ein derartiger Preiskampf zu Veurne, wobei die Violieren von Antwerpen den Preis erlangten, erwähnt, (Belg. Mus. 1, 147); Preiskämpfe in Dörfern oder unter geringern Vereinen nannte man haegspelen. Mitunter fand erst ein Landjuweel und gleich darauf ein Haagspiel Statt, wie 1561 bei den glänzenden Festspielen zu Antwerpen, wo drei Tage nach den großen Spielen die kleinen Kammern der Dörfer ꝛc. auftraten.

Das erste allgemeine Landjuweel, worüber Genaueres bekannt ist, wurde, wie es scheint, „gegen Mittsommer" 1496 zu

Antwerpen veranstaltet; 28 Kammern aus Flandern, Brabant, Holland und Seeland, wovon sechs, z. B. Ostende, zu Schiff ihren Einzug hielten, nahmen daran Theil. (Excellente Chronyk Bl. 282). Ein anderes berühmtes Fest dieser Art schrieb auf den Monat Juni 1539 die Fonteine zu Gent mit Genehmigung der Regierung aus. Die zu lösende Frage für das Sinnspiel war: Was dem sterbenden Menschen am meisten Trost gewährt? Außerdem waren drei Fragen in refreinen zu behandeln, nämlich in't vroede oder als ernster Gegenstand: Wat dier ter werelt meest foortse verwint? ferner in't sotte: Wat volc ter werelt meest sotheyt toocht? und in't amoureuse auf den Stock oder Schlußvers: Och, mocht ikse spreken ic waer gepaeyt! ach, könnt ich sie sprechen, ich wär' beglückt! Neunzehn Gesellschaften stritten mit. Den ersten Preis des Sinnspiels, nämlich vier silberne Kannen, neun Mark schwer, trug die Antwerpener Kammer de Violieren davon; sie hatte die Frage dahin behandelt, daß „die Auferstehung des Fleisches" dem Sterbenden am allertröstlichsten sei. Die Heiligegeistkammer zu Brügge gab die Antwort: Tbetrouwen duer twoordt op Christum alleene, d. h. das Vertrauen durch's Wort auf Christus allein. Sie entwickelte diesen Satz, der Art der Sinnspiele gemäß, durch ein Gespräch zwischen allegorischen Personen, nämlich: Redelic ghevoelen, Twyfelic zin, Schriftuerlic troost, Gheestlic bewys, was etwa durch Vernunftmeinung, Zweifelssinn, Schrifttrost und geistlicher Beweis zu übersetzen ist. Der Verlauf des Wort- und Meinungsstreits ist aber zu schleppend, als daß ich's wagen möchte, auch nur ein kleines Probestück davon zu geben.

Die Frage wegen des stärksten diers ward meist mit der Menschennatur in Christus oder mit dem Vernunftgeschöpf der Erde, dem Menschen, gelöst; doch waren auch Einige der Meinung, daß die Frau das kraftvollste Thier sei.

Die vorgetragenen Stücke wurden noch in demselben Jahre zu Gent gedruckt; Kaiser Karl, wie schon erwähnt, verbot aber die Ausgabe, und später kamen sie auf den Index, was natürlich die Verbreitung und den Druck auswärts nicht hinderte. Daß darin kein dichterischer Werth zu suchen ist, braucht kaum bemerkt

zu werden. Ueberhaupt ist die ganze Thätigkeit der Rederijker mehr in gesellschaftlicher und kulturgeschichtlicher als in literarischer Beziehung von Bedeutung. Schaugepränge und Belustigungen wurden gar bald die Hauptsache.

Unterhaltender und flüssiger als die eigentlichen Sinnspiele scheinen die Maispiele gewesen zu sein, obwohl darin ebenfalls allegorische Persönlichkeiten vorkommen. Sie werden als Nachspiele oder Zwischenspiele gedient haben, und mögen auch mitunter sehr nöthig gewesen sein, um die Zuschauer zufrieden zu stellen, gerade wie am Ende eines alten Mysterienspiels die Zuhörer aufgefordert werden, später anderswo zu erscheinen, um noch wat sots spielen zu sehen. Ein „amoureuses Maispiel, worin Pluto die Proserpina entführt", das zu Gent gedichtet und im Laufe des 16. Jahrhunderts zu Dendermonde, Aelst ꝛc. gegeben wurde, hat sich erhalten. Es wird von Alleswisser und Geistlich und Weltlich, die sich über die Schönheiten und Genüsse des Tages und der Nacht auslassen, eröffnet. Dann erscheinen Jupiter und Neptun und loben ihre Reiche. Plötzlich aber läßt Pluto seine tobende Stimme erschallen und zeigt sich mit dem ihm zugefallenen Antheile sehr unzufrieden.

„Ich springe vor Zorn aus dem Felle," ruft er:

Dies spring ick van thoorne uyt mynen velle.
Wat meendy ghesellе? men salder appel hebben . . .
Meendy 't vette alleene van de gans scransen,
Als groote lantshansen? 'Tis meer dan moordich.

„Was meint ihr, Geselle? . . .
Meint ihr das Fett allein von der Gans zu lecken,
Als große Landgecken? 's ist mehr als mordig."

Die Gebrüder zucken die Achseln. Pluto droht, Himmel und Erde zu vernichten, und ihnen selbst den steert zu kürzen, wenn sie ihm nicht in einem Stück willfahren wollen.

Ick salt al vermorden . . .
Ick sal u so nae uwen steert corten,
Oft ghy en sult my in een stuck gelieven.

Neptun fragt, was er denn begehre. Da zeigt sich, daß er verliebt ist. Ick wil een wyf hebben, ruft er. Man führt

ihm zwar zu Gemüthe, daß er viel zu häßlich und zu schwarz sei, um zu heirathen, und daß die Tochter des Ceres, auf welche er's abgesehen hat, ihn sicher nicht nehmen werde. Allein Pluto bleibt bei seinem Verlangen. „Ihr habt so viele Weiber gehabt," erwidert er, „mag ich nicht eines haben?" Dagegen war denn freilich nicht viel zu erinnern. Die beiden Brüder rathschlagen und beschließen, dem Verliebten beihülflich zu sein. Phöbus, Cybebe, Zephyr, Venus und Andere werden angegangen, das Nöthige zu bewerkstelligen, um Proserpina aus ihrem „Thurme" hervorzulocken. Die Göttlichen pflanzen die „Maibäume" der Fleischesbegierde, der Weltfreude und der Versuchung, wobei Venus singt:

Princesse, suet van manieren,
Laet vaeren alle ghepyn,
En helpt ons vreucht hantieren,
Die hier beneden syn,
Om vreucht vermeeren, sonder verseeren,
'T is t' uwer eere, maghet fyn,
So ghy meugt scouwen, wy zyn vol trouwen,
Maer in 't stertken houwen wy 't fenyn.

Die letzten Zeilen besagen:

So ihr mögt schauen, wir sind zu trauen,
Allein im Sterzchen haben wir's Gift.

Trotz dieser warnenden Offenherzigkeit erscheint Proserpina, um an der Freude Theil zu nehmen, und der versteckte Pluto faßt sie, ihr folgende Artigkeiten und Tröstlichkeiten zuflüsternd:

Dat wert t' uwer maledictien, valsche Hypocryte,
Te mynen inbyte, sondighe Sodomanyte;
Sydy ghelevert tot uwen spyte,
Om eeuwich van glorien te syn verre.
Ten baet niet, al waerdy noch so erre,
Ghy muet mede in 't helsche bedelve.

Da hilft kein Jammern, sie muß mit in's höllische Reich der Nacht, und Alleswisser und Geistlich und Weltlich stellen ihre Schlußbetrachtungen an, die leicht zu errathen sind.

Von den erhaltenen Tafel-Klücht-Spielen heißt eins: Nu noch! d. i. nun noch, nun nochmal! und stammt aus dem Anfange des

16. Jahrhunderts. Es wird zwischen Mann, Frau, einem Nachbarn und einem Pfaffen aufgeführt. Der Nachbar räth dem Manne, der von seiner Frau übel behandelt wird, künftig nichts zu sagen als nu noch!. Als bei den nächsten Scheltworten und Ohrfeigen der Rath befolgt wird, ist die Frau natürlich sehr verwundert und geht von Wuth zur Angst über, indem sie den Mann für besessen hält. Aber keine Beschwörung des Pfaffen will helfen. Da empfiehlt der Nachbar gute Behandlung, gutes Essen und Trinken, was denn auch nach einigen nu-noch seine Dienste thut. (Vergl. Belg. Mus. II, 107.)

Um von dem Glanz und Aufwand, welcher bei den Landjuweelen oder Wettdarstellungen entfaltet wurde, sowie von dem ganzen Zuschnitt dieser Wettkämpfe einen nähern Begriff zu geben, will ich über das Brabanter Landjuweel und Haagspiel, das 1561 zu Antwerpen mit Genehmigung der Statthalterin, Herzogin von Parma und Piacenza, Statt hatte, noch Etwas mittheilen. Die Einladung dazu ging von den Violieren oder Veilchenbrüdern, mit denen die Lukasgilde der Maler vereint war, aus. An der Spitze stand damals der Bürgermeister von Antwerpen, Anton Van Stralen, als Hauptmann, und einer der Stadtschöffen, Melchior Schetz van Rumpst, als Prinz. Man kann schon hieraus entnehmen, daß die ganze städtische Verwaltung, ja die gesammte Einwohnerschaft den lebhaftesten Antheil an der Sache nahm, wie denn auch besonders ausgerufen wurde, „die Straßen zu kehren". (Spelen van Sinne, Antw., 1562.) Die Einladungskarte, welche wie gewöhnlich die Zeit, die Aufgaben, die Preise, sowie alles sonst zu Beobachtende enthielt, war nicht weniger als 14 elfzeilige Stanzen lang. Insbesondere war auch der Gedanke, den jede Kammer beim Einzuge bildlich darzustellen hatte, vorgeschrieben, nämlich: „Wie man aus Gunst zusammenkommen und freundschaftlich scheiden soll". Man nannte das den „figürlichen Punkt". Die sonstigen Punkte waren: die salutatie, presentatie, incomste, dewyse, poetyckelyck punt, prologue, ebatement, kerkganck, tspel van sinne, factie, personagie, etc. Fast überall waren mit den Vorschriften und Aufgaben Preisauslobungen verbunden. Für die beste personagie (Einzelrolle) stand eine silberne Taube, zwei

Unzen schwer, und als zweiter Preis eine „vergoldete Zunge“, von einer Unze an Gewicht, in Aussicht. Die Länge des Sinnspiels war auf etwa 700 Zeilen bestimmt, die des Prologs auf 200, die des Batements auf etwa 400.

In ähnlicher Weise lautete die Karte zum Haagspiel, aus 9 Stanzen bestehend.

Am 3. August fand die feierliche Einholung der theilnehmenden Vereine durch die Mitglieder der einladenden Kammer unter Glockengeläute und Trompetenklang und unter dem endlosen Jubel des Volkes Statt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß jede Straße, jedes Haus, jedes Thor, welche der Zug zu berühren hatte, mit wetteifernder Pracht herausgeputzt war. Die Violieren waren zu Pferd, 65 an der Zahl, alle gleich gekleidet: weiße Wämser und Strumpfhosen, mit Stiefeln; violette Talare, violette Hüte, mit rothen, weißen und violetten Federn. Auch ihr Narr hatte sich auf's beste bedacht; sein Sinnspruch war: „Ich bin so schön, daß ich mich selber nicht kenne“.

So zog man den Gästen bis zur Grenze des Stadtgebiets entgegen. Dort bildete sich der stoet oder der Festzug in folgender Ordnung: Die Goubloeme von Antwerpen, 48 zu Pferde, mit rothen Mänteln und Hüten und weißen Federn; De olyftak von Antwerpen, 47 zu Pferde, grüne Hüte und weiße Federn, der Narr zu Esel mit zwei kleinen Narren, und mit dem Spruche: ich werde sie nicht verlieren; die Vreuchdenbloeme von Berghen op Zoom, 54 zu Pferde, rothe Hüte und weiße Federn; die Päonie von Mecheln, 326 zu Pferde, besonders glänzend gekleidet, z. B. Röcke von feinem Inkarnat-Sammet mit goldener Einfassung, rothe Hüte und Wämser, schwarze Stiefeln, gelbe Federn ꝛc.; sie führten sieben „antike Spielwagen“ mit allerlei Darstellungen mit sich, von denen besonders das letzte Stück „so künstlich und ausgezeichnet war, daß man nicht ohne Preis daran vorbeigehen konnte“: es war das ein Ochs, auf dem St. Lukas saß und daneben der Evangelist Johannes mit dem Adler. Außerdem hatten sie „noch 16 hübsche Wagen, oben viereckig gemacht, je mit 8 schönen Wappenschildern verziert, mit rothem Laken überdeckt, und mit Gildebrüdern besetzt,

die ein paar Fackeln hielten und zwei Feuerpfannen hintenausstreckten".

Man sollte denken, daß diesem Staat der „Preis des schönsten Einzugs" nicht hätte fehlen können. Und doch wurde er noch vom Marienkränzchen von Brüssel überboten. Die kamen mit 340 Reitern und sieben „antiken, sehr lustig und plaisantlich zugerüsteten Spielwägen", und außerdem mit 78 andern Wagen, alle mit rothem, weißgeborderten Tuche belegt und mit Fackelträgern besetzt. Die Reiter trugen lange karmoisinrothe Kasacken mit silbernen Litzen, rothe Hüte in Gestalt antiker Helme, weiße Federn, weiße Wämser, gelb-roth-blau-weiße geflochtene Gürtel 2c. Die Wagenleute prangten in rothen Mänteln. Auf den Wagen aber befanden sich noch eine Menge verschiedener antiker Figuren, deren Bedeutung nach der Einladungsvorschrift war: hoe dat men ut jonste sal versaemen ende vrindelyck scheiden. Auch der Narr mit seinem Wahlspruche wird nicht gefehlt haben, obwohl ich keine Nachricht darüber finde. Bei andern Kammern ist er gewissenhaft angegeben. So ritt Einer auf einem hölzernen Pferdchen und sprach: Wollt ihr mitaufsitzen? Ein Anderer trug ein Menschenherz, ich weiß nicht, ob männlichen oder weiblichen Geschlechts, mit einer Katze drin und dem Spruche: Sie ist da! Die Sprüche der übrigen waren bedeutungsloser.

Bei dem Brüsseler Zuge befanden sich außerdem noch eine Menge Musikanten, Bannerträger 2c., auch mehrere Edelleute und andere angesehene Persönlichkeiten.

Kein Wunder also, wenn das Marienkränzchen den ersten Einzugspreis davontrug. Den zweiten erhielt nach begreiflicher Rücksicht die Kammer einer „kleinern" Stadt, nämlich der Grünende Baum von Lier, der 108 Mann hoch zu Pferd gekommen war. Die Päonie empfing aber den ersten Preis für den schönsten Wappenschild und außerdem drei zweite Preise. Das Marienkränzchen erhielt im Ganzen drei erste und einen zweiten Preis, aber sämmtlich für äußerliche Dinge.

Ueberhaupt waren 14 Kammern mit mehr als 200 Wagen und weit über 1400 Mitgliedern erschienen; davon waren mit Einschluß der einholenden Gildebrüder der Violieren 1393 zu Pferd.

Ein merkwürdiger Bericht von einem Engländer Clough, aus Antwerpen am 4. August geschrieben, schätzt die Zahl der Brüsseler überhaupt auf wenigstens 1000, die der Mechelner auf 600, und weiß gar nicht Worte genug zu finden, um den wonderfull triumfe von gestern zu schildern. In Betreff der Päonie meint er schließlich: the matter was so strange that it ys too long to wryte; der Brüsseler Zug erschien ihm wie ein Traumgebilde, wyche me thinks was a dreme. Die Kosten der Aufwendungen, um den ausgesetzten Preis, weche ys callyd the Land Juell, zu gewinnen, veranschlagt er auf 100,000 Mark oder nach heutigem Geldwerth auf eine „halbe Million Pfund Sterling". Eine andere Nachricht nimmt die Kosten des Marienkränzchens zu 40,000 Gulden damaligen Geldes an; die Kammer erhielt aus der Stadtkasse dazu eine Beihülfe von 2000 Gulden. (I. W. Burgon, The life and times of Sir Thomas Gresham, I, 377; Mertens und Torfs V, 621. und Wauters I, 392.)

Am folgenden Tage ward um die Reihenfolge des Spielens gelooset; am 5. August hielt man einen „feierlichen und figürlichen Kirchgang". Den ersten Preis dabei gewann der Grünende Baum von Lier. Nachmittags spielten die Violieren ihren „poetischen Willkommen", wobei drei Nymphen in weiß, roth und violett und daneben Rhetorica und Antwerpia auftraten.

Am 6. gab der Narr der Violieren ein Fest; er hatte alle andern Narren auf „die Schaubühne des Spielhauses geladen, um den längsten Zug zu trinken", wobei denn „viele närrische und behagliche Possen getrieben wurden". Es war ihnen indeß in der Einladung zur Pflicht gemacht worden, sich von Kapellen und Kirchen fern zu halten. Ich weiß nicht bestimmt anzugeben, wer es beim Trinken den Andern zuvorgethan; die vlamische Literaturgeschichte von Snellaert meint, der von Bergen-op-Zoom; nach der Hauptquelle aber hat der Lustigmacher der Freudenblume nur den ersten Preis erlangt für die Kunst, „am innocentlichsten und unschuldigsten den Narren zu machen". Vielleicht sind im Längsten-Zug-Trinken Alle gleich stark gewesen.

Am 7. gab die Stadt den „Prinzen, Hauptleuten, Edelleuten, Dekens und Faktors" ein reiches Bankett.

Am 8. endlich begannen die Wettspiele, indem der Olyftack mit seinem Spel van sinne den Reigen eröffnete. Die Aufgabe war: Was den Menschen allermeist zur Kunst erweckt? Ich unterlasse, des Näheren auf die Lösung dieser Frage von den vierzehn Kammern und ihren Machern einzugehen. Heutige Zuschauer würden ein solches Gemäre keine halbe Stunde aushalten; aber damals hielt man's acht Tage lang aus. Auch wird es nicht an stetem Beifall gefehlt haben; denn ich vermuthe, daß man in jenen Zeiten nicht minder rücksichtsvoll und höflich in dieser Hinsicht gewesen ist, als heut zu Tage, und heut zu Tage gehört es sicher zu den allerseltensten Ausnahmen, daß irgend eine öffentliche Darstellung, eine Rede, ein Vortrag, ohne Beifallsgeklatsch bleibt. Fehlt auch Alles, so gibt's doch wohl irgend eine kühne oder patriotische Wendung, und dann sind sofort alle Hände und Stöcke in Bewegung. Ich hörte einmal, daß ein Redner, der eine dauernde Ungerechtigkeit behandelte, aber nicht das mindeste praktische Mittel zur Abhülfe angab, schließlich zu dem Satze kam: jetzt bitten wir nicht mehr, wir protestiren; da hatte er sofort den lautesten Beifall weg.

Den eigentlichen Stücken gingen immer allerlei Einleitungen und Vorspiele voraus, namentlich die presentatien, welche aus höflichen Ansprachen und dergleichen bestanden. Insbesondere ward der Prinz der einladenden Kammer angeredet, z. B.: Princelycke prince, vermaert, excellent, etc. Auch die eigentliche Lösung der Frage, am Ende des Stücks, pflegt an ihn gerichtet zu sein, z. B.:

Edel prince, u wert solverende verclaert,
Dat t'verwecken baert met Gods gracie
Ut der natueren door des gheest inspiracie
Die inclinacie. etc.

Die Lösung der Rose von Löwen, welche den ersten Preis erhielt, lautet auf „Lob, Ehre und Preis" und zwar (Piot, Hist. de Louvaine p. 240) folgender Maßen; sie kann zugleich als Beispiel des gewöhnlichen Versbaus und der Reimbenutzung in den Sinnspielen dienen, wobei namentlich die Reimwiederkehr in der Mitte der je dritten Zeile zu bemerken ist.

Dat is warachtig lof, eer en prys,
Hoort naer myn advys, t'is wat gewichtich:
Als den mensch hem bevint wat voorsichtich,
So merkt hy ghestichtich toecomende dingen;
Hoe dat hem d' een mach tot hoochheyt bringen
En d'ander hem dringen om te syn verwaten.
Kiesende dan t' beste van dese staten,
So wilt hy dan laten sulcke blamatie
En crycht, tot lof, eer, prys, sulcke gratie.
Syn moderatie — verstaet wel die saken —
Es dan, hoe hyt best mocht maken,
Om te geraken tot staet van eeren.
Dit doet hem dan deur arbeyt die conste leeren;
Sonder afkeeren siet, hoe verre dat streckt.
Ist dan niet lof, eere en prys, dat hem trekt,
En aldermeest verweckt tot consten gepresen?
u. s. w. u. s. w.

Eben so wenden sich die Schlußzeilen der Possen oder der Scherzlieder mitunter an den Prinz. In einer der aufgeführten Fakzien streiten sich verschiedene Weine als Malevesye, Rommenye, Anjoye, Anseroose etc. um den Vorzug; auch das Leeusbier nimmt das Wort und behauptet, es müsse dem Bacchus zunächst sitzen, weil es alle Trunkenbolde bezwingen könne. Das factie-liedeken endet dann mit der Ansprache:

Prince, wilt dit wel vaten ...
Dronckenschap moet ghy laten,
Het is een beestich werck.

Prinz, wollt dies wohl fassen ...
Trunkenheit müßt Ihr lassen,
Das ist ein biestig Werk.

Im Ganzen sind auch die Possen und sonstigen Scherzstücke, soweit sie vorliegen, gar wenig anziehend. Von Witz und Laune finden sich nur geringe Spuren. Auch hier wie in den Prologen überwuchert die Allegorie. So bestehen die personagien einer factie aus: veel volx, wellust des vleesch, eighen sinlyckheyt, und de vreemde werelt; in einem Prolog kommen „Kühn in Abenteuern", „Feiner Begriff" und „Lieblicher Trost" vor. Eine andere Faktie wird von lauter Häuptern oder Köpfen

aufgeführt, z. B.: Ein Kopf voll Genügen; ein Kopf voll Sorgen; andere voll Schlaf, voll Kieselsteine, voll Hoffnungen, voll Haare, voll Läuse ꝛc. ꝛc.

Unterhaltender sind vielleicht die Battementen gewesen; aber wunderlicher Weise scheinen diese gerade nicht zum Druck gekommen zu sein. Es hängt das vermuthlich mit den Censurverhältnissen zusammen. Die Erlaubniß zur Abhaltung der Antwerpener Festlichkeiten war nur mit Mühe und nach wochenlangem Drängen der Abgeordneten der Betreibenden erlangt worden; der Kardinal Granvella fürchtete den Einfluß in religiöser Beziehung, und machte den Vorbehalt, daß kein Spiel aufgeführt werde, was nicht von den visitateurs gebilligt sei. Im Gestattungsbriefe vom März 1561, der allen Theilnehmenden mit Ausschluß von Mördern, Hochverräthern ꝛc. freies Geleit vierzehn Tage vorher und vierzehn Tage nach den Spielen zusagte, war hervorgehoben worden, daß Nichts gegen die Religion und gegen den König vorkommen dürfe; auch hatte man zur Pflicht gemacht, daß fortwährend strenge Wacht gehalten werde. Die Stadtbehörde ging auf alles ein, und gab ihren Eifer dadurch zu erkennen, daß sie eine der bestehenden Kammern, die Papgulde, verbot.

Den ersten Preis des Sinnspiels, einen zehn Unzen schweren silbernen Rosenkranz, erhielt die Rose von Löwen. Für das Battement wurden 6 Preise ausgetheilt; den ersten bekam der Feurige Dorn von Herzogenbusch. Im Vorspiel errangen die Lilien vom Thal aus Löwen den ersten Preis; eben so im „poetischen Punkt". Die Taube des Geistes kam an die Lisbloeme (Schwertlilie) von Mecheln, die vergoldete Zunge an dem Grünenden Baum von Lier. Ueberhaupt wurden 27 Preise ausgetheilt; ferner 19 für das Haagspiel; der Gesammtwerth betrug über anderthalbhundert Unzen Silber.

Das Haagspiel, woran sich auffallender Weise nur vier auswärtige Kammern betheiligten, darunter die Kornblume von Brüssel, begann mit dem Einzuge am 24. August. Es waren dabei 140 zu Pferd und 77 zu Fuß nebst mehreren auf einigen und vierzig Wagen. Das Heybloemken von Turnhout kam meist zu Fuß, mit brennenden Fackelkerzen, und hatte einen Wagen,

worauf 7 junge Mädchen die sieben freien Künste darstellten; der Wyngaert des Dorfes Berchem war zu Pferd und zu Wagen.

Am 28. spielten die Violieren ihren Willkommen. Dann gaben der Olivenzweig und die Goldblume von Antwerpen ihre Lösung der gestellten Frage, nicht um am Preiskampf Theil zu nehmen, sondern „zur Ehre der Stadt Antwerpen", wie ihnen auch beim Landjuweel keine Preise zugetheilt waren. Die Frage war: Welch Handwerk am nützlichsten und ehrlichsten ist, und doch sehr gering geachtet wird? Die Antwort lautete einstimmig: Der Landbau.

Zur guten Letzt spielten dann noch die Violieren ihren Abschiedsgruß, und so gingen mit dem Schlusse des Monats die Festlichkeiten zu Ende.

Damit waren aber noch keineswegs die Feste überhaupt aus; denn nun begannen erst die feierlichen Einholungen und Begrüßungen der heimkehrenden Sieger, und da bei der Menge der Preise, wie gewöhnlich, ziemlich Alle, einige sogar dreifach und vierfach, die Kammer Jennette bloemken von Lier sechsfach, gesiegt hatten, so gaben auch alle den dringendsten und wohlbegründetsten Anlaß zu Jubel und Freudenbezeugungen von Seiten ihrer Mitbürger. Die Quellennachrichten sind zwar in dieser Hinsicht gering; man wird aber annehmen dürfen, daß es schon damals ungefähr eben so hergegangen ist, wie in späteren und neuesten Zeiten. In Brüssel hielten die heimgekehrten Kammern am 13. Oktober ihren feierlichen Ein- und Umzug, worauf eine Reihe von Festvorstellungen, Freudenbeleuchtungen 2c. Statt hatten. Gleichzeitig ward die Eröffnung eines neuen Kanals gefeiert; Antwerpen, das mit 13 Schiffen unter den Erstankommenden war, erhielt zum Preis eine Schiffsfahne von Silber.

Zwei Jahre darauf schlug man zu Ehren des Narren der Kornblume, maître Oomken, auch „Prinz der Narren" genannt, der mit auf dem Haagspiele zu Antwerpen gewesen war, eine Denkmünze.

Man hat die Rederijkers zuweilen mit den deutschen Meistersängern zusammengestellt, aber wenig passend. Abgesehen davon, daß sich der Meistergesang in andern Formen und Weisen be-

wegte, daß die Meistersänger als solche mit Schaustücken und schauspielerischen Darstellungen wenig oder nichts zu schaffen hatten, daß ferner die Meistersänger bei der Aufnahme neuer Mitglieder eine gewisse Strenge übten, während die Rederijkers, zumal in späterer Zeit, so gut wie gar keine Kunstanforderungen machten, abgesehen von diesen und andern Unterschieden, — welcher Abstich jener stillen, einfaltsvollen kleinen Genossenschaften ehrsamer Bürger und Handwerker, gegen das laute prunksüchtige Treiben dieser ehr- und freudegierigen Kammern!

Nicht bloß die reichen Schauspiel-, Handels- und Fabrikstädte veranstalteten solche Feste, auch in geringeren Städten und selbst in Dörfern fanden größere oder beschränktere Wettspiele Statt. So schickte in dem kleinen Audenarde 1564 die Kersouwe oder Maßliebe, ein Verein, dessen Mitglieder „nur zum geringen Theil zu der bemittelten Bürgerklasse gehörten", eine Einladungskarte aus, welche über zwei Dutzend Preise auslobte. Daneben ließ sie sich einen neuen, glänzenden, in Holz geschnitzten Wappenschild anfertigen, der noch gegenwärtig vorhanden ist. Neun Kammern hielten am 3. Juli ihren Einzug, „von vielen Notabeln" begleitet. Die Stadtbehörde gab ihnen nach altem Brauch den Ehrenwein und zwar 67 Kannen. Bemerkenswerth ist, daß kein Sinnspiel ausgeschrieben war, vermuthlich aus religiösen Bedenken; denn 1560 hatten die Schöffen gegen ketzerische Gesinnungen ein Passionsspiel aufführen lassen. Dagegen wurden wyṣ referein, amoureus referein, amoureus liedeken und referein op de knie bekrönt. Die Aufgabe für den amourösen Refrain war: my en helpt geen troost, als ick tlief moet derven, mir hilft kein Trost, so ich des Liebs muß darben!

Außer solchen Festen suchten und fanden die Rederijkers auch noch andere Gelegenheiten, um mit einander zu jubeln und zu zechen. Sie machten es ungefähr wie die Brüsseler und Löwener Handwerksgilden, die sich gegenseitig zu besuchen pflegten und dabei „kein Wirthshaus vorbeigingen". Die Kammer von Hoogstraeten hatte in dieser Beziehung den Grundsatz, daß fremde Besucher das erste Mal frei zu bewirthen seien; nachher aber, heißt es in der Satzung von 1533, „mag man sie zahlen lassen soe

dicke als sy daer comen". Auch die Boten, welche Einladungskarten brachten, wurden gewöhnlich feierlich eingeholt und bewirthet. Der Stadtrath von Audenarde ersetzte 1539 der dortigen Kammer Pax vobis die Kosten eines drinkpartytje, wozu sie den Genter Boten geladen hatte, mit 24 Pfund Parisis, und daneben erhielt der Bote ein „silbernes Zeichen mit dem Wappen der Stadt".

Sogar das Absterben von Vereinsgenossen gab zu Trinkgelagen Veranlassung. Um 1640 traf die Kersouwe zu Audenarde die Einrichtung, daß jedes Mitglied sich im Gesellschaftsbuche zur Zahlung eines gewissen Betrages, den man doodschuld nannte, verbindlich machen mußte, um damit die Kosten einer Trinkerheiterung der Gildebrüder, die ihn nach altem Brauch zu Grabe zu tragen hätten, zu bestreiten.

Die Rederijkers nahmen ferner häufig an den Preiskampffesten anderer Vereine, z. B. der Armbrustschützen, Theil; auch trugen sie vertragsmäßig oder aus eigenem Antriebe dazu bei, „den Glanz der fröhlichen Einzüge" oder sonstiger allgemeiner Festlichkeiten durch öffentliche Darstellungen zu vermehren, zu welchem Ende auf den Marktplätzen und an den Ecken der Hauptstraßen Spielbühnen errichtet zu werden pflegten. Schon 1440 waren bei einem großen sechswöchigen Preisschießen „mit dem edlen Fußbogen" zu Gent auch mehrere Auslobungen für esbatementen gemacht worden. Dasselbe geschah im Mai 1497. Die dortigen Handbogenschützen besaßen sogar seit der Mitte des 18. Jahrhunderts neben ihrem alten Schießgarten am Kauter ein eigenes Schauspielhaus, worin von Zeit zu Zeit allerlei Schauvorstellungen gegeben wurden; es ward 1798 verkauft (nachdem der Schießhof schon 1795 als Nationalgut veräußert worden war), um 1821 von der Stadt erworben und 1840 in das jetzige großartige Schauspielhaus umgewandelt.

Reichten aber alle die genannten Gelegenheiten noch nicht aus, der Schauspiellust und dem Festverlangen zu genügen, nun, so gab das gute Glück auch noch andere Anlässe, wichtig genug, um alle Füße und Hände in Bewegung und alle dichterischen Adern in Fluß zu bringen. Statt vieler nur ein Beispiel. Im November 1827 wurde bei Ostende ein großer Walfisch treibend

gefunden und glücklich an den Strand gebracht. Ein gewisser Hermann Kessels, Mitglied der dortigen Rederijkkammer, kaufte das Thier an; er ließ das Gerippe reinigen und zubereiten, um es für Geld sehen zu lassen, worauf es in das königliche Naturalien-Kabinet kommen sollte. Bei der Gelegenheit wurden nicht nur innerhalb der Kinnbacken Tänze aufgeführt, sondern auch nach Vollendung der Arbeit und bei der Uebergabe des Gerippes an den königlichen Bevollmächtigten mehrtägige Feste gefeiert, wie sie die Stadt nicht glänzender gesehen hatte. L'air était sans cesse agité par le son de la musique, ou par le bruit du carillon, des tambours et du canon. Von weit und breit strömten Leute herbei. Besonders trugen die Bogenschützen von St. Sebastian und die Büchsenschützen von St. Andreas, vor allen Dingen aber die «dicht'ren schaar» der Rederijker, deren Glied Kessels war, dazu bei, Alles in größter Herrlichkeit erscheinen zu lassen. (Notice sur la baleine etc. Ostende, J. Elleboudt, 1828.) Am 20. April 1828 und an den folgenden Tagen fanden große Umzüge Statt, die von den Rederijkern mit Allem, was an Pomp und Schmuck bei dergleichen üblich war, eröffnet wurden. Voran zog ein junges Mädchen zu Pferde, figurant la Renomée und gedruckte Zettel austheilend mit folgenden Versen:

Wie vormde een Zee-gedrocht, dat onlangs kwam aan strand,
Tot 't grootste meesterstuk van't kunstrijk Nederland?
'T was Kessels. Zijnen Lof, met uwe duizend' monden,
Moet Gij, o vlugge Faam, het aardrijk rond verkonden.

Das ist in genauer Uebertragung:

Wer formte ein Seegeschöpf, das unlängst kam an Strand,
Zum größten Meisterstück im kunstreich'n Niederland?
'S war Kessels. Seinen Ruhm, mit Euren tausend Münden,
Müßt Ihr, o flinke Fam', der Welt ringsum verkünden.

Außerdem hatte man eine Menge mythologische und allegorische Figuren und Gruppen: so Neptun und Amphitrite, denen zwei Knaben vorangingen mit der Inschrift:

Ons rijk brengt het grootste gedierte voort!

Daneben waren Amor und Psyche, Apollo und Minerva und andere Gestalten zu sehen; auch zwei Blumenköniginnen, mehrere Kindergruppen &c. Die verschiedenen Ehrenpreise, welche die Kammer errungen, waren an ihren Wappenbannern aufgehängt, und diese wurden von zwei „Mamelucken", denen ein dritter voranschritt, getragen.

In der Weise ging es fort. Dann folgten Reden und Koncerte im Innern des Walfisches, Bankette mit Trinksprüchen, junge Mädchen mit Gedichten, Bier-, Brod- und Käsevertheilungen, ein Luftballon, Kletterbäume, Sacklaufen, Feuerwerk, zwei Bälle, zweitägige Preisschießen &c. Hiernächst kamen, am 29. und 30., brillantes fêtes particulières, welche Herrn Kessels von den Offizieren &c. gegeben wurden; endlich ein glänzendes Bankett, vom Stadtrath veranstaltet, und die Ueberreichung einer Spieluhr; zu allerletzt wollten auch noch die Arbeiter ihre Dank- und Ehrenbezeugungen darbringen, denen sich aber Kessels entzog, indem er am 5. Mai mit dem unter Kanonendonner eingeschifften Gerippe abreisete.

Es ist leicht zu erachten, daß bei einem Treiben, wie es hier gezeichnet worden ist, die innere Entfaltung der Genossenschaften keine gedeihliche, ihre Wirksamkeit auf dem Felde der Dichtung, der Kunst, keine ersprießliche gewesen sein konnte. Dazu kam der lange Religions- und Unabhängigkeitskampf und manche sonstige Ungunst der Zeiten. Ich habe schon oben bemerkt, daß Alba die Rederijkers beargwöhnte und verfolgte; viele wurden eingekerkert, gefoltert und selbst hingerichtet; andere flohen und wanderten unter Parma's Befehlshaberschaft aus, erst nach Antwerpen, dann mit den Antwerpenern nach Holland, und namentlich nach Amsterdam. Auf diese Weise verloren Flandern und Brabant ihre besten Kräfte, und ihre Kammern sanken immer tiefer.

In Holland nahm die Rederijkerei auf einige Zeit einen erneuten Aufschwung, in Amsterdam bildeten sich zwei brabantische und in Haarlem eine flandrische Kammer; es wurden sogar noch einige größere Preiskämpfe veranstaltet. (Heremans, Vorrede zu Vondel's Lucifer &c. 1858, p. X.) Allein auch hier konnte, trotz der außerordentlichen Lebensfülle, welche das kleine Freivolk durch-

strömte und in mehr als einer Beziehung auf den Gipfel der Ehren hob, eine Sache nicht dauern, die ihrer ganzen Anlage nach innerlich unhaltbar war. Was einzelne gute Köpfe leisteten, thaten sie nicht als Rederijker, sondern als Männer von hervorragendem Geist, die unter allen Umständen hervortreten. Indessen mögen einige Kammern durch ihre Aufgaben und Bekrönungen doch immerhin mancherlei Anregung gegeben und insofern ihren Nutzen gehabt haben; auch war es sicher von großer Bedeutung, daß sie als Spielvereine die Aufführung von neuen Bühnenstücken unternahmen und damit den lebendigen Wechselverkehr zwischen Dichtern und Volk bewirkten.

Der berühmteste Bühnendichter jener Genossenschaften und der Niederlande überhaupt ist Joost Vondel, oder eigentlich Van den Vondel, im Jahr 1587 aus antwerpischem Blute zu Köln geboren, und in der Jugend an der Brabant'schen Kammer Lavenderbloem zu Amsterdam Theil nehmend. Er und seine Zeitgenossen Coster, Hooft und Andere gaben der Bühnendichtung und Bühnenkunst, unter Berücksichtigung der Alten, eine ganz andere Gestalt. Die Sinnspiele und ähnliche Allegorieen verschwanden mehr und mehr, die auftretenden Persönlichkeiten wurden gestaltvoller und eigenthümlicher, die Sprache ward reiner und gewandter, man führte den Chor ein 2c. Indessen dürfen die Lobsprüche, mit welchen jene Männer in den Niederlanden überschüttet zu werden pflegen, nicht allzu wörtlich genommen werden; ein gut Theil davon ist auf Rechnung eines befangenen oder allzu eifrigen Vaterlandssinnes zu setzen. Vondel kann eben so wenig mit Shakespeare, als der spätere Bilderdijk mit Goethe zusammengestellt werden, wie wohl geschehen ist; der Abstand zwischen den je beiden Zeitgenossen ist dazu doch allzugroß. Sicherlich waren Vondel's Dichtungen für ihre Zeit und unter dem Schmier der gewöhnlichen Rhetoriker eine ganz außerordentliche Erscheinung, und sein Verdienst wird für alle Zeit ein sehr bedeutendes bleiben; aber gerade, was man als seine Hauptstärke mit Recht hervorhebt, die Fülle und Leichtigkeit im schmuckvollen Schildern, gerade das ist für den Dramatiker eine Klippe geworden. Die vielen endlosen Schilderungen in seinen „Trauerspielen" sind beinahe eben so

viele Schwächen und Mängel. Statt Handlungen gibt er Gespräche und Erzählungen, die in den unseligen Alexandrinern doppelt schleppend sind. Auch die belobtesten seiner Stücke, namentlich die, worauf belgische Beurtheiler den größten Werth legen, sind davon nicht frei. Lucifer oder der Sturz der bösen Engel, der schon dem Gegenstande nach nicht gelingen konnte, enthält ganze Seiten von Schlachtberichten und Kampfschilderungen, die der Erzengel Uriel, „Schildknappe Michaels", des „Feldherrn Gottes", dem neugierigen Rafael liefert, obwohl dieser schon weiß und es weitläufig ausschmückt, daß die Schlacht gegen „den Statthalter Lucifer" gewonnen ist.

Maria Stuart ist mehr eine gedehnte Unterredung über politische und religiöse Vorgänge, als ein Trauerspiel; und Gijsbrecht van Amstel erscheint fast wie eine Nachahmung des zweiten Buchs der Aeneide, so weitläufig wird die listige Einnahme und der Brand Amsterdams nicht etwa in Handlung gebracht, sondern erzählt; nur dient statt des hölzernen Pferds ein mit Holz beladenes Schiff. Das Stück ist zu Amsterdam ein Nationalstück geworden und wird noch jetzt alljährlich um Christtag aufgeführt; allein ich glaube, man muß eben Holländer sein und Amsterdamer dazu, um es wiederholt zu Ende sehen oder auch nur lesen zu können.

In Belgien lebten zwar, als 1609 ein zwölfjähriger Waffenstillstand geschlossen wurde, viele Rederijkkammern wieder auf, allein der alte Reichthum und Glanz kam nie zurück. Am ersten regten sich die Audenarder. (B. M. VII, 235.) Die Kersouwe erlangte schon in demselben Jahre einen neuen Genehmigungsbrief und zwei Jahre darauf gab's bereits Feste. Aber die Feste, die Aeußerlichkeiten, wurden immer mehr die Hauptsache. Um 1620 veranstaltete die Peoen von Mecheln sogar ein eigentliches blazoenfest, wozu sich 24 Genossenschaften und einige besondere Poeten mit Wappenschildern und Festliedern einfanden. Im Juni 1645 nahm die Kersouwe Theil an einem Preiskampfe in Kortrik. 1662 waren Wettspiele in Brügge; allein statt der ehemaligen silbernen Preise gab's nur noch zinnerne.

Die wiederholten Einfälle der Franzosen brachten neue Stö-

rungen. In Gent gewannen die Rederijkers erst zu Anfang des 18. Jahrhunderts einige Kraft wieder; um 1714 übte die Fonteine von Neuem ihr Genehmigungsrecht als Haupt- oder Meistergilde von Flandern aus, indem sie die Satzungen der neuen Kammer von Wulveringhem guthieß. 1716 führte sie ein „trüb endendes Trauerspiel", den Untergang des Königs Tersides von Persien, auf, das indeß schon früher, und, wie es scheint, außerhalb ihres Wirkungskreises, verfaßt war. Man hatte um diese Zeit außer solchen droefeyndighe treurspelen auch blyeyndighe oder vergnügt endigende Trauerspiele, und zwar scheinen diese an vielen Orten in der Volksgunst aus leicht zu errathenden Gründen den Vorzug gehabt zu haben. Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts kommt diese Art von Bühnenstücken vor, und blieb das ganze 18. Jahrhundert hindurch im Schwange. (Belg. Mus. 8, 311.)

Um dieselbe Zeit gingen die Rederijkkammern mehr und mehr in bloße Schauspielvereine und Vergnügungsgesellschaften über: statt mit der Darstellung eigener Stücke nach bestimmten Aufgaben, wird mit der Aufführung eines Stücks von fremden Verfassern, selbst mit Uebersetzungen gewetteifert; an die Stelle der eigenen Dichtübungen treten Preisaufgaben für unbekannte Mitringer. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden Uebertragungen und Bearbeitungen mancher französischer Stücke, z. B. von Molière und Voltaire, beliebt; später wurden mehrere Stücke von Kotzebue durch holländische Uebersetzungen bekannt und haben sich bis auf den heutigen Tag in Gunst erhalten.

Im Jahr 1757 beschloß die Kammer der Goldblume zu St. Nikolaus, wobei es auch Gildeschwestern gab, eine Sommermahlzeit zu halten, ein Spiel aufzuführen und Freudenbezeugungen zu veranstalten, wofern die Waffen von Maria Theresia gegen Friedrich den Großen glücklich sein würden. Zugleich ward die bemerkenswerthe Anordnung getroffen, „daß künftig Keiner der Gildebrüder und Gildeschwestern in der Küche des Gildehauses trinken solle" und daß nach Mitternacht Nichts mehr verzapft werden dürfe. Ueberhaupt wird von dieser Kammer behauptet, daß in ihren Jahrbüchern „mehr von Mahlzeiten und Trink-

gelagen, als von Preiskämpfen" die Rede sei, eine Eigenthümlichkeit, die indeß nicht vereinsamt dasteht. Dagegen besaß sie se' 1651 einen ständigen Prachtwagen, der den Namen Maegdenberg oder Jungfrauenberg führte und bei allen feierlichen Gelegenheiten die Würde und den Glanz des Vereins aufrecht erhielt. Er wurde unter Musikbegleitung von einem stolzen Viergespann gezogen; jedes Pferd trug einen mit Inschriften verzierten — Engel. Auf dem Wagen aber befand sich Apollo mit neun Mägdlein, welche die neun Musen oder nach einer andern Angabe die neun Rederijkerkammern des Landes Waes, was man vielleicht für ziemlich gleichbedeutend hielt, darstellten. Am Fuße des Parnassusberges standen zwei andere Jungfrauen als Minerva und Rhetorica. So zog der Wagen noch 1741 aus, um zwei in Löwen bekrönte Ortsgenossen zu empfangen, wobei beschlossen wurde, nicht mehr als zwei Tonnen Bier zu trinken. In den Jahren 1774 und 1775 fanden glänzende Feste bei der Einhuldigung neuer Vereins-Prinzen, die zugleich die Hauptprinzen aller Kammern des Landes Waes waren, Statt; die Tafelfreuden und sonstigen Vergnügungen dauerten jedes Mal drei Tage lang. Der dritte Tag, der Vrouwkensdag, war besonders für die Gildeschwestern. Sie holten in feierlichem Aufzuge, Klarinettenmusik an der Spitze, die Frau Hauptprinzessin zu den Festlichkeiten ab und führten sie erst nach dem Gildehause und dann nach der Kirche, wo eine große Messe Statt hatte. — An demselben Tage kamen vier Abgeordnete der Kammer des Dorfes Nieukerke, um den Hauptprinzen zu beglückwünschen und sammt allen Gildebrüdern und Gildeschwestern zu einer Aufführung des Trauerspiels Claudius en Portia einzuladen. Die Einladung ward angenommen und am nächsten Sonntagnachmittage zog man in vierzehn Wagen festlich nach Nieukerke, Musik und Standarten an der Spitze. Auch der knaep, in silbernem Wappenrocke und mit einem Amtsstabe, zog einher. Zwei Mädchen hielten den Wappenschild. Der Prinz nebst Gattin in einer vierspännigen Postkutsche schlossen den Zug. Der Kaplan in einem besonderen Wagen war schon voraus. — An der Grenze des Dorfes wurden die Gäste von einer Ehrenwache empfangen; vor dem Dorfe harrte der

Pfarrer, der zugleich der Prinz der Nieukerker Gilde war, mit seinen Genossen, die schon in vollem Spielanzuge waren, und bewillkommnete die städtischen Freunde, während der Dorfböller und die große Glocke um die Wette in Thätigkeit waren.

Um 1759 gab es eine berühmte Gesellschaft vlamscher tooneelisten oder Schauspieler, unter der Leitung von Jakob Neyts aus Brügge, die auch andere Städte besuchte und als die erste eigentliche Schauspielertruppe in Flandern betrachtet wird; sie mietheten in Audenarde das Theater der Kersouwe für 50 Stüber die Vorstellung und führten Singspiele auf, die wegen ihrer Neuheit ꝛc. so sehr gefielen, daß sieben Aufführungen hinter einander Statt fanden. Selbst in Amsterdam erntete sie den größten Beifall.

Von den eigentlichen Rederijkers scheint die Kammer der Kreuzbrüder zu Kortrik im Laufe der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine ungewöhnliche Regsamkeit entwickelt zu haben. Sie beschrieb 1775 einen Tooneelstreit und wählte dafür das Trauerspiel Olympia nach Voltaire. Zwölf Vereine stellten sich dazu ein; der erste Preis, in zwei silbernen Leuchtern bestehend, wurde der Kammer von Steenvoorde zuerkannt. Die Geeraerdsbergische Kammer St. Adriaen indeß, welche ganz leer ausging, nahm die Aussprüche der Preisrichter mit großem Unwillen auf; sie forderte die Kreuzbrüder zu einem Zweikampfe mit dem Stücke Olympia heraus, und es entwickelte sich, da man in Betreff der Kampfrichter und des Kampfplatzes nicht einig ward, ein Briefwechsel, der so heftig wurde, daß man vielleicht handgemein geworden wäre, wenn die beiden Städte sich näher gelegen hätten. Die Geeraerdsberger schienen an dem Geschicke ihrer Rederijkers den lebhaftesten Antheil genommen zu haben. Ein Brief der letzteren war mit Zustimmung von 700 Personen, „so Männern als Frauen", abgefaßt worden.

Um 1782 ging die Kersouwe zu Audenarde, welche so manchen Sieg erlangt hatte, auseinander. Ein altes spekulatives Mitglied kaufte die Dekorationen und Kostüme, ließ eines ihrer Stücke, ein Trauerspiel Bellerophon, drucken und veröffentlichte auf eigene Faust eine allgemeine Einladung zur wetteifernden Auf-

führung dieses Stückes, wozu der Stadtrath ein goldenes Ehrenzeichen für den schönsten Einzug bewilligte. Und sonderbar, so groß war noch das Behagen an diesen Dingen, daß vierzehn Vereine aus Dörfern und kleinen Städten sich einfanden, und die vierzehnmalige Aufführung desselben Stücks auch ihre Zuschauer hatte, die zur Deckung der Kosten Eintrittsgeld bezahlen mußten. Die freie Kammer des Dorfes Wacken errang den ersten Spielpreis und das Ehrenzeichen für den Einzug; sie erschien aber auch, obwohl noch jung an Jahren, wie ein vollendetes Abbild der alten Ueberlieferungen, nämlich mit der „Abbildung des verzierten Helikon, sammt allen seinen Nothwendigkeiten“, „mit Lobversen von ihrem Gott Apollo, mit Ehrengejubel ihres geflügelten Merkurius, und mit dem Gesang der neun Musen, während der Springquell Pegasus sein Naß sechs Fuß höher warf, als der genannte Parnassus war.“

Im Frühjahr 1785 wurde zu Gent auf Anlaß der Fonteine, die im Jahre zuvor nach einundfünfzigjähriger Unterbrechung wiedererstanden war, das Trauerspiel „Die Wittwe von Malabar“ im Wettstreit aufgeführt. Acht Genossenschaften nahmen Theil und mußten — so hatten die Zeiten sich geändert — je 14 Gulden zur Mitdeckung der Kosten einlegen. Es wurden dies Mal auch Einzel-Preise für die beste Ausführung einer der acht Rollen des Stücks ausgesetzt; ferner zwei Preise für die beste Darstellung eines beliebigen Lustspiels. 1789 holten die Fonteinisten bei einem Wettkampfe zu Lokeren mehrere Preise und wurden bei ihrer Rückkehr nach einer handschriftlichen Nachricht von den vier Hauptgilden der Stadt eingeholt und mit dem Läuten der „großen Triumphglocken“ des Belfried begrüßt. Ihr Ruhm ward so laut, daß selbst der Bischof Fürst Lobkowitz sie sehen wollte, und sie einlud, bei ihm zu spielen. Als einer der Hauptdarsteller durch das vermeintliche Abhandenkommen einer Taschenuhr außer Lust und Fassung gebracht wurde, beruhigte ihn der Bischof mit seiner eigenen Uhr, damit die Vorstellung nicht gestört werde. Auch der Abt von St. Peter ward neugierig, und die Fonteinisten genossen vor ihm und seinen Mönchen dieselbe Ehre.

Die Jahre der Umwälzung und der französischen Herrschaft brachten natürlich neue Störungen, namentlich in den größeren Städten. Um 1796 wurden alle Gilden, welche von der österreichischen Regierung ihre Berechtigung hatten, verboten. (Belg. Mus. 10, 318.) Die allgemeineren Feste hörten lange Zeit ganz auf. Nur in einigen kleineren Städten und auf dem Lande scheinen die gewohnten Darstellungen wenig beeinträchtigt und unterbrochen worden zu sein. In Lier z. B., wo zwei Kammern bestanden, wurden von 1789 bis 1812 fast alljährlich die üblichen Aufführungen bewerkstelligt; so gab man 1806 zwei „vergnügt endende Trauerspiele", Joseph und Nebukadnezar, welche früher einfach als „Trauerspiele" bezeichnet stehen.

Im Jahre 1805 fand in dem Dorfe Evergem ein kleiner Wettstreit in toneelvertooningen und zwar mit den „Korsikanern" nach Kotzebue Statt, wobei die Goldblume von St. Nikolaus, obwohl sie sich 1796 scheinbar aufgelöst hatte, den ersten Preis erwarb.

Vier Jahre darauf hatte eine Kammer zu Aelst den Muth, eine Dichtpreisaufgabe: „Das Lob der Belgier", auszuschreiben. Die Fonteine zu Gent eröffnete 1812 einen Wettstreit, wie es heißt, mit Genehmigung Napoleon's; der Gegenstand war: Lobgedicht auf die Schlacht von Friedland und den Frieden von Tilsit. Es war ein junger Mann, der später als vlamischer Bewegungsmann und als Alterthumsforscher berühmt gewordene und 1846 verstorbene Willems, welcher den ersten Preis errang. Das Gegenstück gab 1814 die wiedererstandene Kersouwe; sie verlangte auf Anlaß eines Priestermitglieds eine Schilderung der Gräuelthaten Napoleon's:

Schats dan met uw penseel ons af Napoleon,
Die door zyn grouweldaen, geput in d'helsche bron,
Bezoedeld heeft den roem van zyne zegepraelen.

Eine zweite Aufgabe war die „Abmalung" des Papstes Pius VII. Die Preise waren goldene und silberne Ehrenzeichen und im dritten Gliede Lorbeerkränze. Auch für „schöne Schreibkunst", d. h. für Federverzierungen ꝛc., ward ein Preis ausgegeben, was von jetzt an mehr vorkommt. Man kann übrigens

denken, wie der gefallene Kaiser behandelt und mißhandelt wurde; man kann sich aber auch die Gefühle der Audenarder Heldensänger vorstellen, als het schrikdier bald darauf wieder in Paris erschien und mit Heeresmacht in Belgien einrückte. Sind je kräftige Gebete entströmt, meint ein Geschichtschreiber, so waren es die der Kersouwieren. Zum Glück erlöste die Schlacht von Waterloo die Geängstigten, und man konnte 1816 einen neuen Preiskampf ausschreiben.

Unter der holländischen Regierung entfalteten die bestehenden Kammern eine erhöhte Thätigkeit, und neue Genossenschaften traten hinzu. Wilhelm I. begünstigte diese Vereine, um in ihnen ein wirksames Mittel zu haben, das vorgedrungene Französische aus den Landestheilen niederdeutscher Zunge zu entfernen. Er gab mehreren den Titel «koninklijke Maatschappij», so der Fonteine im Juli 1819, und that auch sonst Manches, um das Ansehen und die Wirksamkeit der Vereine zeitgemäß zu regeln und zu erhöhen.

In Audenarde bestanden neuerdings drei Gesellschaften, man suchte sie zu vereinen, was 1818 unter der Bezeichnung: Maatschappij van schoone kunsten, mit drei Abtheilungen für Dichtkunst, Schauspielkunst und Tonkunst, geschah und zu glänzenden Festen und zur Erbauung eines neuen Schauspielhauses Veranlassung gab. Im Jahr 1819 lud der Verein zu einem Bühnenwettstreit ein, wobei jeder Gesellschaft die Wahl des aufzuführenden Stücks überlassen blieb, wie das von nun an meist geschah. Der erste Preis für Trauer- oder Schauspiel bestand in 250 Frcs. und wurde von den Genter Fonteinisten erstritten.

Diese nahmen ebenfalls eine neue Gestalt an: sie errichteten neben den Gliedern für Deklamation und Schauspielkunst noch drei Abtheilungen für niederdeutsche Sprachkunde und Literatur, für Schönschreibekunst und für Tonkunst. In ähnlicher Weise bildeten viele andere Kammern sich um, so daß ihre ganze Thätigkeit und zugleich auch die Wettstreite, welche jetzt alljährlich, sowohl in den einzelnen Vereinen als mit andern Genossenschaften, Statt fanden, eine umfassendere Richtung und angemessenere Gestalt gewannen.

Die Umwälzung von 1830 war der weitern Entwicklung nicht günstig. Unter den Beschwerden, welche die Schürer und Leiter gegen die niederländische Regierung vorbrachten, stand auch die unwahre Angabe, daß man darauf ausgehe, den belgischen Landestheilen eine fremde Sprache aufzudringen. Durch Lug und Trug wurden selbst Vlamingen dahin gebracht, in aller Einfalt an deßhalbigen Kundgebungen Theil zu nehmen. Weil die holländische Rechtschreibung in einigen Stücken von der vlamischen abwich, z. B. für das lange a nicht ae, sondern aa setzte, so sollte das Holländische, das übrigens in den betreffenden Verordnungen König Wilhelm's gar nicht einmal vorgeschrieben war, eine fremde und natürlich auch ketzerische Sprache sein.

Der Verlauf der Umwälzung ist bekannt. Da die thätigsten Männer dabei Walen und zum Theil geborene Franzosen waren, so wurden sowohl von der vorläufigen Regierung, als auch von der nachherigen Staatsleitung alle öffentlichen Verhältnisse auf französischen Fuß eingerichtet. Die holländischen Anklänge verschwanden; dafür hatten die Einwohner niederdeutscher Zunge, die beinahe drei Fünftel der Gesammtbevölkerung ausmachen, in Staats- und Gemeinde-, in Gerichts- und Verwaltungsangelegenheiten französische Sprache. Wer entgegen war, galt für orangistisch.

Indessen ließen sich einige muthige und einsichtsvolle Männer, wie Ph. Blommaert, Willems und Andere, nicht abhalten, für die gefährdete Muttersprache aufzutreten. Es entstand die sogenannte Vlamische Bewegung, d. h. ein Kampf gegen das immer mehr um sich greifende Walen- und Franzosenthum, der noch jetzt fortdauert und in den Ueberbleibseln der Rederijker-Vereine willkommene Stützen und empfänglichen Boden gefunden hat. Auf diese Weise erlangten die alten Kammern und die neuhinzutretenden Schauspielgesellschaften eine Art nationale Bedeutung, weil sie, den mittlern Ständen angehörend und zum Theil selbst aus Handwerkern und Arbeitsleuten bestehend, die überkommene Sprache beibehielten, oder auch wohl mit Bewußtsein und ausgesprochener Absicht gegen das französische Treiben sich erhoben. Während die vornehme Welt nur französische Schaustücke, französische Opern und Lustspiele verlangte, und die Stadtbehörden um die Wette die

glänzendsten Bühnen dazu errichteten, unterhielten jene Vereine ihre Freunde und Angehörigen mit vlamischen Darstellungen und traten bald auch mit regelmäßigen Aufführungen auf größeren Bühnen hervor. So entstand an mehreren Orten, namentlich in Gent, Antwerpen, Brügge, und neuerdings auch in Brüssel und Ostende, ein volkstooneel, ein „nationales Theater", das durch jene Genossenschaften und durch Unternehmungen Einzelner gehalten wird. Die in den zwanziger Jahren erweiterten Rederijkkammern beschränkten sich dabei meistentheils wieder auf Bühnendarstellungen, indem für andere Gegenstände, für Literatur, Musik, Gesang 2c. 2c. besondere Vereine entstanden. Nur hier und da kommen noch Preisaufgaben für Dichtungen und dann gewöhnlich nur für Theaterstücke vor. Manche sanken auch zu bloßen Geselligkeitskreisen für Spiel und Tanz herab; so hatte die „königliche" Kammer zu Ostende schon 1858 kaum noch einen Schatten von künstlerischer und nationaler Bedeutung bewahrt, sie war ein Gemisch von vlamischer Gleichgiltigkeit und französischer Lust und Nachäfferei geworden, während sie 1840 noch einen Preiskampf für tooneelvertooningen eröffnete.

Im Jahr 1841 schrieb die Fonteine zu Gent, die unter dem Vorsitz von Willems einen ungewöhnlichen Aufschwung nahm, einen großen Wettstreit aus. Neun Vereine nahmen Theil; darunter der Wyngaert von Brüssel, der 1857 sein zweihundertjähriges Jubiläum feierte, mit dem Trauerspiel Hamlet und einem kleinen Lustspiel. Die königliche Maetschappij von Sotteghem gab Mahomet de Profeet, die Kammer von Ninove und eben so die Vereine Kunstliefde von Brügge und die Kreuzbrüder von Kortrik „Menschenhaß und Reue". Die feierliche Austheilung der Preise fand im Thronsaale des Stadthauses unter großem Gepränge Statt; vom Versammlungshause der Fonteine bis zum Rathhause wurde unter Glockengeläut und Kanonendonner ein glänzender Zug gebildet, woran gegen 20 verschiedene Vereine Gents Theil nahmen. Der erste Preis, bestehend in einem goldenen Ehrenzeichen von 225 Fr. an Werth, wurde der Gesellschaft „Liebe und Eintracht" von Antwerpen zu Theil. Ein Fräulein Schellens erhielt eine Denkmünze für die beste Rollenausführung.

Auch später haben noch Wettkämpfe Statt gefunden, z. B. zu Nieuport, Lier rc., und allem Anscheine nach ist diese neueste Rederijkerei noch in zunehmendem Aufschwunge begriffen, wenn auch vielfach mehr gesellige Vergnügungen als andere Beweggründe dabei wirksam sein mögen. Selbst in der Jugend, in den Kindern, scheint der alte Hang zu allerlei Darstellungen und Aufführungen zu leben. Wie die Schüler der Jesuitenkollegien im 17. und 18. Jahrhundert theatralische Spiele aufführten und in wohlberechneter Anschmiegung selbst die öffentlichen Feste und Volkslustbarkeiten theilen mußten, so kommen auch jetzt bei manchen Schulanstalten Bühnenspiele, Gelegenheitsgespräche und dergleichen vor. Ich sah bei der feierlichen Austheilung von Preisen in der Schule eines kleinen Orts solche Vorstellungen, die mir die Ueberzeugung gaben, daß auch im jüngsten Geschlecht schon Rederijker hervortreten. Namentlich gelangen die „kwaden" Charaktere, die Unkrautrollen, vortrefflich; und erst, wenn das Gelegenheitsstück die Reue verlangte, schien es zu hapern. Es muß das wohl in der menschlichen Natur liegen. Gelingen doch auch den Malern die thörichten Jungfrauen immer besser, als die weisen.

In neuester Zeit hat die Regierung sich der Fortbildung des vlamischen Theaters angenommen. Die Minister Rogier und seine Nachfolger fanden darin das geeignetste Mittel, den Vlamingen und vlamischen Neigungen in möglichst unschuldiger Weise genehm zu sein. Im Frühjahr 1860 wurden durch einen königlichen Erlaß sogenannte „Lesecomites" eingerichtet, welche die Entwickelung der vlamischen Bühne durch Preisvertheilungen, Verbesserungsvorschläge und dergleichen fördern sollten. Im Juni 1866 rief man sämmtliche Comites nach Brüssel, um gemeinsam die Maßregeln zur Hebung der vlamischen Schauspielkunst und dramatischen Literatur zu berathen. Das Ergebniß der Berathungen wurde im September dem Minister des Innern einberichtet, und zu Anfang 1867 erließ dieser eine Verfügung an die Provinzialgouverneure, wodurch die Bestimmungen von 1860 noch erweitert wurden. (Encouragements à la littérature et à l'art dramatiques en langue flamande. Arrêté ministeriel sur l'allocation des primes et des subsides. Bruxelles, 1867.) Namentlich ward

die Austheilung von Preisen an Bühnenvereine und Verfasser vlamischer Stücke ausgedehnt. Dieselben betragen 200—275 Franken, bei Opern etwas mehr. — Der dadurch hervorgerufene Wetteifer hat manches Gute, aber auch viele üble Erscheinungen zu Tage gefördert. Besonders lebhaft war der Eifer in Antwerpen. Hier wurde im August 1869 der Grundstein zu einem vlamischen Nationaltheater gelegt, das 1873 eröffnet ward, während in der Bauzeit weit über ein Dutzend Vereine auf Privatbühnen Vorstellungen gaben.

7.

Wallfahrten und Bittgänge. Kirmessen. Die Procession zu Veurne.

Wir sahen schon oben, daß die Rederijkers auch zur Aufführung geistlicher Stücke und zur Theilnahme an kirchlichen Umzügen und Festen sich bereit finden ließen. Anfangs unterstützten sie dabei die besondern kirchlichen Brüderschaften und die Minderbrüder oder Minoriten, die sich in dieser Hinsicht sehr eifrig erwiesen zu haben scheinen und schon im 14. Jahrhundert bildliche Darstellungen auf Schlitten umherzogen; später wirkten sie gewöhnlich selbstständig. Im 15. und 16. Jahrhundert waren solche Darstellungen und Betheiligungen sehr häufig. Noch 1560 wurden die „Parvobianen“ zu Audenarde veranlaßt, ein Spiel, „das Leiden des Herrn“, das von sieben Jahren zu sieben Jahren gegeben zu werden pflegte, zur Osterzeit aufzuführen; es dauerte dies vier Tage und zur Deckung der Kosten verrechnete die Stadtkasse 168 Pfd. Parisis. Um 1609 wurden von der Kersouwe gelegentlich des Sakramentsumgangs „der Herold, die Botschaft, Bethlehem, die Hirten, die drei Könige, Maria von Aegypten und 't Vrouken in overspel (Ehebruch) bevonden“ gegeben; die Parvobianen führten eine „körperliche Darstellung der Hölle“ auf, ein „Spiel“, das sonst auf einem Schlitten hinter dem Umzuge

ausgeführt zu werden pflegte. Im Jahr 1628 gab man am Sakramentstage das „Paradies“, worin die Schlange sagt:

'Tes best dat ick die vrauwe antaste;
Die en staet niet vaste! . . .

Später scheinen solche Darstellungen seltener geworden zu sein, wie die großen kirchlichen Umzüge und Betfahrten selbst im 18. und 19. Jahrhundert mehr und mehr in Abgang gekommen sind oder doch Aenderungen erlitten haben. Einzelne Wallfahrten dagegen und kleinere oder wenigstens vereinfachte Processionen in und außer den Kirchen gibt es noch genug. So lange Krankheiten und Elend bleiben und so lange die große Gläubigkeit des Volkes an die zahlreichen wunderthätigen Bilder und Heiligen-Ueberbleibsel nicht wankend werden wird, so lange hat es mit der Abnahme der Betfahrten keine Noth. Wer Zahnweh hat, geht nach Steine, wer Augenweh nach Ghistell, wer an den Füßen leidet, nach Ramskapelle, wer gegen den Biß toller Hunde Hülfe sucht, nach St. Hubert; das Marienbild zum Kapelleken in den Dünen wird von den Ostender Fischern und Schiffern besucht; der heil. Antonius zu Kapryk schützt die Schweine; das Wasser des heil. Macharius-Brunnen zu Gent ist gut wider das Fieber und die Pest; das Weihwasser der heil. Godelieve daselbst gegen Halsübel; der Brunnen 't putje genannt wider Augenentzündung; wer Kinder haben will, tritt in die Fußtapfen des heil. Remaklus; wer sie leicht gebären will, setzt sich unter den Mantel der armen Klara; wer sie besonders empfehlen will, läßt sie für die Liebe Frau zum Schrijboom malen u. s. w. Ja in Gent gibt es sogar eine Liebe Frau Tert den teen, d. h. Tritt-die-Zehe, Tritt-auf-den-Fuß. Am zweiten Sonntag nach Ostern wählen sich nämlich die jungen Burschen vor dem Brügger Thore aus den zahlreich dahin kommenden Mädchen ein Zomerlief oder Sommer- oder Mai-Lieb; und zwar geben sie ihren Wunsch der Erkorenen durch einen Tritt auf die Fußzehen zu erkennen. Daher der Sonntag und die Liebe Frau zum Fußtreten.

Ein berühmter Wallfahrtsort ist das Städtchen Hal unfern Brüssel, besonders für Eheleute, welche Nachkommenschaft wünschen. Die zahlreichen Kinderbildchen und sonstigen Votivzeichen, die man

in der Kapelle O. L. V., worüber selbst Justus Lipsius eine Abhandlung schrieb, aufgehängt sieht, beweisen, daß der Ruf des alten Marienbilds nicht ungegründet ist. Ein 1858 noch lebendes Ehepaar verspürte sogar solchen Segen, daß der Mann, wie erzählt ward, nach der Ankunft des siebenten oder achten Kindes seiner Frau vorschlug, das geopferte Bild zurückzuholen oder wenigstens eine Gegenwallfahrt zu machen.

Erzherzog Albert und Isabella waren nicht so glücklich; sie blieben kinderlos, obwohl sie sehr häufig die Kirche zu Hal besuchten und beschenkten.

Dutzende von Hal-Brüderschaften waren weit und breit, z. B. zu Dornik, Lille, Lüttich, Namür 2c. errichtet. Die Genter pflegten die Wallfahrt nach Hal um Pfingsten zu machen und am zweiten Festtage zurückzukehren; Hunderte und Tausende zogen ihnen dann durch das Brüssel'sche Thor entgegen. Dieses Ausziehen hat auch noch jetzt Statt, aber die Zahl der Halzotten, wie sie anzüglicher Weise oft genannt wurden, scheint sehr gering geworden zu sein. Manche sollen vordem Wiegen und dergleichen mitgeschleppt haben.

Wallfahrtsörter mit ähnlichen Wirkungen gibt es übrigens mehrere in Belgien, zum Beispiel zu Spaa, wo die jungen Frauen, wie schon erwähnt, in die Fußtapfen des heiligen Remaklus treten und einige sonstige Erfordernisse beobachten müssen. Zwischen Mons und Brüssel, versichert A. G. B. Schayes, (Essai hist. sur les usages etc. Louvain, 1834, p. 237) befindet sich eine Kapelle, où l'on honore une image de l'enfant Jésus, sous la forme d'un priape et portant le nom de la Ste. Broquette. Les femmes stériles, ou qui désirent avoir des enfants, raclent avec un couteau la partie la plus apparente de l'image. Elles mettent cette raclure dans un verre d'eau et avalent le tout, fermement persuadées qu'elle fera son effet.

Tauchen neue Uebel auf, so wird nach Analogie verfahren, sofern man sich bei allgemeinen Helfern, z. B. bei der Lieben Frau zu Hal, zu Scherpenheuvel 2c. nicht beruhigen will. In den ersten Jahren der Kartoffelkrankheit hielten die Bauern in der Umgegend von Kapryk das plötzliche Schwarzwerden des Laubes

für Brand und suchten daher beim heil. Antonius Hülfe, weil dieser wider das „Feuer“ der Schweine angerufen wird.

Besonders häufig sind die Wallfahrtsörter gegen das Fieber, ein Beweis, wie sehr noch immer die niedrigen Landestheile, namentlich in Westflandern, von diesem Uebel geplagt werden. In der Regel sind es Quellen, deren Wasser dabei verwendet wird, so der Machariusbrunnen zu Gent, mehrere Quellenplätze an den Dünen, der Born bei Laeken, unweit Brüssel, den Isabella neu fassen ließ, ein Brunnen im alten Schloßhofe zu Brüssel 2c. Der Glaube an die Heiligkeit und Heilsamkeit dieser Quellen muß ein sehr alter sein. Karl der Große verbot die heidnische Anbetung, die bei Quellen und Bäumen im Schwange war; die christlichen Priester gaben dem Volksglauben nur eine andere Richtung, eine andere Außenseite, die Sache blieb ziemlich dieselbe. So erklären sich die zahlreichen Heiligen-Quellen, die Kapellen und Marienbilder dabei, die arbres bénits etc., welche in Belgien angetroffen werden.

Die Heilung und Verhütung der Hundswuth zu St. Hubert, wird nach Schayes (S. 218) schon im neunten Jahrhundert erwähnt. Im 17. Jahrhundert verbreitete man eine förmliche Anweisung hinsichtlich aller dabei zu beobachtenden Dinge, worin auch die Vorschrift vorkommt: item, ne peut peigner son chef dedans quarante jours. — Vergebens trat 1671 die Pariser Sorbonne gegen den Mißbrauch auf; die Mönche vertheidigten ihre Lehre, der Bischof von Lüttich und die theologische Fakultät zu Löwen billigten dieselbe, und der Volksglaube besteht bis auf den heutigen Tag. Wer einen geweihten Ring trägt, hat Nichts zu fürchten.

Dagegen scheint das Mittel, welches in Brüssel und Löwen gegen das Weinen der Kinder angewendet wurde, seit der französischen Zeit außer Gebrauch gekommen zu sein. In einer Kapelle der Augustiner zu Brüssel hing nämlich ein Bild, welches den heil. Johannes in siedendem Oel darstellte, und welches vom Volke Sint Jan den Kryter, St. Johann der Kreischer, genannt wurde, wozu ohne Zweifel die Gesichtszüge des gemarterten Heiligen Anlaß gegeben hatten. Hierher kamen die

Mütter mit ihren schreienden Säuglingen und ließen über dem Haupte des unzufriedenen Kindes durch einen der Augustiner ein Stück aus dem Evangelium Johannis vorlesen. In ähnlicher Weise suchte man in Löwen in einer St. Johanniskapelle Hülfe. — Der Gebrauch, die Kinder der Lieben Frau zum Schrijboom (Schreibaum) in Gent zu empfehlen, besteht noch jetzt; man kann täglich Mütter mit ihren Säuglingen daselbst finden; die ganze Kirche nebst Vorplatz hängt voller Kinderbildnisse; auch gelobt man, die Kinder bis zu einem gewissen Alter nur blau und weiß zu kleiden und dergl.

In Löwen bestand bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine sonderbare Procession, woran besonders die Bauern der Umgegend Theil nahmen. Man trug nämlich am Tage Michaels ein Bild dieses Heiligen von der Kirche bis zur Umwallung der Stadt, wobei verschiedene Stationen eingehalten wurden. An jedem dieser Punkte drehte man das Heiligenbild nach allen Seiten und rief dabei aus vollem Halse: „Heil. Michael, wirf einen huldvollen Blick auf meine Rüben!“ — Nach beendigtem Zuge that man sich in einem benachbarten Bierhause gütlich, und hatte einst eine solche Zeche gemacht, daß die Baarvorräthe nicht ausreichten und der Wirth auch den Heiligen in Beschlag nehmen wollte.

Auch die Löwener Kirmeßumzüge zeichneten sich früher aus. (Piot, Hist. de Louvaine 1839. p. 14.) Man brachte sie mit dem Siege Kaiser Arnulph's über die Normannen, der in späterer Zeit einer Wunderthat der heil. Jungfrau zugeschrieben wurde, in Verbindung. Besonders glänzend war der Ommegang, als um 1490 die Jahreswiederkehr festlich begangen wurde. Aus den Nachrichten darüber ist recht ersichtlich, in welcher Weise und mit welchem Eifer die Gewerke sich vordem an solchen Umzügen betheiligten. Jede Gilde hatte nämlich eine gewisse Persönlichkeit oder eine Gruppe aus der biblischen Geschichte gewählt, für deren bildliche Darstellung, Ausschmückung und angemessene Begleitung sie sorgte. So hatten die Knochenhauer Sarah, die Frau Abraham's, auszurüsten. Sie war als alte sitzende Frau mit drei Weißbrödchen in der Hand dargestellt; nebenher schritt der Erzvater mit einem Schwert, ihm zur Seite Isaak mit einer botte,

voran Hagar, Brod und Wasser tragend und von Ismael und einem Engel begleitet, hinterher Dienerschaft mit einem Esel.

In ähnlicher Weise führten die Schneider Lea, die erste Frau Jakob's, und zwar als eine triefäugige Häßlichkeit, zur Schau. Desto schöner war Rahel, welche von den Schustern geschmückt und vorgeführt wurde. Die Zimmerleute hatten Mical, Tochter Saul's, die Lohgerber Abigail, die Gärtner Bathsebah, die Tuchscheerer Judith, die Maler die schöne Susanne &c. Die meisten Bildnisse trugen zur Verdeutlichung ihre Namen in der Hand.

Außerdem zogen die gesammten Gewerke mit ihren Fahnen und Abzeichen in bestimmter Reihenfolge mit. Dazu kamen mehrere Triumphwagen, Adam und Eva, St. Michael und der Teufel, drei Magier, sieben Kameele, acht Klöster, eine Anzahl Kanoniker &c. Die Triumphwagen enthielten Darstellungen aus dem Leben Jesu und der heil. Jungfrau, z. B. die Ankündigung, den Stall, die Himmelfahrt &c. Nach der Geistlichkeit von St. Peter kam das Allerheiligste, dann das wunderthätige Bild der Maria, dann die gesammte Universität, dann das Roß Bayard mit den vier Haimonskindern, und Karl der Große; hierauf folgte der noch größere „Riese Herkules“ auf einem schwarzen Pferd und die schöne Riesin Megära, seine Gattin, nebst einem Affen auf einem weißen Pferde; dann kamen Sohn und Tochter der Riesen und hiernächst der kleine Theil der Familie, nämlich der Kinnebaba in den rollewagen, d. h. ein Kind im Rollwagen, der fortwährend hin- und hergeschoben wurde, und das „Kind in der Wiege“ mit seiner Amme. (Piot p. 22.)

Den Gegensatz hierzu bildete ein mächtiger Elephant mit den vier Erdtheilen auf dem Rücken. Darauf folgten die Waffengilden, die Büchsenschützen mit dem heil. Christoph, ihrem Patron, und dem „Einsiedler Cucufas“ an der Spitze, dann der Graf von Löwen mit Gefolge zu Pferd, dann die Gräfin nebst den sieben Patrizierfamilien zu Wagen, endlich die Stadtbehörde, und schließlich ein großer Drache mit dem heil. Georg und der heil. Margaretha.

Die Löwener begnügten sich übrigens mit ihren Kirmeßumzügen und mit den allgemein üblichen Processionen nicht; sie

beschlossen einst, die glückliche Entbindung der Maria mit einer jährlichen Procession zu feiern, welche Jahrhunderte lang im Schwange blieb. Am Palmsonntage zog man ein großes Bild, Christus auf dem Esel darstellend, an Seilen umher, wobei sich das Volk nicht selten um die Ehre und das Verdienst des Ziehens raufte. Außerdem hatte man in den Kirchen allerlei Darstellungen. Zur Verdeutlichung der Verkündigung ließ man einen Chorknaben als Engel vom Gewölbe herab. Dies dauerte bis an die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wo einst das Seil riß und der arme Engel trotz seiner Flügel den Hals brach.

Eine äußerst glänzende Procession rc. fand zu Löwen im Jahr 1648 gelegentlich des Friedensschlusses von Münster Statt. Man veröffentlichte eine förmliche Festordnung, welche für den Umzug unter andern folgende Bestandtheile in gleicher Reihenfolge angibt, woraus zugleich die Aenderungen, welche seit 1490 der Zeitgeschmack herbeigeführt hatte, ersichtlich sind:

Der spanisch-holländische Friedenswagen, genannt: die 17 Provinzen; la verge de Jessé oder der Stammbaum der Jungfrau; Oktavianus Augustus; die Vorstellung der Jungfrau; Mariä Ankündigung; die heil. drei Könige mit Kameelen, Dromedaren und andern Thieren; Mariä Reinigung; die Auferstehung; Pfingsten; Mariä Himmelfahrt; Chor der Engel; das Pferd Bayard und König Karl mit Gefolge; der große Riese Herkules; der junge Riese Goliath; die Riesin Megära, Gemahlin des großen Riesen; ein junger Mensch mit einem jungen Mädchen zu Pferd; die ganze Familie der Riesen; der Elephant mit der Jungfer oder Magd von Löwen; das Kreuz des heil. Petrus; die Kapuziner, die Karmeliter, die Augustiner, die Nikolletten und die Dominikaner; die Geistlichkeit des Stifts von St. Peter; die Stadtmusik mit dem Bilde der heil. Jungfrau; die Abtei von St. Gertrude; die Abtei des Parks; die Abtei Vlierbeek; der Rektor, die Doktoren rc. der Universität; St. Christoph; die vier Waffengilden; der Magistrat der Stadt.

Aehnliche Züge veranstaltete man 1775 und 1825 zu Mecheln, zur Verherrlichung der kirchlichen Jubiläen von St. Romuald. Der letzte Umzug enthielt z. B. folgende Gruppen:

Vier geflügelte Ruhmesgöttinnen zu Pferde; 16 junge Mädchen, die Wissenschaften und Künste darstellend, ebenfalls zu Pferde; ein Wagen mit der Magd oder Jungfrau von Mecheln; ein Wagen mit dem päpstlichen Hofe; ein Wagen, den Triumph des Kreuzes und der Heiligen von Mecheln darstellend; Herolde, Jäger, Pagen und dergleichen; ein dreimastiges Schiff, von der heil. Katharina geleitet; das Roß Bayard und die Familie der Riesen; das Glücksrad; Venus und Kupido zu Pferde rc.

Einige dieser Bestandtheile finden sich noch 1838 wieder, als im August vierzehn Tage lang das 850jährige Jubiläum von U. L. Frau Van Hanswyk zu Mecheln gefeiert wurde. Die Hauptgruppen des Umzugs sind durch ein Album aufbewahrt worden (Geestelyken Praeltreyn etc. Mecheln, 1838, bei P. J. Hanieq, Imp. de l'Archevêché). Voran zogen zwei Abtheilungen königliche Reiterei mit Musik. Dann kam der „Siegeszug der Kinder" in den reichsten Anzügen. Hierauf verkündeten vier Ruhmesgöttinnen nach allen Weltgegenden die Herrlichkeiten Mechelns. Dann folgte einer der Glanzpunkte des Festes: 36 Jungfrauen zu Pferde, mit zierlichen Standarten und allerlei Sinnbildern zur Darstellung der Litanei der heil. Jungfrau. Die nächste Gruppe bestand aus zwölf Engeln mit Harfen, ebenfalls zu Pferde, welchen acht prachtvolle Siegeswagen folgten, die Mutter Gottes als Königin der Engel, der Patriarchen, der Propheten, der Apostel, der Märtyrer, der Bekenner, der Jungfrauen und aller Heiligen darstellend. Jeder Wagen war mit sechs reichgeschmückten Pferden bespannt und wurde von drei Genien zu Pferde angekündigt; die Himmelskönigin thronte auf erhabenem Sitze, die Engel, Erzväter, Propheten, Heilige rc. knieten oder standen in reichen und malerischen Gruppen davor. Hiernächst ritt die Maegd van Mecheln, von neun jungen Mädchen, die tugendhaften Eigenschaften der Stadt darstellend, umgeben. Der Rest des Zuges bestand aus Tonkünstlern Mecheln's, aus mehreren Großwürdenträgern des Königs, aus einem Wagen, welcher die königliche Familie, umgeben von Tugenden, Künsten und Wissenschaften, vergegenwärtigte; ferner aus einem großen dreimastigen Schiff, dem Renner Bayard mit den vier Haimonskindern und

drei Füllen, der Riesenfamilie, 8 Köpfe stark, de oude Grootvader zu Wagen; endlich aus zwei Kameelen mit je einem Amor, und aus dem Glücksrade, das ringsum mit Figuren besetzt, in der Mitte eine Fortuna tragend, von einem Pferde mit einem schmauchenden Bauersmann fortgeschleift wurde. Eine Abtheilung Reiterei schloß den Zug.

Der Aufwand, welcher früher in den großen Städten bei außerordentlichen kirchlichen Festen gemacht wurde, muß ungeheuer gewesen sein. Die Aufzählung der Festvorstellungen, welche z. B. 1767 zur Feier des 700jährigen Jubiläums des heil. Macharius zu Gent Statt hatten, setzte wahrhaft in Erstaunen. Vom 30. Mai bis zum 16. Juni wurden zwei Processionen, drei mehr weltliche Umzüge, vier Bälle, ein Koncert, ein Feuerwerk, mehr als ein Dutzend Bühnendarstellungen, verschiedene Preisschießen, Wettläufe ꝛc. ꝛc. veranstaltet. Die Processionen bestanden aus 74 Gruppen von Kindern, Brüderschaften, Gewerken, Klostergeistlichen, Priestern, Waffengilden ꝛc. ꝛc. Die Umzüge, woran auch der Statthalter, Karl von Lothringen, mit Gefolge Theil nahm, waren noch umfassender; sie zerfielen in je 182 Abtheilungen mit 24 Siegeswagen und 21 Thiergestalten, welche ebenfalls nebst allerlei Zuthaten durch Pferde fortgezogen wurden. Die zahlreich besetzten Wagen, stellten Heiligengeschichten, die kaiserliche Familie, die Jahreszeiten, die Elemente ꝛc. ꝛc. dar; die Thiere waren Pfau, Adler, Löwe, Drache, Einhorn, Pelikan, Krokodil, Dromedar u. dergl. m. Manche hatten entsprechendes Geleit. Auf das Rhinoceros z. B. dem der Parnassus-Wagen mit Apollo und den neun Musen, sowie die 17 niederländischen Provinzen vorausgingen, folgte: der Führer der Afrikaner, der Bannerträger der Afrikaner, die afrikanische Garde, 20 an der Zahl, der Kaiser von Marokko, sechs Pagen desselben, vier Handpferde, zwei Gouverneure, der König von Kongo, zwei Vicekönige von Barnage und Dangali, der König von Mauritanien. Dann kam der Wagen, welcher den ganzen Erdtheil Afrika vergegenwärtigte. In ähnlicher Weise waren alle Welttheile, alle Zeitalter, alle Naturreiche ausgebeutet. Hunderte von Inschriften, Sinnsprüchen, Chronogrammen ꝛc. dienten, um den Sinn der einzelnen Darstellungen und Persönlichkeiten näher

auszubeuten. Auch ein vollständig bemanntes, dreimastiges Schiff mit vier Böten wurde umhergeführt. Der ganze Zug bestand aus vier Hauptabtheilungen, deren erste von den Jesuiten, die letzte von den Augustinern angeordnet und geleitet wurde.

Von den sonstigen zahllosen Zurüstungen, welche die Stadt, die Geistlichkeit, die Klöster, die Genossenschaften und Einzelne in den Hauptstadttheilen zur Verherrlichung des Festes gemacht hatten, erwähne ich nur die 17 Triumphbögen, von denen manche eine Höhe von 70—80 Fuß hatten und auf's reichste verziert waren.

Mitunter gaben die Umzüge zu heftigen Streitigkeiten Anlaß, namentlich wenn sich Jemand beigehen ließ, der herkömmlichen Betheiligung des Volks und seiner Lieblinge dabei Schranken setzen zu wollen. Da wurde selbst die Geistlichkeit nicht geschont. Als einst der Pfarrer von St. Michael zu Löwen den Eifer der „Rüben-Schreier" mäßigen wollte, drohte man, ihn den Wall hinabzuwerfen. Im Jahr 1674 sah sich der Erzbischof von Mecheln veranlaßt, das Umhertragen von Heiligenbildern zu beschränken, wodurch auch der heil. Michael der Brüsseler, sammt dem besiegten Teufel, wie solche noch jetzt als Windfahne auf dem schönen Stadthausthurme dargestellt sind, getroffen wurde. Die Väter der Hauptstadt nahmen das aber sehr übel auf; sie beschwerten sich beim spanischen Statthalter und ruhten nicht eher, als bis die Geistlichkeit von St. Gudula sich genöthigt sah, trotz des erzbischöflichen Verbots das alte Herkommen beizubehalten. Die gesammte Einwohnerschaft nahm an dem Streit den lebendigsten Antheil. Die Waffengilden weigerten sich, an einer Procession sonder Erzengel und Teufel Theil zu nehmen, und viele Einwohner gaben ihren Eifer dadurch zu erkennen, daß sie zusammenschossen und die Lanze Michaels neu vergolden, den Gottseibeiuns dagegen noch schwärzer anstreichen ließen, als er schon war. Und so zogen beide wieder mit, zur großen Genugthuung der Menge. Vergebens, daß der Erzbischof das Kapitel von St. Gudula zur Rechenschaft zog; vergebens, daß sich die theologische Fakultät zu Löwen nach reiflicher Ueberlegung für den Oberhirten aussprach; vergebens auch, daß der päpstliche Nuntius zu Madrid thätig war: die landesherrlichen Fiskale erklärten sich für das Herkommen, und der Erzengel behielt

über den Erzbischof, der † † † Gottseibeiuns über den † Gottesmann den Sieg.

Eine ähnliche Aufregung der Gemüther entstand einst zu Antwerpen. Dort glaubte man sich seit drei Jahrhunderten im Besitze „eines allerkostbarsten Schatzes", des sacri Domini praeputii, und ließ ihm natürlich alle gebührende Ehrenbezeugung angedeihen. Da kam es der frommen Brigitte in den Sinn, ihre zahlreichen Enthüllungen auch auf jenen Gegenstand zu richten. „Das ächte Präputium", enthüllte sie, „befindet sich nicht zu Antwerpen, sondern in Rom". Es läßt sich leichter denken, als beschreiben, wie lebhaft der Streit wurde. Indessen wußte die betheiligte Geistlichkeit so viele Beweise und Wunder beizubringen, daß der Unglaube zum Schweigen gebracht wurde. Auf alle Fälle, sagte man, sei es nicht zu bestreiten, daß Antwerpen ein klein deeltje des ganzen Heiligthums besitze. (Schayes, p. 225; Mertens und Torfs, Gesch. III, 30—35.)

Wie es scheint, hat sich der päpstliche Stuhl mit dieser Wendung einverstanden erklärt, was um so unbedenklicher erscheinen mochte, als Innocenz III. selbst nicht ohne Zweifel über das Besitzthum des Laterans gewesen war. Zudem haben ja Andere für Aachen, für Pay in Languedoc und für Anis in der Auvergne, gleiche Vorhaut-Ansprüche erhoben. Kurz die Antwerpener wurden beruhigt. Es bildete sich eine „Brüderschaft von der heiligen Vorhaut", welche reichlich mit päpstlichem Ablaß begabt wurde, und alljährlich am Sonntage nach Pfingsten fand ein großer Besnydenisommegang Statt. Die Opfergaben flossen reichlicher als je zuvor. Alle Theile waren zufrieden. Die fromme Brigitte wurde als Heilige verehrt. Der Umzug nahm den ersten Platz unter den zahlreichen Processionen Antwerpens ein; die Stadtkasse trug reichlich zu den Kosten bei und sorgte namentlich reichlichst für trompers, bongers, pypers, snaerspelers ende alderhande ministrelen. Ein besonderes Prachtstück war ein Wagen mit einer Hölle, worin einem Geizhalse geschmolzenes Gold in den Mund gegossen, einem Bankerottmacher von den Gläubigern das Fell abgezogen wurde u. s. w. Zeitig vor dem Feste pflegte man Boten auszusenden, um von weit und breit die

hohe Geistlichkeit dazu einzuladen. Ja man führte selbst Andern den kostbaren Schatz zu, um sie an seiner Verehrung Theil nehmen zu lassen. Alljährlich am ersten Sonnabend nach der Kirmeß zu Lier ward der Reliquienkasten in feierlicher Procession nach dieser Stadt getragen, Sonntags dort ausgestellt und Montags unter dem Geleit der Lierenaer zurückgebracht.

Zur Zeit der Bilderstürmereien scheint der Schatz vernichtet worden zu sein. Desto lebhafter wurden später noch die Kirmeß- und sonstigen Umzüge begangen. Auch ward die Stadt 1586 durch die Jesuiten und heimgekehrten Kapuziner mit einem Flagellanten-Umzuge beschenkt, woran neben sonstigen Zuthaten 65 Geißler, großen Theils italienische Matrosen, die sich um die Wette den Rücken zerbläueten, Theil nahmen.

Bei den großen Processionen pflegte man die Straßen mit Stroh zu bestreuen, wie noch heut zu Tage in den Kirchen bei manchen Gelegenheiten eine strohbedeckte Wandelbahn zu sehen ist. (Vergl. H. Vandevelde, Geschiedenis der veurnsche processie, Veurne, 1855, p. 12.) In späterer Zeit haben Blumen und Baumzweige das Stroh verdrängt.

Von den alten weitberühmten Aus- und Umzügen haben sich nur wenige Reste bis auf unsere Tage erhalten. Der berühmteste von allen ist die Procession zu Veurne, welche alljährlich am letzten Sonntage des Monats Juli, und zwar in Verbindung mit der Kirmeß Statt hat und Neugierige von Nah und Fern herbeilockt. Sie kann noch ein ungefähres Bild geben von Dem, was sich sonst an zahlreichen Orten zutrug, und zwar mit Beimischungen, die gegenwärtig auch in Veurne von Sitte und Polizei nicht geduldet werden würden. Ihr Ursprung und ihre Entwickelung soll sich an folgende Vorgänge knüpfen.

Graf Robert von Flandern hatte nach der Eroberung von Jerusalem, also um 1100, ein Kreuz empfangen, das aus einem Stücke vom wahren Kreuze Christi angefertigt war*). Bei seiner

*) S. Pauwel Heyndrycx, Chr. v. Veurne I, 76. Despars, Chr. v. Vlaendr. zum Jahr 1160 (I, 335) läßt dagegen den Dietrich von Elsaß ein Stück vom Kreuze mitbringen und an die Kirche schenken; ohne weitere Erzählung.

Rückkehr zu Schiff überfiel ihn im Kanal ein schwerer Sturm. Die Genossen meinten, man solle das Kreuz zur Stillung der See, wie Aehnliches schon oft geschehen, über Bord werfen; allein Robert hielt es für Gott angenehmer, das heilige Andenken zu bewahren, und gelobte, dasselbe der ersten Kirche zu übergeben, die er in Flandern zu Gesicht bekommen werde. Das war die Kirche von St. Walburga in Veurne. Der Graf gelangte glücklich über Damme nach Brügge; nach einer andern Ueberlieferung landete sein Schiff in der Gegend, wo einige Jahre später das „Kloster der Dünen“ gestiftet wurde. Die Uebergabe des Kreuzes erfolgte, und es bildete sich einige Zeit darauf mit Genehmigung des Papstes eine „Brüderschaft vom heil. Kreuze“, welche alljährlich am 3. Mai, dem Tage der Kreuzfindung, eine allgemeine Procession, die von Jahr zu Jahr glänzender wurde, veranstaltete. Schon um 1241, wie aus einer Urkunde hervorgeht, fanden solche Processionen Statt. (Vandevelde, a. a. O. S. 5.) Auch verband man damit die Kirmeß, die sonst am 4. August gewesen sein soll.

Die Stadtbehörde nahm sich der Sache mit Eifer und Freigebigkeit an. Im Jahr 1403 wurden die Hauptttheilnehmer am Zuge mit 27 Kannen Weins beehrt; der Abt von St. Nikolas erhielt allein zwei Kannen (etwa 8 Liter) rhein'schen und eben so viel fränk'schen Weins; um 1560 wurden weit über hundert Kannen verausgabt, während die Herren Stadträthe selbst sich mit einem glänzenden Essen zu bedenken pflegten. Um der Festlichkeit noch mehr Schwung zu geben, veranstaltete man allerlei Spiele und bildliche Darstellungen; selbst auswärtige Vereine wurden herangezogen, ja 1429 ließ man sogar eine Zigeunerbande mit auftreten. Auch an Riesen fehlte es nicht; ein Haufe glänzend geschwärzter Teufel mit vergoldeten Hörnern that sein Möglichstes, um die Mannichfaltigkeit des Zuges zu erhöhen, und noch anziehender waren vielleicht zwölf junge „Sibyllen“, die jedes Mal vom Stadtrathe mit zwölf Paar Handschuhen beschenkt wurden, eine Gunst, die sie nur mit dem heil. Paulus, der als Saulus mitschritt, theilten.

Indessen scheint die Procession doch während der Religions-

kämpfe in Abnahme gekommen zu sein. Zwar mußte 1609 der Maler Marcx Boucquet „sechs neue Teufelskleider“ schildern und einige Jahre darauf die mitspielenden „Juden“ anmalen; allein dann ist von der Sache nicht weiter die Rede. (Vandevelde S. 26, 27.)

Im Jahre 1637 bildete sich aber auf Anlaß des Paters Jakob Clou eine neue Brüderschaft unter dem Namen: Sodaliteit van den gekruisten Zaligmaker en van Maria zyne bedrukte Moeder, welche mit der Zeit ganz in die Fußtapfen des frühern Vereins trat. In 1644 und 1646 machte man in Verbindung mit den Kapuzinern Processionen nach Brügge, wobei eine Menge großer Kreuze und andere Gegenstände mitgeführt wurden, indem Einige dieselben „mehr schleppten als trugen“; dann kamen die Umzüge zu Veurne selbst wieder in Aufnahme.

Um 1650 oder nach einer andern Nachricht im Jahr 1647 ereignete sich ein Vorfall, der nachgehends benutzt worden zu sein scheint, um diesen Processionen neuen Aufschwung zu geben. Die Erzählungen darüber lauten abweichend, im Wesentlichen aber, wie folgt*). Ein Soldat der französischen Besatzung, Namens Manaert, wollte sich auf Anrathen seines Kameraden Lejeusne ein Mittel verschaffen, alle Schlösser zu öffnen und sich unverwundbar zu machen. Es waren dazu unter Anderm drei zu Pulver geriebene Hostien erforderlich. Er ging daher bei den Kapuzinern und in zwei anderen Kirchen zum Abendmahl, nahm die Hostien heimlich wieder aus dem Munde und röstete sie. Dabei entstand aber, wie der Volksmund hinzusetzt, ein solcher Blutstrom, daß derselbe bis zur Gangthür hinausschoß. Manaert vermochte seine Vorbereitungen nicht zu vollenden; er rannte von Gewissensangst gefoltert davon. Gleichzeitig ward sein böser Rathgeber wegen Widersetzlichkeit zum Tode verurtheilt und bekannte dabei seine weitere Missethat. Der Sakramentsschänder ward eingezogen, verhört und

*) S. Vandevelde a. a. O. S. 28 fgg. Van Duyse in den Annales de la Soc. royale des beaux-arts et de lit. de Gand, 1846, 1847, p. 225 sqq.; Beschryvinge der wydvermaerde Processie te Veurne, 1835; Uijtlegginge van dem Uytgang der Veurnesche processie etc., 1823, volgens het Originael van 1764.

vom „Kriegsgerichte" zum Feuertode verurtheilt. Zuvor mußte er vor den Kirchthüren Buße thun, dann ward er zu allen Stadtecken geschleppt und nach der Veurner Chronik lebendig, oder, wie eine andere Nachricht will, nach zuvoriger Erwürgung auf dem Markt verbrannt. Die Leiche des erschossenen Lejeusne wurde ebenfalls den Flammen übergeben.

Zur Erinnerung und Sühne, heißt es, sei die jährliche Procession am St. Annentage, und später am dritten Sonntage des Monats Juli, eingerichtet worden, die gegenwärtig noch besteht. Geschichtlich ist dieser Zusammenhang nicht nachgewiesen; man weiß nur, daß am 13. März 1650 auf Anlaß des französischen Machthabers eine allgemeine Procession zur Auswaschung des schroomelick schendstuck Statt hatte, woran auch „viele von der Brüderschaft der Passion" Theil nahmen; auch erhellet nicht, warum der Umzug vom 3. Mai auf den Juli verlegt worden ist. Aber in der Volksmeinung steht der Zusammenhang fest, und das Haus, wo der Heiligenschänder gewohnt, wurde bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts jedes Mal schwarz verhangen.

Diese Procession nun findet in folgender Weise Statt.

Außer den Mitgliedern der erwähnten Brüderschaft und der Ortsgeistlichkeit, welche mit dem Allerheiligsten den Zug schließt, nehmen eine Menge andere Personen, namentlich Büßer und Büßerinnen, die aus der Umgegend und selbst von der französischen Grenze herbeiströmen, daran Theil. Sie dauert fast gegen drei Stunden und durchzieht dabei die Hauptstraßen der Stadt. Die fremden Theilnehmenden haben einen Geldbetrag von 32 Centimen zu zahlen, wogegen sie die zur Mitwirkung und Büßung erforderlichen Gegenstände geliefert bekommen; nur die Juden-Rollen und einige andere werden, dem Anschein nach, unentgeltlich zugestanden. Die Büßer tragen härene Gewänder mit Kapuzen, welche sie unkenntlich machen, da nur die Augen unbedeckt sind; die Büßerinnen gehen barfuß, in dunkler Kleidung, das Gesicht mit einem überhängenden Tuch verdeckend und kleine Kreuze in den Händen tragend. Die ersten, oft gegen hundert, schreiten unter der Last von allerlei Vorrichtungen, namentlich von schweren eisernen Stangen und großen Kreuzen, einher.

Manche dieser Büßwerkzeuge sollen gegen 80 Pfd. schwer sein; auch werden sie nicht immer im Gleichgewicht getragen, sondern der nachdrücklichern Buße wegen geschleppt. Ein großes steinernes Kreuz reicht aus, um sechs Pönitenten zu beschäftigen. (Van Duyse S. 233.) Daneben gibt es aber auch Kreuze, die aufrecht getragen werden, und zum Theil eine besondere Bedeutung haben, so das Kreuz mit der Dornenkrone, das Kreuz mit der Aufschrift J. N. R. J., das Kreuz mit den sieben Worten ꝛc.

Andere Theilnehmende tragen Werkzeuge und verschiedene Gegenstände aus der Leidensgeschichte des Herrn: die Dornenkrone, drei Nägel, eine Lanze, einen Schwamm, den Rock des Herrn, Würfel und Fackeln, einen „eisernen Handschuh", Stricke, Leitern, Laternen, das Waschbecken des Pilatus, den Beutel des Judas, 30 Silberlinge, die Sonnenfinsterniß, den zerrissenen Vorhang ꝛc. ꝛc. Auch eine riesige Rassel wird umhergeführt, deren Sinn nicht recht einleuchtet, wenn es nicht ein Wächterzubehör sein soll. Sie wird kurz vor dem Grabe hergetragen, dem drei Mädchen, als die drei Marien mit Balsamtöpfen, oder, wie es in der frühern Ausgabe heißt, «dry Mariaens met Zalvepotten», vorangehen. Vielleicht steht sie auch mit den Rasseln oder Klappern in Verbindung, welche in den katholischen Kirchen am stillen Freitag statt der Meßglöckchen in so furchtbarer Weise in Bewegung gesetzt werden.

Noch Andere tragen bildliche Darstellungen oder Schilder mit Sinnsprüchen, oder stellen Persönlichkeiten aus der biblischen Geschichte dar. Die umhergeführten Gebilde sind folgende: Das letzte Abendmahl, getragen von zehn Büßern; Christus im Oelbergsgarten von einem Engel getröstet, getragen von sechs Pönitenten mit einem Hornbläser; ferner Judas den Meister küssend und die Gefangennehmung, Petrus mit dem Hahn und Pilatus, Martha, die Verspottung, die Geißelung, die Dornenkrönung, jedes von sechs Büßern getragen; ein Ecce homo, das Grab ꝛc. Manche dieser Bilder bestehen erst seit 1694 und tragen zum Theil sehr eigenthümliche Kleidung, die Engel z. B. „spanische Halskragen" ꝛc. Nur die Magd, welche den Fels der Kirche wankend machte, soll alljährlich einigen neuen Zusatz erhalten und dabei unter dem

Einflusse der Mode der Bauernmädchen von Veurne=Ambacht stehen.

Die Bilder werden einige Tage vor dem Umzuge in der Kirche ausgestellt, wobei dann besonders der leelike Jood, die onzen 'Ertje gaô slaôn en die ze tong utstrekt (der garstige Jud, der unsern lieben Herrn schlagen will und die Zunge ausstreckt), die Aufmerksamkeit und den Unwillen der Schuljugend erregt und manche ausgestreckte Zunge zur Wiedervergeltung zu sehen bekommt. Früher wurde auch ein Kasten, worin der gekrönte Tod verborgen war, mit umhergetragen und zuvor mit ausgestellt. Drückte man an einer Feder, so sprang das Gerippe urplötzlich, wie der Fuchsschwanz zu Heidelberg, hervor. Auch dies war natürlich ein Gegenstand von besonderer Wichtigkeit für die Jungen; die kühnsten wagten sich wohl, wie Van Duyse in den Annalen des beaux-arts erzählt und mir mündlich sehr lebhaft geschildert hat, bis dicht an den Kasten und riefen den erwartungsvollen Kleineren zu: willen we n'eens Pietje de Dood doen uutspringen? Sollen wir nicht einmal Peterchen den Tod herausspringen lassen? Beim Umzuge ließ man an jeder Straßenecke das gekrönte Gerippe emporschnellen.

Man sieht daraus zugleich, daß in Westflandern der Tod anders heißt, als in andern Gegenden, wo er Hentje, Heintje, Heinz, Freund Hein ꝛc. genannt wird. Warum beides?

Wie es scheint, ist vordem der Tod bei vielen solchen Umzügen dargestellt worden und zwar an einigen Orten in ganz besonderer Weise. In Ostende sieht man noch jetzt eine Kirchenstandarte mit einem Todtengerippe. Namentlich mag sich in Ypern ein hervorstechendes Gebilde befunden haben; denn es ist eine sprüchwörtliche Redensart: er sieht aus, wie der Tod von Ypern.

In Veurne ist der alte Tod seit den zwanziger Jahren in Abgang gekommen; man trägt gegenwärtig nur noch die leere Kiste umher (Vandevelde S. 24). Dagegen geht noch eine lebende Person, deren grauer Anzug von oben bis unten wie ein Gerippe angemalt ist, mit um; sie stellt die Pest vor.

Auch der Teufel wurde früher bei diesen Processionen, eben wie bei andern kirchlichen Darstellungen, verwendet. In den

alten geistlichen Spielen nahmen die Gesellen des Bösen gewöhnlich die Stelle der Balletttänzer ein, z. B. wenn sie ihre Freude über die verlorene Seele des Judas zu erkennen gaben. Daß sie im Fall der bösen Engel sich zeigten, versteht sich von selbst. Ihre Rolle war dann bedeutend schwieriger, als in der Leidensgeschichte, weil sie vom Himmel in die Hölle zu burzelbäumen hatten, was bei der Einrichtung der alten Schaubühnen keine Kleinigkeit war. Da diese aus drei Stockwerken, aus Himmel, Erde und Hölle, bestand, so daß z. B. „das innige Gebet" auf einer Leiter zu Gott dem Vater emporstieg, so mußten die geschlagenen Bösen ziemlich tief stürzen, was nicht ohne Schwierigkeiten und Gefahren auszuführen war. Willems (Belg. Mus. 9, 57) meint, es seien selbst Beinbrüche vorgekommen, und darin habe vielleicht der Grund gelegen, daß man 1444 zu Brüssel den Fall weggelassen und sich mit der Andeutung im Vorwort begnügt habe:

Wi laten overlien
Lucifers val met syne partien.

Wie die Brüsseler für ihren Processionsteufel stritten, haben wir oben gesehen. In Gent hatte noch in den zwanziger und dreißiger Jahren, wie erzählt wird, der Erzengel Michael einen kleinen Teufel zur Seite, der „eine lange rothe Tuchzunge, wie ein durstiger Hund" aus dem Maul oder, wenn man lieber will, aus dem Munde hängen ließ. In Nieuport hatte ein Processionsteufel um 1770 ein solches An- und Aussehen, daß er einen erschreckten Matrosen erst auf den Mastbaum seines Schiffes und dann in's Wasser gejagt haben soll. Und sonderbar! während zur Darstellung der Judenrollen nur mit Schwierigkeiten, trotz aller christlichen Demuth und Selbstverleugnung, Leute zu finden waren, hat es an bereitwilligen Teufelskünstlern niemals gefehlt.

Außer den erwähnten Bildern kommen beim Veurner Umzuge drei Wagen mit Darstellungen vor. Auf dem ersten befindet sich der Stall von Bethlehem; darin sitzen Joseph und Maria, von zwei Kindern dargestellt; zur Seite Ochs und Esel, in der Krippe eine Puppe, die von Zeit zu Zeit von der jungfräulichen Maria dem Volke vorgezeigt wird. Der zweite Wagen führt die hauptsächlichsten Tugenden; der dritte trägt das Grab

des Heilandes, von jungen weißgekleideten Mädchen mit schwarzen Schleiern umstanden. Die beiden letzten Fahrzeuge werden durch Pferde, het stalleken von Bethlehem aber durch 4 Büßer gezogen.

Endlich werden noch folgende Persönlichkeiten durch die Theilnehmenden dargestellt: acht Propheten; König David und die „drei Strafen David's", als Krieg, Hungersnoth, Pest; die heil. drei Könige mit einem weihräuchernden Mohr; Herodes mit vier Prinzen; Simeon mit dem Jesuskinde, nebst Joseph und Maria, die Schmerzen der Beschneidung bejammernd; die heil. Familie auf der Flucht; Jesus bei den 12 Gelehrten; Maria Magdalena mit zwei Begleiterinnen und zwei andern Mädchen, welche die Juwelen der bußfertigen Sünderin tragen; der Heiland auf einem Esel nach Jerusalem ziehend, nebst den zwölf Jüngern, und mit Volk, Hosianna rufend; Christus sein Kreuz tragend, sammt Simeon von Cyrene; der gute und der schlechte Uebelthäter; einige Juden; Maria und Johannes; Veronica mit dem Tuch, nebst zwei Begleiterinnen; drei Töchter von Jerusalem; Pilatus und der Hauptmann Longinus zu Pferde; Unsere Liebe Frau von sieben Schmerzen, nebst zwei Begleiterinnen ꝛc.

Dazu kommen dann noch einige Dutzend Engel, junge Mädchen, zahlreiche Weihrauchspender, Standartenträger, Trommler, Trompeter, Pauker, Bewaffnete, zwölf Reiter, Laternenträger ꝛc. ꝛc. „Alles", wie es am Ende des Processions-Buches heißt, «tot meerder eere en gloire van God». Um 1823 trat auch noch „der spanische Hof" ꝛc. mit auf, was man aber später geändert hat.

Manche Rollen werden viele Jahre lang von denselben Personen übernommen; auch sind nicht selten die Darsteller in ein gewisses Geheimniß gehüllt, da Viele unbekannt zu bleiben suchen. Van Duyse erzählt, daß 1843 der einziehende Christus von einem Manne dargestellt wurde, der diese Rolle, welche wegen des fortwährenden Aufhebens der zwei ersten Finger der rechten Hand besonders ermüdend ist, schon seit zwanzig Jahren ausführte und vom Volke nur der „Unbekannte" genannt wurde. Die büßende Magdalena ward lange Zeit von einem Mädchen gegeben, welches damit auch nach der Verheirathung fortfuhr, ohne daß der Mann bei ihren Lebzeiten davon Kenntniß erhielt.

Die Stangenträger und Schlepper sind in bestimmter Anzahl zwischen den verschiedenen Gruppen des Zuges, von den Propheten und dem Stalle zu Bethlehem an bis zur Auferstehung, vertheilt; sie betragen gegen fünfzig. Die Kreuzträger, etwa vierzig an der Zahl, gehen zwischen den letzten Abtheilungen. Finden sich noch mehr Büßer, als zu den bestimmten Rollen und Plätzen erforderlich sind, so hat man, wie es scheint, noch eine Anzahl Reservestangen; denn das Processionsbuch enthält in der Reihenfolge noch die umfassende Platzanweisung: „Alle die Stangen."

Die Hauptsache nun ist, daß Viele, welche bestimmte Persönlichkeiten darstellen oder ihnen vorausgehen, nicht bloß in vorgeschriebener Weise mitziehen, sondern auch fortwährend Verse aufsagen oder mit den übrigen Gliedern ihrer Gruppe in Wechselrede begriffen sind. Der Kapuziner Clou hat nämlich im 17. Jahrhundert ein Stück oder vielmehr mehrere Stücke verfaßt, welche von den Mitwirkenden während des Umzugs und zu Ende desselben mit den nöthigen dramatischen Zuthaten vorgetragen werden. Die Arbeit ist nach mannigfachen Zusätzen und Aenderungen zuerst 1764, dann 1823 und später wiederholt gedruckt worden; auch hat sie ein Herr Chamon, Sekretar der genannten Brüderschaft und Rhetoriker, wie auch Einpauker der mitspielenden Kinder, „um die Procession noch weitläufiger zu machen", um 17 Personen und mehr als 700 Verse vermehrt und 1835 neu herausgegeben. Ich enthalte mich, weitere Proben davon mitzutheilen, und bemerke nur, daß sie, nunmehr wie unser Landsmann J. W. Wolf (Grootmoederken, Gent, 1843) versichert, 1704 Verse umfaßt und zwar Alexandriner. Da die Procession aber aus mehreren Theilen besteht, und die verschiedenen hinter einander ziehenden Gruppen gleichzeitig handeln und reden, so reicht auch diese Menge noch nicht aus, um die Processionsdauer auszufüllen. Man weiß sich indeß zu helfen: ist eine Person oder Gruppe zu Ende, so fängt sie wieder von vorne an, und das so oft als nöthig ist, um den ganzen Weg zurückzulegen. Selbst die 26 Kinder oder „Engel", welche den verschiedenen Gruppen vorangehen, haben ihre Aufgabe: gleich der erste Engel vor dem Standartenträger beginnt mit 64 Alexandrinern; indessen klingt das Gerede derselben so

wenig himmlisch, daß die Veurner es das bleeten oder Blöken der Kinder nennen.

Auf dem Markte, wo ein Altar errichtet wird, macht man Halt. Die heil. drei Könige nahen sich dem Kinde und bringen ihre Gaben dar, und mehrere andere Handlungen werden vorgenommen. Die Anbetung erfolgt, wie Van Duyse erzählt, am Schlusse des Umzugs in der Walburga-Kirche, wo vor dem Hochaltar ein Stück aus zwei Abtheilungen aufgeführt wird, woran Joseph und Maria, die heil. drei Könige, sowie Engel und Hirten, welche letztere die Namen Coridon, Menalchas, Tites (oder Tityrus) und Orpheus führen, Theil nehmen. Es gehört diese Darstellung zu den Vermehrungen des Herrn Chamon. Derselbe hat auch das Gespräch im Tempel, das früher meist in Prosa verfaßt war, in gereimte Verse gebracht. Einer der Schriftgelehrten drückt seine Verwunderung über das Jesuskind folgendermaßen aus:

Ick soude hier van myn grond gheraeken;
Is dat een kindertael? Dat all de kinders spraken
Gelyk dit kind ja doet, adieu het schole-gaen!
Het waer met my en u, en met ons al ghedaen.

Man kann sich leicht denken, welche Aufregung und welcher Zuschauerstrom alljährlich durch diese Procession herbeigeführt wird. Selbst eine Anzahl Fremder findet sich gewöhnlich ein, um die Ueberbleibsel begrabener Zeiten mitten im 19. Jahrhundert zu betrachten. Während der französischen Herrschaft ruhte die Sache fast ganz; unter der niederländischen Regierung ward sie etwas gezügelt; dann aber lebte sie in aller Fülle wieder auf, ja ward, wie wir gesehen haben, noch erweitert.

Besonders glänzend und lebhaft war der Umzug von 1837, wo die oftgenannte Brüderschaft ihr Jubiläum feierte. Man fügte damals drei „Prachtwagen“ hinzu, von denen zwei beibehalten worden sind; den praelwagen mit den verschiedenen „Tugenden“ schob man nach der Bußfertigkeit des Petrus ein. (Vergl. Byvoegzel aen de Beschr. etc., 1837, p. 2.) Schon vierzehn Tage zuvor machten die Zeitungen darauf aufmerksam; alle Fahrzeuge in Brügge, Ostende, Ypern, Nieuport, Dünkirchen und andern Städten waren belegt; 564 Wagen kamen bis in die Stadt, wohl

drei Mal so viel mußten draußen bleiben, und die Gesammtanzahl der Fremden ward auf 25,000 geschätzt. Noch großartiger soll das fünfzigjährige Jubiläum von 1787, das wegen des Joseph'schen Verbots erst 1790 nachgefeiert werden konnte, gewesen sein.

Veurne ist übrigens nicht der einzige Ort, welcher sich des Besitzes eines Stücks vom wahren Kreuze berühmt. Ein anderes Stück behauptet man zu Nieder-Waver, unweit Löwen, zu besitzen. Ein drittes, und zwar ein großes, wird zu Brüssel in der St. Gudula-Kirche, ein weiteres in der Kapelle-Kirche U. L. F. daselbst, bewahrt. Als Peter der Große 1717 die Merkwürdigkeiten der Gudula-Kirche in Augenschein nahm und sich über die Größe des Stückes wunderte, führte dies zur Ausmessung der Reliquie. Die Geistlichen meinten, sie sei 15 Zoll lang und 7 breit; allein Peter war nicht der Mann, der sich mit solchen Angaben begnügte: er zog seinen Zimmermannsstock aus der Tasche, maß das Holz nach allen Seiten ab und versicherte dem erstaunten Dekan, es sei 18 Zoll lang und 11 breit.

Das Stück in Waver hat noch den besondern Werth, daß es Blutflecken an sich trägt. Außerdem wird es in einem Schrein bewahrt, der zugleich einen bedeutenden Theil vom ungenäheten Rocke Christi, ferner die Scheere und die Nähnadel der Jungfrau Maria, nebst einigen Haaren derselben, und endlich den Gürtel umschließt, welchen die Mutter Gottes zur Zeit ihrer Schwangerschaft getragen. Man kann denken, daß solche Schätze, die Herzog Gottfried der Bärtige aus den Kreuzzügen heimbrachte, nicht ohne die lebhafteste Verehrung geblieben sind. Alljährlich zieht z. B. von Löwen eine zahlreiche Procession mit Banner und Priester an der Spitze nach der vielbesuchten Kapelle. Bei der Heimkehr hält man bei einem Wirthshause vor dem Thore an; dort kommt die Geistlichkeit von St. Quentin mit Musik dem Zuge entgegen und führt ihn zur Kirche zurück.

Eine der merkwürdigsten Processionen findet alljährlich am ersten Fasten-Sonntage zu Geeraerdsberge Statt. Sie wird der Vastenavond oder das Fastenabendsfest genannt, obwohl Vermummungen nicht vorkommen und der ganze Aufzug am hellen Nachmittage vor sich geht. Das Volk sagt auch Tonnekenbrand,

weil Abends zuvor eine Pechtonne angezündet wird. Schon früh finden sich die Landleute der Umgegend im besten Feierstaat dazu ein. Auch die gesammte Stadt ist in Aufregung. Um zwei Uhr beginnt der Zug, die Ortsbehörden und die Geistlichkeit an der Spitze, und eine Anzahl Körbe mit Häringen und Fastnachtsgebäck im Gefolge, unter Glockengeläute und Musikbegleitung sich in Bewegung zu setzen. Das Ziel ist ein benachbarter Berg oder Hügel, der schon in den Kämpfen Cäsars mit den Nerviern eine Rolle gespielt haben soll, seit Jahrhunderten aber eine Kapelle auf seinem Gipfel trägt. Die besondern Feierlichkeiten und Lustbarkeiten beginnen mit dem Geschrei der Jungen, welche dabei nach allen Seiten eine „Wolke von abgestochenen Rasen" in die Luft fliegen lassen. Dann tritt der Zug in die Kapelle, „um die Litanei Unserer Lieben Frau zu singen, während die Jungen nicht aufhören, draußen ihre Späße zu treiben." Nach beendigtem Dienst wird dem Pastor, sowie er aus der Kapelle tritt, auf der Kuppe des Hügels bei einem alten Steintische ein Becher Wein gereicht, den er Angesichts der harrenden Menge zu leeren hat. Das wäre nun so auffallend gerade nicht; aber in dem Becher schwimmt ein kleiner Fisch, und zwar ein lebender Fisch, wenigstens wird er lebend hineingesetzt; und, was noch sonderbarer ist, seine Ehrwürden ist nach uraltem Brauch, wie mir mehrfach glaubhaft versichert worden ist, gehalten, selbigen Fisch mit hinunterzuschlucken. Man kann denken, daß die christliche Genügsamkeit und Demuth eines jedweden Geeraerdsberger Pfarrherrn groß genug ist, um den Fisch möglichst klein zu bestellen; allein immerhin bleibt die Aufgabe eine so eigenthümliche, daß es begreiflich ist, wenn auch bei den erfahrensten Trinkern ein gewisses Zaudern und Besinnen vorherzugehen pflegt. Allein was thut ein guter Hirte nicht für seine Schafe?! Und so überwindet auch der Geeraerdsberger alle Bedenken: ein herzhafter, würgender Zug — und das Opfer ist vollbracht — und von tausend und aber tausend Kehlen steigt ein endloses Jubelgeschrei in die Lüfte. So wird die Sache in neuerer Zeit beschrieben. Ein Geeraerdsberger hat mir erzählt, daß er in seiner Jugend auch die Herren vom Stadtrath habe trinken und Fischlein schlucken sehen, und zwar auf

gegenseitige Gesundheit. Dann wird der Inhalt der Körbe, nämlich das Gebäck und die Häringe unter das Volk ausgeworfen, wobei natürlich, da der Glaube der Gläubigen doch nicht groß genug ist, um die Sättigung leicht zu machen, Püffe und andere Ueberrumpelungen, und mitunter auch ärgere Gegenseitigkeiten, nicht ausbleiben.

Ueber den Ursprung dieses seltsamen Festes ist nichts Näheres bekannt; die Kosten desselben kommen aber schon in den Stadtrechnungen von 1412 vor. (Belg. Mus. I, 180.) An Meinungen über den Anlaß fehlt es natürlich nicht, aber sie haben wenig Ansprechendes. Einige denken an eine Belagerung des Orts in den Aufständen des 14. Jahrhunderts, wobei die Belagerten, um den Feind über die noch vorhandenen Lebensmittel zu täuschen, den Rest derselben, in Häringen und feinem Gebäck bestehend, über die Mauer geworfen hätten. Allein dies letzte ist mit Nichts beglaubigt, und scheint nur eine aftergelehrte Heranziehung der bekannten Erzählung des Livius über die Belagerung des Kapitols zu sein. Andere sprechen von einem Geeraerd, der zu Anfange des 11. Jahrhunderts nebst zwei Brüdern ein kriegerisches Leben geführt und diesen von jenem Berge aus Feuerzeichen gegeben habe, woher die Sitte entstanden, zu Fastenabend mit einbrechender Dunkelheit dort Pechtonnen anzuzünden. Eine dritte Ansicht hat in den erzählten Vorgängen das Ueberbleibsel eines Ceres-Dienstes gefunden u. s. w.

Mit heidnischen Ueberresten hat man es wohl sicher zu thun; nur wird eher an eine germanische, vielleicht mit der Fischerei in Verbindung stehende Gottheit, als an die römische Ceres zu denken sein. Auch auf Helgoland kamen noch im 16., 17., 18. Jahrhundert kirchliche Feierlichkeiten mit kleinen Fischen, mit Trinken ꝛc. vor.

8.

Karnevalsgesellschaften. Fastnachts- und sonstige Gelage. Mummereien.

Die Karnevalszeit hat von jeher zu allerlei Aufzügen und Festlichkeiten Veranlassung geboten. In Gent, wo die Maskenumzüge besonders lebhaft waren und zum Theil noch sind, gaben die Schöffen und Deken während des Mittfastenmarkts ein prächtiges Gastmahl, wobei schon zu Anfange des 15. Jahrhunderts menestrelen, sanghers, dichters ende speellieden zur Verherrlichung zugezogen und aus der Stadtkasse bezahlt wurden. Zu Brüssel war der Karneval, wie ein Reisender des vorigen Jahrhunderts berichtet (Voyage d'un amateur, p. 18) „wenn nicht lebhafter, doch mindestens von längerer Dauer, als anderwärts.“ Das ist auch noch jetzt der Fall; ja man kann sagen, daß er hier und da fast gar nicht aufhört. Der eigentliche Karnevalstag, der Dienstag vor Aschermittwoch, heißt nur der „kleine Karneval“; der „große Karneval“ dagegen findet erst am Sonntage darauf Statt, und da geht's natürlich noch höher her, als am kleinen. Den Sonntag vor Fastnacht, der auch nicht leer ausgeht, könnte man den Vorkarneval und den dritten Sonntag der Fasten, der ebenfalls bestens benutzt wird, den Nachkarneval nennen. Außerdem aber sieht Jeder zu, daß er auch die übrigen Tage, wenigstens privatim, so gut als irgend möglich anwendet.

Die Hauptmagistratsessen fanden zu St. Johann, zu Michaelis und beim großen Ommegang Statt. Es wurden dafür über 2000 fl. verrechnet. Die Geschichtschreiber Brüssel's (Wauters, II, 649.) sagen von ihren Stadtgenossen: ils ont conservi une ardente passion pour les plaisirs, surtout pour les plaisirs de la table. Aussi ont-ils donné à leurs bières un haut degré de perfection . . . Il faut que leurs caves sont toujours pleines. Das steht im schönsten Einklange mit frühern Schilderungen. Der venetianische Gesandte Quirini berichtete um 1505 seinem Senat, die Belgier besuchten sehr viel die Herbergen und „ihr Hauptgenuß bestehe in Essen und Trinken“; die vier Elemente der gewöhnlichen Vlamigen seien „Bier, gesalzene Butter, Häring

und Torf". Ein Spanier, der ohne Zweifel längere Zeit in den Niederlanden gelebt und beobachtet hatte und sicher auch die Brüsseler kannte, urtheilt um 1578 folgendermaßen von den Vlamingen und Brabantern: „Sie sind größtentheils zum unmäßigen Trinken geneigt, sie finden daran solche Lust, daß sie oft Tag und Nacht in dieser niedrigen und unwürdigen Uebung zubringen. Je mehr Wein sie trinken, desto mehr wollen sie trinken .... Und daher kommt sicher ihr ganzes Unheil und Verderben, denn sie behandeln keine Sache von Wichtigkeit, ohne zu banketten und die Füße unter dem Tisch zu haben .... Sie sind sehr geneigt zu Gelagen und Festen, und zeigen sich dann äußerst verschwenderisch, besonders bei Geburten und Sterbefällen, oder bei irgend einer öffentlichen Feierlichkeit, wo man viel trinken muß."

Im häuslichen Leben dagegen, meint der Gewährsmann, seien sie einfacher und nüchterner; sie äßen gewöhnliches Brod und tränken Wasser, aber doch „Wasser, gekocht mit einem gewissen Gegenstande, den sie Bier (cervoise) nennen", und der so stark sei, daß man davon trunken werden könne.

Mit den Trinkgelagen bei Geburts- und Sterbefällen hat es sicher seine volle Richtigkeit gehabt. Ja es ward selbst vor der Geburt, wenn „Häuschen noch im Keller saß", schon getrunken. Gelegentlich geschieht dies auch noch heut zu Tage an manchen Orten, und zwar selbst in Gegenwart der Frauen. Wird ein Knabe gewünscht, so heißt der Trinkspruch: Hansken oder Jantje in den kelder! Ist ein Mädchen willkommener, so lautet er: Meiken in 't schapraaiken! Früher hatte man zu dergleichen Trinkgrüßen ganz besondere Becher oder Schalen, wobei das Hervorkommen Hänschens aus dem Keller durch künstliche Vorrichtungen versinnbildlicht wurde. In der Mitte der silbernen Trinkschale befand sich nämlich eine halbkugelförmige Vertiefung, wozu ein gleichgeformter Deckel, der oben mit einer kleinen Klappe versehen war, paßte. Durch einige Löcher konnte der Wein, den man in die Schale goß, in das Innere der so gebildeten Höhlung treten. In dieser Höhlung befand sich eine leichte Kugel, welche oben auf einem Stift ein kleines nacktes Kinderbild trug. Wurde nun die Schale zum feierlichen Trunk gefüllt, so drang der Wein

in die Höhlung, hob die innere Kugel, und Hänschen oder Hanchen trat solchergestalt, indem die kleine Klappe aufgestoßen wurde, zum allgemeinen Vergnügen der jubelnden Gesellschaft, aus dem Keller. (Van Berkhij, naturlijke historie van Holland, III, 1193.)

Welchen Werth man allgemein auf's Trinken legte, ist aus zahlreichen Sinnsprüchen und sprichwörtlichen Redensarten ersichtlich; besonders, was Sänger und Lustigmacher anbetrifft, deren Kehle «altijd droog» ist, und von denen es heißt: goede zingers, oder, wie man in Ostende sagt, guije oder chuije muzikanten, drinken gaarne.

Folgende Verse scheinen besonders beliebt gewesen zu sein:

Drinck ick veel ick moet bederven,
Drinck ick niet ick moet sterven;
Daerom is't beter ghedroncken ende bedorven,
Dan niet ghedroncken ende ghestorben.

d. h.:

Trink ich viel, ich muß verderben,
Trink ich nicht, ich muß sterben;
Drum ist's besser, getrunken und verdorben,
Als nicht getrunken und gestorben.

Ich fand diese Verse sogar auf einer leeren Seite des Plakat- oder Verordnungsbuches des Raths von Flandern aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, augenscheinlich jedoch später eingetragen.

Auch neuere Dichter und Schriftsteller haben das Lob des Biers und die Trinklust der Vlamingen nicht vergessen. Karl Ledeganck sang noch wenige Tage vor seinem allzufrühen Tode:

Wy minnen de blygeestigheid,
Onder ons hier gezeid,
Het vlaemsche bier en poesle vlaemsche meid.

Die Festgelage und Feiertränke in den verschiedenen genossenschaftlichen Kreisen der Gilden und Gewerke müssen außerordentlich zahlreich gewesen sein. Da kommt keine Gelegenheit vor, von den fröhlichen Einzügen der Fürsten bis zum Einschreiben eines Lehrjungen, wo nicht ein glänzendes Bankett Statt gehabt hätte oder zum allermindesten „ein Kännchen Wein" gereicht worden

wäre. Besonders hoch ging es an den Festen des Schutzpatrons der Gilde her; da waren selbst die Lehrlinge nicht ganz ausgeschlossen, sie durften sich an Milchreisbrei auf Gildeunkosten gütlich thun, wenigstens bei den Goldschmieden zu Antwerpen.

Die Jahrbuchschreiber haben einiger großen Gastmähler ausführlicher gedacht. Auch sind ein paar Küchenzettel erhalten. Ich fühle mich aber in der edlen Wissenschaft der Küche und des Kellers zu schwach, als daß ich's versuchen möchte, den Lesern eine Uebertragung und Veranschaulichung der zahlreichen Speisen und Getränke zu liefern. Ein paar allgemeine Angaben mögen genügen. Im Jahr 1561 gab die Stadt Brüssel, die lange Zeit einen eigenen Koch im Dienste hatte, ein Festessen, wobei, abgesehen vom Nachtisch, nahe an fünfzig verschiedene Gerichte aufgetragen wurden, darunter zehn Arten Pasteten, als Wildpret-, Hasen-, Kaninchen-, Pfauen-, Reiher-, Fasanen-Pasteten u. s. w. Auch Quakkelen-pastyen, d. h. Wachtel-Pasteten, auch Schwanengerichte, Westphälische Schinken, Boulogner Würste 2c. kamen auf die Tafel. Der Nachtisch bestand aus mehr als zwanzig Arten Käse, Früchte und Gebäck.

Einen ärgerlichen Streich spielte der Herzog Alba den Brüsseler Stadtvätern. Nach einem alten Brauche lieferten die herrschaftlichen Wildbahnen der Stadt alljährlich zwei Hirsche, wovon Magistratspasteten angefertigt wurden. Sei es Bosheit oder Rache, Gerechtigkeit oder Politik, die den bloedhond bewegte, kurz die Lieferungen wurden eingestellt, zum großen Leidwesen von Bürgermeister und Schöffen. Indessen wußten sich die Herren zu fassen und zu helfen. Sie beschlossen am 25. Mai 1571, in Abwartung besserer Zeitläufte Kalbs- und Lammpasteten anfertigen zu lassen, damit die Mitglieder ihr hergebrachtes Einkommen nicht verlören.

Die Karnevalsumzüge sind in neuerer Zeit gegen früher mager und dürftig, namentlich in Brüssel. Die große und gebildete Welt hält sich fern; die Künstler insbesondere, die anderwärts der Mummerei Reiz und bedeutsame Mannigfaltigkeit zu geben wissen, scheinen so gut wie gar nicht Theil zu nehmen. Einige Gruppen aus dem Volke, einige Kinder mit Hörnern und

Trompeten, einige Hanswürste ohne Schick und Laune, einige Kutschen, viele Stadtwagen mit Kindern und Kinderwärterinnen, die ein paar Stunden lang verschiedene Straßen durchkreisen, waren zu meiner Zeit so ziemlich Alles. Das meiste Leben brachten noch einige Bauernwagen, die von draußen mit vermummten Gestalten dann und wann eintrafen und nach gehöriger Herzstärkung in den Vorstädten die Hauptheile der Stadt durchzogen.

Etwas frischer und großartiger geht es in Gent her. Allein auch hier gehören Geist, Laune, Geschmack und selbst Glanz, in den großen Umzügen, die sich meist zwischen dem Freitagsmarkt und dem Kauter in einer langen Kreisbahn bewegen, zu den seltenen Ausnahmen. In den fünfziger Jahren veranstaltete ein Wohlthätigkeitsverein größere Aufzüge und sammelte dabei für die Armen, was einträgliche Ergebnisse geliefert haben soll, wie denn überhaupt ein reger Wohlthätigkeitssinn zu den besten Eigenschaften der Belgier und namentlich der Genter gehört.

Die anziehendste Erscheinung in der Genter Karnevalslust sind, wie schon früher erwähnt, die Verbindungen der Fabrikarbeiter und Fabrikmädchen. Zu den ungewöhnlichsten Dingen aber, die Einem aufstoßen können, gehört sicher ein Fastnachtsball im Spiegelhove vor dem Brügger Thore.

Man denke sich einen Saal, der an 4000 Menschen faßt; man denke sich diesen Saal angefüllt mit Burschen und Mädchen, Männern und Weibern aus den untern und untersten Klassen, Kopf an Kopf, Arm an Arm, in den wunderlichsten, bizarresten Anzügen und Vermummungen, mit Klappern, Rasseln, Hörnern, Trompeten, Pfeifen und sonstigen Zuthaten in den Händen und vor dem Munde, mit schwerem Schuhwerk, zum Theil Holzpantoffeln an den Füßen, trinkend und rauchend, sich drängend und neckend, schäkernd und lachend, unaufhörlich in Bewegung, ohne vom Fleck zu kommen, springend ohne zu tanzen, schreiend und blasend in allen Tonarten, singend in allen Weisen, alles im wildesten, tollsten Durcheinander, ohne Aufhören und Unterlaß, man denke sich dies und füge einen entsprechenden Dunstkreis hinzu, und man hat eine ungefähre Vorstellung von dem Bilde, das an der stets geöffneten und stets umströmten Eingangs- und

Ausgangspforte sich aufdrängt. Man fasse aber nur Muth und trete ein, wofür eine kleine Vergütung (1858 zehn Centimen) gezahlt wird. Es wird dir zwar Niemand Platz machen wollen, und selbst, wenn's Einer wollte, er könnte es kaum; aber es wird dich auch Niemand hindern, stück- und stoßweise weiter zu dringen. Nur Muth und Beharrlichkeit! Am andern Ende des Saales ist eine kleine Erhöhung, dort zahlst du nochmals (zehn Centimen) und findest auf diesem Luxusplatze schon einigen Raum und bei etwas Glück oder Ausharren auch wohl einen Sitz, um dich ein wenig auf dich selbst besinnen zu können. Du mußt aber Augen und Ohren verschließen, wenn du den betäubten Sinnen etwas Ruhe gönnen willst. Oeffne dann die einen oder die andern, und du hast abermals einen Eindruck der unbeschreiblichsten Art. Nach einigem Umschauen gewahrst du, daß an der Seite des Saales eine Musikbühne angebracht und daß diese wirklich mit einer Anzahl Tonkünstler besetzt ist. Aber es dauert noch geraume Zeit, ehe du irgend einen Laut von ihnen vernimmst. Endlich erschallt ein Trommelwirbel oder ein Hornstoß, und es kommt dir vor, als hörtest du in dem brausenden Chaos ein paar taktmäßige Töne. Schmähliche Täuschung! Das Geheul der Elemente verschlingt allen Einklang, der möglicher Weise da sein könnte, und der höllische Mischmasch hat von Neuem die Oberhand. Nach einiger Zeit wiederholt sich der Vorgang .... und in der That, jetzt werden einige Taktklänge vernehmlich; das wüste Durcheinander bekommt eine Ahnung davon, es wird stiller; hier und da zeigt sich eine Erscheinung, als drehe sich ein Kreisel oder ein Rad um seine Achse; die Kreise nehmen zu, erweitern sich, vermischen sich, verschlingen sich; ohne daß ein Schritt weit leerer Raum da wäre, entsteht eine Vorwärtsbewegung, erst an einer Seite, dann an der andern, dann rings um; wer nicht mit will, wird an die Seite gedrängt oder in der Mitte zusammengepreßt; und so bildet sich allmählich ein länglicher, brausender Wirbelstrom, ein fortwogender Kreislauf, wobei zuletzt Niemand mehr tanzt, kein Paar sich dreht, wobei Jedes nur vorwärts drängt und gedrängt wird, immer schneller, immer rasender, unter Lachen, Jubeln, Schreien, Pfeifen, Blasen, Trommeln, Klappern, Rasseln,

unter den ruckweisen Stößen der Musikanten, ohne daß man bemerkt, ob diese die Renner oder die Rennenden die Musik fortreißen, immer wilder, wüster, wälzender, daß dem Zuschauer das Hirn wirbelt und der Musik der Athem ausgeht. Sie schweigt. Aber wie das Chaos ihr Beginnen nicht vernahm, so wird es sich auch des Aufhörens der Töne nicht bewußt. Noch lange braust der rasende Strudel fort; nur allmählich verlangsamen sich die wirbelnden Kreise; nur nach und nach legt sich die tobende Sturmflut zu einem wogenden Rauschen oder rollenden Gemurmel zusammen.

Man sollte denken, daß nun eine gewisse Rast der Ermattung oder der augenblicklichen Sättigung einträte; doch weit gefehlt. Nicht zwei Minuten lang dauert der Anschein von Ruhe. Da die Musik in den ersten Viertelstunden nicht daran denkt, ihre Lungen wieder in Bewegung zu setzen, so wird gepfiffen und gesungen, und dazu gesprungen, meist auf demselben Fleck, fünfzig Mal, hundert Mal auf und nieder, ohne Wechsel und Unterlaß. Gewöhnlich ist es die wiederkehrende Schlußzeile irgend eines Gassenhauers, welche dabei die Stelle der Tanzmusik vertritt. Im Winter 1858 waren es die Worte eines Lieds, dem zugleich eine politische Anspielung auf den Bürgermeister zugeschrieben wurde:

Wie niet drai'n en wil,	Wer nicht dreh'n sich will,
Wie niet drai'n en wil,	Wer nicht dreh'n sich will,
Staa stil!	Steh' still!

Da die Meisten nicht mehr davon wußten, als eben den Schlußsatz, so wurden die Zeilen nach einer sehr einfachen Weise in der Karnevalszeit tausend Mal, millionen Mal, auf allen Plätzen, in allen Straßen, in hunderten von Tanzsälen und Bierhäusern, vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis in den hellen Tag hinein, gesungen und geschrieen.

Noch Zweierlei, und zwar eben so erfreuliche als erhebliche Züge, muß ich diesem Bilde hinzufügen: ein Mal, daß ich kein unanständiges Wort, keine ungezogene Handlung vernommen, und von keinem Streit gehört habe; und dann, daß weder im Saal, noch im Hause, noch in der Nähe des Gebäudes eine Spur von Polizei zu bemerken war.

II.

Städtebilder.

1.

Mecheln.

Das „belgische Rom“, wie Mecheln häufig genannt wird, ist seit Jahrhunderten vorzugsweise durch Dreierlei bekannt: durch den erzbischöflichen Sitz, durch die Mechelner Spitzen und durch Dumme oder Dummheiten. Das Erzbisthum wurde 1558 unter Philipp II. gegründet und zum Primat in den Niederlanden erhoben; wer die Mechelner Spitzen oder Kanten, den point de Malines, erfunden hat, ist in Vergessenheit gerathen, und von wo und durch wen die Nachrede der Dummheit tagzeichnet, ist ebenfalls nicht bekannt. Doch war es ein alter Versemacher, der die Anschuldigung ausgesprochen oder wenigstens unvergänglich gemacht hat:

Nobilibus Bruxella viris, Antwerpia nummis,
Gandavum laqueis, formosis Brugga puellis,
Lovanum doctis, gaudet Mechlinia stultis.

Zu deutsch etwa:

Brüssel ist adelsberühmt, Antwerpen mächtig durch Reichthum,
Gent durch Stricke bekannt, und Brügge durch reizende Mädchen,
Löwen gelehrtenerfüllt, doch Mecheln gesegnet mit Dummen.

Dieser Gegensatz zu der gelehrten Universitätsstadt Löwen, die übrigens später selbst in den Ruf der Albernheit gerieth, erscheint um so härter, als Mecheln auch sonst noch unter den Spottnamen, welche beinahe allen belgischen Städten von Alters her ankleben, nicht die wenigst anzüglichen zu tragen hat. Zwar ließ sich der

Beiname zalmeters eben so leicht verschmerzen, als wenn die Ostender Senfesser und die Audenarder Kükenfresser gescholten wurden; allein außerdem rief man den Mechelnern auch strontmyn zu, und das war ein so arges Spitzwort, daß es sich nicht wohl auf hochdeutsch verdeutlichen läßt, weßhalb ich mich auf folgende ursprachliche Erläuterung beschränke: om de gretigheid met welk zy zich op zulk iets voor het mesten der landen wierpen, of, gelyk Foppens zegt, eo quod stercora canum colligerent ad corium deaurandum.

Die Mechelner selbst hielten sich natürlich nicht für dumm. Sie vergaßen nie, wenn bei öffentlichen Festen und Umzügen die „Tugenden der Stadt" dargestellt wurden, auch die „Klugheit" und die „Liebe zu den Wissenschaften" hervorzuheben. Zwar trat daneben auch die „Bescheidenheit" und die „Mäßigung" auf, allein, wie sich von selbst versteht, unbeschadet der Umsicht und Einsicht, welche die Stadt und ihre Lenker, wie man fest überzeugt war, schmückten, und unbeschadet des Glanzes, von dem bei einer großen Festfeier 1825 „Europa" sagte: L'éclat de cette ville brille par tous mes royaumes! Noch in neuester Zeit wird die Klugheit nicht leicht vergessen, wenn von den hervorstechenden Eigenschaften Mechelns die Rede ist. Ein französischer Wegweiser durch die Stadt gedenkt der Dummheit nicht, wohl aber der Beinamen la belle — à cause de sa grande propreté — la courageuse, la prudente etc. Gleichwohl wurden diese Eigenschaften von den Nachbarstädten gewöhnlich hartnäckig verkannt und bestritten. Es ging das so weit, daß es sprichwörtlich von einem Erzdummkopfe hieß, er sei „mit Mecheln'scher Brühe begossen worden", und daß auf die Frage: Wer in Mecheln am gescheidtesten sei, „die Thorwächter" geantwortet wurde, weil diese die Einfältigen zu bewahren hätten.

Ueber den Ursprung des Rufes der Dummheit, wie über den Anlaß der meisten städtischen Spitznamen, gibt es nur sagenhafte Nachrichten oder Vermuthungen. Wenn die Nieuwporter Kabeljauesser und die Leute von Belle und Laerne Käsemacher und Gänsetreiber heißen, so ist das ziemlich erklärlich; allein warum man die Kinder von Ypern, die Schläfer

von Beurne, die Lügner von Aerdenburg, die Kesselflicker von Middelburg und die Nußknacker von Orchies jagt, ist schon weniger einleuchtend [1]). Ueber die Entstehung des Spottnamens der Audenarder, die außerdem auch die ledig-gangers heißen, erzählt man sich Folgendes.

Als Philipp der Gute um 1438 nach Gent kommen wollte, ward eilig der gewöhnlich sehr reich besetzte Geflügelmarkt von Audenarde beschickt, um junge Hähne und Hühner für die Bewirthung des Herzogs einzukaufen. Allein die guten Kleinstädter, die selbst den Besuch des Herzogs erwarteten und gewöhnlich sehr übel auf die „Herren von Gent", die eine Art Oberherrschaft über Audenarde in Anspruch nahmen, zu sprechen waren, wollten den massenhaften Aufkauf des Geflügels nicht geschehen lassen. Es kam daher zu argen Wortwechseln und Raufereien; die Genter wurden mit blutigen Köpfen heimgeschickt, und höhnend rief man ihnen nach: die Audenarder wollten ihre Hühner selber essen. Das geschah denn auch, und sie führten von da an den Namen Kükenfresser.

Das Mechelner Spitzwort „die Dummen" soll nach der Ansicht Vieler mit einem andern Spottnamen, de maanblusshers oder die Mondlöscher, zusammenhängen; indessen hat die betreffende Geschichte, worüber eine Menge Schriftstücke bestehen, vermuthlich nur zur Bestätigung des längst vorhandenen Beiworts gedient.

„In der Nacht vom 27. auf den 28. Januar 1687," erzählt Foppens in zwei handschriftlich vorhandenen Nachrichten [2]), „ereignete sich zu Mecheln eine allerliebste Geschichte (historia lepidissima), welche in ganz Europa mit Lachen vernommen wurde und selbst den gemessenen Papst Innocenz XI. mit Heiterkeit erfüllt haben soll. Ein gewisser halbbetrunkener Bürger erblickte, aus

---

[1]) S. über diese und zahlreiche andere Spottnamen in Belgien: Mone, Anzeiger 1835, S. 299; Willems, Belg. Museum 1839, S. 99; J. W. Wolf, Belgische Sagen S. 681; Mertens, Jets over de spotnamen, Antwerpen, 1847, S. 10.

[2]) Willems, Mengelingen, Bl. 4; Burgundische Bibliothek, Hdschr. Nr. 15,680, Bl. 10.

dem Wirthshause kommend, den Schein des Vollmonds zwischen Nebelgewölk im gothischen Thurme von St. Rumoldus. Feuer und Rauch vermuthend rief er die Nachbarn wach, und diese, durch dieselbe Einbildung irregeführt, liefen mit Leitern, Eimern und andern Löschwerkzeugen herbei und setzten den Thurm in eine Flut von Wasser. Auch die benachbarten Seminaristen, Oratorienväter, Minderbrüder, Karmeliter, Kapuziner machten ihre Feuerspritzen bereit. Doch bald kehrten alle, als der Mond seinen Lauf fortsetzte, verwirrt nach Hause zurück.“ Am eifrigsten und verwirrtesten soll der Bürgermeister, Mijnheer Stalins, gewesen sein. Er eilte mit einem rothen und einem gelben Strumpfe herbei, und der gelbe gehörte noch obendrein seiner Ehegattin.

Kein Wunder, wenn ein solcher Vorgang das größte Aufsehen erregte und die Kunde davon wie ein Lauffeuer von Ort zu Ort flog. Zwar, heißt es, gab sich der Bürgermeister alle Mühe, das ärgerliche Mißverständniß zu vertuschen; allein in wenigen Tagen wußte ganz Antwerpen, ganz Brüssel davon, und da war es weit genug. Es sei gar nicht unwahrscheinlich, meint Foppens, daß der Großsultan, wie erzählt werde, die ganze Posse sich habe berichten lassen. Bald entstanden eine Menge Spottschriften und Spottlieder in lateinischer und vlamischer Sprache. Der Jesuit Livinus de Meyer schrieb seine Luna ardens; ein Anderer machte einen Cantus musicus de incendio Lunae, ein Dritter ein Beklagh-liedeken van den mechelschen Theuren, ein Vierter ein „vergnügt endendes Trauerspiel“ unter dem Titel: de maensiechtige brandsticht; kurz es bildete sich eine förmliche Brandliteratur, die noch zunahm, als in der Folge die Mechelner Gelegenheit hatten, auch ihrerseits das Wort zu nehmen. Besonders waren die Spöttereien der Antwerpener, mit denen Mecheln viele Jahre lang wegen des berühmten Antwerpener Palladiums „Op-Signorken“ in Streit lag, boshaft und mannigfach.

Auch die Maler und Zeichner bemächtigten sich des Stoffes, und die Tonkünstler blieben ebenfalls nicht stumm. In Mecheln selbst sind noch einige merkwürdige Stücke aus jener Zeit vorhanden. So sah ich bei Herrn Van Melckebeke, einem regen und verdienstvollen Alterthumsfreund, den Brant van Mecheln, in

muziek gesteld door Mhr. Basuel Kanonik, für drei Stimmen und Orgel oder Baß. Die Handschrift führt das Jahr 1746 und die Worte beginnen:

'T is waer, dat kort naer nieuwe jaer
Quamp eenen puren Mechelaer
By Sinte Rombauts uyt syn gelach,
Die 't vier in den thoren sagh:
'T was die maen, die daer op scheen;
Dit ontstelde alle syn le'en;
Hy riep met eenen lossen cop:
Sa sa sa sa, gebueren op!

Die Mechelner stellten kühn die ganze Geschichte in Abrede und versäumten nicht, nebenbei den Hohn der Spötter zurückzugeben; allein sie scheinen dabei selten die Oberhand gewonnen zu haben. Als 1714 der Thurm der Nikolaikirche zu Brüssel und 1754 der Andreaskirchenthurm zu Antwerpen zusammenstürzten, riefen sie den Gegnern zu:

Het is beter, te blusschen (löschen) sonder brandt,
Als thorens te bouwen sonder verstandt!

Aber dergleichen verfing wenig. Selbst als im Laufe des vorigen Jahrhunderts eine ganze Reihe von Mißverständnissen auftauchte, die noch lächerlicher waren als ihr eigenes, dienten diese Vorgänge nur dazu, um die alte Geschichte von neuem und immer ärger in Erinnerung zu bringen und mit weiteren Spöttereien zu umgeben. Mechels spookery! hieß es dann, Mechels werk!

Als die ersten, welche den Mondlöschern nachgefolgt sein sollen, werden die guten Väter der Abtei von St. Bernards aen't Scheld genannt. Sie sahen am 27. April 1716 einen Schwarm Mücken für Rauch an und begannen eifrig „auf gut Mechelnsch" zu wirken. Der Vorfall ward in 376 Versen besungen. Dann folgen die Thienener oder Tirlemonter, welche am 19. December 1722 den mondbeschienenen St. Germanusthurm begossen. Sechs Jahre später kam Diest an die Reihe, und zwar unglaublicherweise mit dem Löschen eines „Sonnenbrands", der in 172 Versen verewigt worden ist. Um 1739 wurde eine Mondlöscherei der gelehrsamkeitreichen Löwener besungen; 1746 beschuldigte man die

Brügger, sich durch einen Fliegenschwarm haben täuschen zu lassen; 1755 war wieder ein Mückenbrand zu Turnhout; und endlich 1765 bekam auch Antwerpen, das spottsüchtige Antwerpen, seinen Theil. Beim Absterben eines Kanonikers von St. Jakob rief die Glocke zum Gebet. Da gerade ein Gewitter am Himmel stand, vermuthete Jemand Feuer; alles lief, stürmte, schrie, allein Niemand konnte das Feuer finden:

Op het tampen van de clock
Dachten zy, 't moet ergens branden,
Elck parochie-klepel trock,
Jeder leende strackx syn handen,
Om malkand'ren in den noot
By te staen soo klyn als groot.

Nachdem man ein paar Stunden gesucht hatte, ward man des Irrthums inne; man ging endlich lachend und fluchend nach Hause und die Antwerpener hießen von nun an die ziele-blusschers, die Seelenlöscher. Von allen Seiten regnete es Spottreime und Hohngedichte; die Versemacher von Mecheln waren natürlich nicht die letzten, welche sich vernehmen ließen; Antwerpen war in Aller Munde, wie vor hundert Jahren Mecheln.

Aber dieses wurde darum nicht vergessen. Noch in neuester Zeit hat der vlamische Liederdichter Theodor Van Ryswyck den torenbrand besungen, und ein anderer Poet, Jan Van Oosterwyk-Bruyn, läßt die Väter der Stadt den Beschluß fassen, daß künftig bei Mondenschein kein Brand mehr stattfinden solle:

Uit hoofde van't gepleegd abuis,
Beveelt de hoogste magt:
Na dezen mag by maneschijn
In onze stad geen brand meer zijn;
Al wie hiertegen zich gedraagt,
Word stracks de wallen uitgejaagd.

Da die Mechelner einmal in den Ruf der Dummheit gerathen waren, so konnte es nicht fehlen, daß stets auf's genaueste Buch über sie geführt und nicht leicht ein Streich vergessen wurde, der zur Bekräftigung des alten Satzes dienen konnte. So entstand ein leidliches Verzeichniß, das noch in den dreißiger

Jahren bei Gelegenheit der Eisenbahnanlagen Zuwachs erhalten hat. Als nämlich Mecheln zum Knotenpunkte des belgischen Eisenbahnnetzes bestimmt wurde, was freilich auch kein sonderlicher Meisterstreich war, weigerten sich die Väter der Stadt, die Bahnhofsanlage innerhalb der Ringmauern zu fördern, und so geschah es, daß belgisch Rom weit zur Seite liegen blieb und sich jetzt seinerseits nach dem Schienenwege hin ausstrecken muß. Aehnliches begab sich früher, als die Kanäle von Brüssel und Löwen nach Antwerpen angelegt wurden. Der Brüssel-Willebroecker Kanal, den die Brüsseler um 1550 mit Karl's V. Erlaubniß bauten, blieb zwei Stunden entfernt; der Löwener, um 1750 unter Maria Theresia begonnen, nähert sich zwar bis auf ein paar hundert Schritte, würde aber durch die Stadt geführt worden sein, wenn die Einwohner nicht eine Art von Stapel- oder Umladungsrecht in Anspruch genommen hätten, indem die Schiffergilde die Weiterbeförderung der Waaren auf ihren eigenen Fahrzeugen verlangte.

Bei solchen Vorgängen ist es erklärlich, daß nicht bloß der Ruf, sondern auch die Blüte der Stadt litt. Mecheln ist hinter Brüssel und Lüttich, hinter Antwerpen und Gent bedeutend zurückgeblieben. Sind auch, wie bei vielen andern belgischen Städten, die Angaben seiner einstigen Bewohnerzahl sicher übertrieben, da es allein 12,800 Weber gehabt haben soll, so sieht man doch aus dem Umfange seiner Straßenzüge und aus manchen sonstigen Ueberbleibseln, daß es vordem eine höhere Stufe im belgischen Handels- und Gewerbsleben einnahm, als gegenwärtig. Es versorgte fast die gesammten Niederlande mit Metallgüssen, Glocken, Kupferwerk und dergleichen. Nach Vaernewyck soll es gegen 150 Malerwerkstätten gehabt haben. Selbst die Anfertigung der berühmten Mechelner Spitzen, die sich besonders durch einen dickfadigen Blumenrand von andern unterscheiden, hat mit der Zeit so sehr abgenommen, daß kaum noch ein halb Dutzend Häuser darin Geschäfte machen. Es fehlt zwar nicht an einigen Reichen und an unternehmenden Gewerbtreibenden, allein die Zahl der Armen ist dagegen wahrhaft schreckenerregend. Die Stadt hat etwas über 32,000 Einwohner; im Jahr 1857 wurden 31,136

angegeben, und davon erhielten 4514 fortwährende Unterstützung, 3981 bekamen Beihülfe, 222 wurden als Greise und Gebrechliche, 118 als Waisen und 1144 für Rechnung anderer Gemeinden unterhalten oder unterstützt; überhaupt also 9969, oder fast ein Drittel der Bevölkerung. Dafür wurden 141,858 Franken bei einem Jahresbudget von etwa einer halben Million verausgabt, wovon 12,235 durch andere Gemeinden zu tragen waren.

Lobenswerth ist die Sorgfalt, welche auf Kranken- und Armenanstalten verwendet wird. Das neue Krankenhaus, St. Heilwich's godshuis, gewöhnlicher die Puttery genannt, hat gegen eine halbe Million Franken gekostet, kann aber auch in mehr als einer Beziehung wahrhaft musterhaft genannt werden. Die Stiftung rührt von einer frommen Frau her, Heilwich Van den Nieuwenhuysen, welche um 1561 ihr beträchtliches Vermögen der Armuth widmete; der Grund und Boden aber trug vordem einen klangvollen Namen, nämlich den Lamoral's von Egmont. Als nach der Hinrichtung dieses Opfers spanischer Tyrannei, am 5. Juni 1568, die Besitzungen desselben für verfallen erklärt und verkauft wurden, erwarb der Vorstand des Heilwich'schen Krankenhauses dessen Schloß zu Mecheln für 3600 Gulden und wandelte es seit dem Sommer 1569 zu seinen Zwecken um, bis vor einigen Jahren ein völliger Neubau erforderlich wurde. Vom alten Grafenhofe ist nichts als ein Thorweg übrig geblieben.

Ueberhaupt hat Mecheln nur wenige Reste von alterthümlichem Gepräge bewahrt. In der Kramstraße und am Salzkai sieht man noch einige malerische Bauwerke aus dem Schlusse des Mittelalters; auch geben die Hallen, das Museum, die Kathedrale und ein paar sonstige Ueberreste noch sprechende Zeugnisse von der Baukunst und Baulust des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts; allein im Ganzen hat der Ort einen moderneren Anstrich als die meisten Städte Flanderns und Brabants. Häufige Kriegsverwüstungen und sonstige Mißgeschicke tragen die Hauptschuld an dieser Erscheinung. In den Jahren 1342, 1375, 1462 ꝛc. werden bedeutende Feuersbrünste erwähnt; am 7. August 1546 flog, vom Blitz getroffen, ein Pulverthurm in die Luft, wodurch gegen dreihundert Gebäude vernichtet wurden; dann

kamen die Gräuel der Religionskriege, und auch später hat es an Kriegs- und Friedensereignissen nicht gefehlt, welche auf das Aeußere der Stadt erheblich einwirkten.

Die ältesten Nachrichten über Mecheln sind sehr dürftig. Mit einiger Sicherheit weiß man nur aus dem Leben des heiligen Rumoldus oder Rumboldus, Romuald, vlamisch Romout oder Rombout, franz. Rombaud, daß dieser Glaubensbote in der Gegend ein Kloster stiftete und um 775 von habgierigen Händen erschlagen wurde. Unter den sächsischen Kaisern, welche dem gewaltigen Bischof Notger von Lüttich wohlwollten, wurde Mecheln ein Zubehör dieses Bisthums. Im zwölften Jahrhundert gelangten die Gebrüder Gerardus de Grembergis und Walterus Berthout oder Berthold zu Ansehen. Ihre Familie kam nachgehends mit den Ansprüchen der Lütticher Bischöfe in Zwiespalt, indem sich die Berthouts Vögte und dann sogar „Herren von Mecheln" nannten. Gleichzeitig wurden die Nachbarn von Flandern und Brabant nach dem schönen Besitzthum lüstern. So ward die Stadt der Zankapfel dreier oder mehr Bewerber, und hatte, während sich alle um die Gunst der Bürgerschaft bewarben, gewöhnlich von allen zu leiden. Der Verlauf dieser Streitigkeiten war, daß Mecheln um 1300 auf vier Lebenszeiten an Johann II. von Brabant abgetreten, 1315 an Hennegau verpfändet, 1333 an Flandern verkauft, 1337 zwischen Brabant und Flandern getheilt, 1345 ganz an Brabant abgetreten, 1357 aber wieder an Flandern zurückgegeben wurde. Aehnliche Wechsel der Herrschaft kamen später noch mehrfach vor, und selbst Ludwig XV. stand 1746 als Eroberer auf dem Thurme von St. Rumoldus, was durch eine Inschrift verewigt worden ist. Man kann denken, wie es bei solchen Kämpfen in der Stadt herging.

Zwar hatten die tapfern und wohlhabenden Bürger, als sie sich 1303 gegen den Herzog von Brabant auflehnten, nog veel noten op hunnen zang, wie der Geschichtschreiber David sagt, und der Herzog fand sich genöthigt, water in zynen wyn te doen; allein später änderte sich das sehr. Nachdem 1356 und 57 die Brüsseler, Löwener, Antwerpener und Lierer um die Wette

auf dem Mechelnschen Gebiete geraubt und gebrandschatzt hatten, und nachdem 1566 und 1578 die Stadt von den Geusen und sonstigen Kriegsvölkern heimgesucht war, konnte lange Zeit von Wohlstand nicht mehr die Rede sein, und manche Unbilden sind niemals ganz überwunden worden.

Wie es der Stadt in den Religions- und Unabhängigkeitskämpfen und später in den Franzosenkriegen ergangen ist, läßt sich unter anderm aus den Geschicken abnehmen, welche dem größten Heiligthum derselben, den Gebeinen des heiligen Rumoldus, widerfuhren. Seit uralten Zeiten waren dieselben ein Gegenstand der Verehrung. Um 1369 ließ man aus den Erträgnissen frommer Gaben einen prächtigen Kasten dafür anfertigen, wozu an 1010 Mark Silber und 38 Mark Gold nebst vielen kostbaren Steinen aufgewendet worden sein sollen. Als die Stadt 1578 durch Don Juan d'Austria bedroht wurde, mußten nicht nur viele Außengebäude niedergerissen werden, sondern es ward auch Alles, was irgend zu erlangen war, für die kamer van fortificatie in Anspruch genommen. So kam auch die Reihe an den kostbaren Reliquienkasten, den man zwar verborgen hielt, dessen Versteck aber ausgekundschaftet oder verrathen wurde, und der nun auf Befehl der Generalstaaten nach Antwerpen wandern sollte. Mit Hülfe einer goldenen Kette, welche die Stadt für 650 Gulden dem Befehlshaber verehrte, brachte man es jedoch dahin, daß der Erlös, 19,296 Gulden, für Mecheln selbst verwendet werden durfte, und so ging das prächtige Kunstwerk verloren. Ein hölzerner Behälter trat an die Stelle, der 1617 wiederum durch einen silbernen, wozu Bürgerschaft und Geistlichkeit beisteuerten, ersetzt wurde. Allein auch dieser hat die Ungunst der Zeiten nicht überdauert: 1794 nahmen ihn die Franzosen als Abschlagszahlung auf eine Brandschatzung von anderthalb Millionen in Anspruch. Die Gebeine des Heiligen sind ebenfalls nicht ungeschädigt geblieben. Bei einer Ueberrumpelung der Stadt nach deren Rücktritt von der Utrechter Union, 1580, wurden sie hervorgezogen und umhergestreut. Einige Frauen sammelten aber manches, diese ein Bein, jene eine Rippe, so daß man späterhin abermals einen Gegenstand öffentlicher Verehrung aufstellen konnte. Jetzt ist auch

wieder ein silberner, drei Fuß langer Kasten vorhanden, wozu das Geld bei Gelegenheit des 1050-jährigen Jubiläums, 1825, gesammelt wurde.

In den mancherlei Kämpfen und Aufständen, welche die Niederlande erlebt haben, zeigte Mecheln in der Regel eine ungewöhnliche Anhänglichkeit an den rechtmäßigen Herrscher. Karl der Kühne verlieh ihm zur Belohnung für „treue Dienste", wie der Jahrbuchschreiber Vaernewyk erzählt, Zollfreiheit in allen seinen Landen. Auch durften die Mechelner, wie es scheint, aus ähnlichem Anlasse, bei den Festen und Wettkämpfen der Rederijkers, z. B. 1561, in Wehr und Waffen erscheinen, was andern verboten war. Besonders treu bewies sich die Stadt gegen Maximilian. Kaiser Friedrich III. erkannte dies so dankbar an, daß er sie und die alte „Herrlichkeit Mecheln" am 10. Januar 1490 zur Grafschaft — in nobilem et perpetuum comitatum — erhob und ihr den vollen königlichen Adler des Reichs zum Wappen gab — integram aquilam nigram, nulla sui parte minutam, sed cum extensis alis, tamquam ad volatum paratis, figuratam omni modo et forma, quo eadem Romanorum reges uti consueverunt. Dabei führte die Stadt den Sinnspruch: In fide constans; in trouwen vast!

Auch die Tochter Maximilian's, Margaretha von Oesterreich, zeigte als Statthalterin eine besondere Vorliebe für Mecheln; ja eine Zeit lang mochte es fast den Anschein gewinnen, als solle die künftige Hauptstadt Belgiens daraus hervorgehen. Schon die Stiftung des „Parlaments von Mecheln", des höchsten Gerichts für die Niederlande, durch Karl den Kühnen, welches am 3. Januar 1474 eingeführt wurde und den ersten Spruch gegen den Herzog fällte, gab dazu Anlaß. Dann nahm die Wittwe Karl's, Margaretha von York, daselbst im sogenannten Hofe von Burgund ihren Sitz. Besonders aber trug die Regentschaft Margarethens von 1507 bis 1530 dazu bei, den Glanz der Stadt zu erhöhen, da dieselbe regelmäßig in Mecheln Hof hielt und dort auch die Erziehung Karl's V. leitete. Die geistvolle Tochter des „letzten Ritters" liebte es, wie wir schon bei einer anderen Gelegenheit sahen, sich mit Kunst und Wissenschaft, mit Ruhm und Hoheit

zu umgeben, und ihre Hofhaltung gehörte zu den glänzendsten und gefeiertsten Europa's. Erasmus und Agrippa unter Anderen wurden hoch von ihr geehrt, und viele Künstler fanden Anerkennung und Unterstützung bei ihr. Nicht minder wußte sie Sang und Ritterspiel zu schätzen. Ein Turnier, welches sie 1516 veranstaltete, und wobei Maximilian und sein Enkel Karl nebst den Herzögen von Baiern und Braunschweig und vielen andern Fürsten und Herren erschienen, gehörte zu den glänzendsten Ritterfesten jener Zeit.

Am 10. Januar 1480 zu Brügge geboren, am 1. December 1530 zu Mecheln gestorben, erreichte sie kaum ein Alter von fünfzig Jahren, und doch wird nicht leicht ein Leben gefunden werden, das so inhaltreich und so schwer als das ihrige war. Erst zwei Jahre alt verlor sie die Mutter, kaum drei alt ward sie auf Verlangen der Flanderer an den Kronprinzen von Frankreich verlobt und zur Erziehung an den Hof Ludwig's XI. gesandt. Am 2. Juni 1483 hielt sie in Paris ihren Einzug; acht Jahre später ward sie schmachvoll nach den Niederlanden zurückgesandt. Ludwig XI. hatte schon 1475 feierlich versprochen und beschworen, daß der Dauphin Elisabeth, Tochter Eduard's IV. von England, heirathen solle; allein so wenig er diese Zusage hielt, so wenig kam auch das Verlöbniß mit Margarethe von Oesterreich zur Vollziehung. Karl VIII. vermählte sich 1491 mit Anna von Bretagne, der Erbin dieses schönen Landes, derselben, die Margarethens Vater Max verlobt war und der somit in Einem Schlage zwei tödtliche Beschimpfungen empfing. Obwohl erst elf Jahre alt, fühlte und schilderte die Verschmähte auf's bitterste die ihr angethane Schmach:

O mes Flamens, estes-vous endormiz? . . .
Tous les Franchois vous tenez pour amis,
Que vous devez tenir pour ennemis,
Car faussé vous ont ce qu'ils vous ont promis.

Aber auch freundlichere Erinnerungen blieben ihr:

Là ay receu tous biens et tout esbanois,
Là ay veu joustes, danses et tournois!

Später ward Margaretha an Don Juan von Castilien verlobt, während ihr Bruder Philipp die Infantin Johanna heirathete. Auf der Ueberfahrt nach Spanien ward ihr Schiff von einem heftigen Sturme überfallen, so daß sie den Tod vor Augen wähnte. Bei der Gelegenheit soll sie die bekannte scherzhafte Grabschrift gedichtet haben:

Cy gist Margot, la gente damoiselle,
Qu' eust deux maris et sy mourut pucelle.

Sie langte indessen glücklich in Spanien an und blieb auch nicht Jungfrau. Im März 1497 ward die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert; aber schon im selben Jahre starb Johann eines plötzlichen Todes in Salamanca. „Nie," sagt Philipp von Comines, „sah man solche Klage. Alle Handwerker feierten vierzig Tage lang, und jeder war in Trauer gekleidet." Margarethe war im sechsten Monate schwanger, fiel vor Jammer in Wehen und arbeitete nach Lemaire „zwölf Tage und zwölf Nächte", ehe ein todtes Kind, ein Mädchen, geboren wurde. Die „schöne" Wittwe zählte damals erst achtzehn Jahre.

Dann heirathete sie Philibert II. von Savoyen, einen außerordentlich schönen Mann und leidenschaftlichen Jäger. Im September 1504 verfolgte er eifrig ein Wild, kam schweißtriefend heim, setzte sich zum Essen und starb nach wenigen Tagen. Margarethe war untröstlich. Sie berief alle Künstler Europa's, um dem Todten ein prächtiges Grabmal zu erbauen. Es meldeten sich über vierhundert; Margarethe wählte den Niederländer Ludwig Van Baghem, welcher sein Werk in der Kirche zu Brou bei Bourg-en-Bresse errichtete; sie selbst kehrte nach der Heimath zurück.

Schon am 20. Februar 1508 traf sie ihre letztwilligen Anordnungen. Sie wollte in Brou, zur Linken, «du cousté senestre», Philibert's beigesetzt sein, während sie der Mutter des geliebten Todten die rechte Seite zuwies. Aber sonderbar! ihr eigenes Herz kam doch nicht nach Brou. Als sie am 1. December 1530 zu Mecheln starb, ward das Herz nach Brügge zu ihrer Mutter, Maria von Burgund, gebracht, und nur der Körper

ward einbalsamirt in Brou bestattet, während die Eingeweide in Mecheln blieben. Am 2. December 1856 wurde in Brou das Grab geöffnet und hergestellt; man fand aber die Gebeine schon zerfallen und zerstreut.

Margarethe pflegte den Sinnspruch zu führen: Fortune infortune fort une! über dessen wahre Bedeutung die Gelehrten zur Stunde noch nicht im Reinen sind.

In den vierziger Jahren, als durch ganz Belgien eine wahre Leidenschaft der Denkmalserrichtung ging, ließen die Mechelner ein marmornes Standbild der berühmten Fürstin anfertigen und auf dem Hauptplatze der Stadt, zwischen der Kathedrale, dem Museum, den Hallen und dem Stadthause aufstellen. Das Reisebuch von Bädeker verwechselt die Dargestellte mit „Margarethe von Parma"; das Handbuch des Engländers J. Weale nennt den Bildhauer Geefs als Verfertiger, was ebenfalls unrichtig ist. Das Werk rührt vielmehr von Joseph Tuerlinckx in Mecheln, dem ältern Bruder des Bildnißmalers Tuerlinckx in Brüssel, her und wurde 1849 unter großen Festlichkeiten, die vom 30. Juni bis 8. Juli dauerten, enthüllt.

Wohl selten ist ein Denkmal mit solchem Pomp eingeweiht worden. Fünf besondere Festausschüsse und eine Centralkommission waren wochenlang mit den nöthigen Vorbereitungen beschäftigt. Alles, was die Stadt an Glanz und geschichtlichen Erinnerungen zu bieten vermochte, wurde im weitesten Umfange herangezogen, und jeder Einzelne von Hoch und Niedrig wetteiferte, sein Möglichstes zu thun. «A l'exemple d'autres grandes cités du royaume la ville de Malines a voulu que l'inauguration fût accompagnée des fêtes et réjouissances publiques, dont l'éclat et la solennité fussent digne d'elle même et de la généreuse et noble princesse.» Ausstellungen, Bälle, Wettkämpfe, Umzüge, Konzerte, Preisschießen, Beleuchtungen u. s. w. suchten die acht Tage möglichst unterhaltend und glänzend auszufüllen.

Besondere Erwähnung verdienen die Umzüge oder Kavalkaden, welche am 2., 4. und 8. Juli Statt hatten und natürlich mit den althergebrachten Sinnbildern und Volksfiguren ausgerüstet waren.

Sie schließen sich ergänzend an die früher geschilderten Schaubelustigungen an.

Fünf riesige Wagen und die eben so riesige Familie der Volkslieblinge, des „Vaters“, des „Großvaters“, der „Mutter“ und der Kinder, gewöhnlich zusammen de Reuzen oder die Riesen genannt, bildeten die Hauptbestandtheile. Davor und dazwischen waren Fahnenträger, Trompeter, Bogenschützen, Musikbanden, Reiter, Bürgergarden &c. vertheilt.

Der erste Wagen trug achtzehn junge Mädchen, de maagd von Mecheln, la pucelle de Malines, nebst den Tugenden die hervorragenden Eigenschaften der Stadt darstellend, als Gerechtigkeit, Klugheit, Bescheidenheit, Mäßigung, Milde, Tapferkeit, Hochherzigkeit &c.

Der zweite Wagen hatte eine geschichtliche Bedeutung, und zwar mit besonderer Beziehung auf das Fest: er stellte nämlich die Hofhaltung Margarethens von Oesterreich vor, begleitet von einer Kriegerschaar im Gewande der Zeit. Margarethe war von den berühmtesten Männern umgeben: man sah Erasmus, Viglius, und insbesondere auch die Lehrer Karl's V. Wilhelm de Croy und Adriaen Floriszoon, der später als Hadrian VI. den päpstlichen Stuhl bestieg. Geführt wurde der Wagen von der Weisheit, zwischen Handel und Wissenschaft sitzend.

Den dritten Wagen führte la Paix. Er stellte den Friedensschluß des Dames vor und trug daher die Fürstinnen Margarethe von Oesterreich, Louise von Savoyen, nebst ihren Räthen und Begleitern.

Der vierte Wagen erinnerte an die berühmten Männer und Ereignisse Mechelns und wurde von einer Bande Hellebardierer geleitet; der fünfte zeigte die königliche Familie mit ihren Tugenden, umgeben vom gesammten Hofstaate und gefolgt von einer Abtheilung Bürgergarde. Wagenlenker war l'Amour de la Patrie.

Dann kamen die beliebten Volksfiguren, die wir zum Theil schon kennen: zunächst „le cheval Bayard mit den vier Haimonskindern“, etwas kleiner als das Roß zu Dendermonde, das 24 Träger erfordert. Die Reiter sangen Lieder, von denen eines so begann:

Wat voor vyand durvt ons naken,
Vier gebroeders op een paard?

Darauf folgte die Riesenfamilie, stehende Figuren mit langen

Gewändern, der Großvater oder de oude Reuze aber sitzend, in Gestalt eines römischen Imperators, von vier Pferden gezogen. Dann kam das Glücksrad, dann zwei Kameele, von Liebesgöttern geritten; endlich das Schiff, ein vollständig bemannter Dreimaster, wahrscheinlich heidnischen Ursprungs, nach der christlichen Deutung aber «le Bien-être de la Patrie» vorstellend.

Solche Umzüge kommen übrigens in Mecheln wie anderswo nicht bloß bei weltlichen Gelegenheiten, namentlich bei den üblichen Nationalfesten, sondern auch bei kirchlichen Feierlichkeiten vor, ohne daß irgend ein Riese, oder ein Haimonskind, oder ein Kameel fehlen darf. Namentlich bieten die Jubiläen von St. Rumoldus und von Onze lieve vrouw van Hanswyck, welche meist mit großem Pomp begangen werden, dazu Anlaß. Der heilige Rumoldus soll, wie wir gesehen haben, im Jahre 775 ermordet worden sein; das Haupterinnerungsfest fällt daher in die Jahre 75 und wurde namentlich 1775 als tausendjährliches und 1875 als hundertjährliches Jubiläum unter ungeheurem Zulauf begangen. Das Fest von 1875 soll selbst für belgische Begriffe etwas Außerordentliches gewesen sein; der Maler Wilhelm Geets leitete den künstlerischen Theil. Gewöhnlich pflegen aber auch, sofern nur die Ungunst der Zeit nicht allzu groß ist, fünfzig- und fünfundzwanzigjährliche Feierlichkeiten veranstaltet zu werden.

Notre Dame de Hanswyck ist nicht die zweitgrößte, aber die zweitheiligste Kirche von Mecheln, nach der Volksansicht vielleicht die vornehmste von allen. Sie ward um 988 gegründet, und zwar, wie die Ueberlieferung meldet, an einer Stelle, wo ein Nachen mit dem Bilde der heiligen Jungfrau, nachdem er eine Strecke auf der Dyle gegen den Strom geschwommen war, plötzlich stillstand und nicht weiter zu bringen war. Man erkannte daraus, daß die Jungfrau hier verehrt sein wolle, und erbaute ihr ein Heiligthum, das 1288 zur Pfarrkirche erhoben, um 1580 verwüstet und verlegt und in jetziger Gestalt von 1663—78 durch L. Fayd'herbe errichtet wurde. Das hundertjährliche Stiftungsfest fällt daher dreizehn Jahre später als das Rumoldus-Jubiläum; die fünfundzwanzigjährliche Feier wurde 1813, die fünfzigjährliche 1738 und 1838 mit besonderem Eifer begangen. Man sieht

also, daß, abgesehen von geringeren Festlichkeiten, alle zwölf bis dreizehn Jahre eine große kirchliche Erinnerungsfeier Statt findet. Bei dem Jubiläum von 1838, das im Ganzen vierzehn Tage dauerte, mußte der „Ommegang“ vier Mal die Hauptstraßen der Stadt durchschreiten.

Die neueren Umzüge ließen ein Stück vermissen, das früher, und namentlich im Jahr 1775, eine Hauptrolle gespielt hatte und dessen Vorenthaltung vielfach den lautesten Unwillen wachrief. Es war das «Op-Signorken».

Op-Signorken ist eine vier Fuß hohe gelenkige Puppe mit kupferfarbigem, grinsendem, holzgeschnitztem Fratzengesichte, in Schuhen und Strümpfen, mit Wams und rothen Hosen bekleidet und mit einem rothen Käppchen bedeckt. Sie war seit Jahrhunderten der Liebling des Volks und soll namentlich gebraucht worden sein, um der Spottlust und dem Unwillen über einen üblen Ehestand oder unpassenden Eheschluß Ausdruck zu geben, weßhalb man den liederlichen Burschen auch den vuilen bruidegom oder schmutzigen Bräutigam nannte. Vier Personen faßten ein Laken und schnellten damit den grinsenden Patron fortwährend in die Luft. In derselben Weise wurde mit ihm, wie aus alten Abbildungen ersichtlich ist, bei den festlichen Umzügen verfahren, und die Stadtbehörde verfehlte nicht, ihn dazu gehörig herauszuputzen zu lassen. Schon vor langen Jahrhunderten kommen in den Stadtrechnungen betreffende Ausgaben vor. Ich habe nicht genau erfahren, warum der Bursche zurückstehen mußte. Sicherlich hatte er nicht minder Berechtigung, an den Kavalkaden Theil zu nehmen, als das Glücksrad und das Kameel. Indessen wagte man auch nicht, ihn gänzlich zu beseitigen; er wurde auf dem Stadthause an's Fenster gestellt, um wenigstens aus der Entfernung durch sein Fratzengesicht und durch allerlei Kapriolen, die man ihn machen ließ, die Menge zu ergötzen. Zu meiner Zeit befand er sich in den Räumen des Stadtarchivs. Im festesten Gewölbe, wo die alten schlösserreichen Schränke und Eisenkisten stehen und die ältesten und wichtigsten Urkunden aufbewahrt werden, hatte auch Op-Signorken seinen Platz gefunden.

Mit dem Namen aber hat es folgende Bewandtniß. In

den Zeiten der vielfachen Eifersüchteleien und Anfeindungen unter den größern Städten waren namentlich auch Mecheln und Antwerpen in öfterem Hader. Wir haben oben gesehen, wie viel Spott und Hohn die Mechelner Jahrhunderte lang zu erdulden hatten und wie sie jede Gelegenheit begierig ergriffen, den Antwerpenern mit gleicher Münze zu zahlen. Während der spanischen Herrschaft hießen die hoffärtigen Handelsstädter meist «Signoren». In spöttelnder Anspielung darauf nannten nun die Mechelner ihren liederlichen Bräutigam Signorken und riefen, wenn sie ihn lärmend und lachend emporschnellten: «Op, Signorken!»

Natürlich sagte das den Antwerpenern wenig zu; sie suchten sich daher in aller Weise zu rächen. Einem besonders scheint die Sache sehr zu Herzen gegangen zu sein; er versuchte bei Gelegenheit eines feierlichen Umzuges Signorken zu entführen. Vielleicht auch wollte er sich das Ding nur einmal in der Nähe ansehen. Kurz, er wurde von den mißtrauischen Mechelnern angehalten, eines frevelhaften Anschlags auf den kleinen Abgott des Volks beschuldigt und so in die Enge getrieben, daß er nach langen Verhören froh sein konnte, ohne blutige Volksgerechtigkeit davonzukommen. Hut und Handschuhe aber ließ er im Stich, und der Brief, worin er sich beides wieder ausbat, soll noch vorhanden sein. Das geschah im siebzehnten Jahrhundert. Op-Signorken ward von nun an noch sorgsamer gehütet. Man sagt, er sei unter neunfachem Verschluß, gleich den wichtigsten Freibriefen der Stadt, gehalten worden. Eine andere Sage betrachtet den grinsenden Burschen als das Palladium Antwerpens, das von eifersüchtigen Mechelnern entführt worden sei, und das nun ihrerseits die Antwerpener hätten wieder erlangen wollen.

Das Denkmal Margarethens hat trotz allen Jubels, womit es eingeweiht wurde, manches herbe Urtheil erfahren. Auch die Mechelner Kunstkenner waren nicht sämmtlich damit einverstanden. Allerdings läßt sich gegen die Art, wie der Bildhauer seine Aufgabe gelöst hat, Manches einwenden. Namentlich ist in der Haltung der ganzen Gestalt weder fürstliche Würde noch weibliche Anmuth zu erkennen; auch zeigt das Antlitz gar wenig von jener geistigen Fülle, welche alle Welt an der Tochter Maximilian's

bewunderte, und noch weniger von der Schönheit, deren Einige gedenken und die man so gern bei Hoheit und Glanz vermuthet. Allein die derbe, realistische Auffassung fällt weniger dem einzelnen Künstler, als der ganzen belgischen Kunstrichtung zur Last, die bis auf die neueste Zeit die ideale Seite aller Kunstanschauung wenig oder gar nicht beachtete und pflegte. Die besten belgischen Geschichtsmaler trachteten weniger, einen geschichtlichen Gedanken, als vielmehr eine Gesammtheit historischer Persönlichkeiten darzustellen. Besteht ein altes Bildniß, so bleibt es gewiß nicht unbenutzt; es dient nicht bloß als Anregung zum freien Nachschaffen, sondern es wird gewissermaßen abgeschrieben. Ja, es geht dies so weit, daß ich auf einem und demselben Bilde eine jugendliche Maria von Burgund und einen alten Maximilian gesehen habe. Ich weiß nicht, wie weit auch Tuerlinckx vorhandenen Bildern gefolgt ist, aber es dürfte mehr als wahrscheinlich sein, daß er nicht bloß von einer idealen Auffassung sich hat leiten lassen. Ein Kinderbildniß: l'Infante Marguerite, findet sich in der Sammlung des Louvre zu Paris, ein Bildniß «de Marguerite d'Autriche» von Jan Gossaert, genannt Mabuse, im Museum zu Antwerpen.

Die Bildsäule steht so ziemlich in der Mitte des obenbezeichneten Platzes. Rings um das eiserne Einfassungsgitter sieht man das Abbild des großen Zifferblattes der Rumolduskirche, 48 Fuß im Durchmesser und 144 im Umfange, eingepflastert.

In der Nähe des Denkmals, im Stadthause, ist ein anderes Standbild zu sehen, das einen der Konservatoren des Louvre, Herrn De Bay, einen geborenen Mechelner, zum Schöpfer hat. Es stellt den Baumeister Fayd'herbe dar und ist in französischem Sandstein ausgeführt. Neuerdings beschloß man, demselben ein Seitenstück zu geben. Eigenthümlich ist die Art, wie die Stadtväter dabei zu Werke gingen. Während man anderwärts froh ist, für unzweifelhafte und unbestrittene Größen ersten Ranges ein Denkmal zu Stande zu bringen, hatte der Stadtrath von Mecheln vor allen Dingen den Beschluß gefaßt, „ein Standbild“ zu errichten. Dann wurde die Frage entschieden, wer es anfertigen solle. Auch über diesen Punkt einigte man sich bald: der Vor=

stand der Amsterdamer Akademie, Roger, ebenfalls ein geborener Mechelner, wurde dazu ersehen. Desto mehr Schwierigkeiten und Bedenken aber erhoben sich, als man endlich an die Frage kam, wer denn würdig sei, in Mecheln noch bedenkmalt zu werden. Ein Mechelner mußte es natürlich sein, und an solchen fehlte es ja auch nicht. Da war R. Dodoens, gewöhnlich Dodonaeus genannt, der Arzt Karl's V. und berühmter Pflanzenkenner; da war J. Storms oder Stormius, ein verdienter Arzt und Mathematiker; da war Verhaegen, der Bildhauer; Ant. Verhulst, der Landschaftsmaler; Michael Cocxie, der Geschichtsmaler; Alexander Colin, der ausgezeichnete Meister des berühmten Grabmals Kaiser Maximilian's in Innsbruck. Dieser letzte besonders, der mit seiner Gattin und fünf Kindern im fernen tiroler Lande begraben liegt, wo er am 17. August 1613 starb, hätte wohl ein Gedächtnißzeichen in seiner Geburtsstadt verdient. Allein der zur Begutachtung der Frage niedergesetzte Ausschuß entschied sich vor allen für einen Van Wachtendonk, der im sechzehnten Jahrhundert ein verdienter Leiter der Stadt war. Indessen ging dieser Vorschlag doch nicht durch, denn dergleichen Männer gab es ja viele. Auch der Fabulist Baron De Stassart fand Widerspruch. Man entschied sich vielmehr im Januar 1859 für den Maler Cocxie, der 1497 in Mecheln geboren und daselbst am 15. Mai 1592 gestorben ist. Doch harrt der Beschluß noch der Ausführung. Später hat man auch dem Dodonaeus ein Denkmal zugedacht; es steht im Pflanzengarten und ist von Tuerlinckx.

Das Stadthaus wird gewöhnlich der Beijaard, d. h. das Glockenspiel, genannt; indessen befindet sich das Glockenspiel der Stadt nicht auf dem Rathhause, sondern in Ermangelung eines besondern Belfrieds auf dem Thurme von St. Rumoldus, wo es sich alle Viertelstunden vernehmen läßt und, sonderbar genug, oft die lustigsten Sang- und Tanzweisen in die feierlichsten Augenblicke hineinspielt. Früher diente das alte Schöffenhaus, das jetzige Museum, als Sitzungsgebäude für die Stadtbehörde; um 1375 erbaut, nahm es 1474 unter der Bezeichnung Palais das Parlament und dann den großen Rath von Mecheln auf, während der Stadtrath in den Beijaard übersiedelte, bis 1616 der große

Rath „in den Hof", nämlich in das Schloß Margarethens, das später Granvella bewohnte, überzog. Von da an wurde es der Versammlungsort einer Schützengilde und später die Schaubühne des Rederijkervereins Peoene.

Die Rumolduskirche stammt aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert; der Thurm aber wurde erst im sechzehnten Jahrhundert zu seiner jetzigen Höhe gebracht. Er ist unvollendet geblieben, denn er mißt nur gegen 350 Fuß, während er auf 500 Fuß berechnet gewesen sein soll. Trotz der stumpfen Gestalt macht er keinen ungefälligen Eindruck. Als eine besondere bauliche Merkwürdigkeit wird das gegen hundert Fuß hohe Durchgangsgewölbe bezeichnet, welches eine bedeutende Masse des ungeheuren Thurms trägt und von dem berühmten Vaûban das achte Wunderwerk genannt worden sein soll. Ein Haupttheil der Kosten des Kirchenbaues wurde von Pilgern gesteuert, nachdem in den Jahren 1450 und 1456 Jubiläen und Ablasse ertheilt worden waren. Am 22. Mai 1478 verordnete die Stadtbehörde, daß jeder auswärtige Fischverkäufer einen Fisch geben solle, „nicht den größten und auch nicht den kleinsten", um zum Besten des Thurmbaues und des Marienbildes in der Liebfrauenkirche getheilt zu werden.

Das Innere der Kirche ist, wie bei vielen niederländischen Gotteshäusern, in Folge der Bilderstürmereien ziemlich schmucklos; doch sieht man eine Reihe alter und werthvoller Gemälde, von denen eines dem Meister Jan van Eyck zugeschrieben wird. Das berühmteste Bild ist eine Kreuzigung von Van Dyck. Sehenswerth ist auch eine große, aus Holz geschnitzte Kanzelbildnerei, die Bekehrung des Paulus vorstellend.

Der Thurm wurde im vorigen Jahrhundert von dem bekannten Schwedenkönig Gustav III. und von Ludwig XV. erstiegen, was die guten Mechelner durch Gedenktafeln verewigten. Der erste, «cui sat ardua nulla ad virtutem via», kam 1780 als Besucher; der andere stand im Mai 1746 als Eroberer oben. Das Fenster, durch welches er auf das überwundene Land schaute, ward zugemauert, und eine unpatriotische Inschrift sagte:

Sole sub occiduo, summo hoc in culmine turris
Sol alter Majis idibus exoritur.

Indessen wurde nachgehends Verwahrung gegen die Verse eingelegt, und als 1749 der rechtmäßige Landesherr in Löwen, der alten Hauptstadt Brabants, seinen feierlichen Einzug hielt, machten sich auch viele Mechelner auf den Weg, um ihre Freude an den Tag zu legen. Aber wie oftmals, so spielte auch dießmal das Mißgeschick den Mondlöschern einen ärgerlichen Streich. Trotz der gerühmten Klugheit der Stadt hatte man sich in der Zeitrechnung geirrt. Als die stolze Kavalkade ankam, war alles vorüber, und von da an ward bis auf die neueste Zeit höhnend gesungen:

En van honderd synder geen thien,
Die prins Charel, die prins Charel,
En van honderd synder geen thien,
Die prins Charel hebben gesien.

Von den übrigen sechs Pfarrkirchen und sechsundvierzig sonstigen Gotteshäusern, welche Mecheln im vorigen Jahrhundert besaß, sind während der Franzosenherrschaft der neunziger Jahre manche eingegangen. Indessen ist immer noch kein Mangel. Von besonderer Bedeutung ist die schon erwähnte Liebfrauenkirche van Hanswyck, wenn auch mehr durch ihre Vorgängerin, als in ihrer jetzigen Gestalt. Eine zweite Liebfrauenkirche ist von 1500 an erbaut worden und besitzt ein berühmtes Bild von Rubens, den Fischzug des Petrus, so wie mehrere andere bemerkenswerthe Kunstwerke. Drei Bilder von demselben Meister, z. B. Petrus auf dem See wandelnd, sind von den Franzosen nach Paris gebracht und niemals zurückgegeben worden.

Früher gab es in Mecheln auch eine deutsche Ordenskomthurei mit einer ansehnlichen Kirche. Sie hatte, um 1198 von der mächtigen Familie der Berthouders gestiftet, in der sogenannten Pitzenborch ihren Sitz, wo man noch ein paar Ueberbleibsel, als Wappen und dergleichen, zeigt. Das Haus dient jetzt zu einer höheren Unterrichtsanstalt; aus dem übrigen Grund und Boden hat man mit Hülfe eines Aktienvereins einen Pflanzengarten gebildet. Er ist im Sommer zu gewissen Zeiten Jedermann

zugänglich und gewährt bei seiner Lage inmitten der Stadt einen herrlichen Erholungs- und Vergnügungsort. Längs der Dyle sich hinziehend, voll schattiger Gänge und Plätze, bietet er allerliebste Aussichten auf die nahe Kirche van Hanswyck und auf andere Gebäude. Dicht am Ende arbeitet eine Fabrik; während die Kirchenglocken zum Gebet rufen, wirbelt dort ein riesiger, lärmumrauschter Schlot seine dunkeln Rauchwolken in den sonnigen Himmel, gehen dort die Wasserräder ihren brausenden Gang, in den aufsprühenden Tropfen von einem schimmernden Regenbogen überwölbt.

Großes Aufsehen hat in neuerer Zeit ein alter Koffer erregt, nämlich wegen eines eingeklebten Holzschnittes mit der Jahreszahl 1418. Früher galt ein heiliger Christoph von 1423, im Besitze Lord Spencer's, aus der Karthause von Buxheim stammend, für den ältesten Holzschnitt; diese Ehre ist verloren gegangen, und das älteste bekannteste Ueberbleibsel dieser Art befindet sich jetzt auf der Brüsseler Bibliothek, welche das Mechelner Bild für 500 Franken angekauft hat.

2.

Brügge.

Es mag wenig Städte geben, die so viel Reize stiller Schönheit und beredter Erinnerung darbieten, als Brügge. Thürme und Thore, Gräben und Brücken, Straßen und Plätze, Kirchen und Kapellen, Häuser und Hütten, kurz Hunderte von Ueberbleibseln längst entschwundener Jahre, ziehen unablässig den Blick auf sich, und fesseln um so inniger, je friedlicher sie sich in ihren alten Tagen zur Ruhe gesetzt haben. Nach einer Jugend voll Kraft und Lust, voll Lärm und Leben, scheinen sie sich gleichsam dem behaglichen Genuß und der heitern Beschaulichkeit des Alters hinzugeben und, umringt von jungen Geschlechtern, auf die Töne zu

horchen, womit das Glockenspiel des Belfried an verklungene Tage und Mären erinnert.

Die Zeiten sind nicht spurlos an der alten Hauptstadt Westflanderns vorübergezogen. Feuer und Schwert, Aufruhr und Belagerung, Zufall und Plan, haben aber und abermals zerstörend und ändernd in den gemessenen Lebensgang des merkwürdigen Gemeinwesens eingegriffen.

Schon aus den frühesten Jahrhunderten wird von vernichtenden Feuersbrünsten und sonstigen Verheerungen berichtet. Namentlich litt 1115, 1182, 1215, 1227 und 1280 ein großer Theil der Stadt durch Brand. Im Jahre 1215 wüthete nach dem Jahrbuchschreiber Despars zulck een moortbrant dater qualick 40 huyzen onghesthaet bleven. Im Jahr 1280 verbrannten die Hallen, die damals noch von Holz waren, und alle Urkunden gingen zu Grunde. Auch 1325, 1473, 1479 wird von Feuersnöthen erzählt. Später wurden sie seltener. Man baute von Backsteinen und ward vorsichtiger. Aber desto mehr wirkten dann sonstige Vorgänge, um die Gestalt der Stadt zu verändern. Die Fehden mit Gent, der Aufruhr unter Maximilian, die Religions- und Unabhängigkeitskämpfe unter Philipp II., die Kriege unter Ludwig XIV., und vor Allem die Zeiten der Revolution und der französischen Herrschaft, trugen mächtig dazu bei, das Aeußere und Innere des Orts umzubilden und seine Anschauungen und Sitten zu beeinflussen. So ward im alten Brügge Manches neu und Vieles anders, gleichviel ob besser oder schlechter.

In der That, die alten Thürme und Hallen mögen sich oftmals wundern, wenn sie den neuen Zustand der Dinge betrachten. Ueber den Freitagsmarkt, wo die kühnen Gewerke sich sammelten, als man 1302 zur Goldenen-Sporen-Schlacht auszog, braust die Eisenbahn. Französisch erklingt, wo einst vlamische Rede und Satzung zu Gerichte saß, und wo in der Vernichtungsnacht von 1301 Jeder als Franzose über die Klinge springen mußte, der die Losungsworte «Schild en Vriend» nicht tadellos auszusprechen vermochte. «Snaker» nannte man die fremden Eindringlinge und Zungenhelden; wat walsch is valsch is, hieß es; Slaet al dood! En men slouch se dood gelyc kieckenen.

Aber nicht immer schlug man die Franzosen todt. Französische und belgische Sansculotten machten gemeinschaftliche Sache, als in den neunziger Jahren die Grafenbildnisse, die „Tyrannen-Bilder", am Stadthause zerschlagen wurden; französische Sendlinge und Abenteurer geboten, plünderten, brandschatzten .... Die Straßen und Plätze wurden umgetauft, die Kirchen geschändet, die Kunstwerke verschleppt, alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens geändert. Man kümmerte sich nicht um jene Satzungen und Freibriefe der „geheimen" Stadtlade, die unter dreifachem Verschlusse, „in einem Gewölbe mit neun Schlössern", bewahrt wurde.

Auch Anderes ward anders oder schwand dahin. Aus der uralten St. Donatskirche, wo Karl den Guten 1127 das Mordbeil traf und wo 1440 Jan Van Eyck in die Gruft sank, wurde ein Tummelplatz für die Jugend; aus der Kranenburg, wo 1488 König Max gefangen saß, ward ein Bierhaus, aus den Tuchhallen ein Fleischscharren. Und wo blieb erst der alte Glanz, das alte Leben? Küchenmädchen und Hökerweiber feilschen, wo einst die Schätze des Morgen- und Abendlands ausgetauscht wurden; die Stätten sind leer, wo die Handelsherren Venedig's und der Hansa sich drängten; kaum, daß ein paar lahme Droschkengäule dort schlafen, wo einst die prachtliebenden Philippe und Karle ihre Turnierrosse tummelten.

Aber dennoch ist genug geblieben und genug erstanden, um gegen das alte wie gegen das neue Brügge gleich gerecht sein zu können. Das geschieht nicht immer. Gewöhnlich hat die Gegenwart unter dem Rufe der Vergangenheit zu leiden. Während man die Macht und Herrlichkeit der alten Zeiten übertreibt, wird das heutige Brügge gleichsam als ein Todtenhof, als ein Inbegriff von Ruhe und Trägheit, geschildert; namentlich auch in deutschen Schriften.

Noch im Jahr 1859 gab eins der ersten Zeitblätter Belgiens die Bevölkerung der alten Stadt auf 250,000 Seelen an, la plupart artisans et marchands. Das ist sicher sehr übertrieben. Auch von andern Städten werden ähnliche Angaben gemacht; namentlich sollen Löwen, Gent und Ypern 180—200,000 Ein-

wohner gehabt haben. Allein man sieht sich vergebens nach haltbaren Gründen für solche Annahmen um. Ich glaube nicht, daß irgend eine belgische Stadt jemals 200,000 Einwohner gehabt hat. Selbst für Gent und Brügge, die im Mittelalter die bedeutendsten waren, mögen 80—100,000 vollkommen ausreichen. An genauen Zählungen fehlt es natürlich gänzlich; die gewöhnlichen Angaben beruhen auf Schätzungen und Vermuthungen, wobei Patriotismus, Lust am Hervorstechenden und laudatio temporis acti nicht ohne Einfluß geblieben sind. Von Brügge ist ein riesiger Grundriß oder vielmehr eine Ansicht aus der Vogelschau von Markus Gerardus aus dem Jahre 1562 vorhanden, der für eine so große Bevölkerungszahl nicht spricht. Es gab damals so ziemlich dieselben leeren Plätze und Gärten wie 1859 und zum Theil noch jetzt.

Brügge hatte am Ende des Jahres 1857 nur 48,310 Ortsangehörige, und mit Einschluß der Besatzung und der Fremden 51,235 Einwohner. Es steht also immerhin genugsam gegen sonst zurück, ohne daß man nöthig hat, der alten Stadt eine Viertelmillion zu geben.

Besonders auffallend ist die geringe Veränderlichkeit der Bevölkerungszahl. Während Brüssel und Gent seit 1830 bedeutend zugenommen haben und fortwährend anwachsen, blieb Brügge lange Zeit auf dem alten Fleck. In der Zeit zwischen den allgemeinen Volkszählungen von 1846 und 1856 hatte seine Bevölkerung sogar um 1000 Seelen verloren; 1857 zogen 1311 nach Brügge und 1420 verließen die Stadt. Und doch sollte man denken, seine Lage sei nicht so ungünstig, um eine solche Erscheinung rechtfertigen zu können. Inmitten einer zahlreichen Landbevölkerung, nach allen Seiten durch Kanäle und Eisenbahnen mit dem Meere und mit dem Innern des Landes verbunden, nicht arm an vermögenden Familien und reich an spornenden Erinnerungen, müßte die Stadt in Handel und Gewerbe, wenn auch nicht Ausgezeichnetes, doch immerhin Erhebliches zu leisten im Stande sein. Aber erst in neuester Zeit hat sich in dieser Hinsicht mehr Rührigkeit gezeigt, und es fehlt gar viel, um mit dem Fabrikleben Gent's und anderer Städte wetteifern zu können. Im Jahr 1857 wurde

sein Hafen von 185 Fahrzeugen besucht, darunter 89 englische und 51 belgische.

Sehr bedeutend ist in Brügge, wie in Flandern überhaupt, das Spitzenklöppeln. Tausende und aber Tausende von Frauen und Mädchen beschäftigen sich fast ausschließlich damit. Wer durch die entlegenern Theile der Stadt schreitet, hört nicht das Hämmern und Rasseln von Fabriken; aber vor allen Thüren sitzen Klöpplerinnen mit dem Spitzenkissen auf den Knieen und lassen die zahlreichen Garnröllchen in staunenerregender Behendigkeit und Schnelligkeit durcheinander fliegen. Es geht das soweit, daß die Brügger Handelskammer sich dadurch beunruhigt gefunden und vorgeschlagen hatte, die Einführung anderweiter weiblicher Industriezweige zu betreiben, damit nicht bei einer etwaigen Stockung des Spitzengeschäfts allgemeines Elend entstehe.

Brügge hat einen bedeutenden und wohlgeordneten Gemeindehaushalt. Ansehnliche Summen werden alljährlich für Bauten und Besserungen, für „Verschönerungen", für Erhaltung und Errichtung von Denkmälern und dergleichen verwendet. Der Voranschlag für 1859 warf allein 45,000 Franken für Straßenerweiterung aus.

Freilich geht durch solche und ähnliche Bestrebungen manch' alterthümliches Gepräge verloren; aber es hört auch viel Schmutz und Ungemach auf, und im Ganzen verdient der Eifer, den man neuerdings nicht minder der Erhaltung werthvoller Ueberbleibsel als der Verschönerung und Vergesündерung widmet, alle Anerkennung. Die Ausbesserung des Kaminsaales, die Herstellung der Heil. Blut-Kapelle, die Erneuerung der Rathhausbilder u. s. w. u. s. w. zeugen genugsam von der erfreulichen Sorgsamkeit, welche man den Alterthümern der Stadt zuwendet, wenn auch mitunter mehr Behutsamkeit und Geschick zu wünschen wäre.

Als in den vierziger Jahren die Lust der Denkmalerrichtung durch Belgien schritt, blieb auch Brügge nicht zurück. Man erhob 1846 dem 1620 im Haag gestorbenen Stadtkinde Simon Stevin, dem „Erfinder des Decimalsystems", ein Standbild, und wochenlang war die gesammte Bevölkerung in Jubel und Aufregung zu Ehren eines Mannes, von dem noch kurz zuvor nicht der Tausendste irgend Etwas gewußt hatte. Dann erinnerte man sich Jan Van

Eyck's, des „Erfinders der Oelmalerei“. Schon der Akademiedirektor Johann Robert Calloigne († 1830) hatte ein Marmorstandbild des alten Meisters gefertigt. Die mehr weiblich als männlich gehaltene Statue blieb aber im Akademiegebäude. Man begnügte sich, auf dem Burgplatze einen graugrün oder gräulichgrau angestrichenen Abguß zu veröffentlichen. Später ist auch die Bildsäule selbst vor der Akademie auf dem kleinen „Van Eyck's-Platze“ aufgestellt worden, und zu Ende 1858 erhielt ein junger Brügger Bildhauer, Julius Van Nieuwenhuyse, den Auftrag, das Fußgestell mit „vier allegorischen Figuren zu vervollständigen“. Lassen auch alle diese und andere Denkmäler manches, ja zum Theil sehr viel zu wünschen übrig, so zeugen sie doch von dem guten Willen, der die Häupter und Herrscher der Stadt erfüllt.

Außer der Oelmalerei und dem Decimalsystem werden für Brügge noch eine Menge anderer Erfindungen in Anspruch genommen. Die Stadt soll die erste Versicherungsanstalt (1310), die erste Börse (13. Jahrh.), den ersten Diamantschleifer (1476), die erste Lotterie 2c. gehabt haben.

Am meisten hat ohne Zweifel der Lotterieanspruch für sich. Wenigstens ist der Name offenbar niederdeutschen Ursprungs und mit der westvlamischen Aussprache von lotery im besten Einklange. Auch bewahrt das Stadtarchiv eine Lotterieliste aus dem Jahre 1446, und nach den städtischen Rechnungen haben schon vor diesem Jahre Lotterien zum Besten der Gemeindekasse stattgefunden. Eine andere Liste ist von 1465. Im Jahr 1509 wurde eine Lotterie in Form eines Anlehens mit 36,644 Loosen veranstaltet. In der Liste von 1446 kommt auch die Wittwe Jan Van Eyck's als Theilnehmerin vor. Man gab den Loosen oft Denksprüche, Heiligenbezeichnungen u. s. w., z. B. „Eine Wittwe mit sieben Kindern“, „St. Antonius von Padua“ und dergl. Aehnliches wurde von einem stadtkölnischen Lotterieloose von 1722 berichtet, dessen Besitzer die Sache dem lieben Gott selbst anheimgegeben hatte mit den Worten: „Gott laß ich walten umb das beste Loos.“

Das Archiv und die Stadtbibliothek befinden sich in den obern Räumen des Rathhauses, eines der schönsten Bauwerke

gothischen oder romantischen Stils, welche Belgien besitzt. Es gehört dem Blütenalter der sogenannten Gothik an, und leidet weder an der Steifheit, welche manchen frühern, noch an der Ueberladung, die den spätern Schöpfungen dieser Art oft Abbruch thut.

Dicht daneben ist die Kapelle des heil. Bluts. Das kleine Gotteshaus stand lange Zeit verlassen und ist erst in den fünfziger Jahren glänzend, zum Theil überladen wieder herausgeputzt worden. Die ursprünglichen Theile sind hohen Alters; besonders sind ein paar wunderliche Thürme für Alterthumsforscher und Baukenner von Bedeutung. Am meisten wird in der Regel das „Treppenhaus", welches zu dem im Oberstock belegenen Betsaale führt, hervorgehoben und bewundert. Dasselbe gehört dem Stile nach, mit seinen flachen durchdrückten Spitzbogen, der spätern Gothik, der Arbeit nach aber der neuesten Zeit an, da es bei der Herstellung, seit 1839, nach den vorgefundenen Ueberbleibseln von 1533 fast ganz umgebildet worden ist.

Der Name der Kapelle rührt von den geronnenen, „durch Joseph von Arimathia gesammelten Blutstropfen" her, welche Dietrich von Elsaß, Graf von Flandern, im 12. Jahrhundert aus dem gelobten Lande mitbrachte, und die noch jetzt gezeigt und verehrt werden. Sie sind in Krystall eingeschlossen; jeden Freitag wird dies ausgestellt und von Hunderten, ja Tausenden andächtiger Lippen berührt. Schon in frühen Jahrhunderten stand das heilige Blut von Brügge in großem Ansehen. Besonders war eine feierliche Procession, welche am 3. Mai veranstaltet wurde und welche zugleich als eine Art Schaufestlichkeit erschien, in Ruf. Viele Tausende strömten von Nah und Fern zusammen, um sich in allerlei Bußformen, mit großen Schleppkreuzen, schweren Eisenstangen, Marterwerkzeugen, Fahnen, bildlichen Darstellungen und sonstigen Zurüstungen am großen Umzuge zu betheiligen, in dem auch die Behörden der Stadt in feierlicher Amtstracht erschienen. Als beim Umzuge von 1382 die Genter anrückten, soll der Träger der Reliquie diese in den Kanal geworfen und erst nach Jahren eine wasserschöpfende Begine sie zufällig wieder gefunden haben. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts wurde eine besondere

Brüderschaft des heil. Bluts gestiftet. Zur Zeit der Bilderstürmer brachte ein frommer Verehrer das Blut in Sicherheit und hielt es bis 1584 versteckt. Beim Umzuge von 1512 trat zuerst der Riese «Trevanus avec sa femme» mit auf; um 1667 kam dessen Tochter Rosalie und ihr Schatz hinzu. Selbst Joseph II. soll der Procession beigewohnt haben. In den neunziger Jahren wurden diese Feierlichkeiten abgestellt; ja die Reliquie selbst kam, wie so viele andere, in Gefahr, in habgierige oder kirchenschänderische Hände zu fallen. Allein eine treue Hand rettete sie. Ludwig Donche, 1769 zu Brügge geboren, 1795 in Köln zum Priester geweiht, 1857 zu Löwen als Jesuit gestorben, verbarg das Heiligthum im Hause seiner Eltern und erwarb sich dadurch große Ehren.

Neuerdings ist die jährliche Procession hergestellt worden, und die Verehrung des heil. Bluts bildet von Neuem einen Hauptgegenstand der Kirchenwerke Brügge's. Doch ist die Theilnahme der Männerwelt sehr gering, zumal in den vornehmern Klassen; Vielen, die am 3. Mai 1859 Theil nahmen, sah man's an, daß sie von ganz andern Dingen, als von gläubiger Innigkeit und Gottseligkeit erfüllt waren. Mehr thun aber die Frauen. Am zahlreichsten erscheint die Dürftigkeit und die Bevölkerung vom Lande. Stundenlang sieht man an manchen Freitagen einen ununterbrochenen Menschenstrom sich durch die kleine Kapelle ergießen. Auf einem Seitenaltar in Form eines Doppelkatheders, über welchem die Worte stehen: Sanguis Christi, inivra nos! ist der Krystall ausgelegt, den die Vorüberschreitenden küssen, und den ein dahinter sitzender Geistlicher nach jedem Kusse mit einem weißen Tuch abwischt.

An sonstigen Tagen ist das Blut nur ausnahmsweise zugänglich. Gewöhnlich wird nur der Verschluß, ein silbernes Kästchen mit Goldfiguren und reichen Edelsteinverzierungen aus dem Jahre 1617, nebst einer Abbildung des Krystalls mit den Blutflecken, gezeigt.

Von den übrigen zahlreichen Gotteshäusern der Stadt sind besonders die Liebfrauenkirche und die Heilandskirche hervorstechend. Beide liegen nahe zusammen und beweisen, wie

groß der kirchliche Eifer und das religiöse Bedürfniß des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts gewesen sein müssen. Ihre äußere Gestalt ist wenig gefällig, zum Theil fast plump; ihr Inneres aber enthält manches Sehenswerthe, insbesondere einige Kunstwerke von großer Bedeutung. So bietet die letztere Gemälde von Peter Purbus, Van Orley, Van Oost 2c. und vor Allem eins der Meisterwerke Dirk Bouts'; die Liebfrauenkirche dagegen besitzt ein Marmorbild der Jungfrau, welches dem Meißel oder wenigstens der Schule des Michel Angelo zugeschrieben wird. Dasselbe soll durch ein wunderliches Geschick nach Brügge gekommen sein. Ein Freibeuter von Middelburg, heißt es, nahm es im Mittelmeer einem nach Genua bestimmten Schiffe ab und gab es leichten Kaufs wieder weg. Also Räuber- und wohl gar Ketzerhände mußten dazu beitragen, die Kirche von onze Vrouwtje zu schmücken. Andererseits wird angegeben, die Statue sei 1510 von einem J. Moscron der Kirche verehrt worden. Das Bild steht in einer schwarzen Marmornische über dem Altare des rechten Seitenschiffs. Maria ist in sitzender Stellung; ihre linke Hand faßt die rechte des vor ihr stehenden Jesuskindes, während die andere auf dem rechten Knie ruht. Die Züge des schönen, etwas hagern Antlitzes der Jungfrau haben eine ernste, fast herbe Strenge, und scheinen mehr das Vorgefühl künftigen Wehs als das Mutterglück der Gegenwart widerzuspiegeln.

Nach Markus Van Vaernewyck, dem Genter Jahrbuchschreiber, 1561, wurde das Werk „von Rom mit großen Kosten geholt" und auf 4000 Gulden geschätzt. Er bezeichnet es als die Schöpfung der «zeer constighe handt van Michael Angelus» (IV. 60).

An derselben Seite, in einer Kapelle des hohen Chors, sind die kostbaren Grabmäler Karl's des Kühnen und seiner Tochter Maria, der Gemahlin Maximilian's von Oesterreich, um 1495 und 1558 errichtet. In lebensgroßen, reich vergoldeten Erzbildnissen ruhen Vater und Tochter auf kunstvollen Sarkophagen, die ringsum in Erz und Schmelzwerk mit den Wappenschilden der zahlreichen Lande geschmückt sind, welche die schönste und reichste Fürstentochter ihrer Zeit dem letzten Ritter zubrachte, mit den

vielgestaltigen Löwenzeichen von Burgund, Brabant, Flandern Namen, Hennegau, Luxemburg, Geldern, Holland. . . . Welch ein Ort, an die Hinfälligkeit alles Irdischen, aller Schönheit, alles Reichthums, alles Ehrgeizes, alles löwenkühnen Muthes zu erinnern!

Oh fading honours of the dead!
Oh high ambition, lowly laid!

Die Grabmäler befanden sich früher auf dem hohen Chor, wo die Gebeine beigesetzt worden waren. Als in der Revolutionszeit die Zerstörung befürchtet wurde, schaffte der Kirchendiener De Zitter die Kunstwerke bei Seite und wußte sie so sorgfältig zu verbergen, daß sie allen Nachspürungen entgingen, obwohl gegen die Kanoniker eingeschritten wurde. Die Kirche ward, wie so viele andere, verkauft. Später, 1810, bewilligte Napoleon bei seinem zweiten Besuch in Brügge 10,000 Franken zur Einrichtung der Kapelle, wohin die Denkmäler versetzt wurden, und der Kirchendiener De Zitter erhielt eine Belohnung von 1000 Franken.

Bei der Gelegenheit fand eine rohe Entweihung Statt. Philipp der Schöne, der Sohn Maria's, liegt in Spanien begraben, wo er 1506 starb. Das Herz aber war nach Brügge gebracht und im Grabe der Mutter beigesetzt worden. Als die kleine Nische geöffnet wurde, nahm Jemand, dessen Name mit unzeitiger Zartheit verschwiegen worden ist, das Herz heraus, schnitt es in Stücke, beroch es und warf es in den Schutt.

Die Kapelle war durch Philipp zum Andenken des 1488 von den Brüggern gemarterten und ohne Urtheil und Recht enthaupteten Peter Lanchals, des treuen Anhängers Maximilian's, erbaut worden. Lanchals hatte 5 Wochen bei einem Hutmacher, der als sein Freund betrachtet wurde, versteckt gesessen, ward aber endlich aus seinem Schlupfwinkel vertrieben, weil der neuerwählte Magistrat bekannt machen ließ, daß Derjenige, welcher den Lanchals versteckt halte, mit Weib und Kindern gehängt werden solle.

Der Thurm der Liebfrauenkirche ist der höchste weit und breit und wird bei klarem Wetter selbst auf fernem Meere erblickt.

Er bildet die erste Landmarke Flanderns für den Schiffer. Die Spitze, die sich altersschwach neigte, mußte in den fünfziger Jahren abgebrochen und neugebaut werden. Ein ungeheurer Hahn mit einem Kreuze diente als Windfahne. Er ist der Gegenstand einer tollkühnen Geschichte. Als derselbe 1711 aufgebracht wurde, war der Hauptwerkmeister, Zimmermann Stevens, abwesend. Man bezüchtigte deshalb den Heimkehrenden des Kleinmuths, und trieb die Spöttereien so weit, daß der Gehänselte sich vornahm, den Leuten durch ein kühnes Stück der höchsten Herzhaftigkeit den Mund zu stopfen: er stieg durch die oberste Luke, ohne Leitern, auf die Spitze des Thurms und setzte sich rittlings auf den Hahn. Mit Schauder blickten zahlreiche Zuschauer nach der schwindelnden Höhe. Doch es kam noch ärger: ein Windstoß erhob sich und der Hahn schwankte. . . . Jeden Augenblick erwartete man den Sturz des verwegenen Reiters; allein dieser saß fest, und als nach geraumer Zeit der Wind sich legte, stieg er ab und kam wohlbehalten hernieder.

Die übrigen Kirchen haben wenig Anziehendes, obwohl es ihnen an allerlei Merkwürdigkeiten nicht fehlt. Die Jakobskirche zeichnet sich durch einige Gemälde und besonders durch spanische Grabdenkmäler in Erz aus. Im Eingange der Jesuitenkirche mahnt eine apokalyptische Inschrift an den Ausschluß der Hunde: Honden buiten! rufen die heiligen Väter, mit Hinweisung auf die Worte des Sehers von Patmos, Kapitel 22, Vers 15, den Eintretenden zu.

Die Jerusalemskirche ist durch ihre Entstehungsgeschichte merkwürdig. Sie wird für eine Nachbildung der Heil. Grabeskirche ausgegeben. Peter Adornes, ein Abkömmling einer berühmten Dogenfamilie zu Genua, im 15. Jahrhundert Bürgermeister von Brügge, machte mit seinem Bruder Jakob, wie erzählt wird, eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande und faßte den Vorsatz, seine Vaterstadt mit einem genauen Abbilde der heiligen Kirche von Jerusalem zu begaben. Er merkte sich Alles auf's pünktlichste und machte sich nach seiner Rückkehr eifrig an's Werk. Lange Zeit ging Alles nach Wunsch; am Ende aber schien doch Etwas zu mangeln. Vergebens sann der gewissenhafte Mann nach, was

es sein könne, und machte sich endlich zum zweiten Male auf den Weg, um in Jerusalem nachzusehen, was zur Vollendung seines Werks und zur Erfüllung seines Gelübdes noch fehle. Es war nur eine Kleinigkeit; aber worin sie bestand, das wird verschieden erzählt. Er hatte vergessen, bemerkt eine Schilderung in der Revue des Revues, il avait oublié de faire briser en deux le seuil de la porte, tel que cela existait dans l'église de la sainte ville.

Indessen, auch abgesehen von dem fehlenden Bruche in der Thürschwelle, möchten noch andere und zwar sehr erhebliche Verschiedenheiten bestehen. Doch der Brügger Pilgersmann war von seinem Werke befriedigt; er starb beruhigt und ruht im Frieden, inmitten seines Baues, unter zahlreichen Familiengliedern, deren Bildnisse auf zum Theil wohlerhaltenen Glasfenstern zu sehen sind.

Nach Andern soll Peter Adornes, der 1441 Bürgermeister war, in der Jakobskirche seine letzte Ruhestatt gefunden haben. (J. Gaillard, Recherches sur l'Eglise etc. 1845, p. 17).

Ein Hauptbauwerk der Stadt ist natürlich der Belfried, in der „vornehmen Welt" Le beffroi geheißen. Er gehört zu den schönsten Baudenkmälern Flanderns und stammt aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert. Es fehlt ihm aber die durch Brand vernichtete Spitze. Dagegen fehlt ihm nicht, was in einer flandrischen Hauptstadt auch gar nicht fehlen dürfte, das Glockenspiel. Und zwar ist dasselbe so eingerichtet, daß es nicht bloß nach dem Stundenlauf durch ein Uhrwerk in Thätigkeit gesetzt wird, sondern auch mittelst einer Klaviatur von einem Künstler noch besonders gehandhabt werden kann, was man bespelen nennt. Die Zahl der Glocken ist bedeutend, wenn ich nicht irre 48; die metallene Walze, welche die Hämmer durch Tausende von Zapfen in Bewegung setzt, hat eine riesige Ausdehnung. Das „Bespielen", welches zu meiner Zeit gegen Mittag geschah, ist ein Stück Arbeit, das ein Paar kräftiger Arme erfordert. Der Künstler bewaffnet sich dazu mit langen, dickgepolsterten Fausthandschuhen und paukt dann mit der vollen Faust, bei den tiefen Tönen weit ausholend, auf die Tasten los. Einfache langsame Weisen lassen sich auf diese Art ganz leidlich

ausführen; wenn aber der „Bespieler", wie das in meiner Gegenwart geschah, sich besonders hervorthun will, dann entsteht ein Lärm und ein Gebimmel, die nur einem Brügger Kinde zusagen können.

3.

Gent.

Lange war Gent die ansehnlichste Stadt Belgiens. Es gab eine Zeit, wo Karl V. mit vollem Rechte zu Franz I. wortspielend sagen konnte: Je mettrai tout votre Paris dans mon Gant (Gand). Zwar hat sich dies längst geändert und Karl V. selbst hat nicht am wenigsten dazu beigetragen, daß die flandrische Hauptstadt von ihrer Höhe herabgesunken ist; allein Gent ist doch noch immer ein hervorragender Ort und steht namentlich in gewerblicher Beziehung hoch über den meisten Städten des Landes, besonders über Brügge, seiner ehemaligen Nebenbuhlerin. Während die Kirchthürme Brügge's von ruhiger Stille umgeben sind, hämmert und rasselt in Gent das regste Fabrikleben; die alten Riesen von St. Bavo und St. Jakob sind von Hunderten rauchender Fabrikschlöte umragt, und selbst in ehemaligen Kapellen und Klöstern, selbst in den Mauern stolzer Herrensitze, ja selbst unter den Ueberbleibseln des Fürstenhofes, wo Karl V. geboren wurde, und zwischen den Ruinen der Grafenburg, wo Karl der Kühne zu Gericht saß, braust und jagt die treibende Kraft des Dampfes.

An Einwohnerzahl ist Gent sich ziemlich gleich geblieben. Zwar werden der alten Stadt über 200,000 Bewohner zugeschrieben; die Zahl der „Weber allein" soll 40,000 betragen haben; um 1400, behauptet man, hätte Gent an 80,000 waffenfähige Männer aufbringen können. Allein es sind das Uebertreibungen, Behauptungen, wofür keine haltbaren Gründe beigebracht werden können. Abgesehen von dem sehr erheblichen Umstande, daß früher ganze Stadttheile des gegenwärtigen Gent, z. B. St. Peter, der

eigentlichen Stadtgemeinde gar nicht angehörten, vielmehr selbstständig verwaltet wurden und mitunter sogar im Streit mit jener waren, abgesehen davon, sprechen auch alte Urkunden und Zeichnungen, namentlich eine Ansicht aus der Vogelschau vom Jahr 1534, dafür, daß Gent niemals eine erheblich stärkere Bevölkerung gehabt hat, als jetzt. Nach den Berechnungen um 1859 betrug aber die Einwohnerzahl noch keine 110,000.

Es erhellt daraus zugleich, daß Gent gegenwärtig hinsichtlich der Bevölkerung hinter Brüssel zurücksteht, namentlich wenn man der Hauptstadt die bedeutenden Vorstädte, von denen einige an 25,000 und mehr Einwohner haben, hinzurechnet. Allein nichtsdestoweniger wird Gent in anderer Beziehung den Vorrang vor Brüssel behaupten. Sein Fabrikleben ist bei weitem bedeutender; als Blumenmarkt und Blumenzüchterin ist die Stadt weltberühmt, und als Hauptsitz der vlamisch-niederländischen Nationalität hat es in den Geschicken des Landes vielleicht ein höheres Gewicht als die halb vlamische, halb walische, und dabei ganz französisch regierte Hauptstadt des Landes.

Der Hauptzweig des Genter Gewerbfleißes ist die Baumwollenindustrie. Man hat Gent nicht mit Unrecht das belgische Manchester genannt. Wie früher die Tuchweberei, so hat neuerdings die Baumwollenspinnerei und Baumwollenweberei bei weitem das Uebergewicht. Als ersten Kattundrucker nennt man einen Freiherrn Clemmen, der um 1796 starb; aber erst durch Liewen Bauwens, der um 1800 das Geheimniß der englischen Maschinenfabrikation „mit Lebensgefahr" nach Gent brachte und veröffentlichte, kam das Kattungeschäft zu dem Aufschwung, der es an die Spitze des Gewerblebens gestellt hat. Die dankbaren Nachkommen haben neuerdings das Andenken des Mannes in der Benennung eines Platzes erneuert und geehrt.

In höchster Blüte steht die Genter Blumenzucht. Abgesehen von dem sehr beachtenswerthen städtischen Pflanzengarten, der auf einem Grundstücke der alten Baudeloo-Abtei angelegt worden ist, zählte die Stadt schon 1858 über dreißig Blumen- und Pflanzenzüchtereien, die mit ihren Erzeugnissen Handel treiben, und daneben eine ganze Reihe von Privatgärten, welche der Blumenliebhaberei

und Blumenveredlung gewidmet sind. Die jährlichen Ausstellungen und Preiskämpfe übertreffen daher auch Alles, was man in dieser Hinsicht irgendwo sehen kann. Mitunter kommen sogar nur einzelne Gattungen zur Ausstellung. So sah man im Jahr 1858 eine Preisausstellung, wo nur Azaleen und Alpenrosen zur Mitbewerbung kamen, und doch war ein geräumiges Treibhaus von unten bis oben angefüllt.

Neben den jährlichen allgemeinen Ausstellungen gibt es auch kleinere; ja gewissermaßen findet jeden Sonntag Morgen eine Ausstellung statt, indem alsdann der Blumenmarkt am Kauter, dem vornehmsten Platze der Stadt, gehalten wird und von Zeit zu Zeit unter öffentlicher Mitwirkung Preise für die besten Erzeugnisse ausgetheilt werden. Zu den ansehnlichsten Blumenliebhabern zählte der um 1859 verstorbene Baron Heynderícx, der alljährlich eine Anzahl erster Preise davontrug. Seine Sammlungen von Amaryllis waren weit und breit berühmt. Auch that er sich durch Orchideenzucht hervor. Man erzählt, daß er auf dem Sterbebette nur noch den Wunsch hatte, das Aufblühen eines Cypripedium hirsutissimum, das nahe bevorstand, zu erleben. Aber der Wunsch ging nicht in Erfüllung, erst einige Stunden nach dem Hinscheiden des Pflegers brach die prachtvolle Wunderblume auf.

Unter den gewerblichen Unternehmungen im Felde der Blumenzucht zeichneten sich die von Van Houtte und Verschaffelt aus. Der Garten des letzteren liegt in der Stadt, in der Nähe der sogenannten Coupure, eines Durchstichs, welcher die Lei mit dem Brügger Kanal verbindet; der Van Houtte'sche Garten außerhalb des Stadtgebiets, zu Gent-Brügge. Er ward in ein Aktienunternehmen und nebenbei in eine öffentliche Anstalt umgewandelt, indem damit eine vom Staat unterstützte Gärtnereischule verbunden wurde, in der regelmäßige Lehrgänge und zu gewissen Zeiten auch öffentliche Vorträge, verbunden mit praktischen Anweisungen, Statt fanden, um den Gartenbau in der Provinz zu fördern und namentlich die Kenntnisse in Betreff des Bäumebeschneidens 2c. zu verbreiten. Der Handel mit Blumen ist sehr bedeutend. Große Schiffsladungen gehen alljährlich nach Rußland; der ganze Umsatz ward auf eine Million Franken veranschlagt.

Auch der übrige Handel Gent's ist nicht unansehnlich. Sein Gewerbfleiß, die Eisenbahnen, die zahlreichen Kanäle und Flüsse, und eine zweifache Verbindung mit dem Meere, über Ostende und Terneuzen, machen das erklärlich. Im Jahr 1858 wurde sein Hafen von 336 Schiffen besucht, davon 134 unter englischer, 44 unter belgischer, 41 unter hannoverscher, 32 unter mecklenburgischer, 24 unter französischer, 20 unter holländischer, 14 unter dänischer und 6 unter preußischer Flagge. Die Verbindung im Innern wird durch eine Menge von natürlichen und künstlichen Wasserarmen befördert. Das neuere Gent liegt auf Dutzenden von Inseln, die durch zahlreiche Brücken, man sagt gegen 100, unter einander verbunden sind. Die Hauptinsel wird durch zwei Arme der Schelde, den sogenannten Reep und het Ketelvestje, so wie durch einen Bogen der Lei, die den linken Arm der Schelde beim Justizpalaste aufnimmt und sich dann ihrerseits in den rechten Arm der Schelde wirft, gebildet. Sie umfaßt das eigentliche Gent, und wird de Kuip, die Kufe, genannt.

Zur Erleichterung des Verkehrs ist eine Schienenverbindung zwischen dem Eisenbahnhofe und dem Hafen mit einem großen Lagerhause u. s. w. hergestellt worden. Die Kosten dieser Anlagen und der damit in Verbindung stehenden Kai- und Hafenbauten waren sehr bedeutend. Um so mehr muß man erstaunen, daß die Stadt auch noch die Mittel zu den ansehnlichsten Bauwerken sonstiger Art gefunden hat und fortwährend findet. Sie hat ein Universitätsgebäude für 350,000 Gulden, ein Gerichtshaus für 1,600,000 Franken, eine Schaubühne für 1,300,000 Franken, ein Schlachthaus für 300,000 Franken, und eine Menge anderer geringerer Werke errichtet. Die Erweiterung und Verschönerung mehrerer Straßen, die Einrichtung von Schulgebäuden, die Erhaltung alter Denkmäler &c. haben daneben sehr bedeutende Summen erfordert. Die 1856 vollendete Herstellung des alten Belfried hat allein über 180,000 Franken gekostet. 1859 ward auf dem Van Arteveldeplatze an einer neuen St. Annenkirche gearbeitet, wozu die Stadtkasse nicht weniger als 200,000 Franken beisteuerte.

Fast alle diese Bauten sind durch den Baumeister L. Roelandt entworfen und geleitet worden. Man kann jedoch nicht sagen,

daß überall wahre Meisterwerke zu Tage gekommen seien. Das Beste, was er geleistet, ist das Schauspielhaus; wenigstens hat er dabei den gegebenen Raum auf's zweckmäßigste und im Ganzen auch geschmackvoll und großartig zu benutzen verstanden. Besonders treten die Einfahrt und die großen Säle zu seinem Lobe hervor. Das Universitätsgebäude dagegen ist ein Zeugniß, daß sich der Baumeister nicht immer in die gegebenen Verhältnisse zu schicken gewußt. Ein riesiges Treppenhaus steht mit dem Innern, und eine mächtige Säulenreihe des Eingangs mit der Umgebung nicht im Einklange, da die dicht anstoßenden Gebäude, die Beschränktheit des Straßenraums rc., eine gehörige Entfaltung solcher Massen nicht gestatteten. Beim Gerichtshause hat es dem Künstler nicht an Raum gefehlt, auch ist dem Pracht- oder Praalbau, wie ihn die Vlamingen nennen, Kraft und Großartigkeit nicht abzusprechen; allein desto mehr ist hier vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit zu erinnern. Fast scheint es, als sei der ganze Bau hauptsächlich eines ungeheuern Saales wegen da; und dieser Saal – 240 Fuß lang, 72 Fuß breit, etwa eben so hoch, und rings von weiten Säulengängen umgeben — ist nicht etwa der Haupt-Sitzungs- und Verhandlungssaal, nicht der Ort des öffentlichen Gerichts, sondern gewissermaßen das Wartezimmer, die Salle des pas perdus! Ringsum, zum Theil in den winzigsten, unzweckmäßigsten Räumen, liegen die übrigen Säle und Zimmer; die Vestiaires oder Ankleidekammern fand ich in der übelriechendsten Nachbarschaft und dabei so eng, daß sich die Herren beim An- und Ablegen ihrer Amtstrachten kaum umdrehen konnten.

Auch die St. Annenkirche im byzantinischen und die Spitze des Belfried im gothischen Styl, diese aus gegossenem Eisen hergestellt, haben manchen Tadel erfahren; besonders hat sich der englische Alterthumsforscher James Weale scharf darüber ausgelassen, indem er jene eine Monstrosität und diese a standing monition against bunglers nennt. Doch sind diese Anfechtungen etwas zu hart. Kann man auch den Lobsprüchen und Bewunderungsrufen belgischer Schriftsteller durchaus nicht beistimmen, so muß doch zugegeben werden, daß die Eisenspitze des Belfried gerade nichts Störendes hat und jedenfalls eben so angemessen erscheint,

als die früheren hölzernen Aufsätze, welche noch fortwährend ihre Lobredner finden. Der berühmte Freiheitsthurm ist kein Werk aus einem Gusse, sondern das Erzeugniß vieler Jahrhunderte. Nachdem 1176 eine Feuersbrunst den ältesten Bau verzehrt hatte, soll mit dem gegenwärtigen um 1183 begonnen worden sein. Die unteren Theile bestehen aus blauem Kalkstein und gehören verschiedenen Zeitaltern an. Die Spitze des Thurmes, das sogenannte beijaardtoreken, ist allem Anschein nach niemals in Stein ausgeführt worden und hat bei wiederholten Neubauten in den Jahren 1376, 1543, 1684 und 1771 mancherlei Wechseln unterlegen. Es war daher für den letzten Umbau kein regelbildender Halt gegeben; der Hauptttheil des steinernen Thurmes und nebenbei die Zweckmäßigkeit mußten entscheiden, und da wird den Künstler kein allzugroßer Tadel treffen, wenn auch mehr anmuthige Leichtigkeit zu wünschen gewesen wäre.

Der Zugang zum Thurme ward zu meiner Zeit durch allerlei Beschränkungen und durch wahrhaft unverschämte Trinkgelder erschwert, während man in andern Städten, z. B. in Brügge, die zuvorkommendste Bereitwilligkeit fand. Die untern Räume enthielten vordem het geheim oder den vielverschlossenen Behälter für die Freibriefe und sonstigen wichtigen Urkunden der Stadt. Es war bei Todesstrafe verboten, Unberufenen Zulaß zu gestatten. Noch 1539, am 28. August, wurde der Schöffe Lieven Pien „nach schrecklicher Peinigung zu Tode gebracht," weil er Jemanden eingelassen hatte.

In naher und vertraulicher Verbindung mit dem Belfried stand die Tuchhalle. Als diese bemerkenswerthe Anstalt um 1425 durch Simon Van Assche an der Stelle neuerbaut wurde, wo sie noch jetzt unter dem Namen Schermers- oder Fechterschule als Eigenthum des Schwertkämpfervereins besteht — elle fut placée à côté du Beffroi. Une de ses tourelles se trouve incrustée dans l'angle de la tour, pour faciliter une entrée dans la chambre secrète, partant du pignon principal du bâtiment et passant par la tourelle ... (Fél. De Vigne, Moeurs et usages etc., p. 88.)

Ueber den geheimen Räumen des Belfried hängen die Glocken, die Feuer- und Weckglocke, die drei Triumphglocken, die nur bei öffentlichen Festen und Feierlichkeiten geläutet werden, und zu oberst die

zahlreichen Glocken und Glöcklein des Beijaards oder Glockenspiels, das in seiner ganzen Fülle wiederhergestellt worden ist, und allviertelstündlich sein nicht allzu wohllautendes Gebimmel ertönen läßt. Auch die wekkering, die Ankündigung des Uhrschlags, haben sich die guten Genter nicht nehmen lassen. Wie hoch man dieselbe anschlug, mag daraus entnommen werden, daß diese seit 1839 stumm gewesene Einrichtung zum ersten Mal wieder beim Jubelfeste der Thronbesteigung König Leopold's, 1856, gehört wurde. Daß der alte Drache, das Wahrzeichen Gent's, als Windfahne nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. Die oft geflickten Ueberbleibsel des riesigen Lindwurms wurden, nochmals ausgebessert und neu vergoldet, unter dem Gejauchze der ganzen Bevölkerung wieder aufgehißt, nachdem man ihn mehrmals zum Besten der Armen in der Nähe hatte besehen lassen. Der Rücken des geflügelten Ungeheuers ist offen; man benutzt das zuweilen, um bei außerordentlichen Gelegenheiten in der schwindelnden Höhe von nahezu 400 Fuß Pechtöpfe flammen oder Fahnen flattern zu lassen. Der Ursprung des fabelhaften Ungethüms ist noch etwas in Dunkel gehüllt. Nur darüber war man einig, daß es aus dem Orient stamme. Indeß ist nach weiteren Ermittelungen doch nicht das Morgenland die eigentliche Geburtsstätte; sondern ein alter Dänenkönig soll den Drachen dem Herrscher des Ostens zum Geschenk gemacht haben. So wäre er auf die Sophienkirche in Konstantinopel gekommen, von welcher ihn Graf Balduin IX. von Flandern nach Eroberung der Stadt, 1204, habe abnehmen lassen, um ihn seinen tapfersten Streitern als ein lohnendes Gedenkstück zu schenken. Ob der Drache aber den Brüggern oder den Gentern zu Theil geworden, darüber streiten sich die Nachkommen. Die für Brügge Sprechenden nehmen dann an, daß die Genter 1382 bei der Eroberung und Plünderung Brügge's auch den Drachen als Beutestück fortgeführt hätten. Doch hat dies wenig Wahrscheinlichkeit.

Am Fuße des Belfried's steht das Polizeigefängniß, der Mammelocker (Brustsauger), von einem Reliefbilde über der Thür so genannt, und nicht weit davon das großartige, theils in gothischem, theils im Renaissance-Stil erbaute Stadthaus. Der gothische Theil

soll nach deutschen Büchern um 1829 ausgebessert worden sein. Zum Glück sind aber die Genter etwas hinter dem Eifer der Bücherschreiber zurückgeblieben; sonst hätte man höchst wahrscheinlich eine der zahlreichen Wiederherstellungen mehr zu beklagen, wodurch sich die Belgier geraume Zeit so sehr versündigt und den schönsten Bauwerken oft ganz neue Außenseiten gegeben haben.

Auch mit der „Herstellung" von Gemälden scheint man hie und da etwas voreilig gewesen zu sein und sich nicht immer auf das Unentbehrliche beschränkt zu haben. Selbst berühmte Meisterwerke sind einer Behandlung unterworfen worden, die nicht ohne Bedenken ist. Um 1859 ward auch an der „Anbetung des Lammes" von Jan Van Eyck unter Umständen „restaurirt", die für das unvergleichliche Kunstwerk „zittern ließen". Die Kirchenfabrik von St. Bavo, wo sich das Bild befindet, hatte die Ausbesserung einem Herrn Donselaer übertragen, einem Manne, der nach dem Urtheil von „Sachverständigen" „durchaus nicht die nöthige Gewähr für ein Werk von solcher Bedeutung" bieten sollte. Und was noch besonders auffiel, die erwähnte Kirchenbehörde handelte dabei rechtswidrig und im Widerstreit mit der Regierung, indem an öffentlichen Kunstwerken und Denkmälern ohne Zustimmung einer besonderen Kommission keinerlei Veränderungen vorgenommen werden durften, diese Kommission aber das Verfahren der Kirchenfabrik mißbilligt hatte. Es wurden auch wirklich von Seiten des Ministeriums mehrere hervorragende Künstler, darunter De Keyser und Navez, beauftragt, den Gegenstand zu prüfen; allein plötzlich — vermuthlich unter dem Einflusse der politischen Parteistreitereien — ward der Anordnung Einhalt gethan und die Fabrik ging ungehindert vor. Indessen muß doch schließlich eine günstige Wendung eingetreten sein; denn als ich mich 1874 schriftlich nach dem Schicksale des Bildes erkundigte, erhielt ich von guter Hand unterm 30. Oktober die Versicherung: Le Tableau a été admirablement restauré par M. Van Donselaer qui est malheureusement mort aujourd'hui.

Gent zählt die Gebrüder Van Eyck gewissermaßen zu seinen Stadtkindern und jedenfalls zu seinen berühmtesten Männern. Es ist nicht außer Zweifel, wo die ausgezeichneten Künstler geboren

worden sind; dagegen ist es sicher, daß sie lange Jahre in Gent gelebt und während dieser Zeit ihre berühmtesten Meisterwerke geschaffen haben. Sie sollen in einem Hause des Vogelmarkts, in der Nähe des Kauters, gewohnt haben; zum Andenken daran hat man vor Jahren zwei Medaillons an dem jetzigen Hause daselbst angebracht; doch scheint es nicht, als sei dadurch die Aufmerksamkeit der Menge sonderlich rege geworden, denn man kann Hunderte nach dem Gebäude fragen, ohne daß es auch nur Einer zu bezeichnen weiß.

Bekannter ist der Platz und das Haus am Kalanderberg geworden, wo die Wohnung des berühmten Ruwaards von Flandern, Jakob's Van Artevelde, gestanden. Auch hier hat man Bildniß und Wappen des gewaltigen Mannes, der am 24. Juli 1345 ein Opfer der Volkswuth fiel, angebracht; daneben eine Inschrift, und zwar zur Schande der entarteten Enkel in französischer Sprache. Der Anblick erweckt wahrhaft Ekel:

Zwei Mal hat man dich befleckt,
Zwei Mal sich geschändet,
Einst von Lug und Trug bethört,
Aerger jetzt verblendet.
Fühlen sie nicht Scham noch Scheu,
Die dich so beschändet,
Rütt'le selbst dich, alt Gebäu,
Sink in Staub vor Schmerz und Reu,
Daß der Frevel endet!

Ueber ein eigentliches Denkmal des merkwürdigen Mannes, der „die flandrischen Gemeinden zur höchsten Blüthe erhob“ und mit Fürsten und Königen wie ein gebietender Herr verhandelte, ward erst zu Ende der fünfziger Jahre berathen; es ist jetzt vollendet.

Auch der berühmteste „Bürger“ Gents, Kaiser Karl V., war zu meiner Zeit noch ohne Denkzeichen. Einst stand zwar seine aus Holz gefertigte Bildsäule auf dem Freitagsmarkte, mit dem Fußgestell gegen fünfzig Fuß hoch, um 1600 unter Albert und Isabella errichtet; allein der Freiheitsschwindel von 1792 zerstörte das Denkmal, und die Genter scheinen eben nicht betrübt darüber gewesen zu sein. So stolz sie auf den mächtigen Mitbürger stets

waren, sie haben es ihm doch nie ganz vergessen und vergeben können, daß er sie einst mit Stricken um den Hals um Vergebung flehen ließ; man meinte, es habe unter das Standbild gesetzt werden müssen: «Hier liggen begraven de vorregten en de welvaerd van Gent.»

Von den Gebrüdern Van Eyck ruht Jan, der Jüngere, in Brügge, wo er 1440 verschied und in der später vernichteten St. Donatskirche beigesetzt wurde; Hubert dagegen und die Schwester Margarethe, die ebenfalls Künstlerin war, starben in Gent und fanden in St. Bavo, der damaligen St. Johanniskirche, ihre Ruhestätte. Eine vlamische, von dem Genter Jahrbuchschreiber Markus Van Vaernewyck aufbewahrte Inschrift hat den Todestag, der die Vollendung der Anbetung des Lammes unterbrach, überliefert, es ist der 18. September 1426. Diese Grabschrift sollte um 1859 erneuert werden; nach Mittheilungen aus Brüssel ist die Herstellung auch erfolgt. Van Vaernewyck, dessen Jahrbücher 1568 zu Gent gedruckt worden sind, erzählt, daß beim Umbau der Kirche das Grab des berühmten Malers nebst mehreren andern aufgewühlt wurde; „der Armknochen, an welchem die kunstreiche Hand gesessen, hat lange Zeit in Eisen geschlossen auf dem Kirchhofe gehangen.“ Vaernewyck sah ihn noch; jetzt weiß Niemand, wohin er gekommen.

Die Anbetung des Lammes ist durch den jüngeren Bruder Jan bis 1432 vollendet worden. Das Kunstwerk besteht aus mehreren Theilen, von denen sechs im Museum zu Berlin sich befinden; sie sollen um 1818 für 6000 Franken verkauft worden, und später durch die Hände eines englischen Bilderhändlers in den Besitz des Königs von Preußen für 410,000 Franken übergegangen sein. Die weiteren Stücke blieben in Gent. Zwei davon aber, Adam und Eva, waren der Beschauung ganz entzogen. Nachdem sie Jahrhunderte lang frei ausgehangen hatten, war es Einigen plötzlich eingefallen, daß die Nacktheit der Bilder unanständig sei. Man hatte sie in die Sakristei gestellt, wo nur wenigen Auserwählten der Zutrittge stattet wurde. Wie behauptet wird, soll Joseph II. es gewesen sein, der die Beseitigung zuerst angeregt habe. Neuerdings sind sie der Brüsseler Galerie überlassen worden.

Nach den Gebrüdern Van Eyck hat Gent zwar noch manchen tüchtigen Maler gesehen, jedoch keinen von so hervorragenden Eigenschaften. Von den eigenen Stadtkindern ist besonders Justus von Gent und Gerhard Van der Meire zu nennen; in St. Bavo zeigt man ein werthvolles Gemälde des letztern: Jesus am Kreuze zwischen den beiden Schächern. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert lebte Nikolaus Liemaecker, genannt Roose, von welchem St. Bavo und St. Nikolaus gute Schildereien besitzen. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts wirkten Robert Van Audenaerd und Jan Van Volrum nicht unrühmlich, und um die Mitte desselben Jahrhunderts machte sich Marissal als Lehrer und Stifter der noch jetzt bestehenden Zeichenakademie verdient. — Höher standen die Bildhauer und Bilderschneider Lucas D'Heere, 1534 bis 1584, und Lorenz Delvaux, 1695—1778, die beide geborene Genter waren. Auch der berühmte Du Quesnoy wirkte eine Zeitlang in Gent und fand hier sein unrühmliches Ende. Er wurde 1654 auf dem Kornmarkt erdrosselt und verbrannt wegen eines Verbrechens unnatürlicher Art und noch obendrein in der St. Bavokirche begangen, wo er eben das treffliche Denkmal eines Bischofs vollendet hatte. — Ein berühmter Genter Baukünstler war Franz Romain, Dominikanermönch, daher auch Frère Romain genannt. Sein Ruf ging so weit, daß ihn Ludwig XIV. nach Paris kommen ließ, um den Pont Royal zu bauen, den die französischen Baumeister „nicht zu Stande bringen konnten". Er starb daselbst 1735 in einem Alter von 89 Jahren.

Auch an Dichtern und Gelehrten hat es der Stadt nicht gefehlt. Der Jahrbuchschreiber Phil. Muskes (1206—1282), der Gottesgelehrte Heinr. Goethals, der Doctor solemnis der Pariser Sorbonne (1217—1293), der Sprachkenner Daniel Heinsius (1580—1655), der Geschichtschreiber Van Vaernewyck, der Dichter Jakob Van Zevecote u. A. waren geborene Genter.

Daß in neuerer und neuester Zeit Kunst und Wissenschaft in Gent die regste Pflege hatten, braucht kaum bemerkt zu werden. Unter der holländischen Regierung war die Stadt gewissermaßen der Mittelpunkt des neu erwachten und lebendig geförderten germanischen Geisteslebens in Belgien, und auch neuerdings hat man

nicht aufgehört, dem vlamischen Volksthume, der niederländischen Sprache und Kunst und Sitte, eine erfolgreiche Aufmerksamkeit zu widmen.

Insbesondere ist Gent der Hauptsitz der „Vlamischen Bewegung", das heißt, der niederdeutschen Auflehnung gegen das Vordringen der französischen Sprache und des Walenthums, geworden und geblieben.

Es waren besonders die Zöglinge deutscher Wissenschaft, die Schüler und Freunde deutscher Professoren, namentlich Mone's, welche sich gegen die allgemeine Verblendung auflehnten. Die Erste aber, welche den Muth hatte, öffentlich zu reden, war eine Frau, eine dichtende Jungfrau, die später in Dixmüde als treffliche Hausmutter lebende Marie Doolaeghe. Sie richtete schon im März 1833 ihre begeisterten Verse an die Freunde der Muttersprache, voran an den „deutschen Hofmann", als eerste zon, in onze dagen opgerezen, dann an die später so oft genannten Blommaert, Willems, Verbier, De Potter, Van Duyse u. A.

Geteisterd door den vloekb'ren Mars
Ligt Zuid en Noord van een gespleten;
Maar kunstmin voert de dichtren dwars
Door schutgevaarte en vestingketen.

Im Jahre 1834 erschien zu Gent der erste Theil der Nederlandsche Letteroefeningen, unter „Mitwirkung" aller derjenigen, welche von da an als die Häupter und Helfer der vlamischen Bewegung betrachtet worden sind. Die Verantwortlichkeit übernahm Philipp Blommaert, der am 14. Aug. 1871 in Gent als hochgeachteter Gelehrter und Alterthumsforscher gestorben ist. Die eigentliche Seele der Bewegung wurde J. F. Willems, damals in Folge einer Art Strafversetzung zu Eecloo lebend, später nach Gent versetzt, wo er 1846, zu früh für die vlamische Sache, verschied und auf dem Amandus-Berge, „dem Père-Lachaise Gents", eine vielbesuchte Ruhestätte fand. Er ist es, der dem Streben der Vlamingen Einheit und Richtung gab, und der als Herausgeber des vlamischen Museums und durch zahlreiche sonstige Arbeiten die Aufmerksamkeit und Theilnahme der deutschen Gelehrten für die Sache zu erhalten wußte. Noch ein anderer Todter, der begabte Dichter Karl

Ledeganck, ist zu nennen. Auch er lebte damals zu Eecloo, wo er das französische Gesetzbuch in die Sprache seiner Landsleute übersetzte; auch er ist zu Gent gestorben, 1847, und ruht wie Willems auf dem Amandus-Hügel, unter der Denkmal-Inschrift, welche ihm die Freunde setzten: Zyn stof rust hier; zyn naem leeft voort in vlaemsche zangen. Von den sonstigen Theilnehmern nenne ich vorzugsweise Van Duyse, Rens, Vervier und C. P. Serrure; der erste, ein äußerst fruchtbarer Poet, war Archivar der Stadt und als solcher ein kundiger Rathgeber über die Vorzeit des Orts; der letztere Professor an der Universität und einer der gelehrtesten Männer Belgiens. Er war im Besitze einer großen Münzsammlung, sowie zahlreicher altvlamischer Handschriften und Drucke, von denen er manches werthvolle Stück veröffentlicht hat. Beide sind inzwischen ebenfalls verstorben.

Alle diese Männer waren zugleich Mitglieder eines 1836 gegründeten Vereins für Vlaamsche Taal- en Letterkunde mit dem Sinnspruche: «De taal is gansch het volk», der allwöchentliche Sitzungen hält, eine ansehnliche Büchersammlung besitzt, und durch Beförderung der Herausgabe alter und neuer Werke sich schon manches Verdienst erworben hat. Die Gesellschaft kann zugleich als der literarische Mittelpunkt der vlamischen Bewegung oder als der Mittelpunkt der vlamischen Literatur betrachtet werden; denn Alle, die sich irgend durch Schriftenthum hervorthun, werden gewöhnlich als „wirkende" oder „briefwechselnde" Mitglieder aufgenommen. Namentlich finden sich Dr. Schnellaert und Professor Heremans, zwei der eifrigsten und entschiedensten Flaminganten Gent's unter ihren Namen. Auch Serrure, der Sohn, der sich durch eine flandrische Literaturgeschichte hervorgethan hat und, wie der Vater, ein eifriger Münzsammler ist, zählt zu ihren Mitgliedern. Schnellaert ist zu Anfang der siebziger Jahre gestorben.

Man kann sich wundern, daß bei dem Eifer so zahlreicher Männer und bei der großen Anzahl von ähnlichen Vereinen im Lande die vlamische Bewegung nicht mehr Fortschritte gemacht hat. Das erklärt sich aber daher, daß die literarisch verbundenen Männer in ihren politischen Grundsätzen oft sehr weit auseinandergehen und sich großen Theils gar nicht um das öffentliche Staats-

leben bekümmern. Die vlamische Bewegung ist lange Zeit fast nichts als ein literarisches und antiquarisches Streben gewesen. Gent hatte unter Hunderten von Vereinen aller Art nicht einen einzigen, der eine Einwirkung auf die Wahlen zum Besten der vlamischen Sache zum eigentlichen Ziele hatte; unter dem vollen Dutzend von französischen und vlamischen Zeitungen und Zeitschriften war 1856 nicht eine einzige, die vorzugsweise für die vlamische Wahlfrage wirkte. Selbst der Beurzen-Courant, eines der besten und unabhängigsten vlamischen Blätter der Stadt und des Landes, war in den Zeiten der Wahlen vor allen klerikal, und dann erst vlamisch. Andere Blätter, wie namentlich die Gazette van Gent, nebenbei die älteste Zeitung Belgiens, da sie aus dem Jahr 1667 stammt, benahmen sich völlig gleichgültig, und traten weder für noch gegen auf. Die französisch redigirten Blätter sagten vollends nicht das Geringste zu Gunsten der vlamischen Frage; wie sehr sich das klerikale Bien publique und das liberale Journal de Gand anfeindeten und von einander unterschieden, in dem einen Stücke gingen sie völlig gleichen Schritts.

Zu den ältesten Vereinen der Stadt gehörten, wie früher gezeigt wurde, die Rederijker- oder Schauspielgenossenschaften. Zwei davon, die Fontänisten und Maria ter eeren, bestehen noch jetzt, jedoch der letztere Verein, der schon 1478 einen besondern Altar in der Jakobskirche hatte, nur als geistliche Brüderschaft. In neuerer Zeit nahm die Gesellschaft Broedermin en Taalijver (Bruderliebe und Spracheifer) einen hervorragenden Platz ein; sie schrieb um 1859 ein Wettspiel im Vaudeville aus, wozu sieben Vereine sich einfanden.

Auch an sonstigen Vereinen und Anstalten zur Förderung der Künste und Wissenschaften, der Geselligkeit und des Vergnügens hat es in Gent niemals gefehlt.

Die städtische Zeichenakademie, die in den Wintermonaten über 600 Zöglinge zählt, ist aus einer Privatunternehmung des Malers Karl Marissal hervorgegangen. Dieser begann 1748 damit, einer Anzahl junger Leute Unterricht in seinem Hause zu ertheilen, und wußte bald die Theilnahme der Stadtbehörde für seinen Plan, eine bleibende Kunstanstalt zu bilden, zu gewinnen.

Die anfänglichen Kosten wurden durch Unterzeichnung gedeckt; 1752 räumte man ihm einen Saal des Stadthauses ein; 1754 nahm sich der Statthalter, Karl von Lothringen, der Sache an, und von da an hat die Anstalt unter allen Wechseln und Umwälzungen nicht aufgehört, die segensreichsten Wirkungen auf Kunst und Industrie zu äußern. — Um den Befähigtern die Mittel zur Fortbildung zu gewähren, wurde im Oktober 1840 unter der Leitung des Malers Felix Devigne die Kunstgenootschap gegründet, wozu die 1808 gestiftete Société royale des beaux arts et de la littérature jährliche Unterstützungen bezahlt. Ein dritter Verein ist 1833 entstanden und hatte die Aufmunterung und Unterstützung der einheimischen Künstler zum Gegenstande. Er hat sich mit der ältern Gesellschaft verständigt, und es ward dann hauptsächlich durch Preisaustheilungen und durch die von drei zu drei Jahren stattfindenden allgemeinen Kunstausstellungen gewirkt, wobei die leitende Gesellschaft unter dem Namen: Société pour l'encouragement des Beaux-Arts dans la ville de Gand — comme déléguée à cette fin par l'autorité communale et l'Académie — auftrat.

Schon 1792 wurde durch Karl Van Hulthem, einen der Akademiedirektoren, zu Gent die erste Kunstausstellung, in Verbindung mit einem Wettstreite, veranstaltet. Antwerpen hatte noch früher eine Ausstellung, nämlich 1788; aber erst 1813 wurde dort der erste Preiskampf veranlaßt. Brüssel bekam 1811 einen Kunst- und Ausstellungsverein. Seit 1814 wechselten die drei Städte mit ihren jährlichen Ausstellungen: 1857 hatte Brüssel, 1858 Antwerpen, 1859 Gent die Ausstellung u. s. f.

Die Brüsseler Ausstellungen sind natürlich die bedeutenderen. Allein auch der Genter und Antwerpener „Salon“, wie die französisch schreibenden Kritiker sich auszudrücken pflegen, ist immerhin ansehnlich genug. Der 1869er Katalog umfaßte über 600 Nummern von etwa 370 Ausstellern. Die Mehrzahl gehörte natürlich Belgien an. Etwa 60 Namen waren Deutsche, und über 50 davon der Stadt Düsseldorf zugeschrieben. In Belgien und Holland zieht, wie in Frankreich, die Kunst besonders den Hauptstädten zu, Brüssel mit den Vorstädten war durch nahe an

100 Aussteller vertreten; von Antwerpen kamen nur die Hälfte, von Gent nur einige und dreißig. Haag lieferte 23 Namen, das übrige Holland gegen 40, davon Amsterdam etwa 20. Von Paris kamen Sendungen von 30 Künstlern, worunter auch manche Belgier; das übrige Frankreich war kaum mit ein paar Nummern vertreten. Aus St. Petersburg war Einer erschienen; ebenso aus der Schweiz.

An großen hervorragenden Werken, namentlich an Geschichtsbildern, fehlte es so gut wie gänzlich; auch war kaum Einer der berühmteren Künstler Belgiens und des Auslandes erschienen. Von Gallait, Biêfve, Leys, Madou, de Keyser, Thomas, Jakobs und zahlreichen andern, die alle im Laufe des Jahres Bilder vollendet hatten, sah man keine Spur. Von Deutschen fehlten selbst diejenigen Namen, die 1857 auf der Brüsseler Ausstellung glänzten, als Achenbach, Hildebrandt, Richter, Begas, Kretzschmer, Böser, Böttcher, Meyerheym u. a. Frankreich hatte ebenfalls nichts Hervorstechendes gesandt, es sei denn hervorstechend Schlechtes; denn fast schien es, als sei von dem unglaublichen Schund, der unter den 3894 Nummern der Pariser Ausstellung von 1859 zu finden war oder vielmehr augenfällig hervortrat, noch einiger Abhub nach Gent gewandert.

Gleichzeitig mit der Kunstausstellung wurde 1859 das neueingeführte nationale Preisschießen der Bürgerwehr und die große Kirmeß Gent's eröffnet. Da fehlte es denn natürlich mehrere Tage lang an Festlichkeiten aller Art in der festlustigen Stadt nicht. Viele Tausende wurden für Beleuchtungen, Feuerwerke, Volksbälle, Wettpreise und dergleichen aufgewendet. Besonders glänzend, wenn auch zum Theil geschmacklos überladen, war die Erleuchtung, welche die Gartenbaugesellschaft im Kasinogarten, wo die großen Blumenausstellungen alljährlich stattfinden, veranstaltet hatte. Auch der Zoologische Garten war besonders herausgeschmückt worden.

Diese Anstalt, wie die gleichen Unternehmungen zu Antwerpen und Brüssel das Werk eines Privatvereins, verdiente in mehr als einer Hinsicht alle Aufmerksamkeit. Den Angehörigen der Antheilhaber war der Garten unentgeltlich geöffnet, Andere aber mußten sich den Eintritt jedes Mal mit 1 Frank erkaufen, was

denn freilich den Besuch selten machte. Uebrigens hat Gent sich schon vor Jahrhunderten an ausländischen Thieren ergötzt. Schon im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wurden von den Fürsten seltsame Thiere unterhalten. Um 1447 ließ man, wie der Jahrbuchschreiber Despars erzählt, einen Löwen mit einem Stier kämpfen, wobei der Löwe unterlag; 1535 schickte Karl V. vier Löwen und eine Löwin von Tunis nach Gent.

Einer der bemerkenswerthesten Vorgänge bei den Festlichkeiten von 1859 war die Kleidung und Bewirthung von 1500 unbemittelten Kindern aus den Bewahranstalten und dann die Grundsteinlegung zu einer neuen Volksschule. Beides geschah durch einen Verein von Bürgern, der sich die eigenthümliche Bezeichnung: Zonder naam, niet zonder hart — ohne Namen, nicht ohne Herz — gegeben hatte. Man kann denken, wie eifrig diese Männer wirken und sammeln mußten, um sich an solche Unternehmungen wagen zu können. Freilich that auch Hülfe noth. Die Anzahl der Armen war und ist noch immer schreckenerregend; in Gent waren 1859 über $^{1}/_{5}$ der Bewohner Almosenempfänger. Die Anzahl der Unwissenden war und ist noch schreckenerregender. Im Jahre 1858 konnten von 7649 Rekruten der Provinz Ostflandern nur 1907 lesen, schreiben und rechnen; 1551 hatten nur lesen und schreiben, 761 bloß lesen, und 3430, also beinahe die Hälfte, gar nichts gelernt.

Die neue Schule ward im Umfange des alten Kastells, oder des Spanjaard-kastels, wie die Genter sagen, errichtet. Da wird also von neuem der Platz, wo die ersten Keime christlicher Gesittung in der Gegend von Gent gelegt wurden, eine Bildungsstätte für das Volk. Dort, beim alten castrum gandavum, und auf dem Blandinusberge, der jetzigen St. Petershöhe, verkündigte im siebenten Jahrhundert der heilige Amandus das Evangelium; dort entstanden die berühmten Abteien St. Bavo und St. Peter, denen später Eginhard vorstand.

Aus dem St. Bavo- oder Sinte-Baafs-Kloster wurde 1540 unter Karl V. ein Kastell gegen die aufrührerischen Genter. Das Kastell aber wurde 1781 und vollends in den zwanziger und dreißiger Jahren geschleift und der gewonnene Grund zu andern

Zwecken bestimmt. Einige Ueberbleibsel indeß haben alle diese Aenderungen und Verwüstungen von den Römern und Normannen bis zu den Spaniern und Franzosen überdauert, und bilden ohne Zweifel ein Stück Alterthum, das zu den bemerkenswerthesten Erscheinungen in Gent, ja in ganz Belgien, gehört. Eine ganze Reihe von Zeitaltern haben darin Spuren hinterlassen, denn ein Baustil ist gleichsam in den andern hineingehämmert oder darauf gemauert. Die alten Ueberbleibsel verdienen in der That die eifrige Hege, welche ihnen neuerdings gewidmet ward; namentlich hat man der berühmten Machariuskapelle, in deren Oberstock sogar ein „Fremdenbuch" aufgelegt war, große Sorgfalt angedeihen lassen. Von deutschen Reisenden ist den Ruinen besonders von V. A. Huber in seinen „Reisebriefen aus Belgien" Aufmerksamkeit gewidmet worden, wenn auch keine sonderlich glückliche. Am wenigsten kann man der „Entdeckung" beipflichten, die er an einem alten Basrelief aus dem achten Jahrhundert gemacht haben will. Dasselbe stellt den „Ausgangsmoment aller menschlichen Leiden", die Verführung der Eva, dar; allein nicht Eva soll von der Schlange verführt worden sein, sondern Huber faßt das Bildwerk so auf, „daß Eva es ist, welche die Schlange verführt und ihr den Apfel in's Maul steckt!"

Ich habe im Interesse der Kunstgeschichte und der Frauennatur die alten Bildwerke wiederholt besucht und betrachtet, und muß bekennen, daß die „Entdeckung" Huber's mir eben so ungerecht gegen den Künstler, wie verleumderisch gegen „die Mutter der Lebendigen" erscheint. Nur so viel ist richtig, daß die gute Urmutter die Hand etwas bereitwillig ausstreckt, um der Schlange den Apfel aus dem Maule zu nehmen, was allerdings um so unnöthiger war, als sie bereits mit der andern eine Frucht an's Herz drückt und auch Adam schon beide Hände voll hat. Doch mögen dies noch Früchte vom Baume des Lebens oder von andern Bäumen sein; auf alle Fälle ist doch ein großer Unterschied zwischen Aus-dem-Maule-nehmen und Hineinstecken.

Eine besondere Merkwürdigkeit von Gent ist der große und der kleine Beginenhof.

III.

Die Beginenhöfe.

Die Beginenhöfe, namentlich in Gent.

Unter den zahlreichen Arten weltlicher und geistlicher Genossenschaften in Belgien gehören die Beginenstifter oder Beginenhöfe zu den merkwürdigsten. Es sind darunter Vereinigungen von unverheiratheten Frauenzimmern zu verstehen, die nach gewissen Regeln und unter bestimmten gemeinschaftlichen religiösen Uebungen zusammenleben, aber dabei je aus eigenen Mitteln oder durch eigenen Erwerb sich unterhalten, und nur für die Dauer ihres Aufenthalts in der Anstalt Keuschheit und ordnungsmäßigen Gehorsam geloben.

Man kann nicht leicht etwas Eigenthümlicheres sehen, als diese umfriedeten Höfe, diese Städtchen in der Stadt, mit Kirche, Konventen, Häusern, mit Bewohnerinnen, bei denen Geistlichkeit und Weltlichkeit, Freiheit und Gebundenheit, Gemeinsamkeit und Selbstständigkeit, Beten und Arbeiten, Dienen und Befehlen, in mannigfaltigster, wunderlichster Weise vereinigt sind. Klingt es auch etwas zweifelhaft oder großrednerisch, wenn die Beginenhöfe ein „Ruhm" Belgiens genannt worden sind, so ist doch so viel richtig, daß sie in hohem Grade die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, und daß Belgien als ihr eigentliches Vaterland betrachtet werden muß. Und in Belgien ist wiederum Gent der Ort, wo sie vorzugsweise gediehen sind. Noch 1858 zählte diese Stadt in ihren beiden Höfen nahe an tausend Beginen, während das übrige Land in etwa zwanzig Höfen nur wenig über die Hälfte besaß.

Ueber den Ursprung dieser Einrichtungen herrscht noch Dunkel. Nicht einmal über die Ableitung des Namens, wofür auch Beguinen, Beghinen, Begginen rc. vorkommt, ist man einerlei Meinung. Nach Einigen soll der Lütticher Priester Lambert, der wegen seines Stammelns le Begues oder le Bègue, vom Volke

Beghot genannt worden, der Stifter und die Veranlassung der Benennung gewesen sein. Schon der Mönch Aegidius de Aurea Vallis, welcher um 1230 eine Kirchengeschichte schrieb, hat diese Ableitung angenommen. Von beghot soll dann begutten und bigot herkommen. Allein es ist dagegen erinnert worden, daß Lambert den Lütticher Hof erst 1184 errichtet habe, während doch schon um 1065, 1129 und 1151 eine Beginenanstalt zu Vilvorde unweit Brüssel urkundlich erwähnt werde [1]). Einen mehr scherzhaften Einwand gegen die Ableitung des Namens der Beginen von bégayer hat ein französischer Abbé S. in einem Briefe aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erhoben, indem er meint, das Stammeln sei doch gerade kein Fehler des schönen Geschlechts, welches in der Regel die Zunge gut gelöst habe — qui d'ordinaire a la langue bien déliée.

Andere haben den Namen von beggan, to beg, bitten, betteln, abgeleitet, weil die Beginen früher umhergezogen seien und ihren Unterhalt erbettelt hätten.

Noch Andere haben die heil. Begga, Mutter Pipin's von

---

[1]) S. P. Terwecoren, Histoire de Notre-Dame de consolation à Vilvorde, Bruxelles, 1852. — Dr. E. Hallmann, Geschichte des Ursprungs der belgischen Beginen, Berlin, 1843, vertritt die Stiftung durch Lambert und hält die Urkunden von 1065 ꝛc. für gefälscht. Diese Ansicht hat eine heftige, aber von guten Kenntnissen zeugende Anfechtung gefunden im Journal historique et litt., Liège, 1843, tom. 10 p. 530—541; 584—590. S. auch daselbst Bd. 1. S. 264, Bd. 6. S. 380, und Messager des sciences historiques, 1849, l'art. sur le béguinage de Mons. — Wer sich genauer unterrichten will, findet Quellen und Literatur bei Hallmann S. 124 fgg. aufgeführt. Insbesondere ist nachzusehen: Petri Coens Disquisitio historica de origine Beghinarum, Leodii, 1629; Joh. Geldolphus a Ryckel ab Oorbeek, Vita S. Beggae, ducissae Brabantiae Andetennensium, Beggarum et Beggardorum fundatricis, Lovanii, 1631, IV, 758; Smet, Heylige personen, Brussel, 1809, t. 2. — Neuere Arbeiten sind: Het groot Beggynhof van Gent, door Moulaert, predikheer, Gent, 1850; De l'institut des Béguines en Belgique et de son rétablissement en France etc., Bruxelles & Louvain, 1857. — Ueber Deutschland vergl. J. W. Rost, Die Beguinen im ehem. Fürstenthum Würzburg, 1846; C. Schmidt, Die Straßburger Beginenhäuser im Mittelalter, Mühlhausen, 1858.

Heristal, für die Stifterin dieser Schwesterschaften angesehen. Diese Ansicht, obwohl sicher die am wenigsten haltbare, ist in Belgien durchaus gäng und gebe geworden. Besonders hat der Löwener Abt Van Ryckel im Jahr 1631 ein dickes Buch dafür erscheinen lassen, worin er zugleich darzulegen sucht, daß schon in Debora, in Anna der Mutter Samuelis, in Judith und vielen anderen Weibern, Vorbilder und Züge der Beginen zu finden seien. Zwar hat man bei genauerer Erforschung der Sache zugestehen müssen, daß die heil. Begga erweislichermaßen kein Frauenstift mit bloß zeitlichem Gelübde eingerichtet habe, sondern lediglich die Stifterin eines wirklichen Nonnenklosters zu Andenne gewesen sei; allein die geistlichen Schriftsteller suchen sich mit der „Möglichkeit" zu helfen, daß aus den Nonnen jenes von den Normannen zerstörten Nonnenklosters weltliche Schwesterschaften hervorgegangen seien, oder daß diese Vereine zum mindesten die fromme Begga zur Schutzheiligen erwählt und sich darnach benannt hätten. Gewiß ist, daß man in den Niederlanden schon seit Jahrhunderten „die Stammmutter" der Karlinger als Stifterin und Schützerin der Beginenhöfe betrachtet hat. Bereits um 1565 wurde angenommen, daß von Begga die Beghynen ihren Namen hätten [1]) und im nächsten Jahrhundert kommt die Heilige auf mehreren Bildern als Haupt der Beginen vor. Im Jahr 1626 erkannten der Erzbischof von Mecheln und der päpstliche Legat die heil. Begga amtlich für die Patronin der Beginen; am 17. Dezember 1666 ward zu Gent das tausendjährige Erinnerungsfest der ersten Stiftung mit großem Eifer gefeiert; und ebenso beging man 1698 die tausendjährige Wiederkehr des Sterbetages der Heiligen. Seitdem steht die Sache im Volke und bei den Geistlichen fest.

Früher gab es auch in Deutschland Beginenanstalten, namentlich in Schwaben, Franken und am Rhein. In Waldsee soll sogar schon

---

[1]) S. Moulaert a. a. O. S. 10. — Mone bezieht «Becca» im Reinardus Vulpes, IV, 669. 676. 684. 694. 804. ꝛc. auf „eine Vorsteherin der Beginen" (Ausgabe von 1832, S. 324), was die Beginen höher als 1184 hinaufrücken würde, da die Abfassung des Reinardus gerade in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fällt. S. Jakob Grimm, Reinhart Fuchs, Berlin, 1834, S. LXXXVIII.

1100 ein Beguinarum collegium gestiftet worden sein. In Köln und Aachen führt der erwähnte Brief des Abbé S. noch um 1731 Beginenstifter auf. In andern Städten, z. B. in Braunschweig, gibt es noch jetzt Beginen-Straßen und dergleichen Benennungen. An diesem Orte heißt auch eine Armenanstalt für alte Frauen Beginenhaus; indessen soll dies eine Armenstiftung aus dem 16. Jahrhundert sein. In Straßburg kommen schon 1141 Beginen vor. Ihre Anstalten hießen dort „Gotteshäuser“ und bei Wohlhabenden „Sammlungen“, bei Einzelnen „Klausen“.

Ebenso hatte Frankreich früher mehrere beguinages, namentlich in denjenigen Theilen, welche vordem zu Belgien gehörten oder damit in naher Berührung standen, als in Arras, Bethune, Douai, Lille, Valenciennes, Dünkerken ꝛc. In Reims gab es noch im 17. Jahrhundert zwei Beginenhöfe. Neuerdings hat man im südlichen Frankreich zu Castelnaudary, Departement der Aude, den Versuch der Wiedereinführung von Beginen gemacht. Ein Priester Namens Louis de Soubiran-La-Louvière, wurde 1847 von den Genter Beginenhöfen so erfüllt, daß er sich die Gründung einer ähnlichen Anstalt vorsetzte und zu dem Ende im Jahre 1854 mit einer Nichte, Mademoiselle Sophie-Thérèse de Soubiran, und einem andern jungen Mädchen nach Gent kam, und diese auf Anweisung des Bischofs Delebecque einen Monat lang im großen Beginenhofe zubringen ließ, um Alles genau kennen zu lernen. Am 14. November 1855 fand die feierliche Einweihung durch den Bischof von Carcassonne Statt, und die strengkatholische Gazette du Languedoc meinte dabei: «Le caractère de notre siècle est un caractère de restauration et de rénovation.»

Am zahlreichsten sind die Beginen von jeher in den Niederlanden, namentlich in Belgien, gewesen. Man kennt über 80 Höfe, von denen die meisten dem 13. Jahrhundert, die beiden Genter der ersten Hälfte dieses Zeitraums, die jüngsten dem 15. Jahrhundert angehören; zu Looz im Limburgischen wurde noch 1497, zu Hoogstraten 1433 ein Beginenhof gestiftet. In Lüttich allein sollen gegen zwanzig Anstalten bestanden und um 1241 an 1500 Beginen gelebt haben; in Mecheln waren um 1575

gegen 1200. Brüssel zählte im Jahr 1631 gegen 500, Diest 300, Antwerpen 200, Löwen 200, Gent über 550. Herzogenbusch in Holland hatte gegen 300, die letzte Begine starb daselbst 1675. Zu Ende der fünfziger Jahre befanden sich in Holland nur noch zwei Höfe, zu Amsterdam und zu Breda, jeder etwa mit 20 Personen oder Klopjes, wie sie gewöhnlich genannt werden. In Belgien ergaben sich bei der Volkszählung in 1846 noch 20 Höfe mit zusammen 1549 Bewohnerinnen. Die Angaben deutscher Bücher von 5000 oder gar 6000 sind ganz unrichtig. Gent hatte davon, wie schon erwähnt, über die Hälfte, nämlich 974, während die Zahl unter der holländischen Regierung, namentlich 1828, nur 894 betrug. Seit 1846 ist der Bestand in Gent ungefähr derselbe geblieben. In den meisten andern Städten dagegen scheinen die Beginen sich fortwährend zu vermindern. In Lier gab es 1784 an 180, um 1828 noch 74, um 1850 nur noch 49; in Löwen sind sie von 1828 bis 1856 von 90 auf 48, in Mecheln gar von 127 auf 47 gesunken. Dendermonde hatte um 1858 noch an 80, Antwerpen, wo sie meist Kwezels oder Scheinheilige heißen, 40, Brügge 30; Brüssel und Ypern haben ihre Höfe unter Wilhelm I. aufgehoben. In Geraerdsbergen und St. Troyen sind sie seit 1828 erloschen; in Audenarde und Hasselt trotz aller Anstrengung dem Erlöschen nahe. Auch der angeblich älteste Verein zu Vilvorde ist 1840 ausgestorben. In Mecheln haben viele Beginen ihre Häuser eigenthümlich gekauft; der einzige Konvent war 1859 ohne Novizen, und die schöne Beginenkirche wird wohl mit der Zeit eine andere Bestimmung erhalten.

Die Genter Höfe scheinen daher eine ganz außergewöhnliche Anziehungskraft zu haben und mit den Sitten und Anschauungen der Umgegend im besten Einklange zu stehen. Und in der That, wer die Nettigkeit und Sauberkeit dieser eingefriedigten Häuslein, die stille Sonntagsruhe dieser harmlosen Stätten in der weiten, lauten Stadt voll ringenden Lebens und rastloser Leidenschaft gewahrt; wer sich der Mühen und Täuschungen, der Schmerzen und Verzweiflungen des Daseins erinnert, der kann es begreiflich finden, daß es Herzen gibt, die hier eine Zuflucht suchen und unter Gottesfurcht und friedlicher Thätigkeit ihre Tage leise hinbringen mögen.

Beide Höfe liegen nahezu an den Endpunkten der Stadt: der eine, Het groot begijnhof geheißen, nordwestlich in der Nähe des Brügger Thores und des Brügger Kanals; der andere, der kleine Hof, in entgegengesetzter Richtung, nicht fern von der Eisenbahn. Sie sind mit Mauern und zum Theil mit Gräben umgeben und bilden zwei abgeschiedene, selbstständige Stadttheile, mit je einem Thore, das Abends geschlossen und während der Nacht nur aus ganz besonderen Gründen geöffnet wird. Beim großen Hofe hat man aus der Wohnung des Pfarrers noch einen besonderen Zugang über Graben und Mauer angelegt, um den nächtlichen Besuch bei Kranken und Sterbenden zu erleichtern.

Die Einrichtungen in beiden Höfen haben manches Abweichende, sind aber doch im Ganzen gleicher Art, wie überhaupt durch erzbischöfliche Verordnungen aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts den belgischen Beginenhöfen, die sonst sehr abweichende Bräuche und Satzungen hatten, mehr Einförmigkeit gegeben worden ist.

Jeder Hof hat seine eigene, mit gedielten Betplätzen versehene Kirche, woneben ein großer, mit Linden bepflanzter Grasplatz sich befindet. Ringsum, in angemessener Entfernung, liegen die Gebäude, von kleinen, gepflasterten und äußerst sauber gehaltenen Straßen und Gäßchen durchschnitten. Die Bauart und noch mehr der äußere Anstrich der Häuser hat etwas Eigenthümliches: sie sind nämlich durchgehends von rothen Backsteinen erbaut und fast überall an den Ecken, an den Fenster- und Thüröffnungen mit weißen, gekerbten Einfassungen geziert, was einen heitern, fast bunten, aber doch nicht gerade ungefälligen Eindruck hervorbringt. Die Giebel sind meist nach der Straße gekehrt; steht das Haus der Länge nach an derselben, so hat es gewöhnlich einen oder mehrere nach vorn gerichtete Erkergiebel, die, von Backsteinen gemauert, in treppenförmigen Absätzen, mitunter bis zur Höhe des Dachfirsts, emporsteigen.

Diese Bauform war in den letzten Jahrhunderten in den brabantischen und flandrischen Städten allgemein üblich, verliert sich aber seit einem Menschenalter mehr und mehr; nur die Beginenhöfe scheinen daran festzuhalten. Die treppenförmig auflaufenden Giebel kommen übrigens schon sehr frühe vor; man

sieht das namentlich an einem merkwürdigen Gebäude an der sog. Grasleie zu Gent, das in seinen ältesten Theilen noch an die romanische Bauzeit zu streifen scheint.

Der große Beginenhof bestand 1858 aus 18 Konventen und 103 besondern Häusern, der kleine aus 7 Konventen mit etwa 90 Gebäuden. Die Zahl der Konvente war schon um 1630 dieselbe, während damals der große Hof nur 37, der kleine nur 60 besondere Häuser hatte. Eine Schrift von 1857 gibt für den kleinen Hof nur 6 Konvente und 86 Häuser an. — Jedes Haus ist durch einen kleinen ummauerten Vorhof von der Straße und von den Nachbargebäuden getrennt. Die Hofthür wird verschlossen gehalten; sie ist mit einem Schau- und Sprechgitter versehen und hat einen Schellenzug zum Anmelden zur Seite. Im Hofraum befinden sich gewöhnlich einige zierliche Blumenbeetlein, auch wohl ein paar Obstbäume, Beerengesträuche und dergleichen; Weinreben oder Epheu oder Geisblatt ranken an den Wänden, wie es eben die Lage und der Geschmack der Bewohnerinnen mit sich bringt. Hinter den Gebäuden befinden sich ebenfalls kleine Plätze zum Bleichen oder sonstigen wirthschaftlichen Gebrauche. Der große Hof umfaßt auch einiges Gartenland mit Wiesenwachs, Obstbäumen ꝛc. Doch ist dieser wirthschaftliche Theil von dem eigentlichen Hofe durch einen wassergefüllten Graben getrennt. Der kleine Hof hat für die Oberin einen Küchengarten nebst Stallung.

Jedes Haus führt neben der städtischen Nummer einen geistlichen Namen, der außen an der Hofthür zu lesen ist, z. B. Huys von St. Livinus, Alexius, Zum heil. Kreuz, Zur heil. Barbara ꝛc. Auch die Konvente sind in ähnlicher Weise benannt, z. B. Ter Engelen, Joannes Baptista, S. Begga; doch haben einige auch ganz anders, ganz weltlich klingende Namen, z. B. Ter Eecken (zu den Eichen), Ter Steenen, Ten Hove. Diese letzten sind ohne Zweifel ältesten Ursprungs.

Daneben hat jeder Hof noch eine Gesammtbezeichnung, nämlich nach der besonderen Schutzheiligen desselben, welche beim großen Hofe die heil. Elisabeth, beim kleinen die Jungfrau Maria ist. Der letzte wird daher und weil er auf einem ehemaligen Wiesen-

grunde angelegt worden, het hof von onze Lieve Vrouwe ter Hoije (hooi) genannt.

Jeder Konvent hat eine Vorsteherin, welche von den übrigen Bewohnerinnen desselben aus den Schwestern des Hofes gewählt wird. Ablehnung ist nicht zulässig. Die Wahl geschieht eigentlich auf ein Jahr, dehnt sich aber gewöhnlich stillschweigend auf Lebenszeit aus, wenn die Gewählte zur Fortführung der Geschäfte bereit ist, wornach sich die Schwestern nach Ablauf der Amtszeit erkundigen. Sie wird juffrouw, d. h. Jungfrau, genannt, während die Schwestern unter einander sich gewöhnlich ma soeur anreden. Die Vorsteherin handhabt die häusliche Zucht und Ordnung und leitet die Andachtsübungen, welche zu gewissen Stunden im gemeinschaftlichen Bet- und Arbeitssaale Statt finden. Sie hat auch die Erlaubniß zum Ausgehen, zur Annahme von Besuchen u. dergl. zu ertheilen. In Deutschland hieß die Vorsteherin „Meisterin".

Die Konventsvorsteherinnen ihrerseits wählen in ähnlicher Weise die Oberin, groot-juffrouw (Großjungfrau) oder grande-dame genannt, welche dem ganzen Hofe vorsteht und ein paar Gehülfinnen, im großen Hofe auch zwei Beirathende, zur Seite hat. Hallmann (21) führt an: im großen Hofe heißen „Damen von Stande, welche mit den Beginen nichts gemein haben, als daß sie dort wohnen", groot-juffers. Es muß das wohl auf einem Mißverständnisse beruhen; ich wenigstens habe von einer solchen Bezeichnung nichts entnommen; doch wird juffer (Jungfer) allerdings auch für Mädchen gebildeter Stände gebraucht. Die Amtsgewalt der Oberin ist in allen Dingen der genossenschaftlichen Zucht und der inneren Einrichtung sehr umfassend, ja fast unbeschränkt. Sie muß alle Jahre zweimal sämmtliche Konvente und Häuser untersuchen, wobei die Beginen nichts versteckt halten dürfen. Jede Ungehörigkeit in Kleidung oder Geräth oder in der Zimmerausstattung wird gerügt.

Zur Aufnahme unter die Beginen ist katholisches Glaubensbekenntniß, unbescholtener Jungfrauen- oder Wittwenstand und daneben die Nachweisung eines gewissen Einkommens erforderlich. Das letzte geschieht um deßwillen, damit die Armen- und Siechenhauskassen nicht zu sehr belastet werden; denn, obwohl jede Begine

verbunden ist, für ihren Unterhalt aus eigenen Mitteln zu sorgen, so tritt doch bei Verarmten und Gebrechlichen die Gemeinschaft ein, zu welchem Ende jeder Hof eine „Infirmerie" oder ein Siechenhaus, verbunden mit einigen Zellen für Geisteskranke, hat. Um das Jahr 1824 verlangte man ein jährliches Einkommen von 100 Gulden, scheint aber mit dem Nachweis nicht allzu streng gewesen zu sein. Neuerdings gab man im großen Hofe das verlangte Einkommen zu 110 Franken an, im kleinen zu 10 Pfund Grote oder 60 Gulden, was ziemlich dasselbe ist. Vermögende müssen einen Eintrittsbetrag an die allgemeine Kasse zahlen, meist bis zu 54 Gulden.

Ein bestimmtes Aufnahmealter scheint nicht vorgeschrieben zu sein. Es kommen fünfzehnjährige Novizen vor. Der Eintritt von Wittwen wird im großen Hofe als sehr selten bezeichnet. In Deutschland wurde meist ein vierzigjähriges Alter verlangt.

Die Neuaufzunehmenden müssen eine Prüfungszeit von etwa zwei Jahren im Konvent bestehen. Nach dem ersten Jahre wird das kleedsel oder die Einkleidung vorgenommen, wobei, wie beim Eintritt, ein Festmahl gegeben wird. Ist das zweite Jahr gut vollbracht und beharren sie dann bei ihrem Vorsatze, so findet die kirchliche Einweihung oder die bruiloft, d. h. die Hochzeit, Statt. Es ist das, wie man leicht denken kann, ein Ereigniß, woran nicht nur die Braut und deren Familie, sondern auch der betreffende Konvent, ja der ganze Hof, den lebhaftesten Antheil nimmt. Alles ist dann noch sauberer als gewöhnlich; man streut Blumen oder bunte Papierschnitzel von der Wohnung bis zur Kirche; eine feierliche Messe wird veranstaltet, die Braut trägt eine Krone von Perlen und Flitter, Kränze und Gedichte werden gespendet, ein Hochzeitsmahl wird gegeben: kurz, der ganze Vorgang hat den Anschein eines heitern Vermählungsfestes, nur daß der Bräutigam hinzugedacht werden muß. Selbst die Brautjungfern fehlen nicht; denn zwei kleine Mädchen begleiten die Aufzunehmende den ganzen Tag, sitzen während des Gottesdienstes vor dem Hochaltare neben ihr, und halten die Enden des Tuches, wenn ihr das Abendmahl gereicht wird.

Auffallend war mir's, daß der Braut kurz nach Empfang

der Hostie von einer Mitschwester ein Glas Wein gereicht wurde. Man versicherte mir, es geschehe solches nur, um die Nüchterne vor Ermattung zu bewahren; indessen ging schon bald darauf die Feierlichkeit zu Ende. Dieselbe schließt mit Verlesung einer Art Ermahnung in lateinischer Rede, wovon die guten Seelen natürlich kein Wort verstehen. Dann nehmen die Priester, nach Ablegung der Meßgewänder, die Vermählte in die Mitte und führen sie unter Geleit der Zugehörigen in das Konventshaus, wo inzwischen das Hochzeitsmahl auf Kosten der Braut oder ihres Gesippes in Bereitschaft gesetzt ist.

An den Festmahlen dürfen nur eine gewisse Anzahl Verwandte als Gäste Theil nehmen. Man gab die Zahl beim kleedsel zu 8, bei der bruiloft zu 12 an; im letzten Falle sind Männer, mit Ausnahme der thätig gewesenen Priester, ausgeschlossen. Begreiflicher Weise reicht eine so kleine Zahl nicht immer aus, um allen Angehörigen, die mitfeiern oder wenigstens mitschmausen möchten, den erwünschten Zulaß zu geben. Man weiß sich jedoch in den meisten Fällen zu helfen. Mittelst einer scharfsinnigen oder nachsichtsvollen Auslegung wird angenommen, daß Diejenigen, welche bei der kirchlichen Feierlichkeit mitwirken, nicht mitzählen; man läßt daher die Eine oder die Andere, der man noch Zugang verschaffen will, Etwas tragen oder sonst geschäftig sein und bringt sie auf solche Art zu Tische.

Nach beendeter Tafel, wobei es oft sehr heiter hergehen soll, wird ein Spaziergang gemacht oder der Nachmittag in sonstiger Weise verbracht. Auch die Konventsangehörigen, welche außerhalb des gemeinsamen Schwesterhauses wohnen, werden nicht vergessen; sie bekommen je einen Teller Reisbrei oder dergleichen zugestellt.

So ist der Vorgang im kleinen Hofe. Im großen, der in mehreren Stücken ein etwas strengeres Gewand trägt, finden sich einige Abweichungen. Man spricht dort nicht sowohl von einer bruiloft als von einem steedsel oder einer Bestätigung. Am festlichsten wird die Einkleidung begangen, wobei Verwandte, wenn ich recht berichtet bin, bis zu 18 am Mahle Theil nehmen können.

Früher scheinen diese Festmahle oft großartig und bis zur

Ungebühr ausgelassen gewesen zu sein. Der Abt Van Rydel rügt um 1630, obwohl schon 28 Jahre zuvor sehr ernste Verbote ergangen waren, „die maßlosen Ausschreitungen an den Tagen, wo sich die Jungfrauen Gott weihten; sie erfreuten sich nicht im Herrn, sondern in Wein und Schlemmereien (voratrinis), in Eitelkeiten und Thorheiten (insaniis falsis), indem mit allerlei Art goldenen, silbernen und porzellanenen Gefäßen Staat gemacht werde."

Nach der Hochzeit muß die Neuvermählte noch vier Jahre, also im Ganzen sechs Jahre, im Konventshause zubringen. Hat sie dann das 28. und im großen Hofe, wie man sagt, das 30. Lebensjahr schon vollendet, so steht es ihr frei, in einem der besonderen kleinen Häuschen zu wohnen, welche für zwei oder mehrere Personen eingerichtet sind. Ist sie aber noch keine 28 oder 30 Jahre alt, so muß sie die fehlende Zeit noch im Konventshause zubringen. Allein darf keine wohnen. Doch wird es gestattet, mit einer weltlichen Freundin oder mit einem Dienstmädchen zusammen zu leben.

Jede Schwester hat ihr eigenes Bett, ihre eigenen Möbeln und Geräthe, überhaupt ihre selbstständige Einrichtung und ist dabei ziemlich unbeschränkt. Selbst Bier- und Weinflaschen fehlen nicht. Kostbares Zimmergeräth, Teppiche und Tapeten, gestickte Vorhänge u. drgl. sind jedoch untersagt. Ich sah nur geweißte Wände und sehr einfache Tische und Stühle, aber alles in höchster Sauberkeit. Die kleinen Häuschen, auch die kleinsten, sind für die wenigen Personen, von welchen sie bewohnt werden, ungemein geräumig; in einem der zweischläfrigen sah ich z. B. ein gemeinschaftliches Wohn- und Empfangszimmer, zwei Kammern, zwei Küchen, Keller- und Bodenräume ꝛc. Andere sahen freilich etwas ärmlicher aus, aber auch andere noch geräumiger.

Es fiel mir auf, fast gar keine Heizvorrichtungen anzutreffen, indessen löste sich das Räthsel. Ein Hauptgeräthstück einer Begine ist nämlich der Feuertopf. In den Konventen zeigte man mir ganze Batterien dieser beliebten Leibwärmer, wofür man den bezeichnenden Ausdruck lollepotten hat, der an den alten Namen der Lollarden oder Lollebrüder erinnert. Oefen sind dort gar nicht gebräuchlich.

Die Konvente haben, außer dem schon erwähnten Bet- und Arbeitssaale und außer den erforderlichen Wasch- und Küchenräumen mit zahlreichen Herdplätzen oder irdenen Kohlenkochtöpfen, ein großes Zimmer für feierliche Vorgänge oder vornehme Besuche, und einen gemeinschaftlichen Eßsaal, der refter (von refectorium) genannt wird. Dieser letzte ist besonders bemerkenswerth, weil er der Hauptschauplatz der Sonderwirthschaft in der Gemeinsamkeit ist. Hier nimmt jede ihren Kaffee, wozu man das Wasser gemeinschaftlich kocht; hier empfängt sie auf besondere Rechnung von dem Biere, das gesammter Hand eingelegt wird u. s. w. u. s. w., je nachdem des Hauses Einrichtung getroffen ist. Im großen Hofe gibt es mehr Sonderung und Alterthümlichkeit, im kleinen mehr Gemeinsamkeit und Neuerung. Hier hat man sogar schon in den meisten Konventen gemeinschaftliche Tafeln eingeführt. Sonst aber hat jede Schwester ihren besonderen Eßplatz. Rings an den Wänden des Refters stehen nämlich kleine eichene Schränke von ziemlich gleicher Form und Einrichtung, welche nicht bloß zur Aufbewahrung von Tischgeräth, von Brod, Salz, Bier u. dgl. dienen, sondern auch als Tische gebraucht werden. Schlägt man die beiden Klappthüren auf, so läßt sich in angemessener Höhe ein Schieber ausziehen, welcher die Stelle einer Tafel vertritt. Auf diese Weise sitzen die Schmausenden zwar in aller Nähe bei einander, drehen aber dem Gegenüber nicht das Antlitz, sondern den Rücken zu, und sind auch von den beiden nächsten Nachbarinnen durch die beiderseitigen Klappthüren geschieden, etwa wie unverträgliche Pferde oder Kühe durch Krippenbäume und Krippenbretter getrennt werden. Ein solcher Schrank heißt in Gent schapraai (nicht eetkast, wie in deutschen Reisebüchern nebst anderen Unrichtigkeiten zu lesen ist) und wird bei jeder Schwester als ein Hauptstück der Mitgift betrachtet.

Uebrigens ist diese Schrankeinrechtung ein Erbstück uralter Zeit, und wohl nicht der Unverträglichkeit wegen eingeführt worden.

Allem Anscheine nach leben sämmtliche Schwestern, die eines Hofes sowohl, als die Bewohnerinnen der einzelnen Konvente und der besonderen Häuschen, in bester Eintracht. Die häusliche und gottesdienstliche Ordnung ist streng geregelt und wird durch lange

Gewohnheit zur andern Natur; im Uebrigen aber scheint Alles, einige Bedeutungslosigkeiten abgerechnet, in harmloser Ruhe zu verfließen; selbst da, wo die Kohlen für die lollepotten und für die irdenen Kohlentöpfe der Einzelnen von einem gemeinschaftlichen Herd genommen werden, geht es ohne „erheblichen" Zank ab, was gewiß alles Mögliche ist. Als ich fragte, ob es auch zuweilen Streit gebe, und welche Strafe man in solchen Fällen habe, wurde ich kaum verstanden. Dergleichen komme ja gar nicht vor, hieß es. Nur ein paar der Jüngsten, wovon eine noch Novize war, kicherten dabei in's Tuch und meinten, dahinten auf dem Bleichhofe, da gebe es allerdings mitunter ein vechtpartijtje. Indessen hat es auch damit gute Wege. Solche „Schlägereichen" sind nichts weiter, als muntere Ueberbleibsel der Kinderspiele, wie denn selbst Aeltere mitunter an den Spielen der Jüngern noch in aller Kindlichkeit Theil nehmen. Besonders wird der St. Peters-Abend, wo man vordem auf dem Grasplatze die Peters-Feuer anzündete, als eine Gelegenheit zu ungewöhnlicher Heiterkeit und Festlust erwähnt, namentlich im kleinen Hofe.

Ueberhaupt darf man sich das Leben der Beginen nicht allzusehr als ein Dasein klösterlicher Beschaulichkeit und Düsterheit denken: sie singen und lachen und scherzen, und sind selbst, unbeschadet der Ehrbarkeit und godvruchtigheid (Gottesfurcht) den Späßen und Schwänken der Welt gar nicht abhold.

Früher muß es noch lebhafter hergegangen sein; denn der Erzbischof von Mecheln verbot zu Anfang des 17. Jahrhunderts wiederholt das Tanzen; ja es kommt sogar ein Verbot gegen öffentliches Singen zuchtloser Lieder vor. Kann man auf ein Sprichwort Gewicht legen, so müssen sich die Beginen auch durch Flunkern und erfinderische Ausschmückung von Stadtgesprächen ausgezeichnet haben; denn es heißt in Flandern: het is een begijnelogen, es ist eine Beginenlüge. Vor allen Dingen halten sie gern einen ordentlichen Schwatz, oder wie es auf gut vlamisch heißt, sie klappen gern. Sobald sie ein gewisses Zutrauen gefaßt haben, steht ihnen das Mundwerk selten still. Dasselbe findet man freilich auch bei vielen eigentlichen Nonnen, namentlich bei solchen, welche den Dienst in den Kranken- und

Siechenhäusern versehen oder in sonstigen milden Anstalten beschäftigt sind. Ich habe selten so viel gesprächige Heiterkeit und freudigen Berufseifer gefunden, als bei den Oberinnen und Dienerinnen, bei „Müttern" und „Schwestern" in einigen Stiftungen, wo doch nicht selten mit tausenderlei Widerwärtigkeiten und Launen zu kämpfen ist. „Wir thun es ja für den Herrn": darin liegt ihr Antrieb, ihre Kraft, ihre Freudigkeit, ihr Lohn.

Ich war durch Frauen, die selbst für meine godvruchtigheid gut gesorgt hatten, bei einigen Beginen eingeführt worden, und daher mochte es wohl kommen, daß ich mit ungewöhnlicher Offenheit behandelt wurde; auch hielt man sich bei meinen vielen Fragen, wie es schien, zu der anziehenden und willkommenen Folgerung berechtigt, daß ich damit umgehe, in Deutschland ein Beginenhaus zu gründen. Aber auch sonst, glaube ich, kann es nicht eben schwer halten, sich von ihrem heitern Wesen zu überzeugen.

Als ich im kleinen Hofe den Betsaal eines Konvents besah, nöthigte man mich wiederholt, auf dem etwas abgesondert und auf einer kleinen Erhöhung stehenden Stuhle der Vorsteherin Platz zu nehmen. Ich merkte wohl, daß es dabei auf etwas Besonderes abgesehen war; da ich aber an Das, was man im Auge hatte, gerade am wenigsten dachte, so erregte ich nur um so mehr Heiterkeit, und als es endlich gelungen war, mich zum Niedersitzen zu bringen und mir rasch mit einem Taschentuche die Stiefel abzuwischen, wodurch ich nach Genter Brauch verbindlich wurde, „Etwas zum Besten zu geben", da hatte das Lachen vollends keine Grenzen. Und auch am folgenden Tage, als meine Freundinnen die Uebersendung eines Körbchens mit allerlei Schnopereien besorgten, soll der Spaß nicht gering gewesen sein, so daß der duitschman zu den guten Schwestern in die besten Beziehungen kam.

Wie sehr man Spiel und Heiterkeit liebt, entnahm ich auch daraus, daß in einem besondern Zimmer des Konventshauses ein Fortepiano mit einem großen Pack Musikalien sich befand. Eine alte Verordnung des Erzbischofs von Mecheln, welche den Gebrauch musikalischer Instrumente verbietet (Ryckel p. 423) ist also wohl nicht mehr in Wirksamkeit.

Dasselbe Zimmer diente zugleich als Fremdenzimmer. Es ist nämlich gestattet, nächste Verwandte von Schwestern mit Vorwissen der Oberin zu beherbergen, namentlich auch Männer. Bei Priestern wird nicht einmal Verwandtschaft verlangt. Auch sonstige Ausnahmen kommen vor. Nur dürfen die Gäste dann nicht in den Konventshäusern übernachten, sondern man führt sie nebst den nöthigen Betten zur — „Großjungfrau", die in der Regel auch eine „Altjungfrau" ist, und lagert sie dort ein. Im Uebrigen aber werden Mannspersonen nicht geduldet; nicht einmal kleine Knaben. Früher waren Männlein vor vollendetem achten Jahre zulässig; allein in späterer Zeit ist man strenger geworden. Schon 1602 ward das Erziehen von Knaben und zugleich das Halten von Hunden bei drei Gulden Strafe verboten (V. Ryckel, S. 426).

Die Zimmer und Säle in den Konventshäusern sind wie die in den Sonderhäusern sehr einfach. Die einzige Ausschmückung besteht in Blumen, Gemälden, Heiligenbildchen und dergl. Auch die Fremdenzimmer werden sehr einfach gehalten. Die Betten im großen Hofe sind überall mit schwarzwollenen Vorhängen versehen.

Keine Schwester darf bei Licht zu Bett gehen.

In den Eingängen der Konventshäuser sind folgende Sätze und Mahnungen unter Glas aufgehängt:

De liefde maekt religieusen un moniken; zonder deze zyn de kloosters hellen en de bewoonders duyvelen; met deze zyn zy voorwaer een paradys op der aerden en de inwoonders de englen zelve.

Das ist:

Die Liebe macht Religiosen und Mönche; ohne sie sind die Klöster Höllen und die Bewohner Teufel; mit ihr sind jene fürwahr ein Paradies und die Einwohner den Engeln gleich.

Ferner:

Die wilt komen in myn' zaelen,
Mag niemands gebrek verhalen.
Zyt vrolyk, en spreekt van God!
Kwaeden agterklap is hier verbod.
Ik begryp niemand in't zyne,

Want ick heb genoeg aen't myne.
Waeren wy met liefde ontsteken,
Wy zagen geene gebreken,
Nog geen ander mans misdaed,
Maer alleen ons eygen kwaed.
Laet ons leven zonder klagen!
Willen wy aen God behaegen.
Zyt ootmoedig in den grond,
En gestichtig in den mond . . .
Hoort gy somtyds droeve maeren,
Peyst op God, die u kan spaeren.
Die den wille Gods verkiest,
Wint altyd, en noit verliest.

Das ist:

Wer will kommen in meine Säle,
Daß er Niemand's Gebrech erzähle!
Seid fröhlich und sprecht von Gott!
Böse Nachrede ist gegen Gebot.
Ich greife Niemand in das Seine,
Denn genug, daß ich schaffe das Meine.
Thät' uns wahre Lieb' entzünden,
Wir gewahrten keine fremden Sünden,
Noch andern Mannes Missethat,
Sondern nur das eigene Quad.
Laßt uns leben sonder Klagen,
So wir wollen Gott behagen!
Seid demüthig in des Herzens Grund,
Und erbaulich mit Wort und Mund!
Hört ihr zuweilen von trübem Walten,
Denkt an Gott, er kann euch halten!
Wer den Willen Gottes erkürt,
Gewinnet stets und niemals verliert.

Der Ruf der Beginen ist der beste. Natürlich fehlt es nicht an anstößigen Ausnahmen, und auch Van Ryckel hat einen eigenen Abschnitt über die gefallenen Beginen, wie er denn namentlich eines unglücklichen Geschöpfs gedenkt, das eine Uebelthat, wodurch es der Schande entgehen wollte, mit dem Tode zu büßen hatte; aber im Ganzen scheinen solche Vorfälle doch außerordentlich selten zu sein.

Schon vor Jahrhunderten ist den belgischen Anstalten großes Lob ertheilt worden. Als in Deutschland und Frankreich im 13.

und 14. Jahrhundert ähnliche Genossenschaften der Ketzerei bezüchtigt und in Folge dessen verfolgt und aufgehoben wurden, blieben die belgischen ziemlich unangefochten oder wurden wieder hergestellt, unter dem Bedeuten jedoch, sich nicht, wie die verbotenen Vereine, mit Streitereien und Glaubenssachen zu befassen. Mehrere Päpste und viele Kardinäle und Bischöfe haben sie begünstigt und belobt; den Genter Höfen ließen Benedict XII., Clemens VI. und Gregor XI. in den Jahren 1334 bis 1372 die von benachbarten Klöstern genommenen Güter zurückgeben. (Siehe Clementinar. libr. III t. 11 c. 1; lib. V. t. 3 c. 3; Extravag. Comm. lib. III tit. 3. Vergl. Van Ryckel p. 384 fgg. und Moulaert p. XII. XIII; Rost, S. 10 fgg.; Schmidt, S. 64 fgg.)

Auch Ablaßbriefe und sonstige Begabungen blieben natürlich nicht aus.

Besonders günstig äußerte sich der Pater Michael Ophovius, der 1626 zum Bischof von Herzogenbusch ernannt wurde, über die belgischen Beginen; er ertheilte ihnen im September 1631, sowie den belgischen Frauenzimmern überhaupt, ein merkwürdiges Zeugniß. „In den Höfen übernachten keine Mannspersonen," sagt er; „keine Begine bleibt über Zeit außer dem Hofe, keine geht ohne Urlaub der Oberin aus der Stadt" . . . . „Die belgischen Mädchen empfinden in dem gemäßigten Klima selten ein gefährliches Feuer; Christus zum Bräutigam erwählend glauben sie es angenehm, von keinem Manne zu wissen" — oder, wie ein Anderer übersetzt hat, „können sie sehr wohl jeden andern Bräutigam missen" — raro ignem noxium sentiunt Belgicae virgines, et nescire virum suave putant, Christum sponsum habentes.

Vielleicht wird Mancher diesem Zeugnisse keine große Bedeutung beilegen wollen. Allein merkwürdiger Weise urtheilte schon hundert Jahre früher ein gewiß unverdächtiger Fremdling fast eben so. Es war dies der Gesandte der venezianischen Republik, Vincenz Quirini. Derselbe gedenkt in einem 1505 an den Senat erstatteten Berichte auch der Beginen und bemerkt darüber Folgendes: „Sie betragen sich sehr ehrbar, theils unter einer guten Aufsicht, theils und wohl vornehmlich, weil in diesem

Lande sowohl Frauen als Männer von kälterem Blute sind, als in irgend einer andern mir bekannten Gegend." (Belgisch. Museum, V, 9.)

Das hat im Verhältniß zu südlichen Ländern gewiß seine Richtigkeit gehabt; im Uebrigen aber wird man das „kalte Blut" nicht allzuhoch anschlagen dürfen, weder für damals noch für jetzt. Gewiß ist jedoch, daß die Aufsicht streng war, und daß der unerlaubte Umgang mit Beginen vorzugsweise als ein schweres Vergehen betrachtet und bestraft wurde. Die Urtheilsbücher des Genter Stadtarchivs liefern dazu verschiedene Belege. Als z. B. 1537 der Genter Schöff Jan Sutterman sich dergleichen hatte zu Schulden kommen lassen und dabei klar wurde, daß er sogar ein Gewohnheitssünder war — dat hi noch bi costumen zulic ghewoone was te doene — schonten ihn die Amtsbrüder nicht. Er mußte seinen keerle, d. h. sein Amtskleid, auf den Sitz-Platz legen, ward dann vor Gericht bis auf's Blut gehauen, hiernächst auf einen Wagen gesetzt, an die „vier Wegscheiden" der Stadt geführt und daselbst öffentlich vom Büttel gegeißelt.

Was mit dem Beginchen geschah, weiß ich nicht anzugeben. Aus einem noch jetzt üblichen Sprichworte läßt sich aber entnehmen, daß auch bei den Beginen öffentliche Geißelungen nicht ganz ungebräuchlich waren, wenn sie auch selten gewesen sein mögen. Gibt es etwas Besonderes zu gaffen, so sagt man noch immer: «Daar is een begijn te geeselen!»

In neuerer Zeit hat der Stadtrath von Gent seinen Beginen ein sehr lobendes Zeugniß ertheilt. Als Wilhelm I. in den zwanziger Jahren nicht abgeneigt war, beiden Höfen ein Ende zu machen, nahm sich die Stadtbehörde mit großer Wärme und gutem Erfolge der Bedrohten an. In einer Vorstellung vom 30. Oktober 1824 an den König heißt es unter Anderm: „Die Beginen sind gottesfürchtig, sittig, arbeitsam, ehrbar, einfach, sparsam und unterthänig; sie befassen sich durchaus nicht mit politischen Dingen und genießen in ihrer Handelsweise alle Freiheit; es besteht bei ihnen nicht im Geringsten Gütergemeinschaft, jede behält ihr Eigenthum und lebt von ihrem Einkommen oder von ihrem Erwerb, und was sie hinterlassen wird nach den Gesetzen

unter die Berechtigten vertheilt.“ Die Unterdrückung der Beginenhöfe, meinte der Magistrat, würde eine „unausfüllbare Lücke“ entstehen lassen.

Stirbt eine Begine, so wird gewöhnlich eine öffentliche Versteigerung ihres Nachlasses veranstaltet, und die Genossinnen sehen es als einen Ruhm und eine Ehre an, wenn recht tüchtig geboten wird, was natürlich den Angehörigen zu Gute kommt. Bei besonderer Beliebtheit oder bei dem Rufe großer Gottesfürchtigkeit werden zuweilen für die geringfügigsten Dinge sehr ansehnliche Preise gezahlt und die erworbenen Stücke als Reliquien bewahrt. Zu den Nachlaßgegenständen gehören auch die verschließbaren Betpulte, welche man in den Kirchen sieht.

Im kleinen Hofe, und vermuthlich auch in einigen andern, bestand früher der Brauch, daß die Oberin sich aus dem Nachlasse einer verstorbenen Schwester das beste Bett oder ein anderes Stück auswählte; sie hatte dagegen die Verbindlichkeit, in Kriegszeiten dem Landesherrn eine Anzahl Betten zu liefern, wofür dieser der Anstalt Schutz und Schirm angedeihen ließ. Diese Einrichtung soll bis zur Zeit der französischen Umwälzung bestanden haben.

Die Todten werden ein paar Tage in vollem Anzuge auf dem Bette ausgestellt. Man legt sie, als wenn sie schliefen, mit einem Kreuzbild in den zusammengefalteten Händen, mit einem Kranze von künstlichen Blumen auf dem Haupte, zwei brennende Lichter zur Seite. Ein paar Schwestern sitzen daneben, und fast alle Bewohnerinnen des Hofes kommen zum letzten Besuche. Auch Fremde, auch Männer, werden freundlichst zugelassen, wie ich das selbst befunden habe.

Die Beginen sind, wie schon bemerkt, durch kein unauflösliches Gelübde gebunden. Sie können nicht nur mit Gestattung der Oberin längere Zeit bei den Ihrigen zubringen, sondern haben auch volle Freiheit, sich zu jeder Zeit zu verheirathen oder sonst von der Genossenschaft loszusagen, ohne irgend eine Vermögenseinbuße oder dergleichen zu erleiden; natürlich mit Ausnahme des Eintrittsgeldes. Indessen betrachten es die Höfe als eine Art Ehrensache, daß Verheirathungen oder sonstige Ausscheidungen

unterbleiben, und nach Allem, was man hört, scheint die Zahl der Austretenden auch wirklich außerordentlich gering zu sein.

Auch Ausstoßungen, welche bei groben Ordnungswidrigkeiten vorkommen können, sind sehr selten.

Die Austrittsberechtigung bildet ein wohlthätiges Gegengewicht zu den großen Amtsbefugnissen der Oberin. Man muß sich eben in einander schicken, wenn man auch nicht ganz zufrieden mit einander ist. Vor einigen Jahren kam es vor, daß eine fünfzigjährige Schwester mit ihren Obern in so heftigen Zwiespalt gerieth, daß sie wirklich das Stift verließ, und nach einiger Zeit zum großen Aerger ihrer Angehörigen und des Beginenhofes sich sogar verheirathete, und das mit einem weit jüngern Manne.

In frühern Jahrhunderten hat man versucht, mit geistlichen Strafen strenger zu sein, ist aber aus guten Gründen gar bald davon zurückgekommen. (Ryckel, p. 427.)

Das Beginenleben muß wohl für Viele eine willkommene Mitte oder das anziehendste Schweben zwischen Freiheit und Gebundensein, zwischen Absonderung und Gemeinsamkeit, Arbeit und Beschaulichkeit gewähren. Schon vor Jahrhunderten ist dies hervorgehoben worden. Johannes Malderus, Bischof von Antwerpen, der sich 1631 über die Beginenhöfe ausließ, sagt unter Anderm: „Obwohl es sehr verdienstlich ist, sich durch feierliche Gelübde von Keuschheit, Gehorsam und Armuth an Gott zu verbinden, so findet man doch in Belgien viele gottesfürchtige Frauenzimmer, die von solcher Gemüthsart sind, daß sie dergleichen lieber *leisten*, als sich dazu *verpflichten* mögen; sie ziehen vor, fortwährend rein zu *leben*, als fortwährende Reinheit zu *geloben*, sie wollen lieber stets *gehorchen*, als Gehorsam *versprechen*, lieber immer bei mäßigem Leben der Armuth mit dem Ueberschuß zu Hülfe kommen, als sofort Alles auf *ein Mal* hingeben."

Ein großer, ja wohl der größte Theil der Genter Beginen besteht aus Bäuerinnen der nächsten Umgebung. Die Landleute in Flandern schätzen sich oft eben so glücklich, eine Tochter in den Beginenhof gebracht zu haben, als sie gut verheirathet zu wissen. Namentlich bemittelte, aber ungewöhnlich kinderreiche Väter und

Mütter nehmen früh darauf Bedacht, eine oder die andere ihrer Töchter so auszustatten. Die Beginenhöfe sind für die flandrischen und brabanter Bauern, was anderswo die Fräuleinstifter für den Adel sind.

Daneben ist das Beispiel und der Rath von Basen und Bäschen, die schon eingeweiht sind und mit den Heimatdörfern fortwährend in Verkehr bleiben, sehr anlockend. Vor Allem aber sind es die Priester und besonders die vom Lande stammenden, welche auf die stete Bevölkerung der Beginenhöfe, in denen sie gar oft die Gespielinnen der Kinderjahre wiederfinden, Einfluß üben.

Indessen werden auch viele Genterinnen, und sogar einige aus den höhern Ständen, unter den Beginen gefunden. Selbst Solche, die nicht selber in die Genossenschaft eintreten wollen, aber nach einer ruhigen und billigen Zurückgezogenheit sich sehnen, suchen nicht selten ein Unterkommen in den umfriedeten Räumen, indem sie entweder bei Verwandten wohnen oder einen eigenen Haushalt sich einrichten. So hörte ich, daß gegenwärtig einige Wittwen in den Beginenhöfen leben, die ihren Töchtern dahin gefolgt sind.

In frühern Jahrhunderten scheint es sehr üblich gewesen zu sein, heranwachsende Mädchen unter den Beginen ausbilden und wohnen zu lassen, weil man sie nirgends besser und gesicherter aufbewahrt wußte. Quirini sagt allgemein (1505), daß die Töchter, bis sie heirathsfähig seien, in den Beginenstiftern erzogen würden.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Beginenhöfe und eben so die neuen klösterlichen Einrichtungen in Belgien gar manchen kräftigen Arm einer tüchtigen Thätigkeit entziehen. Doch wird man geneigt sein, dies in einem etwas andern Lichte zu betrachten, wenn man bedenkt, mit welcher Freudigkeit und welchem Opfermuthe die gottergebenen Geschöpfe in zahlreichen milden Anstalten thätig sind und namentlich der Krankenpflege und dem Unterrichte sich widmen. Daß dergleichen Richtungen und Einrichtungen mitunter aus sehr weltlichen Anlässen in's Leben gerufen werden und mittelbar nicht selten zur Verfolgung kirchlich-politischer Zwecke dienen müssen, ändert dabei wenig; die guten Schwestern wenig-

stens sorgen sich gewiß gar selten und gar wenig darum, ob die Herrschaft in den Händen der „Klerikalen" oder der „Liberalen" ist.

Auch die Beginen widmen sich vielfach dem Unterricht und der Krankenpflege und sind nebenbei in anderer Weise thätig. In jedem Hofe besteht eine Freischule für arme Kinder, und die neueintretenden Schwestern werden bereitwillig in mancherlei weiblichen Handarbeiten unterwiesen.

Als bei der berüchtigten Landung der Engländer auf Walchern eine ansteckende Seuche sich verbreitete und in Gent weder die Krankenhäuser noch die Krankenwärter ausreichten, und viele Soldaten ohne Hülfe lagen, stellten sich gegen achtzig Beginen zum Dienst in den zu Hospitälern umgewandelten Kirchen und verharrten vom September 1809 bis zum Frühjahr 1810 in dieser gefährlichen Hülfeleistung. Mit derselben Aufopferung und Unverdrossenheit waren 1813, wo beide Beginenkirchen als Krankenhäuser dienten, und später in den Schreckenszeiten der Cholera, namentlich 1832, zahlreiche Schwestern als Krankenwärterinnen in den öffentlichen Anstalten thätig. Das dankbare Vaterland widmete ihnen bei der letzten Gelegenheit eine werthvolle Denkmünze.

Die sonstige Beschäftigung der Beginen besteht, abgesehen von den Haushaltsverrichtungen, in Nähen, Stricken, Sticken, Spitzenklöppeln rc.; die meisten sieht man mit der Nähnadel thätig. Früher müssen sie vorzugsweise gesponnen haben, denn ein Sprichwort sagt, um einen altgewohnten Zustand zu bezeichnen:

Alles moet blijven als't was,
't Begijntje moet spinnen vlas,
En de Pater drinken uit het grote glas.

Alles muß bleiben wie's war,
Das Beginchen muß Flachs spinnen
Und der Pater aus dem großen Glase trinken.

Ein anderes Sprichwort aber lautet: Wirken ist selig, sagte das Beginchen, da that sie Nichts — Werken is zalig, zeid't begijntje en ze deed niets —, woraus hervorzugehen scheint, daß gerade nicht Alle immer sehr thätig gewesen sind.

Nach dem Berichte Quirini's ist vordem von den Beginen auch Leinen gewebt worden. „Jede," sagt der Venezianer weiter, „lebt von ihrer Arbeit und Verschiedene werden dabei reich." Letzteres kommt heutzutage nicht mehr vor; aber Viele sind doch als gesuchte Arbeiterinnen bekannt, und verdienen sich, wenn die sonstigen Hülfsquellen auch etwas versiegen, ein leidliches Auskommen.

Bei den meisten ist der Bedarf nicht sehr groß; 300—400 Frank jährlich schien 1858 der mittlere Aufwand zu sein. Das ist viel und wenig, wie man's eben nimmt. Es gibt Gegenden genug, wo ganze Familien kaum so viel aufzuwenden haben. Als man den Verbrauch einer Begine einst einer jungen Engländerin, die 200 Pfund oder nahe an 4800 Frank Nadelgeld hatte, in Pfund Sterling übersetzte, riefen beide, Engländerin und Begine, gleicherstaunt aus: «16 pounds! — 4800 franks spelдegeld!»

Am wenigsten kostet den Beginen ihre Kleidung, da sie keiner Mode unterworfen ist und aus dauerhaften Stoffen besteht. Jede bunte Farbe, alle Seide, alles Schmuckwerk u. dergl. ist untersagt. Ueber die Einrichtung wurden im Anfange des 17. Jahrhunderts mehrere einzelne Vorschriften gegeben, während früher nur Einfachheit im Allgemeinen angeordnet war. Das Hauptstück ist ein weißes Leinentuch, das in eigenthümlichen Falten und Formen um den Kopf gesteckt und fortwährend statt der Haube getragen wird. Die Todten bekommen es mit in den Sarg. Im Vlamischen wird es einfach doek, im Französischen meist linceuil genannt. Bei den Oberinnen hat es eine etwas abweichende Form und heißt dann barbette. Unter diesem Tuch tragen die Genter Beginen eine einfache eng anschließende Haube nebst einer Binde, die unter dem Kinn befestigt wird, beides von weißem Leinen. Die Haube heißt wie die Trägerin selbst, nämlich vlamisch begijne oder beggijne, französisch béguin, béguinet.

Zu diesem Kleidungsstück kommt ein Rock oder ein Kleid von schwarzem oder bläulichem Tuch mit langen Aermeln und gleichfarbigem Unterkleid. Es dient bei schlechtem Wetter zugleich als Mantel und Kapuze, indem es von hinten über den Kopf gezogen wird.

Regenschirme sind erst später gestattet worden, aber noch nicht für den Gang zur Kirche.

Die bläuliche Farbe ist die feierlichere und bei großen Festen vorgeschriebene.

Die Fußbekleidung besteht ausschließlich aus weißen Strümpfen und Lederschuhen.

Beim Ausgehen wird ein großes, etwa zwei Ellen breites und doppelt so langes Tuch von schwarzem Kamelot, mit einem eingelegten Pappstück, über den Kopf geschlagen, so daß die Zipfel über Schultern und Arme bis auf die Knöchel herabhängen. Ein solches Tuch heißt falie, französisch faille, was in der Genter Mundart etwa fâlde oder fâldje klingt.

Den eigenthümlichsten Anblick gewähren die Beginen in der Kirche. Sie hüllen sich dann in große, weiße, längliche Leinentücher, die sie länglich-viereckig zusammengelegt auf dem Kopfe oder auch wohl unter dem Arme mittragen und beim Eintritt in die Kirche, ehe sie sich niedersetzen, entfalten und gleich den Falien, die so lange abgenommen werden, überhängen. Dies geschieht mit großer Aufmerksamkeit und Gleichmäßigkeit. Im kleinen Hofe hängen die beiden hintern Zipfel glatt übereinander, im großen nahe beisammen und regelmäßige Falten bildend, wobei von Innen mit angebrachten Stecknadeln nachgeholfen wird. Man sieht dann in der weiten Kirche, mit wenigen Ausnahmen, nichts als schneeweiße Gestalten. Die Kopfumhüllung heißt vouwte oder vaute, was wohl mit dem französischen vôute zusammenhängt. Sobald der Gottesdienst beendigt ist, werden die Tücher vor dem Austritt aus der Kirche wieder in die alten Falten zusammengelegt.

Es ist Brauch, diese Tücher nicht zu plätten, sondern nur zu pressen; warum, habe ich nicht erfahren können.

Neueingetretene tragen vor der Einkleidung nur Falien, keine Vauten. Auch die Oberinnen und ihre Gehülfinnen bedienen sich einer solchen Umhüllung nicht immer; sie tragen öfter eine Kopfbedeckung von schwarzem Tuch, kaproen geheißen, welche einige Aehnlichkeit mit den bekannten Helgoländer Hüten hat, nur daß die Falten ringsum in gleicher Länge bis über die Schultern herabhängen. Im kleinen Hofe dient die kaproen auch als Trauerzeichen.

Alle Beginen, die nicht durch Krankheit oder in sonstiger Weise entschuldigt sind, müssen zwei bis drei Mal täglich dem kirchlichen Gottesdienste beiwohnen: das erste Mal schon früh um halb fünf Uhr, Winters etwas später; das letzte Mal Nachmittags beim „Lob" (het lof), das an Sonntagen um drei Uhr, an andern Tagen später und zur Herbst- und Winterszeit erst nach eingetretener Dämmerung Statt findet. Nichts Eigenthümlicheres, und man kann sagen, auch nichts Feierlicheres als eine solche Beginenversammlung in der weiten, stillen, spärlich erleuchteten Kirche. Ueberall Schweigen, überall weißverhüllte, in Andacht hingesunkene Beterinnen; nur hier und da eine dunkle Gestalt, die zwischen den übrigen um so ergreifender hervortritt; nur dann und wann ein Hüsteln, das selbst in der Andacht nicht unterdrückt werden konnte. Plötzlich erklingen die Töne der Orgel, Gesang erschallt, wundervolle Akkorde rieseln herab, wie aus einer unsichtbaren Höhe, und legen sich gleich rührenden Mahnungen und tröstlichen Friedensworten sanft an's Herz.

In einigen deutschen und andern Büchern ist der Abendgottesdienst der Beginen so geschildert, als stimmte die Gesammtheit der hellen weiblichen Kehlen den Gesang an. Das ist unrichtig und steht mit den Bräuchen der katholischen Kirche in Belgien im Widerspruche. Es singen nur einige eingeübte Stimmen. Erst zu Ende der fünfziger Jahre haben die Redemptoristen den Versuch gemacht, den Chorgesang, wie in den Rheinlanden, einzuführen.

Die häuslichen Andachtsübungen in den Konventen bestehen in Gebeten, im Vorlesen von Abschnitten aus der Bibel 2c. und finden meistens während der Arbeit Statt. Sie wiederholen sich in regelmäßiger Ordnung, 4 oder 5 Mal täglich, und werden durch die Konventsglocke angekündigt. Auch um 9 Uhr, zur Zeit des Schlafengehens, werden noch Gebete gesprochen. Die Gebete und Lesestücke sind theils in vlamischer, theils in lateinischer Sprache. Jede Begine muß z. B. täglich 7 lateinische Bußpsalmen lesen. Bei dringenden Beschäftigungen im Hauswesen werden Entbindungen ertheilt, jedoch unter Vorbehalt treulicher Nachholung des Versäumten, so daß man in Wahrheit sagen kann, das Tagewerk der Beginen ist Beten und Arbeiten.

Die abgesondert Wohnenden haben mehr Freiheit und stehen nur unter der Großjungfrau.

Außer den Kirchen haben die Genter Höfe noch einige Kapellen und Betplätze, welche wie jene auch von andern Einwohnern der Stadt, ja von fernen Pilgern besucht werden. Der große Hof besitzt eine kleine Kapelle, die erst in den fünziger Jahren in gothischem Baustil ausgeführt und dem heiligen Antonius von Padua geweiht worden ist; von diesem befindet sich daneben in einem Mauerschrein ein kleines Bildniß, das seit einer Reihe von Jahren durch eine fromme Schwester, Therese Verhaeghe, sehr in Aufnahme gekommen und von weit und breit besucht wird.

Noch berühmter und besuchter ist die Kapelle der heiligen Godelieve, im kleinen Beginenhofe. Namentlich am 6. Juli, dem Todestage der Heiligen, hat dies Gotteshaus außerordentlichen Zulauf, der bis zum 13., dem Schluß der Oktave, anzuhalten pflegt.

Godelieve wird von ihrem Lebensbeschreiber, dem Mönch Drogo zu Ghistel, als eine ungemein gottesfürchtige und duldersame Frau geschildert. Sie soll im 11. Jahrhundert in einem Dorfe zwischen Boulogne und Calais geboren und von einem angesehenen Vlaming Namens Bertholf geehlicht worden sein; „durch die Tücke des höllischen Feinds“ wurde sie aber ihrem Manne nach dem Hochzeitsfest zuwider, obwohl sie so schön war, daß selbst ein böses Auge nichts zu tadeln fand, „es sei denn ihr schwarzes Haar und ihre schwarzen Augenbrauen“. Auch die blonde Schwiegermutter ward, „in die Stricke des Teufels fallend“, gegen sie eingenommen und nannte sie „die Krähe aus der Fremde“. Kurz die Ehe hatte keinen Segen und keinen Frieden. Godelieve aber ertrug Alles in Geduld. Als Bertholf sie hindarben lassen wollte und ihr nur Brod und Wasser gewährte, theilte sie fortwährend ihr kleines, später noch vermindertes Stück mit den Armen, lief indessen endlich baarfuß und nur „von einem Töchterchen begleitet“ davon, zu ihren Eltern. Bertholf ward veranlaßt, sie wieder zu sich zu nehmen; doch war der Friede kein aufrichtiger. Der Teufel gab ihm ein, sie ermorden zu lassen: sie ward Nachts erwürgt und darauf vollends ertränkt, welches letztere „nicht ohne besondere Fürsehung

Gottes geschehen ist, damit sie durch's Wasser gesäubert werde, wenn ja noch ein irdischer Fehl an ihr gehangen".

Das geschah zu Ghistel in Westflandern, wo sofort nach ihrem Tode, wie Sagen und Aufzeichnungen berichten, mancherlei Wunder sich begaben. Der Mordplatz verwandelte sich in weiße Steine, die Erde ward zu Perlen, das Wasser heilte Fieberkranke, Krüppel wurden gerade; ja als man Korn kaufte, um Brod an die Armen auszutheilen, ward es von selbst gemahlen und vermehrte sich über die Maßen.

Die Gebeine der Gemordeten wurden in einem Sarg mit silbernen Löwenfüßen bewahrt; als einst Diebe kamen, um die Verzierungen zu stehlen, richtete sich der Kasten „auf die Hinterpfoten", und die Bösewichter wurden so verwirrt, daß sie nicht aus dem Orte zu kommen wußten.

Am 30. Juli 1084 erfolgte die feierliche Erhebung der Gebeine und darauf die Heiligsprechung. Im Jahre 1380 wurden die Ueberbleibsel in einen neuen Kasten gelegt, der sich aber nicht so gut wie der frühere gegen diebische Beraubung zu wahren wußte. Um 1557 ließ man einen kostbaren silbernen Behälter anfertigen, und 1623 fand eine nochmalige feierliche Besichtigung und Verpackung der „kastanienfarbig" gewordenen Gebeine Statt. Es geschah dies bei Gelegenheit der processionsweisen Zurückführung derselben von Brügge, wohin sie zur Zeit der Bilderstürmereien geflüchtet worden waren. An der Procession nahm die Geistlichkeit von weit und breit und der Ghisteler Magistrat mit brennenden Kerzen Theil. Seitdem kam die Verehrung der Heiligen in Flandern, besonders zu Ghistel und Gent, in neuen Schwung und dauert bis auf den heutigen Tag (L. J. V. R., Leven van de heyl. Godelieve, Gent, 1844; Van Ryckel p. 59).

In der Genter Kapelle verabreicht man geweihtes, durch das Blut der Heiligen gekräftigtes Wasser gegen Halsübel, Augenweh und dergl. Die Kapelle besitzt außerdem noch einen Anziehungsgegenstand von nicht minderem Belang, nämlich „den schwarzen Gott", worunter das Volk ein von Alter geschwärztes Kreuzbild versteht, das aus dem alten Kastell und somit wohl aus den Ueberbleibseln der ehemaligen Abtei St. Bavo herstammen soll.

Die geistliche Leitung und Beaufsichtigung der Beginenhöfe wird im Allgemeinen von den kirchlichen Oberhirten geübt; beim großen Hofe zu Gent nehmen sie die Predigerherren oder Dominikaner in Anspruch, sich dabei auf mehrere Verfügungen der Gräfin Margarethe von Konstantinopel und ihrer Nachfolger berufend. Gewiß ist, daß die Predigermönche dem Hofe meist die Beichtväter und Pfarrer geliefert haben, was auch neuerdings wieder Statt findet, während der kleine Hof von weltlichen Priestern bedient wird. Graf Ludwig von Male soll 1354 bestimmt haben, daß die Oberin von den Konventvorsteherinnen in Gegenwart des Priors der Predigerherren, zweier Beichtväter von denselben und zweier herrschaftlichen Vögte erwählt werden solle. Dieselben Personen mußten auch bei der jährlichen Rechnungsablage zugegen sein.

Die weltliche Oberaufsicht stand von jeher den Landesfürsten zu; von diesen, namentlich von den Stifterinnen Johanne und Margaretha von Konstantinopel, ferner von König Philipp IV. (1623) hatten die Genter Höfe auch ihre Regeln und Satzungen.

Die Stiftung und erste Einrichtung wird gewöhnlich in das Jahr 1234 gesetzt; auch hat man 1834, vom 5. bis zum 13. Oktober, unter großem Zulauf das sechshundertjährige Jubiläum im großen Hofe begangen. Indessen wird dieser schon in einer Urkunde von 1227 erwähnt.

Die Höfe wurden von den Stifterinnen und anderen Mildthätigen vielfach begabt, scheinen aber lange Zeit ein ziemlich dürftiges Ansehen behalten zu haben. Die Hauptsorge war auf die Gottes- und Siechenhäuser gerichtet. Die Beginen wohnten noch 1417 in „strohernen Häusern“; indessen fanden sich dergleichen auch sonst in Gent, wie denn noch um 1524 eine Strohdeckergilde in voller Thätigkeit vorkommt. An mancherlei Ereignissen, an freudigen wie an trüben, fehlte es den kleinen Siedelungen nicht. Namentlich wurden sie mehrere Male durch Brand heimgesucht. In 1674 ward das Siechenhaus des großen Hofs eine Beute der Flammen.

Die Bilderstürmereien scheinen ziemlich leicht an den Beginenhöfen vorübergegangen zu sein, während die Patres-Beichtväter

des großen Hofs sammt allen Predigermönchen 1578 aus Gent verjagt wurden und erst 1584 zurückkehrten.

Im Jahre 1657 stiftete man in der Kirche des großen Hofs eine Brüderschaft zur Befreiung von Christensklaven, 1711 eine Genossenschaft vom heiligen Kreuz; beides unter großen Feierlichkeiten. Eine glänzende Festlichkeit fand 1665, am 19. November, Statt, wo die Reliquien der heiligen Elisabeth eingebracht wurden, welche der Kapuziner Karl von Aremberg von der Infantin Isabella erhalten hatte und sie den Beginen der heiligen Königstochter wieder überließ. (Moulaert S. 100.) In 1721 und 1782 wurden die Brüderschaften vom Rosenkranz und vom heiligen Sakrament errichtet, worauf die Jahre der Umwälzungen folgten.

Kaiser Joseph II. ließ die Beginenhöfe unangefochten, soll aber, wie erzählt wird, den Wunsch oder Rath ausgesprochen haben, daß man in den Konventen gemeinsam essen möge, was, wie wir gesehen haben, neuerdings zum Theil geschieht.

Vielfach wird angenommen, daß auch die französische Zeit spurlos an den Beginenhöfen vorüber gegangen sei. Dies ist aber unrichtig, wie so vieles Andere, was man über Belgien in Umlauf gebracht hat. Zwar wurde das Gesetz vom 1. September 1796 über die Aufhebung der geistlichen Orden ꝛc. auf die Genter Höfe nicht angewendet, weil man durch eine geschickte Wendung den Hauptnachdruck auf die Versorgung von Schwachen und Gebrechlichen und somit auf die Siechenhäuser legte; allein ohne Anfechtung und mannigfache Aenderungen blieben sie darum nicht.

Am 14. Mai 1797 stellten die drei Kapellane des großen Hofs ihre Thätigkeit ein, weil sie den verlangten Eid, wodurch die Souverainetät des französischen Volks anerkannt und Unterwerfung unter die Republik gelobt wurde, nicht leisten wollten. Im December desselben Jahres erhielten die Beginen den Befehl, ihre hergebrachte Kleidung abzulegen; gleichzeitig wurden die besondern Thore der Höfe entfernt, die Heiligenbilder und Heiligennamen beseitigt, die Kreuze abgenommen, ja die Kirchen selbst eine Zeit lang geschlossen. Auch die Großjungfrauen wurden zur

Seite gestellt. Bisher hatten diese unter Aufsicht der Landesregierung die Höfe, welche als selbstständige Körperschaften betrachtet wurden, verwaltet; jetzt traten städtische Beamte an die Stelle und die Höfe wurden in Gemäßheit der Vorschriften vom 3. und 27. September 1800 und vom 18. Juni 1801 als öffentliches Gut behandelt.

Die Abschließung des Konkordats von 1801 machte in geistlicher Beziehung manchen Eingriffen ein Ende. Die Kirche des großen Hofs, welche schon am 31. Mai 1801 wieder geöffnet worden war, wurde eine Sukkursale vom St. Michaelis-Kirchspiel, die des kleinen eine Hülfskirche von St. Jakobs.

Die Eigenthums- und Verwaltungsverhältnisse aber wurden nicht wiederhergestellt. Die Beginenhöfe sind keine besonderen Körperschaften mehr, sondern, wie die öffentlichen milden Anstalten überhaupt, Zubehör und Eigenthum der Stadt und werden gleich diesen von der dafür bestehenden Behörde verwaltet. Insbesondere gilt dies auch von den Konventsgebäuden und den kleinen Wohnhäusern, welche daher von jener Behörde in Bau und Besserung erhalten und an die Bewohnerinnen zu vertragsmäßigen Preisen vermiethet werden. Die Unterhaltung der Siechen und Armen liegt derselben Behörde ob; sie zahlte für jede Person in den Infirmerien täglich einen Frank, was 1856 für beide Höfe 21,582 Fr. betrug. Die Preise der vermietheten Wohnungen machten 1824 nach der oben erwähnten Eingabe an den König etwas über 8100 Gulden aus, abgesehen von 65 Häusern, welche damals an verschiedene Beginen auf deren Lebzeit „verkauft" waren. Seitdem scheint man aber bedeutend aufgeschlagen zu haben und es fehlte selbst nicht an Klagen darüber. Später hat man den Grundsteuerbuchsanschlag zu Grunde gelegt; der Gesammtbetrag machte zu meiner Zeit etwa 30,000 Fr. aus, was freilich hinter dem wahren Werth noch bedeutend zurückstand.

Im Jahre 1856 betrug der Miethzins im großen Hofe genau 17,969 Fr. 52 Cent., im kleinen 11,882 Fr. 20 Cent. Das Hauptvermögen besteht aber in Grundstücken, welche 1856 einen Pachtgelderträg von 51,897 und 11,918, überhaupt 63,815

Frank lieferten. Der Miethzins der Häuschen für zwei oder drei Personen betrug etwa 100—150 Frank jährlich. Auch in Steuersachen und anderen öffentlichen Belastungen sind die Beginen nicht bevorzugt, sondern werden sowohl der Gemeinde als dem Staat gegenüber ganz wie andere Unterthanen behandelt.

Im December 1814 wurde den Beginen gestattet, ihre ehemalige Kleidung wieder anzulegen, was die Schwestern des großen Hofes am 2. Juli 1815 unter großer Festlichkeit thaten.

Es hat nicht an Beginen gefehlt, welche durch ihren Lebenswandel zu großem Ansehen, ja zu einem gewissen Ruf von Heiligkeit gelangt sind. Wie sehr die Aufmerksamkeit des Volkes auf sie gerichtet war, geht schon aus den zahlreichen Sprichwörtern hervor, welche auf sie gemünzt sind. Will man ein kräftiges Gebet bezeichnen oder einen Umstand, der nicht eintreten wird, so heißt es: Daar heeft een begijn vor gebeden, dafür hat eine Begine gebetet! Zwar fehlt es auch nicht an übeln und zweideutigen Anspielungen und Redensarten, namentlich in den Refrainen und Possenspielen der Rederijkers des 15. und 16. Jahrhunderts; auch die holländischen und Antwerpener Beinamen klopjes, kwezels 2c. sind nicht eben schmeichelhaft; allein im Verhältniß zu den Nonnen und Mönchen, die man unter anderm als Onz' Heeren braadverkens, d. h. unseres Herrn Bratschweine, oder in noch ärgerer Weise, bezeichnet und bespricht, werden sie doch sehr gnädig behandelt.

Auch Eulenspiegel meint es nicht gar zu böse, wenn er behauptet: Es ist kein begyn so andechtig, wan sie zornig würt so ist sie erger wan der tüfel.

Ueber die Gottinnigkeiten und Wundererlebnisse vieler Beginen sind dicke Schriften vorhanden. Namentlich hat der mehrgenannte Abt Van Ryckel zu Löwen diesem Gegenstande mehrere hundert Quartseiten gewidmet. Aber im Ganzen findet sich wenig, was ein ungewöhnliches Interesse oder gar eine höhere Bedeutung haben könnte. Das meiste sind Erscheinungen und Wunderlichkeiten, wie sie aus den von Heiligen und Wundersucht erfüllten Ländern und Zeiten häufig genug berichtet werden. Manches läuft auf bloße Launen u. dergl. hinaus.

Da ist z. B. Eine, die bald in 24 Stunden nichts genießt, bald wieder sehr viel und sehr lecker schmaust; eine Andere nagt noch die Knochen ab, die ihre Genossinnen den Katzen vorgeworfen haben; eine Dritte fährt kühn über Land und die Pferde bleiben vor einer Herberge stehen; noch Andere gerathen in bedenkliche Anfechtungen, so daß nur ein „Mirakel“ sie rettet; eine Erdbeerenfreundin überwindet sich und gibt das Geld den Armen; eine Fallsüchtige wird in mancherlei Gestalt „vom höllischen Feind gequält“ und bricht dabei einmal eine Rippe; eine Trübsinnige und Leidbegehrliche will immer bei den Unverträglichsten wohnen und bittet Gott, ihr „das Fegefeuer schon auf Erden“ zu geben u. s. w.

Einige Ueberlieferungen aus früherer Zeit haben einen sagenhaften Charakter. So lebte im großen Hofe zu Löwen eine Begine, die sich einer wunderbaren Begabung, Fische zu fangen, erfreute. Hatte sie Lust, ein Gericht Fastenspeise zu bereiten, so setzte sie ein kupfernes Becken in die Dyle und lockte die Schwimmer herbei. Diese gehorsamten ihrem Rufe, ja sie stritten sich voll Eifer um die Ehre, in das Becken zu gelangen. Hatte die gute Seele dann ein Mittagsmahl ausgelesen, so warf sie den Rest wieder in's Wasser und rief ihnen zu: „wachset und mehret euch — groeit en vermenigvuldigt!“ Im vorigen Jahrhundert ward das Becken noch gezeigt. (Belg. Mus. II, 135.)

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts lebte zu Delft eine fromme Begine, Namens Gertrude, gewöhnlich Gertrud Van Oosten genannt, welche sich durch prophetische Gaben auszeichnete und später zu den Heiligen oder wenigstens Glückseligen gerechnet worden ist. Sie war zugleich Dichterin oder doch treffliche Sängerin, und wurde durch Liebesgeschicke veranlaßt, sich von der Welt zurückzuziehen und in der Stille des Beginenhofes ihre „Sünden“ zu bekennen und zu büßen. Sie war eine Dörflerin von Voerburch und pflegte in Delft mit noch zwei andern Mädchen „auf Brücken“ und an sonstigen öffentlichen Plätzen zu singen, namentlich ein Lied, welches mit den Worten begann: Het daaghet uit den Oosten, wodurch sie den erwähnten Beinamen bekam. Gertrud hatte einen Geliebten; aber der Geliebte war

seinen Versprechungen nicht getreu. Vergebens wandte sich die Verschmähte an die Nebenbuhlerin und mahnte sie, ihr den Bräutigam nicht zu nehmen. Die Hochzeit ward vollzogen, und Gertrud hatte nur die Genugthuung, für ihre Feindin, die ein schweres Wochenbett betraf, beten und sie erlösen zu können.

Sie scheint nicht immer ohne Anfechtungen geblieben zu sein. Da sie Kinder liebte, erschien ihr der Teufel oft in Gestalt eines „klagenden Knaben"; aber sie rief ihm zu: „Weiche! denn du bist nicht der Geliebte meiner Seele!" Einst versenkte sie sich so innig in die Geheimnisse der Geburt des Herrn ꝛc., daß ein Mirakel sich begab: coeperunt ipsius virginis ubera tumescere lacteque manare. (Acta Sanctorum — mens. Jan. — I, 348. 349.)

Gertrud starb am 6. Januar 1358; ihr Lieblingslied aber lebt noch als Volkslied fort. Ihr Lebensbeschreiber meint, sie habe dasselbe, vom Geiste getrieben, auf ihren geliebten Jesus Christus bezogen — sed cantando ferebatur spiritu, referendo carmen ad dilectum suum Jesum Christum; indessen war es nur die Darstellung einer sehr weltlichen Liebesbegebenheit. Die Melodie muß sehr beliebt gewesen sein, denn es wurden schon im 15. Jahrhundert geistliche Lieder darnach gedichtet und gesungen. Da das Lied zu den schönsten Balladen gehört, welche aus alter Zeit auf uns gekommen sind, so mag es Manchem nicht unwillkommen sein, dasselbe hier eingeschaltet zu finden. Der Inhalt, der zu Anfange etwas dunkel erscheint, ist folgender:

Ein liebewerbender Ritter oder Reitersmann hat seinen glücklichen Nebenbuhler erschlagen. Der Tag bricht an; er muß vor dem Anhange seines Gegners fliehen. Unter dem Fenster der Geliebten noch weilend, ruft er: „Wären Alle meine Freunde, die meine Feinde sind, ich führte dich von dannen." „Wohin wolltet Ihr mich führen?" fragt das Mädchen. „Unter den Lindenbaum, zu Lust und Freude," erwidert er. „O, ich liege schon in meines Lieben Armen," entgegnet sie. „Das ist nicht wahr," ruft der Mörder; „geh nur unter die Linde, da liegt er erschlagen." Das Mädchen geht und findet den Geliebten in seinem Blute. Sie bittet Vater und Genossen, ihr den Todten bestatten

zu helfen; aber Alle schweigen. Da „kehrte das Mädchen sich um und ging weinend hinaus“.

„Sie nahm ihn in ihre Arme
Sie küßte ihm den Mund,
Sie küßte nicht kurze Weile,
Sondern also manche Stund.

Mit ihren blonden Haaren,
Daß sie rieb ab das Blut;
Mit ihren sanften Händen,
Daß sie die Augen schloß!

Mit seinem blanken Schwerte,
Daß sie das Grab ihm grub;
Mit ihren schneeweißen Armen,
Daß sie zur Erde ihn trug.“ —

Und als alle Liebespflichten vollbracht sind, nimmt sie den Schleier.

Das Lied ist nach einem alten Antwerpener und nach einem Amsterdamer Liederbuche wiederholt abgedruckt und in Deutschland namentlich durch Hoffmann von Fallersleben (Horae Belgicae, II, 101 und zweite Ausgabe Nr. 16.), sowie durch Uhland (Volkslieder, 1844, Nr. 95) bekannt geworden. Willems in Gent (Oude vlam. liederen, 1846, p. 101) hat hier und da geändert; aber nicht immer glücklich, obwohl er sich einer „kritischen Wahl“ rühmt. Der folgende Text geht mehr auf das Aeltere zurück.

Het daghet uit den Oosten,
Het lichtet overal;
Hoe weinich weet myn liefste
Waer dat ik henen sal.

Och, waren't al myn vrienden
Dat myn vianden syn,
Ik voerdu uiten lande,
Myn troest, myn minnekyn.

«Werwaerts soudi mi voeren,
Stout ridder wel ghemoet?»
Al onder de linde groene,
Myn troest, myn waerde goet!

«Ik ligghe in myn liefs armen
Met weerdicheden groet,
Ik ligghe in myn liefs armen,
Stout ridder wel ghemoet.»

Lichdi in uw liefs armen?
Bilo, dat is niet waer!
Gaet onder de linde groene,
Verslaghen so leit hi daer. —

Tmeisken nam haer mantel,
Ende si ghink eenen gank
Al onder de linde groene,
Daer si hem verslaghen vant.

«Och! lichdi hier verslaghen,
Versmoort al in uw bloet?
Dat hevt u ghedaen u roemen
Ende uwen hooghen moet.

Och! lichdi hier verslaghen,
Die mi te troosten plach?
Wat hebbet ghi mi naghelaten
So menighen droeven dach!» —

Tmeisken nam haer mantel
Ende si ghink eenen gank
Al voor haers vaders poorte
Die sider ontsloten vant.

«Och, is hier enich here
Oft enich edel man
Die met mi nu den dooden
Ter aerden helpen kan?»

De heren sweghen stille,
Si en gaven gheen gheluit.
Tmeisken keerde haer omme,
Si ghink al weenende uit.

Si nam hem in hare armen,
Si kuste hem den mont,
Si kuste gheen korter wilen,
Maer also menegher stont.

Met haren blonden haren,
Dat si wreef af dat bloet;
Met hare sachte handen,
Dat si syn ooghen sloet.

Met sinen blanken swaerde,
Dat si der't grafken groef;
Met haer sneewitten armen,
Dat sine ter aerden droech.

«Nu willik mi begheven
In een klein kloosterkyn,
Ende draghen de swarte wilen
Ter eeren des liefsten myn.»

Met haren blanken handen,
Dat si dat belleken klonk,
Met hare heldere stemme,
Dat si de vigilie sonk.

Nicht selten standen Beginen in so großem Ansehen, daß man sich selbst in weltlichen Dingen bei ihnen Raths und Trostes erholte. Die Genter Gerichtsbücher gedenken um 1373 eines Falles, wo die bei einem Mord Betheiligten die Oberin des großen Beginenhofes zur Schiedsrichterin ernannten. Einen sprechenden Beleg liefert auch folgender Vorgang, der zugleich einer der schönsten Züge aus dem Leben niederländischer Fürsten und Ritter ist.

Maria, die Schwester Johann's I., Herzogs von Brabant, eine eben so schöne als tugendhafte und geistbegabte Fürstin, wurde an König Philipp den Kühnen von Frankreich vermählt. Philipp hatte schon aus erster Ehe mit Isabella von Aragonien einen Sohn. Als dieser plötzlich starb, wie man annahm, an Gift, lenkte ein frevelhafter Günstling, Peter La Brosse, den Verdacht

des untröstlichen Vaters auf die Königin. Maria ward eingekerkert und vor einen besondern Gerichtshof gestellt. Sei es, daß ein verhängnißvoller Schein gegen sie sprach, sei es, daß des Anklägers Ränke überwogen, kurz die unglückliche Fürstin wurde schuldig erkannt und zum Feuertode verurtheilt. Es blieb ihr indeß noch ein Rettungsmittel, und sie zögerte nicht, davon Gebrauch zu machen: sie verlangte ein Gottesurtheil, einen Zweikampf. Aber wo einen Kämpfer finden, in dem fremden Lande, unter den Augen des gefürchteten Gegners, des erzürnten Königs? — Schon nahete der letzte Tag und die Verlassene ergab sich in ihr furchtbares Geschick. Da trat ein fremder Pilgersmann zu ihr ein. Die Trostbedürftige schüttete ihr Herz aus. „Gottlob, daß du unschuldig bist,“ sprach Johann, denn kein Anderer war der fahrende Bruder; „nun sei getrost!“ Maria sank in die Kniee; sie betete; sie betete lange und inbrünstig, während Johann kämpfte und den Söldling des Anklägers zu Boden streckte. Niemand wußte, wer der fremde Rittersmann war. Erst als die erlöste Königin dem „lieben Bruder“ um den Hals fiel, ward die Sache kund, und der Jubel des Volks wollte nicht enden. Maria war nun frei und gerechtfertigt. Aber im Herzen des Königs blieben noch dunkle Zweifel. Da hörte er von einer heiligen Begine. An diese wandte er sich und war dann völlig beruhigt, als die fromme Schwester die Königin für unschuldig erklärte.

Im großen Hofe zu Gent haben vornehmlich zwei Beginen, denen in neuester Zeit eine dritte hinzugetreten ist, einen besondern Ruf erlangt. Die erste ist unter dem Namen Matteken bekannt und soll um die Mitte des 15. Jahrhunderts gelebt haben. Ihre Geschichte ist verschiedene Male von Poëten, z. B. von Prudenz Van Duyse, behandelt und auch in die deutsche Schriftenwelt, wenn ich nicht irre, durch Eduard Duller eingeführt worden.

Matteken war dürftig und so gotterfüllt, so dem Lesen geistlicher Schriften ergeben, daß sie keine andere Nahrung nöthig zu haben schien, als geistige Speise. Doch der Mensch ist schwach, so lange er lebt; «Nescio quid humanum passa est aliquando,» sagt Van Ryckel, dem die Geschichte vom Pfarrer und von der Oberin des Hofs erzählt wurde. Matteken fühlte es

bitter, wenn Andere heiter zusammenkamen oder zur Großjungfrau eingeladen wurden, und sie so vergessen allein saß. Als einst die Schwestern wieder beisammen waren, wurde es ihr so schwer und weh um's Herz, daß sie zum Hause des Herrn eilte und vor einem Kreuzbilde ihre klagende Seele ausschüttete. „Es ist zu dir, mein Herr und Gott," sprach sie leidmüthig und mit weinenden Augen, wie eine gedruckte Tafel in der Kirche verkündet, „daß ich nahe, wie zu meinem besten Freunde und unter tausend Auserwählten. Du kennst meine Schwäche, und daß mich Niemand eingeladen hat, gleich den Andern, denn ich habe keine Freunde." „Geh zur Großjungfrau," redete liebreich das Bild, „und sage ihr, daß sie dich heute zu Tisch empfangen solle." „Wohl Herr! doch sie wird mir nicht glauben." „Geh nur! und dies soll ihr ein doppelter Beweis sein, daß ich dich gesandt: sage ihr, daß sie ihren Psalter und die vom Beichtiger ihr auferlegte Buße noch nicht gelesen hat, und daß ihr wollenes Hemd, das sie morgen anthun wollte, aufgetrennt war und von der Hand meiner Mutter mit einem rothen Faden zugenäht ist." Damit ging Matteken zur Großjungfrau, und diese, durch das offenbare Mirakel getroffen, denn Alles befand sich in Wirklichkeit, wie angekündigt, behielt die arme Schwester zu Tisch. Nach dem Essen zog man zur Kirche, um Gott zu danken. Das „heilige Kind" aber vermochte das Uebermaß von Freude und Erhebung nicht zu tragen; sie sank zusammen und hauchte betend ihren Geist aus. Da fingen von selbst die Glocken an zu läuten; alle Schwestern eilten herbei, hüllten den knieenden Leichnam in die Falie und bestatteten ihn ehrfurchtsvoll zur Erde.

Das begab sich um das Jahr des Herrn 1470.

Vermuthlich war es am Dienstage vor Fasten; denn alljährlich wird an diesem Tage noch eine große Messe zum ewigen Gedächtniß gesungen, welche man Mattekens-misse nennt. Auch war es zu Anfang des 16. Jahrhunderts noch Brauch, daß die Großjungfrau allen Schwestern im großen Saal des Siechenhauses ein Fastnachtsessen gab, was Mattekens-feest hieß. Der große Saal aber, worin sich die Bildnisse der Großjungfrauen und eine Reihe alterthümlicher Stühle befinden, führt noch bis

auf den heutigen Tag den Namen Mattekens-kamer. Das Brod, welches besonders für das Fest gebacken wurde, hieß Mattekens-brod; es soll, einmal auf den Tisch gebracht, dem Schimmel nicht mehr unterworfen gewesen sein. Ein Stück, das man einem Fieberkranken gab, versichert der Löwener Abt, machte ihn stehenden Fußes gesund. Ein Anderer wurde von der Ruhr geheilt ꝛc.

Das Haus und die Kammer, welche Matteken bewohnt, sollen noch vorhanden sein und führen ihren Namen.

Als Erzherzog Albert und Isabella, die nicht leicht einen berühmten Betplatz unbesucht ließen, zu Anfange des 17. Jahrhunderts nach Gent und in die Kirche des großen Beginenhofs kamen, hörte man Albert fragen: „Wo ist der gekreuzigte Gott, der zu einem Beginchen gesprochen hat?“ Man zeigte ihm das Bild, das noch jetzt über dem Altare des heiligen Kreuzes vorhanden ist und von zahlreichen Leidtragenden besucht wird, und die Fürsten knieeten mit ihrem Hofgesinde nieder, zu beten. Matteken sitzt am Fuße des Kreuzes; der Mund des Christusbildes ist geöffnet, „was so ergreifend ist,“ sagt Moulaert, „daß es Jedermann zur Gottesfürchtigkeit erweckt“. Sicherer ist, daß die Bildnerei wegen ihres hohen Alters für die Kunstgeschichte Bedeutung hat. Es springt in die Augen, daß die ganze Ueberlieferung etwas Sagenhaftes hat, und vermuthlich mit Ueberbleibseln aus grauer Zeit in Verbindung steht, die sich in den Beginenhöfen Jahrhunderte lang erhielten.

Eine zweite, in hohem Ansehen stehende Begine ist die Schwester Maria Van der Linden, die am 15. September 1645 starb. Es werden eine Menge Wunderbegebenheiten aus ihrem Leben und Wirken erzählt; ja es mag von ihren Lobrednern selbst daran gedacht worden sein, sie unter die Zahl der Heiligen zu erheben. Ich kann mich indessen darauf beschränken, einen der vielen Vorgänge zu erwähnen, der zugleich mit der Rechtspflege jener Tage in Verbindung steht.

Einer ihrer nahen Verwandten, ein sehr leichtfertiger Gesell, wird mit mehreren Genossen der Münzfälschung bezüchtigt. Maria besucht ihn und erhält die Versicherung, daß er zwar übel gelebt habe, des angeschuldigten Verbrechens aber nicht theilhaftig sei. „Bist du unschuldig,“ sagt sie, „so gebe Gott, daß Ketten und

Banden der Folterbank zerspringen, wenn du gemartert wirst." Sie erhält vom Kerkerwächter die Erlaubniß, die Marterwerkzeuge zu sehen, betet vor der Peinbank, und als der Angeklagte gefoltert werden soll, springen Ketten und Banden wiederholt in Stücke. Die Richter vernehmen mit Erstaunen, was sich zugetragen. „Das muß eine Zauberin sein," sagen sie, und lassen die Schwester zum Schreck der Genossinnen verhaften und vorführen. Allein Maria zeigt ihr Gebetbuch, das schon so oft eine außerordentliche Kraft bewährt hat, und weiß den Hergang so einfach und überzeugend darzustellen, daß die Herren gar leicht erkennen, wie „nicht durch Teufelswerk, sondern durch die Kraft Gottes die Banden gebrochen worden". Beide werden für unschuldig erklärt und auf freien Fuß gesetzt.

Es wird nicht bemerkt, ob die Gerichtsakten mit dieser Erzählung einer lateinischen Handschrift von Peter Robyn aus dem Jahre 1720 übereinstimmen. Der Verfasser scheint dem Beginenleben sehr gewogen gewesen zu sein; denn er erklärt es wunderlicher Weise für „eine List des Teufels", daß ein Beginchen einst auf den Gedanken gekommen sei, Nonne werden zu wollen, was durch Maria's Beistand verhindert wurde.

Die dritte Schwester ist Therese Verhaeghe, gestorben am 2. Januar 1853, deren ich schon oben gedachte. Sie pflegte besonders bei dem Bilde des heiligen Antonius in einer Mauerblende zu beten, und erlangte dadurch, wie eine Inschrift besagt, Alles was sie begehrte. Der Heilige kam ungemein in Aufnahme. Eine Menge wunderbarer Genesungen werden erzählt, und zahlreiche Krücken, in allen Gestalten neben dem Schrein aufgehängt, sollen Zeugniß geben von den erhörten Gebeten, welche vor dem Bilde gesprochen wurden. Auch an Opfergaben, an Schmucksachen, an Leuchtern 2c. fehlt es nicht. Der Betplatz ist mit einem Glasdache überschirmt; daneben erhebt sich eine kleine freundliche, etwas überladene Kapelle: alles von Schwester Therese gestiftet und in's Leben gerufen, deren Angedenken durch ein eisernes Kreuzbild mit einer Inschrift auf dem kleinen Hofraum hinter der Kapelle bewahrt wird. Als die fromme Begine gestorben war, strömten Tausende und aber Tausende herbei, um sie nochmals zu

sehen, sie den Kindern zu zeigen, sie von diesen berühren zu lassen 2c. Der Zudrang war so groß, daß die Polizei einschreiten und mehrere Diener an die Thüre stellen mußte, um den tagelangen Aus- und Eingang zu regeln.

Man ersieht hieraus, daß die Genter Beginenhöfe allem Anscheine nach noch eine lange Lebenszeit haben werden. Sie sind dem Volke durch Gewohnheit, durch zahlreiche Ueberlieferungen und durch mancherlei wirkliche oder gewähnte wohlthätige Begebnisse lieb und werth geworden, und selbst die höhern Stände, die in neuerer Zeit den klosterartigen Zuthaten der katholischen Kirche, sei es aus Berechnung, sei es aus Ueberzeugung, vielfach eine besondere Theilnahme zugewendet haben, erblicken in den Beginenhöfen nützliche oder mindestens unschädliche Anstalten. Die Priesterschaft vollends ist ihnen durchgängig zugethan. Man würde von Stadt- und Staatswegen sicher keine neuen gründen; aber so lange nicht ein ganz ungewöhnlicher Umschwung der Dinge und der Meinungen Statt findet, wird an die bestehenden keine zerstörende Hand gelegt werden. Und in der That, wenn auch einige Aenderungen in den gegenwärtigen Regeln und Einrichtungen wünschenswerth sein mögen, wer wollte dem Unglück, der Dürftigkeit die ehrbare Zufluchtsstätte nehmen, wer möchte so manchem verlassenen, vereinsamten, gepreßten Herzen die tröstliche Heimat der Ruhe und der Gemeinsamkeit in Gottesdienst und Thätigkeit verschließen?

Als ich zum letzten Male einen abendlichen Beginenhof besuchte, war es an einem jener heiteren Märztage, welche die sonnigen Vorboten des Frühlings zu sein pflegen. Die Genter feierten eben ihren berühmten Mittfastenmarkt. Ich hatte mich eine Zeit lang unter den Tausenden von schaulustigen, lachlustigen, schreilustigen, eß- und trinklustigen Städtern und Dörflern umhergetrieben, welche die weite Fläche des St. Petersplatzes in dichten Wogen erfüllten. Ich hatte mitgegafft und mitgehorcht vor den zahlreichen Buden und Schaugerüsten, wo in den verschiedensten Sprachen, in den wunderlichsten Kostümen, unter den schreiendsten Bildern, mit und ohne Musik, mit und ohne Trommeln, mit und ohne Sprachrohr, im wildesten Durcheinander, alles Mögliche und Unmögliche ausgerufen wurde. Da

hinnen zum Schreien und trompeteten die Bildersteller, die Wahrsager, die Guckkästler, die Bereiter, die Tänzerinnen, die Stelzengänger, die Taschenspieler, die Radschläger, die Umschwinger, die Gleichgewichthalter, die Herkulesse, die Feuerfresser, die Gaukler aller Art: geschminkt und ungeschminkt, geschmückt und ungeschmückt, ließen sie draußen errathen, was drinnen zu erwarten sei. Da waren Buden mit unverhüllten Schönheiten und mit noch unverhüllteren Krankheiten und Scheußlichkeiten; da wurden Waffeln und Pfannkuchen gebacken, Bratwürste angepriesen, Cigarren ausgerufen; da schoß man nach der Scheibe, da spielte man um Hosenträger, Kämme, Taschenmesser und anderen Schnurrkram; da würfelte man um Pfeffernüsse und hackte nach Honigkuchen: kurz in tausenderlei Gestalten traten Gewinnsucht und Genußsucht lärmend zu Tage. Hören und Sehen verging mir zuletzt. Ich eilte davon, kehrte auf Umwegen heim und stand unversehens vor der Pforte des Beginenhofs.

Welcher Unterschied! Welcher Gegensatz! Dort die [illegible] wüste Gier, hier der Frieden des stillen Genügens! Dort der lärmende Tag, hier der leise Hauch des sinkenden Abends. — Ich durchwandelte einige der schmucken Gäßchen und trat dann in die Kirche, die sich allmählich mit Beterinnen füllte. Lange saßen sie da, die weißen verhüllten Gestalten, in stiller Andacht; dann erklang die Orgel und lieblicher Gesang senkte sich herab wie das Schlummerlied einer Mutter, die im dunklen Kämmerlein sich betend und segnend über ihr Kind neigt.

Als die Andacht beendet war, hatte sich ein frischer Abendwind erhoben; die Schwestern umhüllten das Haupt mit ihren dunklen Gewändern und verschwanden nach allen Richtungen unter den schirmenden Pforten ihrer friedlichen Behausungen. Drinnen die Ruhe gottergebener Seelen; draußen die Ruhe der schlummernden Natur.

Und doch — ob wohl alle Pforten hinter befriedeten Herzen sich geschlossen? ob nicht da oder dort noch weltliche Lust gewacht? ob nicht hüben oder drüben hinter den dunklen Fenstern ein sehnendes Verlangen sich geregt, eine getäuschte Hoffnung [illegible], eine süße schmerzliche Erinnerung geweint?

IV.

Kunst und Kunstgewerbe.

standen und schrieen und trompeteten die Bildersteller, die Wahrsager, die Guckkästler, die Bereiter, die Tänzerinnen, die Stelzenspringer, die Taschenspieler, die Radschläger, die Umschwinger, die Gleichgewichthalter, die Herkulesse, die Feuerfresser, die Gaukler aller Art; geschminkt und ungeschminkt, geschmückt und ungeschmückt, ließen sie draußen errathen, was drinnen zu erwarten sei. Da waren Buden mit unverhüllten Schönheiten und mit noch unverhüllteren Krankheiten und Scheußlichkeiten; da wurden Waffeln und Pfannkuchen gebacken, Bratwürste angepriesen, Cigarren ausgerufen; da schoß man nach der Scheibe, da spielte man um Hosenträger, Kämme, Taschenmesser und anderen Schnurrkram; da würfelte man um Pfeffernüsse und hackte nach Honigkuchen: kurz in tausenderlei Gestalten traten Gewinnsucht und Genußsucht lärmend zu Tage. Hören und Sehen verging mir zuletzt. Ich eilte davon, kehrte auf Umwegen heim und stand unversehens vor der Pforte des Beginenhofs.

Welcher Unterschied! Welcher Gegensatz! Dort die tobende wüste Gier, hier der Frieden des stillen Genügens! Dort der lärmende Tag, hier der leise Hauch des sinkenden Abends! — Ich durchwandelte einige der schmucken Gäßchen und trat dann in die Kirche, die sich allmählich mit Beterinnen füllte. Lange saßen sie da, die weißen verhüllten Gestalten, in stiller Andacht; dann erklang die Orgel und lieblicher Gesang senkte sich herab, wie das Schlummerlied einer Mutter, die im dunklen Kämmerlein sich betend und segnend über ihr Kind neigt.

Als die Andacht beendet war, hatte sich ein frischer Nachtwind erhoben; die Schwestern umhüllten das Haupt mit ihren dunklen Gewändern und verschwanden nach allen Richtungen hinter den schirmenden Pforten ihrer friedlichen Behausungen. Drinnen die Ruhe gottergebener Seelen; draußen die Ruhe der schweigenden Nacht.

Und doch — ob wahl alle Pforten hinter befriedeten Herzen sich geschlossen? ob nicht da oder dort noch weltliche Lust verborgen? ob nicht hüben oder drüben hinter den dunklen Fenstern ein sehnendes Verlangen sich geregt, eine getäuschte Hoffnung geklagt, eine süße schmerzliche Erinnerung geweint?

IV.

Kunst und Kunstgewerbe.

Digitized by Google

1.

Der Brügger Kamin.

Zu den berühmtesten und besuchtesten Kunstdenkmälern Belgiens gehört das Schnitzwerk eines alten Kamins im Brügger Gerichtsgebäude: de Schouw van het Vrije van Brugge — la Cheminée du Franc de Bruges. Zwar nimmt der belgische Patriotismus den Mund etwas zu voll, wenn er die Standbilder als ganz „unvergleichliche Werke" preist. Allein höchst bemerkenswerth sind die Arbeiten allerdings.

Mit dem Namen hat es folgende Bewandtniß. In den Glanzzeiten der großen flandrischen Stadtgemeinden genossen diese nicht nur eine große innere Freiheit und Selbstständigkeit, sondern sie übten auch vielfach eine gewisse Oberherrschaft und Gerichtsbarkeit über kleinere Städte und über die benachbarte Landbevölkerung aus, oder sie vertraten dieselben wenigstens bei den landständischen Berathschlagungen. Namentlich besaßen Gent und Brügge dergleichen Vasallenschaften, wie überhaupt die Geschicke des Landes meistens in den Händen dieser beiden Gemeinwesen lagen, da nur sie und außerdem Ypern Theil an der eigentlichen Landesvertretung hatten. Natürlich war eine solche Abhängigkeit den Beherrschten nicht immer angenehm. Diese suchten sich daher recht- oder thatsächlich frei zu stellen und frei zu erhalten. So entstanden die sogenannten Freiheiten, so entstand namentlich unter dem Einfluß eines gräflichen Burgsitzes zu Anfang des 13. Jahrhunderts „das Freie von Brügge". Ja dieses wußte unter Begünstigung der Grafen von Flandern so glücklich zu verfahren,

daß es eine eigene Stellung in der Landesvertretung erhielt, die von da an aus den vier Gliedern: Gent, Brügge, Ypern und Freie von Brügge, bestand, das letzte drei Bezirke bildend.

Die Gemeindebehörde der Freiheit Brügge hatte ihren Sitz in der Stadt. Ihr Rathhaus nahm eben den Platz des jetzigen Gerichtsgebäudes ein, und das Sitzungszimmer der alten Bürgermeister und Schöffen war gerade der Saal, wo der berühmte Kamin sich befindet. Er ist, wie die ganze Außenseite des Hintergebäudes, unverändert geblieben, beziehungsweise neuerdings im alten Stil wiederhergestellt worden, während die übrigen Theile des ehemaligen Rathhauses in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und später vielfache Um- und Anbauten erlitten haben.

Der Ruf des herrlichen Kunstwerkes ist nicht so alt, als man wohl erwarten sollte. Versteckt im unzugänglichen Heiligthum der steifen Raths- und Gerichtsherren, war es völlig in Vergessenheit gekommen; weder die Zeit der Entstehung, noch der Name des Künstlers, noch die Bedeutung des Kunstwerks hatten sich überliefert. Doch retteten einige sorgsame Hände die Standbilder, als die französischen Freiheits- und Gleichheitsmänner der neunziger Jahre gegen alle „Tyrannenbilder“ wütheten und gar manche werthvolle Ueberbleibsel ruhmreicher Zeiten für immer vernichteten. Man versteckte die bedeutsamsten Stücke unter altem Gerümpel; da blieben sie verborgen und vergessen, bis unter der holländischen Regierung der Stadtbaumeister Rudd sie wieder auffand, das Ganze herzustellen suchte und eine Beschreibung davon veröffentlichte. Von da an wurde die Aufmerksamkeit der Kunst- und Alterthumsfreunde auf den Kamin gerichtet und dieser der Gegenstand zahlreicher Besuche und Nachforschungen. Im Jahr 1838 ließ König Ludwig Philipp eine Nachbildung in Gyps für die Sammlung des Louvre davon anfertigen. Indessen scheint dieselbe nichts weniger als genau ausgefallen zu sein, denn es fehlen daran mehrere Einzelheiten, z. B. eine Rose, ein Falke rc., die am Urbild keineswegs bedeutungslos oder zufällig sind. Auch an sonstigen Nachbildungen fehlt es begreiflicherweise nicht. Besonders aber trug das Album pittoresque de Bruges von Delepierre und namentlich eine darin aufgenommene sagenhafte

Erzählung dazu bei, das alte Bildwerk in weiteren Kreisen, zunächst in Belgien selbst, bekannt zu machen. Man darf jedoch hiebei nicht an eine wahre Volkssage, sondern nur an eine ziemlich willkürliche und geschmacklose Dichtung denken. Da indessen mehrfach darauf Bezug genommen worden ist, so mag der wesentliche Inhalt auch hier erwähnt werden.

Gegen 1527, so berichtet Delepierre, lebte zu Brügge ein überaus geschickter Schreiner, Namens Andreas, der weit und breit wegen seiner Meisterschaft in Schnitzwerk bekannt war. Er hatte seine Frau durch frühen Tod verloren; ein zehnjähriges Töchterchen war ihr einziges Vermächtniß und seine Freude; eine harthörige Muhme, die für reich galt, leitete sein Hauswesen. Am 30. November war sein Namensfest. Die kleine Marie hatte dem Vater, der früh ausgegangen war, eine Freude bereitet und versteckte sich, als sie Schritte vernahm, im Zimmer, um sich an der Ueberraschung des Heimkehrenden zu weiden. Allein statt des Vaters trat ein ihr unbekannter Mann in das Gemach. Es war dies Meister Jakob Van de Pitte, der seit langer Zeit giftigen Neid und Haß gegen den beliebteren und gesuchteren Werkgenossen nährte. „Wo ist Andreas?“ fuhr er die taube Alte an, und da ihn diese nicht recht verstand und nebenbei von einer neuen ehrenvollen Bestellung sprach, welche dem Neffen zu Theil geworden sei, gab ihr der Ergrimmte einen Stoß, daß sie niederfiel und sich tödtlich an einem Feuerschemel verletzte. Marie schrie auf; der Fremde sprang davon, und Andreas hielt bald darauf eine blutige Leiche in den Armen. Verstört, wie er aussah, blutbefleckt, mit einigen Goldstücken in der Tasche, gerieth er selbst in Verdacht tödtlicher Mißhandlung, und es fehlte wenig, daß er nicht zur Folter verurtheilt worden wäre. Indessen geschah dies nicht; aber er ward auch nicht freigesprochen. Die „Herren vom Gesetz“ geriethen auf einen eigenthümlichen Ausweg; sie beschlossen, die Sache ein Jahr lang anstehen zu lassen, um zu sehen, ob sich inzwischen Weiteres für oder gegen den Angeschuldigten ergeben würde. Unterdessen sollte er im Gewahrsam des Gerichts bleiben und unter den Augen der Aufseher ein Kunstwerk nach eigener Wahl anfertigen. Der Meister griff mit Bereitwilligkeit zu

Meißel und Schnitzer, und so entstand binnen Jahresfrist jenes Kunstgebilde, welches noch jetzt alle Kenner entzückt, eben wie es damals die Richter mit Bewunderung erfüllte. Andreas aber war durch die angestrengte Arbeit zu Tode erschöpft; als ihm am andern Morgen die Freiheit angekündigt werden sollte, war er verschieden.

So etwa, jedoch viel weitläufiger und viel gesuchter, lautet die Erzählung, welche das Album pittoresque an das Kamingebilde geknüpft hat. Ich habe nicht genau erfahren können, ob wirklich etwas und wie viel dem Volksmunde angehört, oder ob alles der Willkür des Erzählers zuzuschreiben ist. Wie mir scheint, ist die Erzählung im Ganzen eine ziemlich unbeholfene, in's Breite gezerrte Erfindung. Auf alle Fälle ist außer Zweifel, daß keine unverdorbene Volkssage darin gefunden werden kann.

Auch Geschichte liegt derselben nicht zu Grunde. Ebenso wenig sind freilich die zahlreichen Vermuthungen der Kunst- und Alterthumsforscher über Veranlassung und Bedeutung des Kaminschmuckes begründet; sie haben bald eine Erinnerung an die Schlacht von Pavia, bald ein Gedächtnißzeichen an den Vertrag von Madrid und an den Frieden von Cambrai darin gefunden.

Ein paar nüchterne Zeilen und Zahlen in den alten Rechnungen der Freiheit von Brügge, die man in neuerer Zeit hervorgesucht hat, haben allen Phantasien und Grübeleien in dieser Richtung ein Ende gemacht. Es geht daraus ziemlich klar hervor, daß Bürgermeister und Rath eben nichts mehr und nichts weniger im Auge hatten, als eine würdige Ausschmückung ihres Sitzungszimmers, und daß sie dazu weder einen Angeschuldigten Andreas, noch einen sonstigen Angeklagten verwendeten, sondern Künstler beriefen, die in gewöhnlicher Weise gedungen und bezahlt wurden. Dabei bleibt es freilich sehr möglich, ja wahrscheinlich, daß der entwerfende Künstler die Ereignisse der Zeit mit vor Augen hatte.

Schon 1525 ward über die Errichtung und Ausstattung eines neuen Sitzungssaales berathen. Nachdem man den ersten Plan aufgegeben hatte, kam am 16. December 1528 die Art der

zu einem Kamin zu verwendenden Steine zur Sprache, und am Ende des Monats Februar 1529 wurde die Arbeit dem Meister Guyot De Beaugrant oder Beaugrand von Mecheln übertragen. Dieser lieferte schon nach Jahresfrist die Marmorarbeiten; auch vier Flachschildereien in Alabaster aus der Geschichte der keuschen Susanne, welche den Kaminsims zieren, sind von ihm. Die Holzschneidereien dagegen, welche den hauptsächlichsten Kunstgegenstand ausmachen, sind von Landsloot oder Lancelot Blondeel entworfen und unter seiner Aufsicht und Leitung durch Herman Glosenkamp, Rogier De Smet und Adrian Rasch in Brügge ausgeführt worden. Die Arbeit war im September 1531 vollendet. Guyot De Beaugrant bekam 600 Pfund Grote, Landsloot Blondeel für die Zeichnungen zu den fünf Hauptfiguren und zu fünfzig Wappenschildern 42 Pfund, für sonstige Zeichnungen 12 Pfund, für Beaufsichtigung 62 Pfund 16 Schillinge &c. Im Ganzen stehen über 7000 Pfund für das Gesammtwerk verausgabt, eine für jene Zeit nicht unbedeutende Summe. Dazu kamen noch 327 Pfund für gewebte Tapeten, welche man durch Antonius Legon zur feierlichen Ausschmückung des Saales anfertigen ließ und wozu Landsloot Blondeel gleichfalls die Muster zeichnete. Neuerdings, seit 1844, hat man den Saal im alten Stil möglichst herzustellen gesucht und darauf über 20,000 Frank verwendet. Die Ausbesserung und theilweise Vervollständigung der verschiedenen Kunstgebilde besorgte Ch. Geerts in Löwen, der sich durch die zierlichen gothischen Chorstühle in der Liebfrauenkirche zu Antwerpen berühmt gemacht hat.

Bei der ganzen Einrichtung des Saales hat ein altes Gemälde von Gilles Thilbrugghe oder Tillebrugge, um 1660, das man früher Jakob Van Oost, dem Vater, zuschrieb, zur Richtschnur gedient. Es ist jetzt im Saale selbst aufgehängt, und stellt eine Sitzung des Raths der Brügger Freiheit mit dem Kamin und allen Nebendingen des Berathungszimmers dar. Dem Künstler wurden 700 Gulden dafür bezahlt. Er gehörte, wie Van Oost, der 1630 bis 1650 blühte, zu den besseren Malern seiner Zeit in Brügge. Von dem letzteren enthalten die Hauptkirchen seiner Vaterstadt, sowie die kleine Gemäldesammlung der Brügger Akademie

zahlreiche, zum Theil werthvolle, obwohl wenig bekannte Bilder. Auch von Landsloot Blondeel hat sich Einiges erhalten. Ein heiliger Lucas, die Jungfrau malend, in der Akademie, eine Jungfrau mit dem Kinde in der Heilandskirche, und ein Martyrerbild in der St. Jakobskirche zeugen von der Art und dem Geschick des lange Zeit fast unbeachtet gebliebenen Künstlers. Jetzt, nachdem die vergilbten Zeichen der alten trockenen Rechnungen zu Hülfe gekommen sind, hat man auch die Bemerkung gemacht, daß die Bilder und die Kaminverzierungen sich in vielen Stücken deutlich als Kinder desselben Vaters offenbaren; aber schwerlich wäre dieser jemals zu seinem Rechte und Ruhme gekommen, wenn nicht die alten ehrsamen Herren des Gemeindehaushalts sorgsamer gewesen wären, als die Männer der Kunst und der Geschichte.

Der Gegenstand der Kaminschnitzereien ist die Darstellung der landesherrlichen Familie. In der Mitte steht Kaiser Karl V., Graf von Flandern, vor einem Thronsessel, mit gehobenem Schwerte in der Rechten und der Weltkugel in der Linken, umgeben von den zahlreichen Wappenschildern väterlicher uud mütterlicher Linien, und geschmückt mit den Zeichen des Ordens vom goldenen Vließe. Der schwarze Löwe von Flandern ziert seinen Brustharnisch; zu Füßen zwei liegende Löwen, zu Häupten zwei Reichsadler und darüber die Kaiserkrone.

Zur Rechten des Kaisers, oder links vom Beschauer, gleichsam im rechten Flügel des eigentlichen Kaminbildes, sind die väterlichen Großeltern Karl's, Kaiser Max und Maria von Burgund, dargestellt. Maximilian hält Zepter und Reichsapfel und trägt die Zeichen des Ordens vom goldenen Vließe. Zur Seite sieht man seinen Wahlspruch: „Halt Maß!“ Maria trägt einen Falken auf der Hand zur Andeutung jener leidenschaftlichen Liebe zur Jagd, die ihr ein so unglückliches Geschick in der Blüte der Jahre bereitete. Sie stürzte bekanntlich mit dem Pferde und erhielt dabei an einem Baumstumpf eine Verletzung, die sie aus Schamhaftigkeit und um ihren Gatten nicht zu ängstigen, zu lange verhehlte. Sie trägt, gleich dem römischen Könige, eine Krone, während die neueren belgischen Künstler das reizende Geschöpf mit jener hohen kegelförmigen Haube zu verunstalten pflegen, die

damals allerdings Mode war, aber wenig zu künstlerischer Darstellung sich eignet. Maximilian kommt bei den neueren Malern Belgiens eben so schlecht weg; er wird im Verhältnisse zu Maria und neben ihr viel zu alt dargestellt. So sieht er auf einem Bilde des berühmten Leys in Antwerpen um dreißig Jahre älter aus als seine Gemahlin, während er doch fast gleichen Alters mit ihr war.

Der Gegenflügel, rechts vom Beschauer, zeigt ebenfalls zwei Standbilder fürstlicher Personen, das eine mit einem Zepter, das andere eine vollerblühte Rose in der Hand haltend. Ueber die Bedeutung dieser Figuren hat man viel gerathen und gezweifelt. Gewöhnlich werden Karl der Kühne, der Urgroßvater des Kaisers, und Margarethe von York, dessen letzte Gemahlin, darunter verstanden. Diese Meinung hielt auch der Diener des Hauses noch aufrecht, obwohl die von ihm feilgebotenen Beschreibungen damit nicht im Einklange standen. Allein die Stiefurgroßmutter scheint dem Kaiser doch allzu fern zu stehen, als daß man sie in der bekrönten Frau zu seiner Linken erwarten dürfte, obwohl sich an die Rose von York dabei denken ließe, falls die Rose keine neuere Zuthat ist. Andere glauben, daß nach den beigefügten Wappenschildern Ferdinand von Aragonien und Isabelle von Castilien dargestellt seien. Es würde dies allerdings der Gleichmäßigkeit des Ganzen entsprechen. Wie auf der einen Seite die väterlichen, so hätte man auf der andern die mütterlichen Großeltern des kaiserlichen Grafen von Flandern vor sich, also jene vier Vererber der Reiche, in denen die Sonne nicht unterging. Allein es ist nicht recht abzusehen, warum dann nicht Ferdinand eine gleiche Krone trägt wie Isabelle, was doch nicht der Fall ist. Und auf der andern Seite: warum wären Philipp und Johanna, die nächsten Erblasser, übergangen worden? Etwa weil der Künstler an das bekannte unselige Geschick der geisteskranken Fürstin nicht erinnern wollte? Das scheint doch etwas gesucht zu sein. Am meisten möchte deßhalb dafür sprechen, daß man in den beiden bestrittenen Standbildern Philipp den Schönen und Johanna, Königin von Castilien, die Eltern Kaiser Karl's V., zu erblicken habe. Freilich ist das männliche Standbild etwas älter

dargestellt, als Philipp, der noch nicht dreißig Jahre alt starb, aussehen müßte; indessen wird man darauf kein entscheidendes Gewicht legen können.

Einige Medaillons in der Nähe des Kaisers, an den Säulen, am Thronsessel rc., enthalten Bildnisse, in denen man unter andern Franz I. von Frankreich und seine Gemahlin Leonore, Schwester des Kaisers, so wie Karl von Lannoy, den Helden von Pavia, und Margarethe von Oesterreich, die kluge Staatskünstlerin von Cambrai, erkennen will. Auch an die Gemahlin des Kaisers und an die Eltern, an Philipp den Schönen und Johanna, ist hiebei gedacht worden. Aber es möchte doch kaum entsprechend sein, die elterlichen Bildnisse so hinter dem Kaisermantel des Sohnes zu suchen.

Im Uebrigen ziehen mancherlei Nebenstücke und Verzierungen, namentlich zahlreiche Wappenschilder und Kronen, die Aufmerksamkeit auf sich. Das Ganze ist im neuen Stil jener Zeit, der sogenannten Renaissance, gehalten, und zum Theil mit außerordentlicher Feinheit, Leichtigkeit und Zierlichkeit ausgeführt. Die Schnitzarbeiten haben bei weitem mehr künstlerischen Werth als die Schildereien in Stein. Sie tragen die Jahreszahl 1529, während die obengenannten Malereien Blondeel's aus dem Jahr 1545 stammen, das älteste Stück aber, das Martyrthum des heiligen Kosmus, dem Jahr 1523 angehört. Der Künstler ist daher als der Erste, der den wiedererweckten klassischen Stil in Belgien eingeführt habe, bezeichnet worden. Ja De Hondt nimmt selbst den Vorgang vor den Franzosen in Anspruch.

In der Vertiefung des Kamins steht ein altes Kohlenbecken von 1571, das auf vier Rollen umhergeschoben werden kann, und in dem Einige, obwohl ohne genügenden Grund, ein Marterwerkzeug haben erkennen wollen. Es bildet ein würdiges Seitenstück zu zwei riesigen Feuerzangen, welche man in dem sehenswerthen Rathhause des benachbarten altberühmten Damme betrachten kann.

Nächst dem Kamin, auf einer kleinen Erhöhung im Hintergrunde des Saales, steht der mit grünem Tuch beschlagene Sitzungstisch des Magistrats, wie er nach dem obenerwähnten Gemälde wiederhergestellt worden ist. Selbst die kleinen Schränk-

chen vor den Sitzen des Amtmanns und der Schöffen fehlen nicht. Auch der mächtige Schellenzug, in dessen Ring der Vorsitzende auf dem Bilde eben die Hand legt, ist erneuert worden. An den Seiten des Saales laufen die Bänke für die Räthe und sonstigen Amtspersonen her. Die Wände sind mit einer Nachbildung des jüngsten Gerichts von Peter Pourbus, das in der Akademiesammlung hängt, und mit den Bildnissen der belgischen Herrscher von Philipp II. bis auf Maria Theresia geschmückt.

Als ich 1859 den Kamin wiedersah, waren auch die Tapeten, womit das Wandgetäfel nach dem Vorbilde einstiger Tage behangen werden sollte, in Arbeit. Mit ihrer Befestigung ist das merkwürdige Ueberbleibsel des alten Gerichtssitzes, der auch von außen noch einen theilweise sehr malerischen Anblick gewährt, hergestellt und auf lange Zeit vor dem Verderben gerettet worden. Die Kaiser und Könige sind todt, die Werke, worin sich ihre Tapferkeit und Staatskunst zu verherrlichen trachteten, sind längst zerfallen und zerstoben; aber die Schöpfungen der Künstlerhand zu ihrem Gedächtniß leben noch und werden noch lange dauern.

2.

Hans Memling und seine Werke.

Die Stadt Brügge in Flandern nahm im fünfzehnten Jahrhundert nicht nur als Handels- und Gewerbestadt, sondern auch als Sitz des regsten Kunstlebens eine hervorragende Stellung ein. Zwar hat keiner der großen Maler, welche damals dort lebten und wirkten, das Licht der Welt in Brügge erblickt; allein die reichen Handelsherren und Gilden wußten fremde Größen anzuziehen und zu würdigen. So soll schon Hubert Van Eyck dort wohnhaft gewesen sein; so lebte und starb daselbst dessen jüngerer Bruder Jan Van Eyck; so wirkte wohl Rogier Van der Weyden dort, bevor er um 1436 in den Dienst der Stadt Brüssel trat; so lernten und

malten dort ausgezeichnete Schüler und Zeitgenossen dieser Meister, wie Hugo Van der Goes, Peter Cristus und Andere. Auch Gerhard David aus Oudewater, der ausgezeichnete Schöpfer des „Rouener Bildes“, zog gegen 1484 nach Brügge und fand 1523 in der Liebfrauenkirche daselbst sein Grab.

Vor Allen aber war dort lange Jahre ein Maler ansässig, der selbst den berühmtesten seiner Zeit- und Kunstgenossen ebenbürtig zur Seite steht und von dem noch eine Reihe ausgezeichneter Kunstwerke sich in Brügge befindet, während von Hugo's und Anderer Schöpfungen fast nichts mehr dort anzutreffen ist.

Allein sonderbar! Niemand weiß mit Bestimmtheit zu sagen, weder wo und wann der Künstler geboren, noch wo und wann er gestorben ist. Auch von den sonstigen Lebensschicksalen des Mannes steht trotz aller Forschungen gar wenig fest. Nicht einmal sein Name war bis vor Kurzem außer Zweifel; denn bald ward er Hemling, bald Memling, bald Memelinck oder Memmeling, bald Van Memmelinghe oder Van Memmelyncghe u. s. w. geschrieben.

Indessen scheint es am richtigsten zu sein, den Meister Hans Memling oder Hans Memlink zu nennen. Nicht nur die ältern niederländischen Schriftsteller, wie Karl Van Mander zu Ende des sechzehnten [1]) und Sanderus um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, beginnen den Namen mit einem M, indem sie Memmelinck schreiben, sondern auch die italienische Schreibweise Memelin, Memelino und Memeglino [2]), und vor allen Dingen einige neuerdings aufgefundene Urkunden sprechen dafür. Erst in späterer Zeit, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, ist die Benennung Hemling oder Hemlinc üblich geworden, und zwar namentlich in Frankreich und Deutschland.

---

[1]) Karel Van Mander, Het Schilder Boek etc., Amsterdam, 1618, bl. 127. b. Die erste Ausgabe erschien 1604 zu Harlem bei Paschier Van Wesbusch, mit einer Vorrede vom 28. Juli. Eine weitere Ausgabe besorgte Jongh 1764 unter dem, auch schon 1617 vorkommenden Titel: Het leven der doorluchtighe Nederlandsche en Hoogduitsche schilders etc.

[2]) Jac. Morelli, Notizia d'opere di disegno nella prima meta del secolo XVI. scritta da un Anonimo di quel tempo. Bassano, 1800, p. 17. 74. 75. 76. 77.

Gewöhnlich wird der Pariser Hofmaler J. B. Descamps, der in den Jahren 1753 bis 1764 Lebensbeschreibungen von flandrischen und holländischen Malern und 1769 eine Reisebeschreibung, Voyage pittoresque de la Flandre et du Brabant, herausgab und den Namen des Brügger Künstlers, dort Bd. 1, S. 12, hier S. 299. 300. 301, mit ausdrücklichem Tadel gegen Van Mander, Hemmelinck drucken ließ, als der Urheber des H angesehen. Im Genter Messager des sciences et des arts wurde geradezu gesagt: Descamps créa par son ignorance ce nouveau nom; er sei die einzige Quelle, la seule autorité, dafür. Und diese Behauptung ist bis in die neueste Zeit wiederholt worden [1]). Hätte der Verfasser des fraglichen Aufsatzes oder einer seiner Nachfolger, die gar sehr über den französischen Leichtfuß geeifert haben, sich etwas genauer umge-

[1]) Wer über den Verlauf der Streitfrage und die weitern verschiedenen Ansichten sich ausführlicher unterrichten will, möge unter Anderen nachlesen: Sulp. Boisserée im Kunstblatt zum Morgenblatt, 1825, Nr. 43; De Bast, Messager des sciences et des arts, Gand, tom. III. IV; J. D. Passavant, Kunstreise durch England und Belgien, Frankfurt, 1833, S. 357—359; Schnaase, Niederländische Briefe, 1834; Dr. G. K. Nagler, Allgemeines Künstlerlexikon, 1838, Bd. 6, S. 83 fgg.; Gustav Waagen im Deutschen Kunstblatt, 1854, S. 177 fgg. und im Handbuche der deutschen und niederländischen Malerschulen, 1862, Abth. 1, S. 115; J. A. Crowe and G. B. Cavalcaselle, The early flemish Painters, London, 1857; traduit de l'Anglais par O. Delepierre, Bruxelles, 1862. 1863; hauptsächlich die trefflichen Annotations von Charles Ruelens und Alexandre Pinchart (1865) im Anhang zu Bd. 2, S. CXLVII fgg. und S. CCXLI fgg.

Als mein Aufsatz, der zum Theil, namentlich in Betreff der Lebensverhältnisse und des Namens, schon 1859 geschrieben und 1861 im Morgenblatt veröffentlicht worden ist, fast druckfertig war, ist mir noch folgende bemerkenswerthe Schrift zu Händen gekommen: W. H. James Weale, Hans Memlinc, zijn leven en zijne schilderwerken, Brugge, 1871. Hinsichtlich der obigen Frage insbesondere s. S. 7 fgg.

Die Franzosen sträubten sich zum Theil am längsten, ihrem Landsmanne abzufallen. Ein Beispiel, und zwar von Seiten Didron's, des Leiters der Annales Archéologiques, Paris, 1861, wird in der von James Weale herausgegebenen Zeitschrift Le Beffroi, arts, héraldique, archéologie, Bruges, Ed. Gailliard, (tome premier 1863, tome deuxième

sehen, so würde er gefunden haben, daß schon bei Antonius Sanderus, dem gelehrten Vlaming, die Form H vorkommt. Dieser Schriftsteller arbeitete später als Van Mander, den er mehrfach benutzt hat, und starb am 16. Januar 1664 in einem Alter von etwa 78 Jahren. In seiner berühmten Flandria illustrata, und zwar bereits in der 1641 zu Köln erschienenen Ausgabe, I, 210. 225. 263, kommen beide Formen, Memmelinck und Hemlinc vor. In der vielfach umgearbeiteten Haager Ausgabe von 1735, Bd. II, S. 85. 138. 168, finden sich dieselben Unterschiede: Joannes Memmelinck, pictor clari nominis — und weiter: Vidi in hoc hospitali imagines perelegantes, Epiphaniam Christi, anno 1479 pictam a Joanne Hemlinc etc.

Ob der Verfasser dabei zwei Maler angenommen hat oder ob er sich des Widerspruchs nur nicht bewußt geworden ist, läßt sich nicht klar erkennen. Am wahrscheinlichsten ist es mir, daß er das eine Mal ohne viel Nachdenken dem Karl Van Mander, den er ausdrücklich anführt, und welcher nur von einem Werke Memling's, dem Ursula-Schrein im Johanneshospital, redet, nachgefolgt ist, während er an anderen Stellen und bei anderen Bildern seine eigenen Wahrnehmungen berichtet, indem er ausdrücklich sagt vidi, und dabei durch die Form einer Inschrift an den Bilderrahmen sich hat irre führen lassen. In letzter Beziehung ist dann später dem Franzosen Descamps ein gleicher Mißgriff begegnet.

In den Inschriften hat nämlich das Anfangs-M fast die Gestalt eines H, z. B. in: Opus Johanis HEMLING.[1]). Ja

1864. 1865, tome troisième 1866—1870) besprochen und dabei bemerkt I, 66: On ne saurait citer un auteur ou un seul document antérieur à 1750 qui écrive Hemling. Dies ist bezüglich des H ein Irrthum; bei Sanderus steht schon 1641 Hemlinc, wie Weale selbst anerkannt hat. S. Hans Memlinc, zijn leven etc. bl. 8.

Jetzt meint Mancher, „der Streit habe gar nicht entstehen sollen." Darauf ist zu erwidern, daß der Streit unvermeidlich war, allerdings gründlicher hätte geführt werden können, aber erst durch Urkundenauffindung sicher gelöst ist und zu lösen stand.

[1]) Der Anfangsbuchstabe ist nicht größer als die übrigen und hier nur der Deutlichkeit wegen verstärkt.

in einer Inschrift, die aber offenbar erst in neuerer Zeit angebracht oder hergestellt worden ist, steht sogar ein gleichförmiges zweifelloses H, nämlich: Opus JoHannis Hemling, während umgekehrt eine andere Inschrift den Namen Martinus mit einem klaren M beginnt, so daß sowohl in der Mitte wie zu Anfang bald H bald M vorkommt.

Dr. Sulp. Boisserée nahm hiernach an, daß man unzweifelhaft Hemling lesen müsse.

Das war nun allerdings ein überkühner Ausspruch. Noch bedenklicher aber war es, wenn andererseits behauptet wurde, z. B. im Messager, daß die Form H sonst niemals in der Bedeutung eines H angetroffen werde — on ne peut produire aucun exemple, ou cette forme de lettre ait été employée pour représenter un H. Ein ganz unzweifelhafter Beleg für das Gegentheil findet sich in Brügge selbst. In der Kirchenvorsteherkammer von St. Jakob hängt nämlich ein Bild, welches Vorgänge aus dem Leben der heil. Lucia darstellt, genau der Zeit Memling's angehört und folgende Inschrift hat: Dit was gHedaen int jaer MCCCC ende LXXX. Diese Inschrift befindet sich nicht etwa am Rahmen, sondern gemalt oben auf dem Bilde selbst, und ist meines Erachtens die älteste der hier erwähnten. Gleichwohl handelt es sich darin offenbar um ein H, während das M in der Jahreszahl die gewöhnliche Majuskelform hat. Ein anderes Beispiel führt Passavant, Kunstreise, 1833, S. 358, auf einem Bilde in Aachen an.

Dagegen ist mit Recht geltend gemacht worden, daß auf Münzen und in Urkunden und Siegeln jener Zeit mehrfach die Form H oder auch bloß H unzweifelhaft für M angewendet worden sei, z. B. in den Namen Maria, Maximilianus (1491), Maldeghem, in dem Worte Moneta (1488) ꝛc. ꝛc. Man hat jene Form als die „byzantinisch-griechische" bezeichnet. Auch steht auf einem Bilde von J. Mostaert der Antwerpener Gemälde-Sammlung klar und deutlich gemalt: gremiuH virginis, während freilich dicht daneben jaM nova etc. vorkommt. Auf den bemalten Thüren eines Schrankes in der Sakristei der Kathedralkirche zu Avila in Altcastilien sah Passavant gleichfalls die Form H für

M. S. Die christliche Kunst in Spanien, Leipzig, 1853, S. 80. Eben so findet sich H auf Grabsteinen und in ähnlichen Inschriften, z. B. im Mainzer Dom: Fastradana . . . jacet hoc sub HarMore tecta . . . Anno septuagesi Ho nonagesi H quarto [1]). Allein alle diese Belege beweisen doch nur, daß H auch für M gebraucht worden ist, daß mithin der fragliche Künstler Memling geheißen haben kann, nicht aber, daß er wirklich so geheißen hat, wie Manche ohne Weiteres gefolgert haben.

Es war daher immerhin verzeihlich, wenn einige deutsche und französische Schriftsteller und Kunstfreunde den Namen Hemling festhielten. Sie glaubten sich dazu um so mehr berechtigt, als Freiherr von Laßberg durch ein altes, einer Handschrift angefügtes Stammregister den Nachweis lieferte, daß 1439 ein Hans Hemling in Konstanz geboren worden war [2]), und als andererseits darauf aufmerksam gemacht wurde, daß nach Menckenii Scriptor. rer. Germ., Lipsiae, 1730, III, 806, um 1420 in Bremen ein Johannes Hemelingus als Baumeister des Domkapitels gelebt habe [3]).

---

[1]) Weitere Beispiele von der Verwendung des H für M, namentlich in Deutschland, auf den metallenen Kirchthüren zu Nowgorod rc., finden sich bei H. Loedel, Kleine Beiträge zur Kunstgeschichte, Göttingen, 1857, S. 6. 7. Derselbe liefert auch das Abbild eines wohl noch dem 15. Jahrhundert angehörenden Kupferstichs, auf welchem ein vollständiges Alphabet steht, und zwar mit zwei Zeichen für den Buchstaben M, nämlich: H M, während das H so aussieht H. In alten Drucken dagegen scheint die Form H wenig oder gar nicht vorzukommen, z. B. in Ciceronis Rhetorica, Venedig 1470, Ciceronis Epist. fam., Venedig, 1467; es stehen dafür H und M. Außerdem finden sich gleichzeitig noch andere Formen. Auf einem Bilde des Berliner Museums, Nr. 555, die Sibylle, welches dem Memling zugeschrieben wird, steht auf der Figur des Engels die Inschrift gemalt: Ave M Aria etc.; dann weiter: PriMus et NovissiMus.

[2]) Näheres siehe bei Nagler, Künstlerlexikon, München, 1838, Bd. 6. S. 83; Kunstblatt 1821 S. 41 fgg. Die Laßberg'sche Bibliothek, mit 273 Handschriften, wurde nach dem Tode v. Laßberg's, 1855, vom Fürsten Karl Egon von Fürstenberg angekauft und der Bibliothek zu Donaueschingen einverleibt. S. Hoffmann von Fallersleben, Mein Leben, III, 74.

[3]) Vergl. Hippolyte Fortoul, De l'art en Allemagne, Paris, 1841. 1842, II, 149. 150.

Man nahm den berühmten Künstler als geborenen Deutschen in Anspruch und stützte sich dabei noch auf einige Stellen in den Alterthümern rc. des 1518 geborenen Genter Geschichtschreibers Markus Van Vaernewyck [1]), worin berichtet wird, daß die Stadt Brügge in Kirchen und Häusern durch Schildereien von Meister Hughens (Huge), Meister Rogier und dem „deutschen Hans“ (van meester Hughens, meester Rogiers ende des Duytschen Hans schilderien) verziert sei. Unter Hughens oder Huge ist offenbar Hugo Van der Goes, unter Rogier der Brüsseler Stadtmaler Rogier Van der Weyden (Roger de la Pasture, geboren zu Dornik oder Doornijk, Tournai) zu verstehen; der „deutsche Hans“ aber soll eben unser Hans Memling sein. Es ward hierauf um so mehr Werth gelegt, als Vaernewyck (Spieghel etc. bl. 119. b.) und Andere sonst gewöhnlich Jan oder Joannes und nicht Hans schreiben, z. B. Jan Van Mabuse, Jan Schoorel u. s. w. Selbst italienische Nachrichten wurden herangezogen, indem man Ausse, den Namen eines Schülers von Rogier, bei Vasari, für Ansse, Ans, Hans nahm und mit einem Maler dieses Namens bei Baldinucci und Anderen, sowie mit unserm Brügger Künstler für gleichbedeutend hielt [2]).

Indessen läßt sich nicht verkennen, daß alle diese Unterstellungen und Vermuthungen keine entscheidende Bedeutung haben können. Die Form Hans für Jan kommt bei Van Mander auch von einigen Künstlern vor, die zweifellos keine Deutsche, sondern Niederländer, wenn auch keine Brügger, waren. Eben so steht in alten Rechnungen früher die Verkleinerungsform Hannekin, während 1477 und 1478 außer dem „Meester Hans“ allerdings fast nur Jan und Janskin sich finden. Die Belgier

---

[1]) Van Vaernewyck, Nieu tractaet ende curte beschryvinghe van dat edel graefscap van Vlanderen, Gent, 1562, 121; Spieghel der Nederlandscher audtheyt, Ghendt, 1568, IV, 60, 132. b; spätere Ausgabe unter dem Titel: Historie van Belgis etc., Ghendt, 1574. 1829 u. A.

[2]) Vasari, Introduzzione, cap. 21: Ausse creato di Ruggieri da Bruggia. Baldinucci, Notizie de' professori del disegno etc., Torino, 1768, II, 13: Ans di Bruges. Ein französisches Gedicht von Lemaire, gegen 1511, sagt einfach: maistre Hans de Bruges.

blieben daher um so mehr bei der Schreibart Van Manders, als sich ihr Vaterlandseifer dagegen sträubte, den Ursprung des ausgezeichneten Künstlers außer Landes zu suchen. Das Zeugniß Van Vaernewyck's wollte man dadurch entkräften, daß man annahm, unter dem „deutschen Hans“ sei der von Karl Van Mander, Bl. 128. b, erwähnte Maler «Hans de Duytscher oft Hans Singher» aus Hessen, der 1543 Mitglied der Antwerpener Künstlergilde geworden, zu verstehen. Allein schon James Weale hat diese Annahme widerlegt. Auch ist gar kein Grund vorhanden, aus dem Hans Singher einen peintre né à Zinger dans la Hesse, wie geschehen ist, zu machen, da ein solcher Geburtsort schwerlich aufzufinden sein wird.

Besonders entschieden traten einige Brügger für Memling auf. Zwar schrieb der Abbé Carton, der sich eifrig mit Nachforschungen über die Maler der Hauptstadt Westflanderns, deren er in der Zeit von 1450 bis 1800 gegen vierhundert annimmt, beschäftigt und in der königlichen Akademie zu Brüssel Vorträge darüber gehalten hat, geraume Zeit noch Hemling (Bulletins de l' Académie royale, t. 14, 1847, I, 115); er nahm dafür den Meester oder „Meestre Hans“, welcher in mehreren Urkunden, namentlich in den Rechnungen des ehemaligen Vereins der «librariers» u. s. w. vom Jahre 1477, aufbewahrt im Brügger Archiv, vorkommt, indem derselbe damals für jene Gesellschaft zwei, bezw. vier duerkins oder Altarbildflügel malte. Allein später hat der genannte Forscher ein paar Schriftstücke aufgefunden, welche ihn veranlaßten, den Maler Van Memmelinghe zu schreiben. Eins dieser Schriftstücke ist ein Verzeichniß der Aufnahmen in die alte St. Lukas-Gilde zu Brügge; darin kommt ein Meester Jan Van Memmelyncghe und dessen leercnape Passcier Van der Meersch, zum Jahre 1483 vor; das andere enthält ein Verzeichniß verstorbener Brügger Künstler, worin ein Maler Meester Jan Van Menninghen (Mēninghen), aber ohne Zeitangabe, sich findet. Man hat das Vorhandensein dieser Urkunden bestreiten wollen; indessen habe ich selbst die alten Papiere bei Herrn Carton, der mir die betreffenden Worte ausschrieb, eingesehen, und keine klare Veranlassung gefunden, an der Echtheit zu zweifeln.

Die Form Van Menninghen erinnert etwas an den Ort Memmingen und an den Kölnischen Maler Hans von Memmingen, den Merlo in seinem Werke über die altkölnischen Maler, (Fortsetzung, 1852, S. 134) anführt; auch hat Müller von Königswinter wirklich angenommen, daß es sich um eine und dieselbe Person dabei handele. Allein diese Ansicht ist sicher mehr als bedenklich. Hans von Memmingen, der 5 Kinder hatte, während vom Brügger Memling nur 3 bekannt sind, war um 1491, wo unser Meister noch gelebt haben muß, schon verstorben. Ueberhaupt können auch die Formen Van Memmelyncghe und Van Menninghen oder Memminghen schwerlich als richtig angesehen werden. Der Engländer Weale, der sich seit langen Jahren in Brügge aufhält und dem Erforschen belgischer Kunstalterthümer großen Fleiß widmet, hat eine Reihe von weitern Urkunden aufgefunden und im Journal des beaux arts, 1861 Nr. 3, fgg., &c. veröffentlicht, welche zwar ebenfalls die Namen Van Memmeliinghe, Van Memlync, Van Meenlinc &c. enthalten, gewöhnlicher aber die Formen Memmelinc, Meenlinc, Merlinc &c. und am meisten die Form Memlinc aufweisen. Deutsch wird daher am richtigsten Memling zu schreiben sein. Weale bestreitet zwar die Endung ing und will nur Memlinc geschrieben wissen; allein ohne genügenden Grund. Das c der alten Schriftsteller und Urkunden erklärt sich aus der damaligen Schreibweise, die auch Vlaminc für Vlaming setzte, z. B. Vlamyncdam, Vlamincbrugghe &c. Die Inschriften an einigen Bildern haben überall die Endung ing. Auch ist diese Form am üblichsten geworden. (S. Catalogue descriptif et historique du Musée royal de Belgique, Bruxelles, 1869, p. 145). Doch hat man bei Errichtung eines im Herbst 1871 enthüllten Marmor-Standbildes in Brügge und auf einer Einweihungs-Denkmünze von L. Wiener die Schreibart Memlinc gewählt.

Früher wurde meist angenommen, daß Memling um 1430 zu Brügge oder Damme geboren und gegen 1499 oder 1500 zu Miraflores in Spanien gestorben sei. Das Geburtsjahr mag leidlich zutreffen, obwohl dafür nicht der mindeste sichere Anhalt gegeben ist, und die Erwähnung des Meisters bei Vasari und Andern nur einen sehr ungefähren Schluß zuläßt.

Der Geburtsort dagegen steht bis auf den heutigen Tag so wenig fest, daß es nicht einmal gerechtfertigt ist, den Künstler für einen Vlaming zu halten, geschweige denn für einen „Brüggeling." Das Zeugniß Van Vaernewyck's und ein unverkennbar rheinischer Zug in den Werken des Meisters sprechen vielmehr für einen deutschen Ursprung. Auch Weale neigt sich in gewissem Sinne zu dieser Ansicht. Das deutsche Gepräge in den Köpfen, hat schon Passavant hervorgehoben. Noch unverkennbarer aber ist der rheinische Ursprung der Bauwerke. Namentlich muß der Künstler Köln genau gekannt haben. Der dortigen Malerschule wird wohl seine erste Entwickelung angehören. Dann mag er nach den Niederlanden, nach Brügge, gewandert sein, wie vermuthlich manche Andre; von einem Maler Claeijs Heynderics steht z. B. fest, daß er in „Euelene" geboren war und am 6. Septb. 1472 in die Lukas-Gilde zu Brügge aufgenommen wurde. (Sitzungsberichte des Münchener Alterthumsv., 1866, S. 1 und dort Ang.)

Daß Memling nicht als Brügger Kind gelten kann, wird schon dadurch höchst wahrscheinlich, daß der Name, wie Weale ermittelt hat, abgesehen von unserm Künstler, überall in Brügge nicht vorkommt. Die verschiedenen Namens-Formen werden nur auf einen und denselben Mann zu beziehen sein. Die Angaben Van Mander's und der Italiener — Hans Memmelinick van Brugghe, da Bruggia, di Brugia — erklären sich zur Genüge vom Wohnort. (S. übrigens Deutsch. Kunstbl., 1854, S. 178). — Auffallend ist, daß sich über eine Aufnahme Memling's in die Malergilde zu Brügge Nichts vorgefunden hat, was vielleicht mit einer Beziehung des Künstlers zum Hofe Karl's des Kühnen in Verbindung steht, da er sonst wohl zum Gilde gehört hätte. — Für Damme als Geburtsort spricht noch weniger als für Brügge; die Behauptung Descamps' I, 12, ist völlig unzuverlässig. — Auch die Meinung H. A. Müller's, im Bremer Sonntagsblatt, 1865, Nr. 44, daß der Künstler „vielleicht im Dorfe Mömling bei Aschaffenburg" geboren sei, und eben so die Hinweisung Weale's auf „das Dorf Mümling of Memling" hat kaum Grund für sich. Der Ort Mömlingen hieß früher Mimilin-

gum (Förstermann, Altdeutsches Namensbuch, II, 1102) und bietet für Memling keinerlei genügenden Anhalt.

Die neueste Konjektur ist von Weale. Obwohl er zunächst auf Mömlingen hindeutet, so scheint es ihm doch „viel wahrscheinlicher zu sein", daß Memling ein „Gelderling" sei, die Familie aber aus Nordholland stamme, und zwar aus dem Kirchspiel „Memelinck," heut zu Tage Medenblick, das früher «nevens eenen waterplas de Medemleck of de Memmeleck gelegen was.» Die Familie unsers Meisters, denkt Weale, habe die Stadt im Jahre 1426 nach der „Einnahme derselben durch die Kennemaren" verlassen und sei nach Geldern gezogen; von da wäre dann unser Maler — etwa 1430 geboren — um 1471 nach Brügge gekommen, wie auch „Dierik Van den Gheere, einer von den Vormündern der Memling'schen Kinder," ein geborener Gelderländer gewesen sei und am 17. Jan. 1472 in Brügge das Bürgerrecht erworben habe [1]).

Allein auch diese Ansicht hat nur eine gewisse Lautähnlichkeit für sich, beruht sonst aber auf gewagten, ja zum Theil auf unmöglichen Unterstellungen. Der heutige Ort Medenblick an der Suijdersee hieß zu Ende des zehnten Jahrhunderts Medemelacha d. h. Mittelsee; später kommen die Formen Medemelache, Medemelake, Medemolaca vor; auch Medemlek, Medemblec werden angeführt, bis in neuerer Zeit Medemblik und Medenblik feststehend geworden sind. In eine solche Reihe ohne Weiteres Memelinck oder Memmeleck — ohne ein d — einzuschieben, die ein memmo oder dergl. voraussetzen, hat doch allzu große Bedenken. (Vergl. Förstermann, Altd. Namensbuch. I, 931). Zwar bemerkt Van der Aa in seinem Aardrijkskundig woordenboek der Nederlanden, 1846, unter dem Worte Medemblik, daß der Ort bei den „Seefahrern" auch „Memelik" heiße; allein das ist nicht ausreichend, um für die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts ähnliche Formen anzunehmen. Eben so wenig kann Memelick, für eine Burg, bei Soeteboom, Oudheden von Zaanland etc.,

---

[1]) James Weale, Hans Memlinc, a notice of his life and works, (London), 1865, p. 5. und Hans Memlinc, zijn leven en zijne schilderwerken, 1871, bl. 15.

1702, I, 181. 196, entscheidend sein [1]). Einen Anhänger scheint Weale jedoch in Professor Rudolph Marggraff gefunden zu haben: im Katalog der Münchener Pinakothek von 1871 bemerkt derselbe, daß Memling um 1430 in Gelderland geboren sei; allein ohne Grund.

Der Geburtsort Memling's bleibt daher noch zu suchen. Am ersten dürfte an einen Ort Memel oder Meme oder dergl. zu denken sein; doch kann die Silbe ling auch zu des Stammvaters Namen gesetzt sein.

Mit ziemlicher Zuverlässigkeit steht nach den Weale'schen Entdeckungen fest, daß Memling nicht um 1499 in Spanien, sondern um 1495 in Brügge gestorben ist. Aus dem Vormundschaftsbuche dieser Stadt, das im städtischen Archive aufbewahrt wird, erhellet, daß am 10. December 1495 die Vormünder der drei Kinder des Malers Menelincs, Namens Hannekin, Neelkin und Claykin, d. i. Hänschen, Nelchen und Klauschen, das Vermögen zu Papier brachten, welches denselben durch den Tod des Vaters zugefallen war.

Die Annahmen des Todesjahrs 1499 oder 1500 beruhen theils auf einer Bilderinschrift, theils auf einer angeblichen Urkunde, welche sich im Antwerpener Provinzialarchiv vorfinden sollte. Allein es muß hierbei ein Irrthum obwalten; denn die Angaben des erwähnten Vormundschaftsbuchs sind zu sprechend. Allerdings bleibt es darnach möglich, daß Memling schon vor 1495 und zwar auch außerhalb Brügge's, gestorben sein könne, woraus sich die mangelnde Zeitangabe, beziehungsweise die Lücke in dem vorerwähnten Todtenverzeichnisse, erklären würde; allein sicher hat der Maler nach 1495 nicht mehr gelebt, während er Anfangs September 1492 noch zuverlässig am Leben war. Den 10. December 1495 als Todes-

---

[1]) Vergl. Van den Bergh, Handboek der middel-nederlandsche Geographie, Leiden, 1852, bl. 56. 148; Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, Nürnberg, 1872, Nr. 3. — Professor De Vries, der gelehrte Sprachkundige in Leiden, schrieb mir gelegentlich am 14. Mai 1874: „Memlinc ist ganz deutlich ein Patronymicum von Mimo, Memo, Memmo, woher auch das Diminutivum Mimilo;“ auch De Vries verwarf die Annahme Weale's.

tag anzunehmen, wie verschiedentlich geschehen ist, (Vergl. Revue de la Numismatique Belge, 1873, V, 51) erscheint doch sehr bedenklich.

Die Angabe, daß Memling in Miraflores bei Burgos in Spanien gestorben sei, beruhte auf bloßer Vermuthung. Die Veranlassung dazu ist folgende. Don Antonio Ponz, Schriftführer der königlichen Akademie von S. Fernando, berichtet in seinen Briefen über Spanien — Viage de España, ed. II, Madrid, 1776 etc. t. 12 p. 55 — von mehreren alten, höchst werthvollen Bildern im Laien-Chor der Kirche des Karthäuserklosters von Miraflores, die sich durch ungemeine Frische auszeichneten. Insbesondere hebt er fünf Darstellungen „aus dem Leben und Martyrerthum Johannes des Täufers" hervor. Ein Gemälde, „die Taufe", habe Meister Juan Flamenco, Hans der Vlaming, 1496 begonnen und 1499 beendet und dafür 26,735 — veinte y seis mil setecientos treinta y cinco — Maravedis erhalten. Unter diesem Juan Flamenco nun hat man unsern Hans Memling verstanden. Ein Baumeister Johann von Köln habe den Plan des Klosterbaues ꝛc. entworfen; sein Sohn Simon sei ihm gefolgt. So möge die Aufmerksamkeit auf Memling gerichtet worden sein. Da dieser aber schon alt gewesen, so sei er wahrscheinlich nicht nach Flandern zurückgekehrt, sondern möge unter den Ruinen von Miraflores, wo nachmals wiederholt Feuer und Schwert gewüthet hätten, begraben liegen ꝛc. ꝛc.

Indessen haben diese und andere Annahmen durch das Brügger Vormundschaftsbuch meist ihre Widerlegung gefunden; wenigstens passen die Zeitangaben nicht. Auch kommen sonstige niederländische und insbesondere flandrische Maler, welche den Vornamen Johann oder Jan führen, vor. Abbé Carton (nach dem obenerwähnten Vortrage in der Brüsseler Akademie, und nach der Schrift: Les trois frères Van Eyck, Bruges, 1848, p. 98, 99) hat deren zwischen 1450 und 1550 über dreißig aufgefunden, so daß es an flandrischen Malern nicht fehlt, welche den Juan Flamenco von Miraflores vorstellen können. Allerdings aber scheint von Keinem der bis jetzt bekannten behauptet werden zu dürfen, daß er ein hervorragender Meister gewesen sei.

Das erwähnte Vormundschaftsbuch hat noch andere Aufschlüsse gegeben und damit allerlei Fabeln hinsichtlich der Lebensschicksale Memling's abgethan, die, von Buch zu Buch wandernd, stets neue Zuthaten empfangen hatten. So war der ausgezeichnete und fleißige Maler für einen soldat débauché im Heere Karl's des Kühnen ausgegeben worden. Den Anfang scheint Descamps gemacht zu haben: On dit qu'il s'enrolla par libertinage en qualité de simple soldat. An dem schweren Vernichtungstage von Nancy, 5. Januar 1477, sei er verwundet worden und so in strenger Winterkälte umhergeirrt und ermattet im Elend zu Brügge angekommen, wo er im St. Johannes-Hospitale, einem uralten reichbegüterten Krankenhause, das noch gegenwärtig einen großen Theil der damaligen Gestalt und Einrichtung bewahrt, liebreiche Aufnahme und Pflege gefunden habe. Aus Dankbarkeit habe er nach seiner Genesung die Anstalt mit den wunderbaren Kunstschöpfungen begabt, die noch jetzt dort gezeigt werden und alljährlich Tausende von Besuchern herbeilocken. Wohl niemals wäre eine Krankenpflege so reich, so unsterblich belohnt worden, wenn die Geschichte wahr wäre. Ueber 30,000 Personen hatten von 1843 bis 1859, wo ich die Kunstwerke zuletzt sah, das Hospital besucht und zum Besten der Krankenkasse gesteuert.

Allein allem Anscheine nach beruhen diese und andere Erzählungen meist auf Erfindungen und leichtfertigen Nachbetereien. Selbst Geschichtschreiber und sonstige Gelehrte sind von Oberflächlichkeit und Leichtgläubigkeit in dieser Hinsicht nicht frei. Noch um 1854 hat man in ernsthaften Schriften, ja in gekrönten Kunstkritiken, in einer Weise als habe der Schreiber Alles mitangesehen, behauptet, daß Memling, „von Blutverlust erschöpft, kaum Zeit gehabt habe, die Schelle des Hospitals zu ziehen; dann sei er auf der Schwelle wie todt niedergesunken" u. s. w. In einem Anhange zum Geschichts-Album der St. Lukas-Gilde zu Brügge heißt es: hy had slechts den tyd, aen St. Jans gasthuis aen te bellen en zeeg dan als dood op den dorpel neder. Und doch hatte schon Hédouin, Annales Archéolog., Paris, 1847, VI, 261, Zweifel erhoben. Auch der Verfasser des Artikels in Nagler's Künstlerlexikon, Bd. 6, S. 83 fgg., hielt es noch für

„gewiß, daß ein Krieger krank und entstellt in ärmlichen Lumpen durch die Thore von Brügge hereinwankte“ u. s. w. u. s. w.

Natürlich hat sich auch die Dichtung des Künstlerlebens und seiner Verlassenschaft bemächtigt. In gebundener und ungebundener Rede ist versucht worden, die Dürftigkeit der Geschichtsquellen durch eigene Erfindung zu ergänzen. An die angebliche Ueberlieferung anknüpfend und selbst auf offenbar willkürlichen und falschen Annahmen fußend, hat man erklären wollen, was gar keiner Erklärung bedurfte, indem es höchstwahrscheinlich niemals sich zugetragen hat. So ist ein Gewebe und Gewirre entstanden, in welchem sich wohl nur Wenige zurecht zu finden wissen.

In neuerer Zeit hat die beliebte und belobte holländische Schriftstellerin A. L. G. Bosboom-Toussaint in der Aurora, einem von S. J. Van den Bergh zu Haarlem herausgegebenen Jahrbuche für 1858, eine Erzählung über Memling und seine Geschicke geliefert. Sie geht in Betreff des vermeintlichen Kriegs- und Wanderlebens zarter und tiefer zu Werke als die gewöhnlichen Annahmen, die eine leichtfertige Verwilderung und wüste Verkommenheit andeuten. Sie erklärt es aus der Liebe zu einer vornehmen, mit dem Herzog Karl dem Kühnen blutsverwandten Frau, die später Oberin des Heiligengeistklosters in Brügge geworden und mit dem Maler noch im Johanneshospital zusammengetroffen sei rc. Allein eine geschichtliche Grundlage hierfür fehlt gänzlich.

Aus dem erwähnten Vormundschaftsbuche, sowie aus den Rechnungen der ehemaligen Kirche St. Donat erhellet, daß Meister H. Memling im Herbst 1487 drei Kinder von seiner vor dem 10. September 1487 verstorbenen Frau Anna hatte, daß er mit dieser mehrere ansehnliche Häuser in der Straße zur Vlaming-Brücke, der jetzigen St. Georgsstraße, besaß, daß er von dem „großen steinernen Wohnhause“ schon seit 1479 Grundzinsen oder sonstige Abgaben zahlte, und daß er 1480 in der Lage war, mit mehreren Anderen der Stadt Brügge Geld zu leihen, lauter Thatsachen, die mit den erwähnten Erzählungen nicht wohl in Einklang zu bringen sind, eben so wenig, wie mit der Annahme Carton's und Anderer, daß Memling 1477 und 1478 in so

dürftigen Verhältnissen gelebt habe, daß er nicht im Stande gewesen sei, sich ohne Vorschuß „die nöthigen Farben zu kaufen 2c.“ Die letzte Annahme beruht auf der mißverständlichen Auffassung einer Nachricht, wonach ihm von den Bestellern von Bildern Holzplatten und Vorschüsse gegeben wurden, was aber damals, wie auch Weale annimmt, üblich gewesen zu sein scheint.

Ed. Fetis, königlicher Bibliothekar zu Brüssel, der sich durch Forschungen und Lebensbeschreibungen um die belgische Kunstgeschichte sehr verdient gemacht hat, hebt in seinem gediegenen Katalog des Brüsseler Museums (1869, p. 144) hervor, daß die aus den obigen Thatsachen gezogenen Folgerungen nicht streng-schlüssig seien; der Künstler könne sich in der Zeit zwischen dem Aufenthalt im Krankenhause und den fraglichen Eigenthumsverhältnissen bereichert haben; auch sei es schwer, das Vorhandensein der Meisterwerke im Johannes-Hospital zu erklären, si l'on repousse la tradition d'une manière absolue; il ne faut pas accepter aveuglément les traditions, mais les dédaigner complétement n'est plus sage. Dieser letzte Satz ist gewiß völlig richtig; allein seine Anwendung auf den vorliegenden Fall erscheint doch nicht unbedenklich; wenigstens ist der Kern der „Ueberlieferungen“ sicher ein äußerst geringer. Die Anwesenheit der Bilder erklärt sich, wie wir sehen werden, auch anderweit.

Man meint, daß Memling ein Schüler des Rogier Van der Weyden, also, nach der Annahme Mancher, ein Enkel-Schüler des berühmten Jan Van Eyck gewesen sei, der nach Weale am 9. Juli 1440 in Brügge starb; doch lassen sich nur die Italiener Vasari, 1550, Introd. c. 21 und Vita d'Antonello, p. 382, und Guicciardini — Descrittione di tutti i Paesi Bassi, Anversa, 1567, p. 98 — dafür anführen. Jeden Falles dürfte Memling nicht gleich beim Meister Rogier eingetreten sein; seine erste Ausbildung gehört höchstwahrscheinlich der Kölnischen Schule an. Auch Weale ist dieser Ansicht, indem er in der Schrift Hans Memlinc, zijn leven etc. p. 14 sagt: Het verwwerk in Memlinc's schilderingen bewijst klaar, dat hij uit Keulenscher schole komt en geenszins uit Jan Van Eyck's.

Gewiß ist, daß Memling und Rogier Zeitgenossen waren

und daß mehrere Werke, welche dem erstern zugeschrieben werden, an die Schöpfungen des letztern erinnern, und umgekehrt. Ja man hat selbst angenommen, daß beide Künstler mitunter gemeinschaftlich gearbeitet hätten. Es ist dies vornehmlich daraus geschlossen worden, daß in einem Verzeichnisse der Bilder Margarethe's von Oesterreich, 1516, ein Dreiblatt erwähnt wird, dessen Mittelstück von Rogier Van der Weyden, dessen Flügel aber von H. Memling gemalt worden seien [1]). Indessen ist dabei zu bemerken, daß zuweilen die Flügel eines Altargemäldes später als das Hauptbild angefertigt wurden.

Von Memling's eigenen Schülern sind bis jetzt nur die Namen zweier bekannt: Annekin Verhanneman und Passchier Van der Meersch, 1480 und 1483, von denen aber keiner etwas Besonderes geleistet zu haben scheint.

Memling soll in seiner Jugend Italien besucht und einige Zeit in Venedig und Padua gearbeitet haben; doch läßt sich kein sicheres Zeugniß dafür anführen. Um 1450 hätte er nach dem Ungenannten des Morelli (S. 75) ein kleines Bildniß der Gemahlin Philipps des Guten von Burgund, Isabella, gemalt haben, das sich in der ehemaligen Sammlung des Kardinals Grimani zu Venedig befunden, und welches für das erste der auf spätere Zeiten gekommenen Werke des Künstlers gehalten worden ist. Neuere indessen bezweifeln die Richtigkeit dieser Annahmen; man kennt das Bild nicht mehr. Eben so wenig sein eigenes, selbstgemaltes Bildniß aus der Zeit von 1465. — Bemerkenswerth ist dabei, daß Rogier Van der Weyden 1450 Italien besucht hat.

In derselben Grimani'schen Sammlung wird ein Brevier bewahrt, dessen zahlreiche Miniatüren großen Theils ebenfalls dem Memling zugeschrieben worden sind. Aber auch diese Ansicht ist nicht stichhaltig. Nach neueren Forschungen hat es mit dem Brevier und seinen Bildern folgende Bewandtniß. Wie Morelli's Schrift des Unbekannten S. 77 anführt, erwarb der Kardinal

---

[1]) Passavant, Kunstblatt, 1843, S. 250; Léon de Laborde, Inventaire des tableaux, livres, etc. de Marguerite d'Autriche, Revue archéologique, Paris, 1850, p. 57, Nr. 124.

Grimani das Officio celebre um 1521 von einem Händler Messer Antonio Siciliano (nicht zu verwechseln, wie zuweilen geschehen, mit dem Maler Antonello da Messina) für 500 Dukati und verfügte, daß dasselbe an die Republik Venedig kommen solle. Dies ging 1592 in Erfüllung, wo es dem Kirchenschatze von St. Marco und später der Bibliothek übergeben wurde. Die Bilder und Randverzierungen der Handschrift mit Hunderten von größeren und kleineren Darstellungen haben zu allen Zeiten die Bewunderung von Laien und Kunstkennern erregt. Schon früher maß man dem Memling den Hauptantheil an der Urheberschaft zu. (S. Kunstblatt, 1823, S. 53 u. 1847, S. 193.) Außerdem aber werden von dem Unbekannten Gerhard von Gent und Lieven von Antwerpen genannt [1]). Kugler in seinem Handbuche der Geschichte der Malerei, 1847, II, 135, hielt noch den Antheil Memling's für „beglaubigt." Unbestimmter drückt sich sein Nachfolger, der Herausgeber der dritten Ausgabe, 1867, II, 404, aus. Nach den eingehenden Untersuchungen von E. Harzen in Hamburg — Naumann's Archiv für zeichnende Künste, 1858, S. 3 fgg. — ist ziemlich allgemein, namentlich auch von Waagen, die Miturheberschaft Memling's aufgegeben worden. Als Hauptmeister der Arbeit ward vielmehr Gerhard von Gent, und zwar Gerhard Horebout angenommen; daneben komme Lieven von Antwerpen in Betracht und an den Randverzierungen werden auch noch Andere mitgewirkt haben. Harzen nimmt als Zeit der Anfertigung den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts an. — Im Jahre 1521 lernte Albrecht Dürer einen Meister Gerhard, den „Illuministen," in Antwerpen kennen, der eine achtzehnjährige Tochter Namens Susanne hatte, die ebenfalls malte. Dürer erzählt, daß sie einen Salvator „illuminirt" hatte, für den er „einen Gulden" gab und fügt hinzu: „ist ein groß Wunder, daß ein Weibsbild also viel machen soll." — Gerhard wird auch als einer der Meister der Gebetbücher Karl's V. in der k. k. Hofbibliothek zu Wien ange-

---

[1]) Morelli, p. 77: inminiature de man Zuan Memelin, carte . . . da man de Girardo da Guant, carte 125, de Livieno da Anversa, carte 125.

sehen [1]) und ist wahrscheinlich aus der Schule Memling's hervorgegangen. — Neuerdings sind aber über die Person Gerhard's wieder erhebliche Zweifel entstanden. James Weale hat ermittelt, daß der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Oudewater geborene, und 1484 in die Lukas-Malergilde zu Brügge aufgenommene Maler Gerhard David der Schöpfer des berühmten Rouener Bildes ist, von dem noch später die Rede sein wird. Einige Theile dieses Bildes sollen auf andern Gemälden wiederkehren und sich namentlich auch im Wiener Missale und im Codex Grimani finden, so daß also eine „Betheiligung David's" daran feststehe und vermuthlich dieser und Gerhard von Gent, eine und dieselbe Person seien [2]). Indessen bedarf die Sache noch weiterer Aufklärung; wenigstens werden wohl zwei Gerhard's anzunehmen sein. Sollte auch in der That nur ein Gerhard an dem Grimani'schen Brevier gearbeitet haben und dies Gerhard David gewesen sein, so würde damit der Antwerpener „Illuminist" Gerhard, den Dürer kennen lernte, noch nicht aus dem Wege geräumt sein, vielmehr sammt seiner Tochter Susanne noch fortbestehen, da Gerhard David, der sich 1496 mit Cornelia Cnoop aus Middelburg verheirathete, zwar ebenfalls eine Tochter hatte, diese aber nicht Susanne, wie bei Dürer, sondern Barbara geheißen haben soll. Waagen hat nach den Weale'schen Auffindungen beide Gerhard's kurzweg zusammengeworfen. Er hatte den „Gerhard Horebout" für den Maler der Taufe des Herrn im Brügger Museum, von der noch näher die Rede sein wird, gehalten, und zugleich erklärt, daß dies Bild und ein anderes, das Urtheil des Kambyses, von einem und demselben Meister herstammten. Als nun Weale zunächst ermittelte, daß dies letzterwähnte Gemälde ein Werk Gerhard David's sei, hielt sich Waagen „überzeugt," daß beide Gerhard nur eine Person seien

[1]) Waagen, Die vornehmsten Kunstdenkmäler in Wien, 1866. 1867, II, 58. 63. 93.

[2]) Vergl. Weale in der Gazette des beaux arts, 1866, Bd. 20. 21; Dr. Ernst Förster, in den Sitzungsberichten des Münchener Alterthumsvereins, Heft II, S. 2, und Allgemeine Zeitung, 1868, Nr. 291. Beil. — Die Vlamingen schreiben den Namen Geeraard Davidsz.

und daß „Horebout", wofür Weale bald Horenbaut bald Horenbault setzt, bloß ein Spitzname, den man dem David aus einer unbekannten Veranlassung gegeben habe, sein möge. Indessen ist die Unhaltbarkeit dieser Ansicht alsbald von Weale selbst gezeigt und namentlich darauf hingewiesen worden, daß Gerhard David schon am 13. August 1523 zu Brügge gestorben war, während Gerhard Horenbault noch 1529 gelebt habe [1]).

Doch wie dem allen auch sei, jedenfalls ist die Sache noch nicht so aufgeklärt, daß der Memling'sche Antheil an dem Grimani'schen Brevier, der Angabe des Unbekannten Morelli's gegenüber, ganz aufzugeben.

Außer den erwähnten Miniatüren sind dem Memling noch viele andere Verzierungen von Gebetbüchern und sonstigen Handschriften, die er namentlich in seiner Jugendzeit angefertigt haben soll, zugeschrieben worden; allein meist mit eben so wenig Grund. So heißt es bei Nagler a. a. O. S. 94, daß von Memling „wahrscheinlich der größte Theil der herrlichen Miniatüren in einem Gebetbuche der königlichen Hof- und Staatsbibliothek in München" herrühre, jedoch ohne alle Begründung. Noch weniger kann man der Behauptung im Messager des sciences et des arts beipflichten, daß Memling ein Bild vor der handschriftlichen Chronik von Hennegau in der Burgundischen Bibliothek zu Brüssel angefertigt habe, „da Ausführung, Färbung, Zeichnung, kurz Alles" für denselben spreche. Waagen erklärte das Bild in den vierziger Jahren für eine Arbeit Rogier Van der Weyden's, was aber ebenfalls nicht ohne Bedenken sein möchte. Dagegen fand Waagen in den Vignetten eines Gebetbuchs auf der königlichen Bibliothek im Haag lebhafte Anklänge an die frühere Weise Memling's; auch bei den Bildern der Geschichte des Königreichs Jerusalem auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien dachte er (Handbuch, I, 131) bald an Memling, bald an Van der Weyden [2]). Ich kenne beide Werke nicht, eben so

---

[1]) S. Le Beffroi II, 232. Ueber Gerhard David und seine Werke überhaupt s. Beffroi I, 223—234; I, 276 fgg.; II, 232. 288 bis 294. 320; III, 77. 97. 226. 334—346.

[2]) Später an D. Bouts. S. Kunstdenkmäler Wiens, II, 41.

wenig ein „Gebetbuch des Pastors Fochem an der Ursulakirche in Köln," welches Miniatüren „im Geiste" Memling's enthalten soll [1]) kann also selbst kein Urtheil darüber abgeben. Das Gebetbuch soll der Königin Maria von Medici gehört haben. Waagen glaubte dasselbe in der Bodleyanischen Bibliothek zu Oxford wieder gefunden zu haben und meinte, daß es frühestens um 1500 entstanden sein könne. Vergl. Rathgeber, Annalen der niederländischen Malerei, Gotha, 1842—1844, S. 68. 116.

Am zuversichtlichsten hat man für ein Brevier im Besitze der fürstlichen Familie von Putbus auf Rügen die Urheberschaft Memling's behauptet. Eine Schrift von Fr. v. Schönholz „Ueber das mit 33 Miniatüren gezierte Brevier Philipps II. von Spanien" 2c., Berlin, 1837, gibt darüber folgende Auskunft. „Das Buch soll nach einer von Cornifis von Ullfeldt, «Grand-maître du Royaume de Denemark», eingeschriebenen Bemerkung früher im Besitze Philipp's II. gewesen sein. Von Ullfeldt schenkte es dem Grafen Wrangel, Generalgouverneur in Pommern; durch dessen Tochter kam es an deren Gatten, den Erblandmarschall Ernst Ludwig II. von Putbus. — Das Gebetbuch besteht aus 49 Pergamentblättern in klein Duodez, von denen 15 auf beiden Seiten und 3 auf einer Seite bemalt sind. Das letzte Bild, eine Madonna mit dem Kinde, wird besonders gerühmt; „Christuskopf und Madonnengestalt" seien ganz wie bei Memling; man werde an die Verkündigung der Sibylle von Tibur erinnert. Auch von den übrigen Bildern seien die meisten von Memling's Hand, die andern wohl von Gehülfen u. s. w. Ganz anderer Meinung ist jedoch F. Kugler im Kunstblatt von 1840, S. 95. Er glaubt in den Verfertigern nur „Nachfolger Memling's" zu erkennen; das Landschaftliche sei im Stil Patenier's. Ich selbst habe das Buch nicht zu Gesicht bekommen; ein Schreiben um Auskunft und Einsichtgestattung blieb ohne Antwort; der jetzige Fürst scheint keine lebhaften Kunstinteressen zu haben.

[1]) S. De Keverberg, Ursula d'après la légende et les peintures d'Hemling, Gand, 1818, p. 134; Kunstblatt, 1820, S. 194 und 1823, S. 53.

Wenden wir uns nun zu den größeren und zugleich beglaubigteren Werken des Meisters! Ich stelle dabei die am gleichen Orte befindlichen zusammen. Ein Versuch, die Bilder nach dem Alter aufzuführen, wie dergleichen wohl unternommen worden ist, würde weniger Klarheit und Uebersichtlichkeit und meist nur Vermuthungen ergeben haben.

Als Ausgangspunkt für alle Beurtheilung Memling's müssen die Bilder des Johanneshospitals in Brügge dienen. Nur sie haben Inschriften höheren Alters; nur sie werden in den zuverlässigsten ältern Schriften, namentlich von Karl Van Mander und von Anton Sanderus, erwähnt.

Die älteste Inschrift befindet sich am Rahmen der Anbetung der heil. Dreikönige mit der Jahreszahl 1479; Waagen (im Kunstblatt) hielt dieselbe sogar für „die einzige echte, unberührte, von dem Künstler selbst gemachte.“ Mag diese Annahme auch bedenklich sein, so ist die Inschrift doch augenscheinlich hohen Alters, und es liegt durchaus kein Grund vor, an der Wahrheit des Inhalts zu zweifeln, während die übrigen mindestens von Auffrischung zeugen, kein Bild aber einen Namenszug oder ein Handzeichen Memling's zweifellos enthält. Der Meister dachte und handelte in dieser Beziehung anders, als Jan Van Eyck, der auf vielen seiner Bilder, z. B. auf den im Brügger und Berliner Museum befindlichen, Namen und Zeitangaben angebracht hat. Dr. Gottfr. Kinkel, Mosaik zur Kunstgeschichte, Berlin, 1876, S. 304, sagt: „Sowohl Jan Van Eyck als Memling haben ihre Bilder häufig mit ihrem Namen bezeichnet, Van der Weyden nie.“ Dies ist bezüglich Memling's nicht richtig.

Die Inschrift des erwähnten Bildes lautet: Dit werck dede maken broeder Jan Floreins, alias Van der Riist, broeder proffes van den hospitale van Sint Jans in Brugghe. Und weiter: Opus Johanis HEMLING, und die Jahreszahl: 1479. Sie ist mehrfach nachgebildet worden; am genauesten wohl von C. J. Nieuwenhuys, Description de la galerie des tableaux de S. M. le Roi des Pays-Bas, 1843, p. 53.

Der Bruder Jan Floreins, genannt Van der Riist, welcher

das Bild malen ließ, war der Schatzmeister des Stifts und scheint vorzugsweise das große Talent Memling's erkannt und dem Meister zahlreiche Aufträge zugeführt zu haben, woraus sich die Anwesenheit der Bilder im Stift erklärt.

Das obige Bild, ein Dreiblatt oder zweiflügeliges Altargemälde, ist, wie fast sämmtliche Werke Memling's, auf Holz gemalt, und hat eine Höhe von 46 cm., während das Mittelstück 57 cm. breit ist. Das Werk gehört zu den vorzüglichsten Schöpfungen des Meisters, ja es ist selbst als die beste von allen bezeichnet worden. Frau Bosboom-Toussaint behauptet sogar, daß ein franz. Maler beim Anschauen des Bildes in die heftigste Versuchung gekommen sei, den Aufseher zu ermorden und dasselbe zu entwenden. Das Bild stellt den oft gemalten Gegenstand, die Anbetung der heiligen drei Könige, dar. Die Flügel sind, wie gewöhnlich, auf beiden Seiten bemalt. Besonders zeichnet sich das Hauptblatt und die innere Seite des rechten Flügels (vom Beschauer aus), die Darstellung im Tempel enthaltend, durch wunderbare Frische und Lebendigkeit aus. Vor Allem ist es der anbetende Fremdling, „die bejahrte Anna“, und St. Joseph, welche die Aufmerksamkeit erregen und mit Bewunderung erfüllen. Das Hauptblatt zeigt auch den Bruder Floreins im Gebet. Durch eine Seitenöffnung des Stalles blickt ein hageres, bärtiges Antlitz in das Innere. Der „Ueberlieferung,“ oder wohl mehr einer Vermuthung nach, soll dieses den Maler selbst vorstellen. Die Mütze, mit welcher das Haupt bedeckt ist, hat man natürlich für die „Krankenmütze“ des Hospitals genommen. Daß von einer ältern Ueberlieferung nicht die Rede sein kann, ergiebt sich aus einer bemerkenswerthen Mittheilung Weale's aus der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien. Dort befindet sich nämlich ein Aetzblatt von Jakob Van Oost (Nr. 2100), den Kopf Johannis des Täufers auf einem der Brügger Dreiblatt-Bilder darstellend, und neben Namen und Handzeichen Van Oost's folgende geschriebene Bemerkung enthaltend: Effigies Joannis Hemmelinck, qui sedet in hospitali Sancti Joannis Brugis. So hat Weale die Inschrift anfangs gelesen und 1871 im «leven» Memling's, S. 32, mitgetheilt, das Wort sedet mit begraven übersetzend. Später, im vierten Bande

des Beffroi, S. 45, hat er dieses berichtigt und für sedet gesetzt: se depinxit. — Van Oost, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts geboren wurde, nahm also den Kopf des Täufers für das Bildniß Memling's, und las den Namen wie Sanderus und Andere mit einem H. — Uebrigens sind auch noch andere Köpfe auf Memling's Werken für Bildnisse des Malers genommen worden; es wird davon noch später die Rede sein.

Die Anbetung der Könige ist vermuthlich wiederholt von Memling gemalt worden, oder sein Werk hat Andere zu Nachbildungen veranlaßt. Namentlich soll sich im Madrider Museum ein gleiches Bild befinden. Und im Museum zu München sieht man eine Anbetung, die ebenfalls auf's lebhafteste an das Bild im Johanneshospital erinnert, gewöhnlich aber dem Rogier Van der Weyden zugeschrieben wird.

Ein anderes ausgezeichnetes Bild des Johanneshospitals, voll religiöser Tiefe und Innigkeit, stellt die mystische Vermählung der heil. Katharina dar und steht der Anbetung an Vollendung nicht nach, ja es übertrifft dieselbe in mancher Beziehung noch. Namentlich ist der Kopf der Heiligen voll lieblicher Reinheit und Schöne. Das Bild ist das größeste Gemälde, welches von Memling in Brügge und überhaupt in den Niederlanden vorhanden ist. Die Höhe beträgt 1 m. 72 cm., also über fünf Fuß, die Breite mit den Flügeln etwa acht Fuß, so daß die Figuren etwas über halbe Lebensgröße haben. Auch dies Bild scheint vom Bruder Johann Floreins, der an einer Säule lehnt, veranlaßt worden zu sein; und der Künstler Johann hat es mit großer Liebe ausgestattet. Die innern Flügelseiten enthalten Darstellungen aus dem Leben der Heiligen dieses Namens: links die Geschicke Johannes des Täufers, rechts die Gesichte des Evangelisten auf Patmos. Die Außenseiten zeigen die Bildnisse mehrerer Persönlichkeiten, welche vermuthlich das Werk anfertigen ließen, namentlich den Vorsteher Anton Zeghers und die Oberin Agnes Casembrood mit der Schwester Klara Van Hulsen.

Am Rahmen steht die Jahreszahl 1479, und zwar sowohl in römischen als arabischen Ziffern, und die Inschrift: Opus JoHannis HeMling, aber offenbar aus späterer Zeit, wie

denn leider um 1812 eine „Ausbesserung" des Gemäldes durch einen Herrn Ducq Statt gefunden hat. Neben der Inschrift findet sich das Zeichen , worüber viel gestritten und vermuthet worden ist. Man hat darin bald ein Monogramm des Malers, bald ein Amtszeichen des Bestellers, den Visierstock, de vergier roede, l'instrument du frère jaugeur, erblicken wollen. Passavant und Andere haben das Zeichen auf den Maler bezogen und sich in allerlei Deutungen versucht. So hat Schorn die Buchstaben I. H L. K. F. darin zu erkennen geglaubt und diese = Johannes Hemling Konstantiensis faciebat gedeutet, was natürlich so unrichtig wie möglich war. (*Kunstblatt*, 1833, S. 342). Wahrscheinlichst bezieht sich das Zeichen gar nicht auf den Maler, denn es findet sich an andern Werken desselben nicht; sondern es ist eine Familienmarke des Bestellers des Bildes, wie dergleichen Marken gar vielfach in und außer Flandern, mit und ohne Begleitung von Namenszügen, vorkommen. *Weale*, der das Bild ausführlich beschreibt (Leven S. 41), sieht in dem Zeichen die Familienmarke des Jan Floreins, wie auch schon Passavant, Kunstreise, 1833, S. 357, die Buchstaben I. F. darin zu finden meinte. Waagen (Handb. I, 123) hält die ganze Inschrift für apokryph und setzt die Anfertigung des Bildes in das Jahr 1486. Vergl. *Deutsch. Kunstbl.* 1854, S. 178.

Ein drittes Werk Memling's im Johannesstift ist ein Frauenbildniß, das unter der sonderbaren Bezeichnung eines „*Porträts der Sibylla Sambetha*" aufbewahrt wird und Maria Moreel, Tochter Wilhelm Moreel's, eines sehr angesehenen Herrn in Brügge, vorstellt. Das Bild ist 37 cm. hoch, 27 breit und befand sich nach Weale früher im Julianshospital und kam erst nach 1815 an seinen jetzigen Platz. Am obern Rahmen steht die Jahreszahl 1480. Auf dem Bilde befindet sich die Inschrift: Sibylla Sambetha, quae et Persica, an. ante Christ. nat. 2040. Unten auf dem Rahmen liest man folgende Zeilen, «prophétiquement remarquables,» wie der Katalog hinzufügt, «citées par Virgile» (?): Ecce bestia, conculcaberis, gignetur Dominus in orbem terrarum, et gremium virginis erit salus gentium, invisibile verbum palpabitur. — Man hat das Bild lange Zeit für eine schwächere Arbeit Memling's, nament-

lich für sein erstes Werk nach seiner Genesung im Hospital gehalten; Alfred Michiels meinte sogar, daß die Hand des Künstlers noch schwach gewesen sei: D'une main encore mal assurée le pauvre artiste exécuta la Sibylle Z. etc. Indessen läßt das treffliche Bild in Wahrheit nichts von Schwäche erkennen.

Außerdem besitzt das Hospital noch ein Doppelblatt von Memling, die Jungfrau mit dem Kinde, dem sie einen Apfel darreicht, 44 cm. hoch, 33 breit; ferner einen „todten Christus," mit zwei auf beiden Seiten bemalten Flügeln, von denen besonders die Außenseiten, die heil. Helena in großer Schönheit und mit einem Anfluge von Bartwuchs, sowie die „ägyptische Marie" darstellend, gerühmt worden sind. Das erste Bild trägt am Rahmen die Inschrift von anscheinend hohem Alter: Hoc opus fieri fecit Martinus De Newenhoven anno Dm. 1487, anno vero etatis sue 23. Die Urheberschaft des andern, angeblich dem Jahre 1480 angehörend und gestiftet von Adrian Reims, ist angezweifelt worden, jedoch ohne ausreichenden Grund; Waagen hielt „die Beweinung des todten Christus" für echt; Sanderus, 1641, S. 263, führt Christum e cruce positum in sinu matris anno 1480 unter Memling's Werken im Johannesstift auf; außerdem Christum σαυροφόρον et alias.

Das berühmteste Werk unseres Künstlers ist die Ausschmückung des Reliquienkastens der heil. Ursula, châsse de Sainte Ursule — rijve of fierter bei Van Mander. Man hat geglaubt, daß Memling besonders durch diese Arbeit neben der Anbetung oder der Vermählung seine Schuld der Dankbarkeit oder der Vergeltung gegen das Krankenhaus abgetragen habe. Nirgends in den Rechnungen ꝛc. soll bis jetzt eine Ausgabe für die fraglichen Gemälde aufgefunden worden sein. Dagegen sind die Kosten der Holzarbeiten an dem vergoldeten Schrein, sowie die Aufwendungen für die Reliquienversetzung in denselben, gehörig verzeichnet. Allein offenbar genügen diese Umstände nicht, um der gewöhnlichen Annahme der unentgeltlichen Anfertigung eine sichere Grundlage zu geben. Sie sind um so weniger dazu ausreichend, als die Vollendung der Arbeit auf das spätere Lebensalter des Künstlers hinweist; Waagen setzt die Zeit der Anfertigung um das Jahr 1488.

Der Kasten hat die Gestalt eines kleinen Gebäudes oder eines Kirchleins gothischen Stils. Er ist 91 cm., also etwas über drei Fuß lang, nicht ganz so hoch, nämlich 87 cm., und etwa ein Drittel so breit. Früher hat er sich in der Kapelle des Stifts befunden; gegenwärtig ist er im alten Versammlungssaale der Anstalt aufgestellt, wo sich auch die übrigen Bilder von Memling, nebst einer ziemlichen Anzahl sonstiger Gemälde, befinden, von denen einige, z. B. ein in Betrachtung versunkener Gelehrter, vom älteren Van Oost, nicht ohne Werth sind. Man hat den Schrein in neuerer Zeit auf eine Drehscheibe gesetzt, um das allseitige Besehen zu erleichtern, auch die kostbaren Schildereien durch Glasbedeckungen geschützt. Manches hat aber leider durch ungeschickte „Ausbesserungen" gelitten.

Die Uebertragung der Reliquien aus dem ältern Kasten in den neuen Schrein fand nach der darüber aufgenommenen, von Weale veröffentlichten Notariatsurkunde am 21. Oktober 1489 durch den Weihbischof von Dornik Statt. Das angehängte Verzeichniß der Reliquien zählt «ossa plurima XI M. Virginum» und außerdem noch über 40 sonstige Heiligthümer auf, z. B. Etwas vom Berge Sinai, Milch und Haare der heil. Jungfrau, Etwas von der Erde, aus der Adam gebildet worden u. s. w. Welcher Art die ossa plurima gewesen, wird nicht gesagt; bei meiner Anwesenheit wurde nur ein Armknochen erwähnt und entschieden bestritten, daß die Frauen des Hospitals je behauptet hätten, „alle Ursulareliquien" zu besitzen, wie ihnen übler Weise nachgesagt worden sei. Jener Armknochen soll in der Kapelle aufbewahrt werden; der Schrein ist völlig leer. Uebrigens gedenkt der Kölner Kaplan Joh. Hubert Kessel, der 1863 über „St. Ursula und ihre Gesellschaft eine kritisch-historische Monographie" herausgegeben hat und in einem Anhange (S. 245 fgg.) die ursulanischen Reliquien, welche „außerhalb der St. Ursulakirche in Köln verehrt worden oder noch werden," aufzählt — nämlich über 900 — der Brügger Knochen nicht.

Die Schildereien des Ursulaschreins stehen natürlich mit der Geschichte der heil. Ursula in Verbindung. Es sind deren vierzehn, von denen sechs die beiden Langseiten der Schreins, sechs

die Dachflächen und zwei die Giebelenden einnehmen. Die beiden letzten stellen die heilige Ursula als Schützerin der Unschuld und Maria mit dem Kinde dar. Die etwas schwächeren Dachbildchen, in Form von Medaillons, haben die Verherrlichung der heiligen Ursula zum Gegenstande. Als Hauptbilder erscheinen die Seitenschildereien, welche die Fahrten und Geschicke Ursula's und ihres Geleits, nach der kirchlichen Ueberlieferung, vor Augen führen.

Dionethus oder Theonatus, einer der sieben Könige Englands, so heißt es bei Sigebert und Anderen, hatte eine Tochter Ursula von außerordentlicher Schönheit, die ihm im Jahre 220 von seiner Gemahlin Daria geboren worden war. Ursula erregte die Liebe eines benachbarten Heidenprinzen Aetherius, hatte aber an dem angetragenen Ehebündniß kein Gefallen. Sie ward in dieser Abneigung durch ein Gesicht des Himmels bestärkt. Es wurde ihr offenbart, daß sie die Krone des Märtyrerthums zu erwarten und zu dem Ende eine Pilgerfahrt nach Rom zu machen habe. Die Eltern widersetzten sich nicht. Es wurden Schiffe ausgerüstet, Ursula warb ein Heer von keuschen Jungfrauen, übte sie in der Schifffahrtskunst und stach endlich in See, nachdem sich auch mehrere fromme Ritter dem Zuge angeschlossen hatten. Nach einigem Umherschweifen kam man durch die Rheinmündung nach Köln und dann gen Basel. Hier band man die Schiffe fest und pilgerte zu Fuß über die Alpen. Auf dem Heimwege, auf welchem der Papst Cyriacus sie begleitete, erfüllte sich 237 oder 238 das Geschick. Der Christenfeind Maximin — Cajus Julius Verus Maximinus — wüthete in Köln und die ganze Pilgerschaar ward ermordet. An diese Annahme hat sich die kölnische Kirche angeschlossen, indem sie 1837 mit großen Feierlichkeiten ein Ursula-Jubelfest begangen hat. Andere setzen den Vorgang zwischen 285 und 305 unter Maximianus Herculius; Andere nehmen die Zeit des Tyrannen Maximus um 383 an; noch Andere haben auf die Jahre der Hunnenzüge 450 und 451 hingewiesen; Rettberg endlich in seiner Kirchengeschichte I, 122 hat an eine Erzählung bei Prokop (De bello Goth. IV, 20) aus dem 6. Jahrhundert erinnert.

Bekanntlich wird die Zahl des Jungfrauengefolges auf elf-

tausend angenommen, wozu denn freilich eine sehr ansehnliche Flotte gehört haben würde; mindestens ein paar hundert Fahrzeuge, wie sie auf dem Rheine sich bewegen können, wären erforderlich gewesen. Die Annahme einer so großen Jungfrauenzahl scheint besonders in Köln unter dem Erzbischof Hermann zur Geltung gekommen zu sein, als dort der angebliche Begräbnißplatz der Jungfrauen aufgedeckt wurde, den Andere jedoch für ein römisches Todtenfeld hielten.

Indessen ist selbst von katholischen Schriftstellern zugestanden worden, daß es mit den Elftausend seine Bedenken habe, ja daß wahrscheinlich nur elf Jungfrauen anzunehmen seien, indem «XI. M. V.» nicht undecim millia virginum, sondern undecim martyrum virginum heiße. Noch mehr: die ganze Ursulageschichte hat kaum eine sichere Grundlage. Die ältesten Geschichtsbücher und die ältesten Märtyrerverzeichnisse wissen nichts von einem solchen Jungfrauenzuge. Auch sind die späteren Ueberlieferungen unter sich selbst nicht im Einklange. Man hat daher mancherlei Vermuthungen und Deutungen aufgestellt. Selbst Goethe ist bekanntlich mit dem Gegenstande beschäftigt gewesen. Oskar Schade hat die „Sage von der heiligen Ursula" in einer besonderen Schrift, Hannover bei Rümpler, 1854, behandelt. Er nimmt einen mythologischen Inhalt derselben an und betrachtet den Ursulazug als eine verchristlichte Erinnerung und Ueberlieferung aus der Heidenzeit, indem er namentlich auf die Isis bei Tacitus — Germania IX, 2 — und auf die Nehalennia in den Niederlanden hinweist. Aber freilich erhält dadurch die Legende von dem Marterthum keinerlei Erklärung. Von anderer, namentlich katholischer Seite, ist denn auch die Auffassung Schade's entschieden verworfen worden. Insbesondere hat der Kölner Kaplan J. H. Kessel dem Gegenstande eine eingehende Schrift gewidmet, von der schon oben die Rede war. Er sucht der „urkundlich bekräftigten Ueberlieferung" eine geschichtliche Grundlage zu geben und zwar hauptsächlich dadurch, daß er den Vorgang in die Zeit Attila's versetzt. Bei den Einfällen der Pikten und Skoten und dann der Angelsachsen in England um 449 seien Auswanderungen außer Zweifel. Auch eine Anzahl Jungfrauen

könne recht wohl geflüchtet und allmählich zu einer größern Schaar angewachsen und nach Köln gelangt sein. Der Pilgerzug nach Rom erkläre sich aus der Gefahr und Angst vor den Hunnen, wie denn Gregor von Tours (Hist. Franc. II, 5) ausdrücklich einer solchen Pilgerfahrt des Bischofs Servatius von Tongern gedenke. Nach der Niederlage der Hunnen auf den katalaunischen Feldern seien dieselben im Herbst 451 nach Köln gekommen und hier sei die Niedermetzelung der Jungfrauen, welche sich dem Verlangen der wüsten Horden nicht hätten fügen wollen, erfolgt. Die Kirche habe stets den 21. Oktober als Gedächtnißtag betrachtet. Die Zahl der 11,000 bedürfe keiner künstlichen Deutung; sie bezeichne Nichts als eine große Schaar. Die ganze Erscheinung und das Verhalten der Jungfrauen in der damaligen Welt könne freilich nur als „ein Wunder" aufgefaßt und begriffen werden.

Man sieht, Herr Kessel will das Wesentliche, unbeschadet des „Wunders," geschichtlich fassen; doch muß er sich mehrfach mit Möglichkeiten, statt erwiesener Wirklichkeiten begnügen. Im Uebrigen ist die Kritik desselben vielfach sehr scharf und unbefangen. Ueber die Visionen und Enthüllungen der Nonne Elisabeth in Schönau und des h. Hermann Joseph von Steinfeld in der Ursula-Angelegenheit, sowie über die vielen Unwahrscheinlichkeiten und Geschichtswidrigkeiten hinsichtlich des Schiffszugs, des angeblichen Papstes Cyriacus u. s. w., spricht er sich sehr offen aus, und es nimmt fast Wunder, daß man kirchlicherseits an seiner Darstellung, zumal mit Rücksicht auf die Jubelfeier von 1837, keinen Anstoß genommen hat.

Wie dem Allen auch sei, unser Künstler hat sich durch geschichtliche Zweifel und Untersuchungen nicht beunruhigen lassen. Er war des Glaubens oder doch des Gottes voll und malte mit der heitersten Unbekümmertheit die Legenden der Vorzeit, soweit sie ihm recht waren, gemäß den Bräuchen und Anschauungen seiner Tage, in die Landschaften und an die Gestade, wie er sie gesehen hatte und das Einzelne sich dachte. Da ist das Köln des fünfzehnten Jahrhunderts mit dem Krahnbalken des Doms und mit den Thürmen, wie solche noch in unsern Tagen bestanden; da sieht man rothe Kardinalshüte und päpstliche Kronen; da sind

weder 11,000 Jungfrauen noch bloß 11, sondern gerade so viele wie dem Künstler für Schiffsraum und Bildraum entsprechend erschienen. Auch läßt er seine blond- und goldhaarigen Jungfrauen nicht sorglos in's sagenhafte Blaue hineinziehen; sondern zwei Felleisen und ein wohlverwahrtes Schmuck- und Geldkästchen zeigen, daß man sich recht vorsorglich mit einigem Reisebedarf versehen hat.

Das erste Bild stellt die Landung zu Köln, das zweite die Ankunft zu Basel dar; im Hintergrunde des letzteren sieht man bereits das Fortpilgern über die Gebirge. Das dritte Bild zeigt den Empfang beim Papste; rechts die Taufe einiger Bekehrten mittelst Eintauchung, voll naiver Unbefangenheit, indem nicht einmal Männlein und Weiblein sonderlich getrennt sind; im Hintergrunde eine köstliche Fernsicht auf den Rest des heranziehenden Gefolges; das Ganze wahrhaft bezaubernd in Zusammenstellung, Zeichnung und Lebendigkeit der Ausführung. Besonders zieht die Behandlung der Bauwerke die Aufmerksamkeit auf sich.

Das vierte Gefach enthält die Heimfahrt mit dem angeblichen Papste Cyriacus an der Spitze. Auch hier wie überall herrscht große Frische und Lebendigkeit; besonders sind die beiden Ruderer ausgezeichnet. Das fünfte und das sechste Bild schildern die Rückkunft und das blutige Ende zu Köln. Die Begleiter und Begleiterinnen Ursula's schmiegen sich und fallen in mannigfachster Stellung und Weise unter den tödtlichen Streichen und Geschossen der kaiserlichen Heiden. Auf dem letzten Bilde sieht man den Wütherich selbst, mit einem Turban bedeckt, dastehen, während ein Krieger sich anschickt, die edle und gefaßte Heldin mit einem Pfeilschusse zu durchbohren. Ein zierliches weißes Windspiel ist theilnehmender Zuschauer des Vorgangs. Dies sechste Gemälde gehört mit dem dritten zu dem Trefflichsten, was der Künstler geschaffen hat; besonders ist die Kriegergruppe rechts unvergleichlich.

Die von Memling angebrachten Landschaften und Bauten sind, wie schon angedeutet, von der Art, daß es fast zweifellos ist, daß der Maler Köln genauer gekannt oder doch besucht hat. Passavant im Kunstblatt, 1843, S. 259, erzählt, die Oberin

des Stifts habe ihm auf Grund eines „Gedenkbuchs des Hospitals" mitgetheilt, daß Adrian Reims 1480 den Schrein bei Memling bestellt habe, dieser „zweimal nach Köln gereist" und die Arbeit 1486 vollendet worden sei. Weale, Beffroi, II, 210, meint, diese Angabe sei noch nicht bestritten worden, und stellt dabei die Sache so dar, als habe Reims das Geld (les fonds) zur Reise verschafft, wovon freilich Passavant Nichts sagt. Allein wo ist das Gedenkbuch? Passavant bekam es nicht zu sehen; „der Zugang zum Archiv blieb ihm verschlossen," und ich habe mich vergebens nach Genauerem erkundigt.

Nach der Annahme mancher Kunstkenner soll Memlig denselben Gegenstand schon früher behandelt haben. In der Kapelle der Schwarzen Schwestern am Mittwochsmarkte zu Brügge sieht man acht Bilder in zwei Abtheilungen oder gesonderten Tafeln, welche ebenfalls die Geschichte der heiligen Ursula darstellen und mehrfach an den berühmten Schrein des Johannesstifts erinnern, so durch mehrere einzelne Gestalten, durch ein weißes Windspiel, durch ein Geldkästchen u. s. w. Es ist nicht wohl zu verkennen, daß diese Bilder der Klosterkapelle dem Meister des Johanneshospitals vorgeschwebt haben, sei es, wie mir scheint, als das Werk eines Anderen, sei es, wie Weale 1859 glaubte, als eigene Jugendarbeit; jedenfalls stehen sie in Auffassung und Ausführung hinter den Schildereien des Ursulaschreins sehr zurück. Mehrere Kunstkenner, namentlich Alphonse Wauters in der Schrift: Thierri Bouts etc. Bruxelles, 1863, p. 42, und Waagen, Handb. I, 100, haben jene acht Bilder dem Dirk Bouts von Haarlem, der zu den ältesten Landschaftsschilderern gehört und sich besonders durch Frische und Wärme auszeichnet, zugeschrieben; jedoch meines Erachtens mit Unrecht; wenigstens stehen die beglaubigten Werke dieses Meisters, von dem später noch die Rede sein wird, weit über jenen Ursulabildern. Passavant, Kunstreise, 1833, S. 361, bestritt die Urheberschaft Memling's entschieden und setzte die Bilder in die Zeit der Brüder Van Eyck.

Am wahrscheinlichsten ist es wohl, daß der Maler der Schwarzen Schwestern und der Meister des Ursulaschreins ein gemeinschaftliches Vorbild, vielleicht die Schildereien in der Ursula-

kirche zu Köln, vor Augen gehabt haben, obwohl der erstere keine hervorstechenden baulichen Erinnerungen an Köln angebracht hat.

Die erwähnte Kirche besitzt nämlich gegen zwanzig merkwürdige Darstellungen aus dem Leben der heil. Ursula, von der Ankunft „in Tiele in Holland" bis zum Martertode zu Köln, welche dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts oder doch dem vierzehnten Jahrhundert angehören werden. Ein von Einigen angenommenes höheres Alter möchte schon wegen des rothen Kardinalshutes auf einem der Bilder bedenklich sein, da dieser Kopfputz erst von Innocenz IV. († 1254) auf dem Koncil zu Lyon, 1244, den Kardinälen verliehen worden sein soll. Franz Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei, 1847, I, 253, schreibt die Bilder einem Nachfolger des Meisters Stephan zu, wonach sie der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zufallen würden. Daß diese Schildereien eine gewisse Beziehung zu den Brügger Darstellungen haben, scheint aus mehreren Gleichartigkeiten, aus einem weißen Windspiel, einem beschlagenen Geldkästchen, aus Reisetaschen 2c. hervorzugehen; auch sind die Jungfrauen, wie die Memling'schen, durchgängig blond; einige Köpfe von großer Lieblichkeit. Die Prinzessin trägt ein mit Arabesken verziertes Kleid. Die Malerei ist meist frisch und fein, die Zeichnung aber sehr mangelhaft. Ueberall ist etwas Bauwerk oder Landschaftliches angebracht; auf einigen Bildern sind die Stromufer von großer Lebendigkeit. Die Inschriften sind niederdeutsch, z. B.: Alss dye von Bosell dot vernomen, dat dese jonffrouwen quomen etc.

Uebrigens ist die Geschichte der heil. Ursula auch noch von andern Malern, sowohl vor als nach den Hauptdarstellern, behandelt worden. Das Museum Wallraf-Richartz zu Köln besitzt zwei Bilderreihen mit Gegenständen aus der Ursula-Legende: die eine, auf Leinwand, zeigt die Stadt Köln im 14. Jahrhundert und soll wegen des noch fehlenden Südthurms am Dom vor 1347 entstanden sein, die andere, aus fünfzehn Tafeln bestehend, wird der Schule des Meisters Stephan Lochner oder, wie Dr. Trautmann will [1]), Locthner aus Konstanz († 1451)

[1]) Sitzungsberichte des Münchener Alterthumsvereins, Heft I. S. 35.

zugeschrieben, gehört also wohl noch der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts an, und zeigt bereits eine große Lebendigkeit und Beweglichkeit. Dem Schiffe, worin Ursula bei Köln landet, sind Pferde vorgespannt. — Auch Meister Stephan selbst hat auf einem Flügel des Kölner Dombildes eine Darstellung der heil. Ursula mit ihrer Schaar gemalt; und noch P. P. Rubens ist mit dem Gegenstande beschäftigt gewesen. Catalogue du Musée royal de Belgique, 1869, p. 387.

Mit dem Ursulaschreine ist die Reihe der Memling'schen Bildwerke im Johannesstift geschlossen. Die Urheberschaft derselben ist mit einer oder zwei Ausnahmen so gut wie über jedem Zweifel erhaben. Aus ihnen können wir also nicht nur das Wesen und die Eigenthümlichkeit des großen Meisters entnehmen; sondern es läßt sich auch davon auf sonstige Kunstschöpfungen, die in Belgien und andern Ländern als Memling'sche Erzeugnisse betrachtet worden sind und in großer Anzahl noch jetzt dafür gelten, schließen. Freilich ist dazu eine sehr sorgfältige Beobachtung und Vergleichung erforderlich. Erleichtert wird diese neuerdings durch photographische Nachbildungen, wie denn namentlich von den Hauptwerken des Johannesstifts gute Photographien von Fierlants in Brügge vorhanden sind; doch bleiben immerhin noch große Schwierigkeiten, die nur dann schwinden oder doch wesentlich vermindert werden würden, wenn eine Aus- und Zusammenstellung der Hauptwerke Memling's Statt finden und dadurch eine unmittelbare Vergleichung ermöglicht werden könnte.

Die vorerwähnten Schilderungen Memling's sind sämmtlich auf Holz (Eichen) gemalt. Sie zeichnen sich durch eine außerordentliche Feinheit und Klarheit und durch eine wunderbare Farbenfrische aus. Dabei ist alles voll Leben und Handlung; die zahlreichen kleinen Köpfe, namentlich die der Männer, sind voll des sprechendsten Ausdrucks. Man sieht sich nicht satt an der unerschöpflichen Fülle eigenthümlichster Gesichtsbildungen, mit den lebendigsten seelenvollsten Augen, die den Eindruck der Begebenheiten oder die Richtung der innern Stimmungen widerspiegeln. Memling steht in dieser Beziehung seinem Lehrer Rogier Van der Weyden sehr nahe, ja nicht selten gleich. Die Hände sind

mit großer Sorgfalt behandelt. Dabei ist Vieles so fein und gleichmäßig gearbeitet, daß es, selbst durch ein Vergrößerungsglas betrachtet, eher gewinnt als verliert. Auch die Zeichnung ganzer Gestalten ist gefälliger und die Gewandung fließender, der Faltenwurf weniger steif und eckig, als dies auf andern Bildern jener Zeit, namentlich auch bei Jan Van Eyck, sich oft findet. Besonders nimmt die Art, wie Memling den Hintergrund seiner Gemälde behandelt, die Aufmerksamkeit in Anspruch. Der Goldgrund oder das graue Nichts der ältern Maler ist verschwunden; wie Hubert und Jan Van Eyck, wie Van der Weyden und besonders Dirk Bouts, so wendet auch Memling die Landschaft an, um seinen Schöpfungen hinter der Hauptdarstellung eine Fülle von entsprechender Fernsicht und Lebendigkeit zu geben. Dabei ist er vielseitig und gewandt und weiß selbst für das Ganze eine Gesammtbedeutung zu gewinnen. Nur Bouts kommt ihm an sorgfältiger Behandlung der Landschaft gleich; ja er übertrifft ihn mitunter. Sogar der Stall zu Bethlehem mit den anbetenden Königen läßt durch eine Oeffnung ein herrliches Stück Gegend oder vielmehr ein Stadtbild erblicken, wo der durch ein Thor herannahende Zug der Weisen des Morgenlandes sich zeigt. Ist Memling oft weniger kräftig und minder markvoll als Jan Van Eyck, so übertrifft er ihn dagegen nicht selten an Tiefe und **stets**, wie **alle** seine Zeit- und Landesgenossen, an religiöser Innigkeit und Weihe, auch meist an milder Anmuth und reizendem Farbenschmelz. Obwohl Realist, wurzelt er doch noch tief in den idealen Anschauungen der Kölnischen Schule und ist dem Hubert Van Eyck weit verwandter als dessen Bruder und Schüler Jan. Auch an Schönheitssinn steht Memling hoch über den meisten seiner Zeitgenossen. Während Jan Van Eyck die Jungfrau Maria und das Christuskind mitunter ziemlich unschön und fast überall gar irdisch dargestellt hat; während Van der Weyden und ebenso Dirk Bouts ihre Gestalten oft übermäßig mager, ja dürr erscheinen lassen, weiß Memling seinen Darstellungen fast immer etwas Edles und Wohlgefälliges und seinen Heiligen etwas Erhebendes und Himmlisches zu geben, das oft einen eigenthümlichen Zauber ausübt. — Seine Lieblingsfarben scheinen Braun

und dunkles Grün gewesen zu sein. Eigenthümlich ist ihm ein kräftig-bräunlicher Ton bei zarter Verschmelzung. Seine Frauenköpfe sind durchgängig blonden Haars und oft von großer Lieblichkeit. Die Farben zeigen meistens, sofern nicht Verwischungen 2c. vorliegen, einen eigenthümlichen Glanz und sind zuweilen so fein aufgetragen, daß man meint, die Zeichnung durchschimmern zu sehen.

Es verdient bemerkt zu werden, daß die meisten Brügger Schöpfungen Memling's den gierigen Händen der französischen Kunstspürer in den neunziger Jahren entgangen sind. Namentlich ist dies mit dem Reliquienschrein des Johannesstifts der Fall gewesen. Er ward, wie berichtet wird, durch die „Geistesgegenwart" der Schwester Benoite Smet vor der Reise nach Paris bewahrt, d. h. die gute Seele log mit solcher Geschicklichkeit und Unbefangenheit, daß der Sendling der einen und untheilbaren Republik seine Nachforschungen einstellte und ohne den Schatz, für welchen oft große Summen geboten worden waren, abzog.

Weniger glücklich war ein heil. Christopher, mit dem Jesuskind den Fluß durchschreitend, im Julianshospital. Er wurde im August 1794 durch Jaques Pinot, den Specialkommissar der französischen Republik, in Beschlag genommen und nach Paris gesandt. Im Jahre 1815 kehrte er zurück und befindet sich jetzt im städtischen Museum der Akademie zu Brügge. Das Bild, ein breites Dreiblatt, trägt am Rahmen die Jahreszahl 1484, wohl aus späterer Zeit, und wurde ursprünglich vom Bürgermeister Wilhelm Moreel und seiner Gattin Barbara geb. De Vlaenderberch, für eine Kapelle der Jakobskirche gestiftet. Es ist das zweitgrößeste Bild Memling's in Brügge: Höhe 1 m. 21 cm. Breite des Mittelbildes 1 m. 54 cm. Das treffliche Werk hat vielfach gelitten. Einige Köpfe, namentlich das Haupt des Heiligen, der verwundert nach dem Christkinde emporschaut, sind von großer Schönheit. Auf den Flügeln die Stifter mit ihren Kindern. Die Figuren der Außenseiten sollen später, um 1504, hinzugefügt worden sein. Eine genaue Beschreibung findet sich bei Weale, Catalogue du Musée de l'Académie de Bruges, 1861,

p. 21, und Hans Memlinc, zijn leven etc. bl. 53. Ueber Ursprung und die Familie Moreel s. Beffroi II, 180, fgg.

In derselben Sammlung sieht man ein anderes Bild, das früher fast allgemein dem Memling zugeschrieben wurde: die Taufe des Herrn. Es ist etwas kleiner als das vorige Gemälde und gleich diesem ein Dreiblatt, das eine Fülle der herrlichsten Einzelnheiten und großen landschaftlichen Reiz darbietet. Für eine Arbeit Memling's kann es aber nicht gelten. Die Behandlung des Wassers, der weiblichen Gesichter, der Farbenauftrag 2c. ist anders wie bei unserem Meister. Waagen hatte das Werk neuerdings, wie wir schon sahen, dem als Miniaturenmaler erwähnten Gerhard Horebout zugewiesen; Passavant hielt es noch für eine Schöpfung Memling's, während er den Christoph entschieden anfocht. In neuester Zeit wird Gerhard David als der Meister des Bildes bezeichnet. S. oben, und Dr. Ernst Förster, in den Sitzungsberichten des Münchener Alterthumsvereins, Heft II. S. 4. — Weale bespricht das Bild im Beffroi, I, und meint S. 279, daß an der Landschaft ein Anderer mitgewirkt haben möge.

Außerdem besitzt Brügge und zwar in der Salvatorkirche ein Bild, welches ebenwohl unserm Meister zugeschrieben ward, nämlich das Marterthum des heil. Hippolyt. Schon Descamps, Voyage p. 276, führt dasselbe auf. Doch auch dieses Werk ist nicht von Memling und steht hinter den Schöpfungen desselben zurück; es hat bei großem Reiz der Landschaft etwas Steifes, Hartes und Ungefälliges. Der Heilige liegt nackt am Boden und soll eben von vier angetriebenen Pferden zerrissen werden. Einige Zuschauer und Treiber zeigen viel Lebendigkeit und Ausdruck. Noch härter sind die Außenbilder. Vergl. Kunstbl. 1847, S. 185. Das amtliche Verzeichniß der Kunstgegenstände der Kirche von 1848 setzt das Alter des Bildes „gegen 1450“ und bezeichnet dasselbe sonach als eine „Jugendarbeit“ Memling's. Keverberg in der schon erwähnten Schrift über die heil. Ursula, S. 154, nimmt die Gestalten der Pferde für einen Beweis, daß der Maler, und zwar Memling, in Venedig gewesen sei und die Rosse von St. Markus zum Muster genommen habe; indessen brauchte der Künstler zu deßfallsigen

Studien nicht erst nach Italien zu gehen. Meines Erachtens gehört das Werk demselben Meister an, welcher das Marterthum des heil. Erasmus in der Peterskirche zu Löwen gemalt hat, und dies rührt, wie Van Even urkundlich dargethan, von Dirk Bouts oder Dirk von Haarlem her. [1]) Auch Waagen hat sich neuerdings für diese Ansicht erklärt, während er früher das Brügger Bild dem Justus von Gent zuschrieb.

Nach belgischen und deutschen Wegweisern soll die Salvatorkirche neben dem erwähnten Marterthum noch eine „Darstellung im Tempel" von Memling besitzen; ich habe das Bild aber niemals auffinden noch erfragen können. Auch das amtliche Kunstverzeichniß erwähnte es nicht. Die Aufseher pflegten statt dessen eine Beschneidung, ein werthvolles Dreiblatt, hervorzuheben, das aber nur der Memling'schen Zeit oder Schule angehört.

Ueber ein Bild in der Frauenkirche zu Brügge, welches „an Memling erinnern" soll, mir aber nicht näher bekannt geworden ist, wird in Nagler's Künstlerlex. VI, 87 berichtet. Vergl. Rathgeber, S. 111. — Sanderus, I, 225, bemerkt, daß Vita Christi et praecipua vitae mysteria per Jannem Hennelinck in jener Kirche zu sehen seien.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts befand sich nach Descamps, Voyage, 1769, p. 281, in der Kapelle der Gerber derselben Kirche einwerthvolles Bild Memling's, das aber nicht mehr in der Stadt zu suchen ist: «Ce sont des sujets différens de la passion de notre Seigneur. Les figures ont environ six pouces de hauteur, on ne peut voir rien de plus précieux pour le fini, la couleur belle et pleine de chaleur.» Dieser Beschreibung nach könnte man an das Turiner

---

[1]) Van Even, Thierri Bouts etc., Bruxelles, 1861; Alphonse Wauters, Etudes et recherches nouvelles etc., Bruxelles, 1863, p. 3. 42. Einige Zeit schrieb man den Namen Stuerbout, und so steht er auch noch in manchen Sammlungen und Katalogen; es beruht dies aber auf einem Mißverständnisse, bezw. auf einer Verwechselung mit einem Dekorationsmaler Hubert Stuerbout zu Löwen. Bouts wurde gegen Anfang des 15. Jahrhunderts in Haarlem geboren, siedelte gegen 1460 nach Löwen über und starb daselbst um 1475. Beffroi II, 233.

Bild „die sieben Leiden der Jungfrau“ denken; doch scheint der Ausdruck passion nicht ganz entsprechend gewählt und vielmehr das jetzt in München befindliche Bild „die sieben Freuden“ gemeint zu sein, von dem später die Rede sein wird.

Auch noch andere Bilder müssen aus Brügge entschwunden sein, wie namentlich ein Christus, mit der Jungfrau und dem heil. Johannes am Fuße des Kreuzes, bei einem Herrn Lebouton, wovon Descamps, La vie des peintres I, 14, erzählt; desgleichen ein Massacre des Innocents. Beffroi, II, 210. Ein Christus am Kreuze soll sich noch um 1786 in der Familie Le Bouton zu Brügge befunden haben; ich vermochte aber nicht zu erfahren, was daraus geworden ist. Dasselbe gilt von einer heil. Familie, welche sich zu Anfang der vierziger Jahre in der Sammlung eines Herrn Steyaert in Brügge befand und „unzweifelhaft von Memling“ gewesen sein soll. Das Bild wurde zu 6000 Frank ausgeboten. Kunstblatt, 1843, S. 143. — Ueber ein angebliches Bildniß von Agnes Adornes von Memling, 1499, s. Pinchart's Archives des Arts etc., Gand, 1860, I, 266.

Rathgeber, Annalen, S. 57. 109, führt eine „Darstellung Mariä im Tempel“ im Besitze des verst. Imbert de Motteleltes zu Brügge auf; ein junger Mann darin werde für Memling gehalten.

Der große Ruhm Memling's und die Nachfrage nach seinen Werken haben natürlich veranlaßt, daß ihm absichtlich oder irrthümlich manche fremde Arbeit beigemessen worden ist. Das Johannesstift selbst besitzt noch ein Bild, welches man geraume Zeit für ein Memling'sches Werk ausgegeben hat: «Le repas du Seigneur chez Simon le lépreux;» allein neuerdings ist dieser Anspruch verständiger Weise ganz aufgegeben worden. Das Verzeichniß der Sammlung bemerkte schon 1859 mit Recht, daß höchstens ein Werk der Schüler Memling's darin gefunden werden könne.

Ein Gemälde der Jakobskirche in Brügge, welches das Leben der heil. Lucia zum Gegenstande hat, gehört ebenfalls nur der Schule Memling's an. Es führt die Jahreszahl 1480 mit der früher erwähnten Inschrift und besteht aus drei Abtheilungen auf einer Tafel.

Unter den Gemälden im Sitzungszimmer des «Hospice de

la Potterie,» eines uralten Süsterhauses, befindet sich eine werthvolle Kreuzabnahme, welche einen Beschreiber der Stadt veranlaßt haben mag, den dort vertretenen Malern auch „den Namen Memling beizugesellen.“ Allein sicherlich kann das Werk nicht für eine Schöpfung unseres Meisters gelten, ebensowenig wie ein Erzengel Michael, welchen Manche und sogar Waagen (Kunstblatt, 1847, S. 186) unter die Werke Memling's aufgenommen und dem „kleinen Bilde ganz die Schönheit des Gefühls von Memling“ zugeschrieben haben. Dr. Meyer, ein bewanderter Kunstfreund Brügge's, wußte mir überhaupt über ein Memling'sches Bild in der Sammlung der Potterie keine Auskunft zu geben.

Dieser Herr besaß selbst zwei Bilder, einen heil. Franziskus und ein Mannsbildniß, welche angeblich als Werke Memling's betrachtet worden sind, die aber der Eigenthümer nicht mehr dafür ausgab. Das Bildniß soll Jan De Gros, in dessen Wohnung König Max gefangen gesessen, vorstellen.

In der schon erwähnten Kapelle der Schwarzen Schwestern sieht man zwei kleine Bildchen, die als ein Doppelblatt vereinigt sind und auf den innern Seiten den alten Bund mit den Gesetztafeln, und den neuen Glauben mit dem Kelch, darstellen Vielleicht hat ursprünglich ein drittes Blatt als Hauptbild dazu gehört. Man hat darin ebenfalls ein Werk Memling's erkennen wollen, ein Meinung, die selbst James Weale früherhin theilte, die aber meines Erachtens ungegründet ist.

Um 1859 hat der Vorstand der Kapelle des heil. Blutes in Brügge ein Bild aus der Sammlung des verstorbenen Goldarbeiters Vermandele zu Gent angekauft, welches als ein Memling'sches Werk ausgeboten worden ist. Es bezieht sich auf die Uebergabe des heil. Bluts und hat vielleicht schon früher der berühmten Brügger Kapelle angehört. Es ist mit 300 Fr. bezahlt worden, muß aber völlig zweifellos auf den Ruhm verzichten, den ihm, nebst einer neuerfundenen Inschrift, der Handelsgeist beigelegt hatte.

Auch außerhalb Brügge's und außerhalb Belgiens finden sich zahlreiche Bilder, für welche der Name Memling's in An-

spruch genommen wird. Die meisten Verzeichnisse sind jedoch ungenau; sie geben bald zu viel, bald zu wenig an. Baron de Keverberg in der Schrift über die heil. Ursula zählt S. 229 fgg. „außer den kleinen“ 33 Werke mit 81 «tableaux» auf; der Niederländer J. Immerzeel, De leven en werken holland. & vlaam. kunstschilders, 1843, II, 214, gibt an, daß der „unzweifelhaft“ für echt gehaltenen Stücke über achtzig seien. Beides ist ungenau. Von einigen der aufgezählten Werke hat die neuere Forschung schon klar nachgewiesen, daß sie nicht unserm Meister, sondern dem Dirk Bouts, Gerhard David und anderen zeitgenösischen Künstlern angehören; auf der andern Seite sind jene Verzeichnisse insofern unvollständig, als auf mehrere, namentlich in Deutschland und England befindliche Bilder keine Rücksicht genommen worden ist. Auch Georg Rathgeber, Annalen, S. 107 fgg., der gegen 100 Bilder aufzählt, bedarf zahlreicher Berichtigungen. Nicht minder P. Hédouin a. a. O. S. 270 fgg.

Um zunächst Belgien zu erledigen, so befinden sich in der Peterskirche zu Löwen zwei Gemälde: das letzte Abendmahl und der Martertod des heil. Erasmus, die gewöhnlich unserm Memling, von Einigen aber auch dem Quentin Metsys oder Rogier Van der Weyden oder Jodocus Van Gent zugeschrieben worden sind. Die Kirchenverwaltung ließ bei der Ausbesserung der Bilder im Jahre 1843 die falsche Bezeichnung: Opus Johannis Hemling gelten; noch zu Ende der fünfziger Jahre war diese Inschrift zu sehen. Einige durch den verdienten Archivisten Van Even aufgefundene Urkunden haben aber ergeben, daß keine der Annahmen richtig war, daß vielmehr Dirk Bouts, die ausgezeichneten Bilder gemalt hat. Das Abendmahlsbild scheint ein Fünfblatt gewesen zu sein. Waagen meint die Flügel wiedergefunden zu haben und zwar, den Propheten Elias und das Passahfest in Berlin, die beiden andern, Abraham und das Mannasammeln, in der Pinakothek zu München. Auch diese Bilder müssen also die Urheberschaft Memling's aufgeben. Dasselbe gilt von den beiden Darstellungen aus der Legende von Kaiser Otto III., die in Nagler's Künstlerlex. und bei Andern aufgeführt sind und sich gegenwärtig im königlichen Museum zu Brüssel,

Nr. 30 und 31, befinden. Sie wurden um 1827 dem Könige Wilhelm I. für 10,000 Gulden verkauft, von diesem der Gemäldesammlung des Prinzen von Oranien, des nachherigen Königs Wilhelm II., überlassen und aus dessen Nachlasse von der Königin Mutter für 9000 Gulden erworben; 1861 kaufte sie die belgische Regierung für 30,000 Fr.

In Löwen befand sich lange Zeit eine werthvolle Privatsammlung von Gemälden, die des Herrn Van den Schrieck, welche ebenfalls zwei Werke von Memling aufzeigte, nämlich zwei zusammengehörige Bildnisse, etwa ⅓ m. hoch. Die Aechtheit war augenfällig; besonders erinnerte mich der Frauenkopf, als ich die Bilder 1858 sah, sofort auf's lebhafteste an die s. g. Sibylle im Johannesstift zu Brügge. Auch sind beide Bilder im Frühjahr 1861 bei der Versteigerung der Sammlung als Memling'sche Werke an einen Herrn Steenhault für 4500 Frank verkauft worden. Dieser scheint sie dem Brüsseler Museum für 4950 Frank überlassen zu haben. Weale bezeichnet sie als die Porträts von Willem Moreel, Bürgermeister von Brügge, und Barbara Van Vlaenderberch, seiner Gattin; die Bilder seien bis zum Einfall der Franzosen im Hospital St. Julien zu Brügge aufbewahrt worden. Die Namen und Wappen der Gatten, jene in verzierter Mönchsschrift mit dem Pinsel gemalt, befinden sich auf der Rückseite der Bilder und zwar je auf der Rückseite des andern Bildes (Beffroi II, 190). Am Wappen der Frau die Inschrift: Arma Domicelle Barbare de Vlaenderberch alias de Herstvelde uxoris Guillermi. Vergl. Catalogue descriptif et hist. du Musée royal de Belgique, Bruxelles, 1869, p. 145.

Reverberg a. a. O. S. 234 gedenkt eines heil. Lukas, «peignant la Vierge,» in der Sammlung eines Herrn Geets zu Löwen; ich weiß aber darüber nichts Näheres; vielleicht ist darunter ein ähnlich bezeichnetes Bild in der spätern Sammlung des Königs von Holland, von der noch die Rede sein wird, zu verstehen.

Das Museum zu Brüssel besitzt außer den vorerwähnten Bildnissen noch ein paar Gemälde, welche ebenfalls für Memling'sche Werke ausgegeben worden sind, darunter ein Dreiblatt mit einer Kreuzabnahme und ein Mannsbildniß, schwarz-

gekleidet, mit schwarzer Sammtmütze, 34 cm. hoch, 25 breit. Das letzte wird noch fortwährend als ein Memling'sches Werk bezeichnet und gehört, wenn nicht ihm selbst, doch jedenfalls der Schule des Meisters an. Es wurde 1856 auf der Steyaert'schen Versteigerung in Brügge für 1495 Frank erworben. S. Catalogue etc. p. 146.

Die Kreuzabnahme kann sicher nicht dem Memling zugeschrieben werden. Sie erinnerte mich etwas an Dirk Bouts; allein mit solcher Zuversicht wie Waagen möchte ich sie auch diesem Meister nicht beimessen; sie sticht von dessen sonstigen Werken sehr ab. Der Katalog von 1869, S. 180, reiht das Bild „der Schule Van der Weyden's“ an. Es ist 98 cm. hoch, 188 br. und wurde 1844 von einem Herrn Lucq für 4000 Frank erworben.

Ein anderes werthvolles Bild des Brüsseler Museums, Nr. 46 des Katalogs, Prédication d'un évêque, wurde früher ebenfalls dem Memling zugeschrieben; Waagen hatte es für eine Jugendarbeit des Meisters erklärt. Es hat aber schon dem Gegegenstande nach mit den übrigen Werken des Künstlers Nichts gemein, und auch sonst habe ich kaum einen Anklang an den Meister des Ursulaschreins entdecken können. Auf einer Art Kanzel im Freien steht ein Bischof und richtet das Wort an einige geistliche und weltliche Zuhörer. Im Vordergrunde sieht man drei Bischöfe, während zwei andere theilweise von einem Hügel verdeckt sind. Rechts vom Redner steht eine Frau mit einem langen schwarzen Schleier, links ein Mann mit dem Zeichen des goldnen Vließes. Den Hintergrund bildet Landschaft. Das Ganze macht den Eindruck, als wenn es sich um einen bestimmten geschichtlichen Vorgang handele; doch wird Näheres schwerlich zu ermitteln sein. — Das Bild ist 23 cm. hoch, 43 breit, und wurde 1844 für 275 Frank zu Brügge in der Versteigerung eines Herrn Van Huerne angekauft.

Waagen führte früher — Kunstblatt 1847, S. 186 — einen heil. Christoph in der Sammlung des Herzogs von Arenberg zu Brüssel „mit Bestimmtheit“ als ein Memling'sches Werk auf. W. Burger, (T. Thoré) Galerie d'Arenberg, 1859, p. 116, dagegen sagt, daß er «incontestablement» dem Joachim D. Patenier angehöre. Ich kenne das Bild nicht.

Descamps, Voyage etc., Paris, 1769, p. 81, erwähnt eines Bildes von Memling in einer Kapelle der Kirche der Nonnen von der heil. Elisabeth oder von Sion in Brüssel, nämlich einer heil. Familie, mit zwei Flügeln, auf denen St. Barbara und St. Katharina dargestellt waren — d'un fini précieux; ich habe aber nicht ermitteln können, wo sich das Werk jetzt befindet.

Ueber zwei 1785 in Brüssel zu Verkauf gekommene Bilder, angeblich von Memling, eine heilige Familie und eine Madonna von Heiligen umgeben, s. Crowe and Cavalcaselle, The early flemish painters etc., II. edit., London, 1872, p. 299 und das daselbst angeführte Journal des beaux-arts, 1860, p. 162.

Das städtische Museum zu Antwerpen besitzt eine schöne Sammlung altdeutscher und altflanderischer Gemälde, welche der im Sommer 1840 verstorbene ehemalige Bürgermeister Florentin Van Ertborn der Anstalt vermacht hat. Es befinden sich darunter nach Waagen auch Werke Memling's: ein betender Kanoniker — un vieillard chanoine régulier de St. Norbert — 39 cm. hoch, 23 breit, und ein Bildniß eines Mitglieds der alten Familie de Croy, 49 cm. hoch und 31 breit. Sie tragen die Nummern 253 und 254 des Katalogs von 1874, sind aber von Crowe und Cavalcaselle, S. 298, angefochten und der Schule R. v. d. Weyden's, wenn auch nicht recht überzeugend, zugewiesen worden. Eine 1833 in Deutschland gekaufte, angeblich aus dem Kloster Lichtenthal bei Baden stammende Verkündigung (Nr. 396) wird neuerdings ziemlich allgemein dem Rogier Van der Weyden zugetheilt, während die Nachrichten über jenes Kloster „einiger guten Bilder von Schülern Martin Schön's" gedenken, die sich früher auf dem Chor der Kirche befunden hätten. Das Bildchen ist nur 20 cm. hoch, 12 breit. Andererseits hat Weale, Hans Memlinc, zijn leven etc. bl. 60, ein «conterfeitsel» oder Portrait, das im Katalog (Nr. 5) dem Antonello von Messina zugeschrieben ist, mit großer Zuversicht für unsern Meister in Anspruch genommen; die Landschaft des Hintergrundes gleiche ganz der eines Memling'schen Bildes zu Chiswick, von dem später die

Rede sein wird. Das fragliche Bildniß ist nach dem Katalog 20 cm. hoch, 21 breit, und wird, wie folgt, beschrieben: Le personnage a le teint méridional, le regard fin, le nez long et effilé, les lèvres minces, le menton proéminant, les cheveux noirs, longs . . . Il est coiffé d'un bonnet noir... il tient en main une médaille . . . Fond paysage; un étang où nagent des cygnes; un homme à cheval; ciel pur, mais foncé en verdâtre. — Van Ertborn soll das Bild von einem Baron Vivant Denon in Paris erworben haben. — Von dem Bildnisse aus der Familie de Croy sagt der Katalog von 1874: Ce tableau provient d'un château du pays de Namur . . . L'angle supérieur droit du panneau port le chiffre suivant: Besonderes Gewicht wurde lange Zeit auf ein zweitafeliges, auf allen vier Seiten bemaltes, die Jungfrau mit dem Kinde 2c. darstellendes Bild gelegt, das die Jahreszahl 1499 und mehrere Inschriften trägt. Man ersieht aber aus der ganzen Behandlung, daß Memling der Urheber nicht sein kann. Zudem findet sich an einem Balkenende das Zeichen worin der Abbé Carton die Anfangsbuchstaben des Brügger Malers Corneille Herrebout, zu Ende des 15. Jahrhunderts, erkennen wollte. Andere dachten an Andere, z. B. an Christophsen; so auch Passavant, der das Bild wiederholt besprochen. Kunstblatt, 1843, S. 257. Am meisten spricht die Ansicht Harzen's, a. a. O. S. 19 an, der in dem Zeichen C ein undeutliches G findet und den mehrerwähnten Meister Gerhard Horebout für den Maler des Bildes hält, dessen miniatürenartige Feinheit allerdings zu Harzen's Annahme stimmt. Den Namen Memling's an dem Gemälderahmen hat man neuerdings gelöscht; die neuere Ausgabe Kugler's, II, 397, behält ihn mit Unrecht noch bei. Freilich führt auch der Katalog von 1874 das Bild noch unter Memling's Namen auf.

Auch Gent soll mehrere Arbeiten Memling's aufzuweisen gehabt haben, z. B. eine „Vorstellung der Jungfrau im Tempel" in der Privatsammlung von De Potter-Soenens; ich habe aber nicht erfahren können, wo sich dieselben jetzt befinden mögen. Ein Sammler und Händler, Benoni Verhelst in Gent, wollte ebenfalls ein „Memling'sches Bild" besitzen; Waagen soll

die Echtheit öffentlich bestritten haben; der Mann war darüber so empört, daß er mich als „deutschen Compatrioten“ des Kunstkenners, Nichts sehen ließ und fast aus dem Hause gewiesen hätte. Ich schließe daraus, daß die Annahme Waagen's richtig ist. — Ueber eine Kreuzabnahme s. De Keverberg a. a. O. p. 164; Näheres weiß ich nicht. — E. Förster führt ein Bild an, das die Erstürmung Jerusalems durch die Römer darstellt, 1824 im Besitze De Bast's, 1864 im Besitze eines Herrn Van Ruyk war, und für ein Werk Memling's gehalten worden sei, während er selbst es für ein Zubehör eines Gemäldes von Gerhard Van der Meire erklärt. S. Reise durch Belgien nach Paris, Leipzig, 1865, S. 65.

Die übrigen Niederlande scheinen Wenig oder Nichts von Memling zu besitzen. C. H. Balkema, Biographie des peintres flamands, etc., 1844, p. 132, hielt eine Kreuzabnahme im Museum zu Haag für ein Werk Memling's; neuerdings aber wird sie allgemein dem Rogier Van der Weyden zugeschrieben.

Sehr bemerkenswerth war früher die Gemäldesammlung Wilhelm's II.; dieselbe ist aber nach dem Tode des Königs öffentlich verkauft und in alle Winde zerstreut worden; die Memling'schen Bilder kamen nach Frankfurt, Paris 2c. Besonders gerühmt werden die Darstellungen aus dem Leben des heil. Bertin aus der Abteikirche St. Martin zu St. Omer stammend. Der Brüsseler Kunstsammler C. J. Nieuwenhuys, durch den die Gemälde des Königs großen Theils zusammengebracht waren, und von welchem 1843 eine Description de la galerie des tableaux de S. M. le Roi des Pays-Bas veröffentlicht wurde, sowie der beschreibende Verkaufskatalog von 1850, Amsterdam bei W. Willems, Nr. 6 und 7, führten jene Bilder an der Spitze der „Memling'schen“ Schöpfungen auf. Und so erfolgte auch am 12. August 1850 das öffentliche Ausgebot. Allein schon Passavant bezweifelte die Urheberschaft Memling's, wie er mit Bleifeder in dem noch in der Städel'schen Instituts-Bibliothek zu Frankfurt befindlichen Kataloge bemerkte, während er in seiner Kunstreise, 1833, S. 387 fg., die Bilder als Memling'sche Werke betrachtete. Eben so bestritt Laborde die Annahme des Herrn Nieuwenhuys, während

Wauters auf Dirk Bouts hingewiesen hat. Crowe und Cavalcaselle, p. 296, meinen, daß nach Zeichnung und Farbe eine eigene Arbeit Memling's nicht anzunehmen sei; der Meister möge die Ausführung seinen Gesellen überlassen haben oder von diesen unterstützt worden sein. Die Bilder wurden dem Makler Roos in Amsterdam für 23,000 Gulden zugeschlagen und sollen in den Besitz des Prinzen Friedrich der Niederlande gekommen sein. Zugehörige Stücke sollen sich in der Sammlung Baucousin in Paris befinden; Höhe 52 Cm., Breite 132.

Auch die übrigen von Nieuwenhuys aufgezählten Bilder rühren nicht alle zweifellos von Memling her. Ich will sie nach dem Verzeichnisse, S. 21 bis 55, beziehungsweise nach dem Verkaufskataloge, Nr. 8 fgg., kurz aufführen; von einigen, die ich genauer kennen gelernt habe, wird noch besonders die Rede sein.

1) Johannes der Täufer, 37 cm. hoch, 15 breit; im Hintergrunde Vorgänge aus seinem Leben. Das Bild soll früher zur Sammlung Lucian Bonaparte's gehört haben.

2) Maria Magdalena, Seitenstück zum vorigen, von gleicher Größe. Beide wurden dem verstorbenen Makler Brondgeest in Amsterdam für 4900 Gulden zugeschlagen und kamen für 11,728 Fr. an den Baron De Fagel und von diesem in die Sammlung des Louvre. Der Katalog Villot's von 1873 gibt die Höhe zu 48, die Breite zu 12 cm. an.

3) Der heil. Stephan und

4) Der heil. Christoph, ebenfalls von gleicher Größe. Sie haben wahrscheinlich ein Ganzes gebildet. Zum Christoph wird von Nieuwenhuys hervorgehoben, daß das Bild an den heil. Christoph in Baiern erinnere, welcher „1810 dem Baron Snoy in Mecheln gehört habe."

5) Ruhe in Aegypten, 47 cm. hoch, 26 breit; Joseph pflückt Früchte — cueillant des fruits; près de lui son âne et une vache; sur un rocher élevé se trouvent plusieurs animaux exotiques — „aus der Sammlung des Herrn Aders in London" stammend; zugeschlagen für 2600 Gulden an Herrn „Héris in Brüssel;" jetzt im Eigenthum des

Herrn von Rothschild in Paris. Crowe und Cavalcaselle, p. 288.

Ein ähnliches Bild, „in der Weise Memling's", 1' 6" hoch, findet sich in der Pinakothek zu München. Der englische Katalog des Professors Marggraff sagt: St. Joseph near a steep rock beats down nuts from a tree with his staff.

6) Bildniß einer jungen Dame, 51 cm. hoch, 39 breit, mit der Inschrift: Obiit ano. Dni. 1479, aus der Kirche St. Donat in Brügge stammend. Geboten 450 Gulden von Herrn Brondgeest in Amsterdam. Vergl. Passavant, 1833, S. 391.

7) St. Lukas, die heilige Jungfrau darstellend, (Nr. 14), 97 cm. hoch, 51 breit. Sur le premier plan près de la porte ... est St. Luc occupé à dessiner le portrait de la vierge, dont l'image se trouve déjà tracée au crayon sur la feuille de papier qu'il tient à la main ... Dans le fond une rivière, et sur le rivage une maison en briques; l'horizon est montagneux. Das Bild soll aus einem der 1813 verwüsteten spanischen Klöster stammen. Verkauft für 850 Gulden an einen Herrn Bruni aus Rußland.

Der Verkaufskatalog führt sodann

8) unter Nr. 15 noch einen Autel portatif mit Flügeln auf, dessen Mittelbild, 68 cm. hoch, 43 breit, die Anbetung der Könige darstellt — «pièce précieuse.» Von Crowe und Cav. S. 316 als a mixed copy of Van der Weyden and Memling by one of the followers bezeichnet. Die Außenseiten der Flügel zeigen grau in Grau den heil. Antonius und den heil. Christoph. Verkauft für 6450 Gulden an den Makler Roos in Amsterdam. Ferner:

9) unter Nr. 16, St. Lukas, «occupé à écrire sur un carnet,» 49 cm. hoch, 35 breit.

Die Bilder Nr. 3, 4, 6, 9 wurden beim ersten Ausgebot nicht zugeschlagen und mit mehreren anderen Gemälden am 9. September 1851, unter Nr. 3, 4, 5, 6 des neuen Katalogs, nochmals

zur Versteigerung gebracht, ohne daß man jedoch höhere Gebote erzielte. Nr. 3 und 4 kamen für 3800 Gulden an den mehrerwähnten Brondgeest, der bei der ersten Versteigerung 4750 Gulden geboten hatte. Nr. 9 erhielt derselbe für 195 Gulden, während er früher 550 geboten, und Nr. 6 kam für 530 Gulden an den Kunsthändler Weimar im Haag.

Außerdem werden unter Nr. 17—20 des ersten Katalogs noch folgende Bilder als «attribués à Memling» aufgeführt:

a) Bildniß eines Mannes vor einem offenen Fenster, (Nr. 20), 39 cm. hoch, 30 breit; es befindet sich jetzt im Städel'schen Institut zu Frankfurt; zugeschlagen für 300 Gulden. Vergl. Passavant, 1833, S. 391.

b) Die Geburt des heil. Johannes des Täufers, (Nr. 18) 77 cm. hoch, 47 breit, 1816 aus Spanien nach England gekommen.

c) Die Taufe Christi (Nr. 19), von gleicher Größe, und endlich:

d) „Der Reisealtar Karl's des V.," «l'autel portatif de Charles Quint,» 70 cm. hoch, 42 breit, (Nr. 17), aus drei Blättern bestehend. Dies Werk ist jetzt im Berliner Museum und stellt nach Waagen I, 106 die Geburt Christi, den todten, von der Mutter beweinten Christus, und den auferstandenen, der Mutter erscheinenden Christus dar; „gemalte Einfassungen enthalten grau in Grau, wie an gothischen Portalen, noch viele Vorstellungen aus dem Leben der Maria und der Passion."

Ferner kam ein Bild, das der „Schule" Memling's zugeschrieben war (Nr. 21 des Katalogs) zum Verkauf, nämlich ein heil. Christoph, «revêtu d'un manteau écarlate et portant l'enfant Jésus sur ses épaules .. Un religieux, tenant une lanterne à la main, dirige ses pas vers l'avant-plan. Dans le lointain on découvre des habitations, un moulin à eau» etc. Höhe 42 cm., Breite 22. Vom Kaufmann Ruhl in Köln für 200 Gulden erstanden. — Eine Abbildung findet sich im Beffroi I, 321, wo Gerhard David als Urheber angenommen wird.

Ueber den sog. Reisealtar ist viel geschrieben worden.

Antonio Conca gedenkt in seinem Wegweiser — Descrizione odeporica della Spagna, Parma, 1793, I, 27—33 — mehrerer Bilder in der Certosa (Catura) oder Karthause von Miraflores bei Burgos, die von flanderischen Meistern herrührten. Namentlich hebt er, unter Hinweisung auf die Briefe des Abate Ponz an einen Freund, von denen schon oben die Rede war, fünf Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers hervor. Es seien im Kloster Urkunden vorhanden, nach welchen das Bild „Die Taufe" vom Meister Giovanni Fiammingo (Juan Flamenco) 1496 begonnen und 1499 beendet worden sei und 26,736 Maravedis — Ponz sagt 26,735 — gekostet habe. Ferner werde dort ein kleiner Altar — un piccolo altare — von schöner und feiner Arbeit bewahrt, den Papst Martin V. dem Könige Johann II. geschenkt und welchen dieser als „Privat-Oratorium" benutzt habe. Nach einem Buche, »libro del Becerro del Monistero,» habe König Johann das Bild 1445 dem Kloster gegeben: anno 1445 donavit praedictus Rex pretiosissimum et devotum oratorium, tres historias habens: Nativitatem scilicet Jesu Christi, Descensionem ipsius de cruce, quae alias Quinta Angustia nuncupatur, et Apparitionem ejusdem ad matrem post resurrectionem. Hoc oratorium a magistro Rogel, magno et famoso flandresco fuit depictum.

Es liegt nahe, unter diesem Rogel aus Flandern den Rogier Van der Weyden († 1464) zu verstehen, sowie es verführerisch war, unter dem Juan Flamenco unsern Hans Memling zu suchen, und an die oben erwähnte „Taufe Christi" zu denken. — Einen weiteren Anhalt hat man in einer Bemerkung Albrecht Dürer's, der 1520 und 1521 die Niederlande besuchte und ein höchst genaues, 1828 von Campe in Nürnberg herausgegebenes Tagebuch führte, zu finden geglaubt. Von seinem Aufenthalt in Brügge erzählt Dürer (S. 121) unter Anderem Folgendes: „Darnach führten sie mich ins Kaiserhauß, das ist groß und küstlich. Do sahe ich Rudigers gemahlt Cappeln und gemähl von ein grossen alten Meister, do gab ich dem Knecht 1 Stüber, der aufspert" 2c.

Daß auch hier von einem Altarbild Rogier's die Rede ist, kann nicht wohl verkannt werden. Ob aber gerade an jenes „Altärchen“ der Karthause zu denken ist, bleibt doch unsicher genug, während auch ohne Dürer's Angabe die Urheberschaft Rogier's in Betreff jenes Altarbildes nicht wohl zu bezweifeln steht. Nieuwenhuys (S. 37 fgg.) denkt sich die Lücken der Beweisführung folgendermaßen ausgefüllt; denn Quellen gibt er dafür überall nicht an. Er meint, das Bild der Karthause sei von Karl V. an sich genommen worden, und habe alle Feldzüge des Kaisers mitgemacht. Gar oft sei der Herrscher in seinem Zelt vor diesem Altar in Gebet versunken gewesen, „bevor er die Schlacht begonnen.“ In Brügge habe sich derselbe auf der Reise zur Kaiserkrönung befunden. Nach dem Tode Karl's sei das Bild zurückgegeben worden; il orna de nouveau le monastère la Certosa de Miraflores. Andere haben das wiederholt und bezw. noch erweitert. Man sieht aber, wie gewagt das Alles ist.

Während der Zerstörungen in den Napoleonischen Kriegen gerieth die Karthause von Miraflores in Brand und das Werk Rogier's in die Hände des Generals Armagnac. Von dessen Familie oder von Mittelspersonen kaufte es Nieuwenhuys und durch diesen kam es in den Besitz des Königs Wilhelm II. von Holland. Bei der Versteigerung 1850 erwarb es durch Vermittlung eines Herrn Weber in Bonn das Berliner Museum, zu dessen werthvollsten Schätzen es unter Nr. 534 A gehört. Passavant — Die christliche Kunst in Spanien, 1853 S. 123 Anm. — meint, „das Original“ sei verschollen und das Berliner Bild sei „nur eine gute alte Kopie, wahrscheinlich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts;“ jedoch ohne genügende Begründung. Vergl. Waagen, Deutsch. Kunstblatt, 1854, S. 57. Als Waagen auf seinen Kunstreisen das Werk zuerst kennen lernte, schrieb er es dem Hans Memling zu (s. Kunstwerke und Künstler in England, Berlin 1837. 1838, II, 233 fgg.); später hielt er mit Recht Rogier Van der Weyden für den Schöpfer und erklärte die Bezeichnung „Reisealtärchen Karl's V.“ für irrig, indem er den „echten,“ „wahren Reisealtar“ des Kaisers mit Passavant in Madrid vermuthete. Es wird davon noch später die Rede sein.

Nach einer Notice des prix des tableaux etc. formant la galerie de feu Sa Majesté Guillaume II, La Haye, 1850, betrug der Versteigerungspreis für das obige Werk 6000 Gulden. — Von einem früheren Besitzer wurde es in London für 75,000 Frank ausgeboten. — Derselbe Mittelsmann Weber erstand auch die beiden Bilder b und c und zwar für 4000 Gulden, wie es scheint, ebenfalls für Berlin. Sie bilden dort mit der Enthauptung des Johannes, die 1850 vom Kunsthändler Turner in London erworben wurde, ein Ganzes (Nr. 534 B.) und werden neuerdings ebenfalls dem Rogier Van der Weyden zugetheilt. Früher meinte Waagen — im Deutschen Kunstblatt, 1851, S. 245; vergl. Jahr 1854, S. 58 und Handbuch I, 106 — die Enthauptung sei unter der Aufsicht Rogier's von Memling ausgeführt worden. Passavant a. a. O. S. 129, hält sich einfach an den Namen «Juan Flamenco» für alle drei Darstellungen.

Ein anderes Bild des Königs von Holland, ein heil. Lukas, befindet sich jetzt, wie es scheint, in der kaiserlichen Gemäldesammlung zu St. Petersburg. Waagen in seinem Buche: Die Gemäldesammlung in der kaiserlichen Eremitage ꝛc., München, 1864, S. 117, beschreibt es wie folgt: „Der heil. Lukas hält eine Tafel in der Hand, worauf er Maria mit dem Kinde in Umrissen gezeichnet hat. Der Hintergrund sind Gebäude mit einer weiten landschaftlichen Aussicht. (Haag.)“ Er hält das Bild für eine „gleichzeitige Kopie nach einem in der Pinakothek zu München befindlichen Bilde von Rogier Van der Weyden;“ eine weitere Kopie habe sich 1860 im Besitze des Bildhauers Hans Gasser in Wien befunden. Der Katalog der Eremitage von 1870, S. 6, führt das Bild noch unter Memling's Namen auf, bemerkt aber: Il parait être la réproduction d'un tableau de Roger Van der Weyden conservé dans la Pinacotheque, und gibt die Größe zu 96 cm. Höhe und 53 Br. an. — Auch in Madrid ist ein Bild: St. Lukas, die heil. Jungfrau mit dem Kinde darstellend, welches dort dem Hans Memling zugeschrieben wird. Und bei der zweiten Versteigerung im Haag, 9. September 1851, wurde noch ein weiterer St. Lukas, «peignant le portrait de

la Vierge,» 110 cm. hoch, 87 breit, Nr. 7 des neuen Katalogs, ausgeboten, jedoch nur als ein Werk „im Stil Memling's" bezeichnet. Es kam für 105 Gulden an den mehrerwähnten Makler Brondgeest in Amsterdam. Dieser Herr hatte, wie mir Professor De Vries in Leiden, dessen freundlicher Vermittlung ich die Nachrichten über die zweite Versteigerung verdanke, mittheilte, im Auftrage des Kaisers von Rußland gehandelt, so daß wahrscheinlich alle oder doch die meisten der von ihm erstandenen Bilder nach St. Petersburg gekommen sind. Genaueres habe ich trotz aller Mühe nicht ermitteln können. Die kleinen Bilder 3 und 4 müssen, nach den Pariser Seitenstücken zu urtheilen, wahre Schätze sein. — Die Nachrichten in Betreff der ersten Versteigerung verschaffte mir die Güte der Herren Advokat W. Jacobson im Haag und Professor De Vries in Leiden.

Nächst Belgien besitzt Deutschland die zahlreichsten und besten Werke von Memling; darunter in Danzig und Lübeck die beiden größesten Schöpfungen, welche dem Meister überhaupt zugeschrieben werden.

Das Danziger Bild ist ein Dreiblatt, 219½ cm. hoch, 160 breit; die Flügelbilder sind im Lichten ein wenig höher und 72 cm.[1]) breit. Das Werk, mehr als 200 Figuren enthaltend, hat mancherlei Schicksale erlebt.

In den Jahren 1469 bis 1473 hatte die deutsche Hansa, wie gar oftmals, blutigen Streit zur See. In den englischen Parteikämpfen sah sich Eduard IV. im Jahr 1468 veranlaßt, die deutschen Kaufleute des Stahlhofs in London plötzlich einzukerkern und ihr Eigenthum einzuziehen. Der Städtetag zu Lübeck, 1469, antwortete zunächst mit Einfuhrverboten; Danzig aber betrachtete den Vorgang als Kriegsfall, behielt sich Gewaltmaßregeln vor und

[1]) Crowe und Cavalcaselle haben (S. 265) folgende Maße: »centre m. 1. 74 h. by 1. 24, wings 1. 74 h. by 0,62« — was nicht richtig sein kann. Nach rheinischem Maß wird die Höhe zu 7′ 1″, die Breite des Mittelbildes zu 5′ 1¼″, die der Flügel zu 2′ 3½″ angegeben; alles innerhalb der Rahmen.

gab Kaperbriefe aus. Einen hervorragenden Antheil an den nun erfolgenden Kämpfen nahm ein kühner Danziger Schiffer Paul Beneke. Von den deutschen Kaufleuten in Brügge unterstützt, eröffnete er am Neujahrstage 1470 den Kampf, nahm mit Marten Bardewigk ein großes englisches Kauffahrteischiff, wandelte es in ein Kriegsschiff um, eroberte 1471 ein Fahrzeug, auf welchem sich der Mayor von London befand, und ward später Befehlshaber des großen „Krawels" Peter von Danzig. Unter verschiedenen Wechselfällen wurde endlich gegen Engländer und Franzosen ein vortheilhafter Friede von den Hanseaten erstritten. — Ein besonderer Vorgang war folgender. Am 10. April 1473 erfuhr Beneke, daß zwei Schiffe mit werthvollen Gütern, welche Florentiner Kaufleuten in Brügge angehörten, aus dem niederländischen Hafen Sluys nach England abgehen würden. Das Hauptschiff „St. Thomas," ursprünglich ein englisches Fahrzeug, war von Thomas Portinari mit anderen Kaufleuten aus Florenz für eine Reise nach London gedungen und auf seinen Namen amtlich eingetragen worden. Es fuhr unter burgundischer Flagge; die Ladung bestand in Tuchen, Leinen, Pelzwerk u. dergl., theils nach London, theils nach Florenz und Pisa bestimmt, und soll einen Werth von 60,000 Pfund vlamische Grote gehabt haben. Das kleinere Geleitschiff hatte eine ähnliche Ladung. — Paul Beneke, der „harte Seevogel" wie ihn die Lübecker Chronik nennt, ließ die beiden Fahrzeuge, die natürlich Waffen führten, ruhig absegeln, griff sie auf feindlichem Gebiet an, jagte das eine Schiff in die Flucht und nahm nach blutigem Kampfe das andere, eine unter dem Befehle des Franzosen François Mathey stehende »galeide,« und brachte es als gute Beute davon. Der Vorsicht halber lief man in die Elbe ein und löschte bei Stade. Die Rechtmäßigkeit der Wegnahme wurde stark angefochten; Karl der Kühne wüthete, die Kaufleute klagten, Lorenzo von Medici und Andere, welche an der Ladung betheiligt waren, wandten sich an den Papst, und dieser ließ sich auch wirklich bewegen, gegen den „Piraten" Beneke, seinen „geliebten Sohn," dilectum filium, den Bann auszusprechen. Allein die Danziger Handelsherren, welche das Schiff erworben und ausgerüstet hatten, kehrten sich nicht daran; sie theilten die Beute unter sich und die

Mannschaft, und schenkten ein werthvolles Bild, das sich darunter befand, dem Altar der St. Georgs-Brüderschaft in der Marienkirche, deren Mitglieder sie waren. (S. Theodor Hirsch und F. A. Vossberg, Caspar Weinreichs Danziger Chronik, herausgegeben und erläutert, Berlin, 1855; insbesondere S. X, S. 5 ff., S. 13, 14, 92—102, 117, 118, 120). Dies Bild ist das berühmte Jüngste Gericht, das später in die Dorotheenkapelle versetzt ward und unter den staunenswerthen Reichthümern der Kirche an Kunst- und Alterthumsschätzen, ja unten den zahlreichen Sehenswürdigkeiten der alten Hansastadt überhaupt, den ersten Platz einnimmt.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, der Kirche das herrliche Kunstwerk zu entführen. Kaiser Rudolph II. und ein Kurfürst von Sachsen sollen vergebens bedeutende Summen dafür geboten haben. Auch Peter der Große, welcher am 9. März 1716 das Bild betrachtete, ließ wegen des Erwerbs unterhandeln, jedoch ebenfalls vergebens. Weniger Umstände machte Napoleon. Ende Juli 1807 verlangte Denon, Direktor des Napoleonischen Museums, das Bild für die kaiserliche Sammlung und wenige Tage darauf wanderte es nach Paris. Blücher aber holte es mit dem Siegeswagen des Brandenburger Thors nach Berlin zurück.

Doch nun drohte eine andere Gefahr. Wo hätte das unschätzbare Kunstwerk einen bessern Platz finden können, als in dem neu zu gründenden Museum zu Berlin?! Man ließ es an Bemühungen und Anerbietungen nicht fehlen: 20,000 Thaler baar, ein werthvolles Abbild der Sixtinischen Madonna für die Marienkirche, und drei immerwährende Freistellen für Danziger Kunstjünger wurden zugesichert; doch vergebens. Alle Einwirkungen auf einflußreiche Persönlichkeiten in Danzig blieben ebenfalls erfolglos. Auch der König wollte den angeregten Machtspruch nicht thun, sondern befahl am 16. December 1816 die Rückgabe des Bildes, welche am 17. Januar 1817 mit einem besondern Gottesdienste gefeiert wurde. In dankbarer Anerkennung des königlichen Ausspruchs ließ man unter das Bild die Verse setzen:

Als das ew'ge Gericht des Kleinods Räuber ergriffen,
Gab der gerechte Monarch uns das Erkämpfte zurück.

Zuvor war das Gemälde, welches vielfach gelitten hatte, einer Ausbesserung durch den Professor Bock in Berlin unterworfen worden. Allein dessen Arbeit hatte das Uebel nicht beseitigt; nicht einmal die Verunglimpfungen durch den Danziger Maler Jul. Christoph Krey, dem 1718 die Herstellung aufgetragen worden war, schienen entfernt. So wurde 1851 eine nochmalige gründliche Ausbesserung durch den Professor Xeller und den Maler Stübbe von Berlin vorgenommen und 1855 das Bild wiederholt mit einem leichten Firnißüberzuge versehen. Bei den Herstellungsarbeiten ergab sich, daß der Kopf des Begnadigten in der rechten Wagschale auf eine in das Holz eingelassene Silberplatte gemalt, bezw. ersetzt worden war.

Wunderbar ist die Frische und Klarheit, die Lebendigkeit und Feinheit, womit das Werk nach vier Jahrhunderten dasteht. Die ganze Innigkeit und Hingebung, die Fülle des unsäglichsten Fleißes, welche die Schöpfungen Memling's und seiner Zeitgenossen im Ganzen sowohl als in den Einzelnheiten auszeichnen, tritt uns mit fesselndem Reiz entgegen. Mögen sich die Kunstrichter darüber streiten, ob das jüngste Gericht überhaupt ein Gegenstand wahrer künstlerischer Darstellung sein könne, die Meister aller Zeiten, von den Kölnern bis zu Cornelius, haben ihre vollste Kraft dem Gegenstande gewidmet, und das Danziger Bild nimmt unter den Erzeugnissen dieser Art nach Auffassung und Ausführung einen hervorragenden Platz ein. An Wahrheit und Adel, an Mannigfaltigkeit und doch zugleich an weiser Mäßigung, namentlich auf der höllischen Seite, die so leicht in's Fratzenhaftlächerliche übergeht, hat es der Schöpfer desselben den Meisten zuvorgethan, ohne darum das Teuflische, die Bosheit und Schadenfreude, fehlen zu lassen.

Die Anordnung der Darstellung ist die gewöhnliche: rechts vom Weltenrichter, der, auf einem Regenbogen sitzend, mit den Aposteln zur Seite, oben im Mittelbilde thront, wandeln die Gerechten zur Himmelspforte, wo sie Petrus, eine vorzugsweise herrliche Gestalt, empfängt; links, also auf der rechten Seite vom Beschauer aus, sieht man die Verdammten mit allen Zeichen und in allen Abstufungen der Furcht, des Jammers, der Angst,

der Qual, der Verzweiflung und Vernichtung. Kein Stand und kein Geschlecht, keine Völkerrassen und keine Religion schließen vom Weltgericht aus: Juden und Neger, Priester und Mönche sind vertreten, und gerade diese letzteren werden von den Teufeln mit besonderem Eifer behandelt. Auch unter den Seligen findet sich ein Neger. Nirgends aber sieht man Kinder; der Künstler scheint die Kindlein, denen ja immer „das Himmelreich" gehört, dem Weltgericht zu entziehen. —

Von besonderer Schönheit sind einige Köpfe der Engel und der Seligen. Das saftige Grün und der Blumenschmuck auf dem Pfade der Gerechten ist entzückend. Marienblümchen, Veilchen, Mohnblüten ꝛc. zeigen eine Frische und einen Farbenschmelz, die von dem Geschick, wie von dem liebevollsten Fleiß des Künstlers das reizendste Zeugniß ablegen. Köstlich ist auch der Bau- und Bildnereischmuck der Himmelspforte, mit zahlreichen Engelsköpfchen und Standbildchen im gothischen Stil. Und „wirksamer", wie Hotho sagt, „ist der Goldgrund nie angewendet und aufgespart," als auf dem oberen Theile des Bildes.

Die Außenseiten der Flügel zeigen grau in Grau Maria mit dem Kinde, das einen Vogel in der Hand hält, und den Erzengel Michael; daneben den Stifter und die Stifterin des Bildes im Gebet, mit ihren Wappen zur Seite. Das Wappen des Mannes ist ein rechtsgewendeter aufrechtstehender schwarzer Löwe in goldenem Felde, „von einem weißen Balken schräg durchschnitten;" das Wappen der Frau ein linksgewendeter aufrechtstehender goldener Löwe in rothem Felde, „von einem blauschwarzen Balken schräg durchschnitten, auf dem sich drei goldene Zangen befinden."

Ueberhaupt sind alle Beurtheiler des Werks in der ungemeinen Hochstellung desselben von jeher einig gewesen. Selbst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts beschaueten es die Fremden wie „ein Mirakulum."

Desto abweichender aber waren die Meinungen hinsichtlich des Urhebers [1]). In einem Kirchenregister aus dem Jahre 1616

[1]) Eine Aufführung der Schriften über das Bild findet sich in der Broschüre: „Das jüngste Gericht in der St. Marien-Oberpfarrkirche zu

von Bötcher wird erwähnt, daß das Gemälde „Anno 1367 in Brabant von Johann und Joris von Eichen [2]) gemalt worden" sei. Auch später haben viele Kunstkenner die Gebrüder Van Eyck für die Schöpfer des Bildes gehalten. Einen besonderen Eifer entfaltete in dieser Beziehung Johanna Schopenhauer, die für den Schatz ihrer Vaterstadt schwärmte. Selbst Waagen nahm die Urheberschaft der Brüder Hubert und Jan Van Eyck längere Zeit an. Kugler, 1847, II, 139 führte das Bild nach dem Vorgange von Pariser Sachkennern hypothetisch als eine Arbeit des Albert Van Ouwater auf; Hofrath Hirt sprach sich für Hugo Van der Goes aus, zu welcher Ansicht auch James Weale (Le Beffroi II, 228) neigt; Ernst Förster ist für Rogier Van der Weyden; von Ledebur erklärte sich in einer 1859 zu Berlin erschienenen Schrift wieder für die Gebrüder Van Eyck, insbesondere für Hubert (S. 24). Die meisten Stimmen aber haben sich jetzt wohl auf Hans Memling vereinigt. Der Erste, welcher diese Ansicht aussprach und sie beharrlich vertreten hat, war Professor Hotho in Berlin. Er hielt einen besondern Vortrag über das Bild und veröffentlichte dann seine Ansicht in der „Geschichte der deutschen und niederländischen Malerei," 1843, II, 122 fgg. Ihm folgten J. D. Passavant, Keller und Andere. Neuerdings hat sich auch Waagen, Handb. I, 117, zu dieser Meinung bekannt und das Werk in das Jahr 1467 gesetzt. „Jedenfalls," sagt er, „spricht die zu große Länge und Magerkeit der nackten, übrigens mit bewunderungs-

---

Danzig von A. Hinz, Küster an der genannten Kirche, 1863," der überhaupt dem seiner Obhut anvertrauten Werke eine fleißige Nachforschung und einsichtsvolle Zusammenstellung gewidmet hat. Vergl. auch Passavant, Kunstblatt, 1847, S. 126. fgg. Ueber Wappen und Sinnspruch insbesondere S. 130.

[2]) Ein Joris oder Georg Van Eyck ist nicht bekannt. Außer Hubert und Jan lebte nur noch ein dritter Bruder Namens Lambert, der ebenfalls gemalt haben soll, und eine Schwester. S. Carton, Les trois frères Van Eyck, Bruges, 1848, und die ausführliche Beurtheilung des Werkes von Waagen im Kunstblatt, 1849, Nr. 15. 16. Kurz nach dieser Veröffentlichung, Ende Juni, hörte das Kunstblatt das unter der Leitung von Schorn, Ernst Förster &c. so manches ehrenvolle Jahr erlebt hatte, auf. Ihm folgte 1850—1858 das Deutsche Kunstblatt von Eggers in Berlin.

würdiger Meisterschaft gezeichneten, verkürzten und modellirten Figuren für eine etwas frühere Zeit des Meisters, indem auf seinen, nach den Jahreszahlen einer späteren Zeit angehörigen Bildern soche Uebelstände nicht mehr vorkommen. Dagegen steht dieses Bild in Rücksicht der Kraft und Klarheit der Färbung, worin hier besonders ein Einfluß des Dirk Stuerbout (soll heißen Bouts) deutlich ist, der sich gleichmäßig über alle Theile erstreckenden Gewissenhaftigkeit und Meisterschaft der Ausführung, auf der vollsten Höhe des Meisters." — Auch Crowe und Cavalcaselle haben sich (zweite Ausgabe, S. 261) entschieden für Memling erklärt.

Meines Erachtens ist die Urheberschaft noch nicht über allem Zweifel erhaben, und eben so bleibt die Zeit der Entstehung mehr als zweifelhaft. In das Jahr 1367 kann das Bild nicht gehören; denn so malte damals, wo Hubert Van Eyck kaum geboren war, noch Niemand. Für das Jahr 1467 aber und für Memling ist der Goldgrund und manches Andere etwas auffallend.

Beide Jahreszahlen haben ihren Ursprung in einer gemalten Inschrift auf einem der Grabsteine des Bildes, welche so lautet: ANNO — DOMIN . . . — CCCLXVII — IC IAC . . . Die Worte und Zahlen sind durch eine auf dem Leichensteine sitzende die Hände ringende weibliche Gestalt getrennt.

Von Ledebur liest 1367, indem er die etwas undeutlichen Züge IN für ein M nimmt, und findet darin eine Hinweisung auf die große Sterblichkeit, welche nach der flandrischen Chronik in jenem Jahre geherrscht habe, und auch die Mutter des Stifters hinweggerafft haben möge. Andere aber suchen die Entstehungszeit des Bildes darin, und zwar Waagen der Gestalt, daß er nicht bloß ein M, sondern auch noch ein C hinzudenkt und so das Jahr 1467 erhält.

Es leuchtet ein, daß beide Annahmen ihre Bedenken haben. Die Hinzufügung eines C ist geradezu willkürlich, und zwar um so mehr, als für ein viertes C noch Platz genug vorhanden gewesen wäre, ja selbst ein M durch das dünne herabfließende Haar der Figur bemerkbar sein müßte, gerade wie man auf der andern Seite den Buchstaben N des Wortes Domini deutlich durchschimmern sieht.

Andererseits kann nicht verkannt werden, daß die vereinzelte Inschrift nicht wohl als eine bloße Zufälligkeit oder als ein bedeutungsloser Einfall anzusehen ist. Auf Memling'schen Bildern wenigstens findet sich nichts Entsprechendes, wenn man nicht etwa auf einige Zeichen am Lübecker Bilde Gewicht legen will. Es verdient daher immerhin Beachtung, daß Professor Schulz in Danzig die Vermuthung aufgestellt hat, daß in der Zahl 1367 das Todesjahr der auferstandenen Frau und in dieser die Stammmutter des Stifters des Bildes zu suchen sein möge.

Fast eben so unsicher sind die Annahmen, welche man an die beigemalten Wappen der Stifter des Bildes geknüpft hat, nämlich den flandrischen schwarzen Löwen des Mannes und den goldenen Löwen ꝛc. der Frau, mit dem Wahlspruche: Pour non falir. Die deßhalbigen Untersuchungen sind ebenfalls noch nicht erschöpfend. — Die Unterstellung Ledebur's, daß Jan Van Eyck († 1440) bedeutend früher geboren sei, als gewöhnlich vermuthet wird, und die Annahme, das Bild gehöre der Zeit vor 1415 an (Hubert Van Eyck starb 1426) haben sicher die größesten Bedenken. — Für die Gebrüder Van Eyck dürfte gar Wenig, für Rogier Van der Weyden weit Mehr, Vieles hingegen, besonders die Frauenköpfe und der Farbenauftrag für Memling, und nicht Wenig vielleicht, namentlich in Zeichnung und Landschaft, für Dirk Bouts [1]), sprechen. Ernst Förster hat sich in der Sitzung des Münchener Alterthumsvereins vom 11. Febr. 1867 (Berichte II, 32) wiederholt für Rogier Van der Weyden ausgesprochen; das Bild zeige „in vielen Motiven und Figuren eine solche Uebereinstimmung mit dessen Werken, daß er nicht anstehe ihm die Autorschaft dieses Bildes beizulegen.“ Eine gleichzeitige Aeußerung des Reichsraths von Aretin, daß „auch G. Waagen jetzt sich dieser Ansicht angeschlossen habe,“ steht mit Dem, was ich selbst von Waagen kurz vor seinem Tode, 1868, vernommen habe, nicht im Einklange.

---

[1]) Von Dirk Bouts weiß man, daß er 1472 ein «Jugement dernier» beendete; doch soll dies Werk noch um 1543 in Löwen vorhanden gewesen sein. Gegenwärtig ist es in Belgien unbekannt. Vergl. Wauters a. a. O. Das Danziger Bild soll vielfach an das Jüngste Gericht Van der Weyden's in Beaune erinnern.

Auf dem oben erwähnten Grabsteine findet sich links noch das vereinzeltete Zeichen 3. mit einigen Punkten zur Seite. Vor geraumer Zeit hat man darin ein E = E = Eyck finden wollen; aber sicher mit Unrecht. Ob es mehr Grund für sich hätte, an die Züge eines B zu denken??

Das Lübecker Bild, eine Kreuzigung, ist etwas kleiner als das vorige, nämlich 2,03 m. hoch, 1,48 m. breit. Es befindet sich in der Greveradenkapelle des Doms, ist ohne Zweifel ein gestiftetes Altarbild, und besteht aus neun Theilen auf fünf Blättern, indem das innere Hauptbild zweifach von Flügelthüren bedeckt ist. In mehreren Schriften wird das Gemälde als eine Verkündigung bezeichnet; dies ist jedoch ungenau, denn die „Verkündigung Mariä," allerdings an Adel und Lieblichkeit eins der schönsten Erzeugnisse der niederländischen Kunst, ist nur auf den Außenthüren grau in Grau dargestellt, während das eigentliche Gemälde die Leidensgeschichte und zwar das Hauptbild die Kreuzigung zum Gegenstande hat. Die Innenseiten der äußern Flügel zeigen den heil. Blasius und den heil. Aegidius mit dem Reh, welche wohl als die Schutzpatrone der Stifter des Altarbildes anzusehen sind. Auf dem zweiten innern Flügelpaar sieht man Außen Johannes den Täufer auf das Lamm deutend, als den Vorläufer des Heilandes, und den heil. Hieronymus, (welcher einem Löwen einen Dorn aus der Tatze zieht) als eifrigen Verbreiter des göttlichen Worts. Diese vier Gestalten der Flügel gehören zu den vorzüglichsten Leistungen des fünfzehnten Jahrhunderts. Nach dem Oeffnen der innern Flügel stellt sich auf diesen und auf dem Mittelbilde das Leiden und Erstehen Christi in seinem ganzen Verlaufe, vom Oelberge bis zur Himmelfahrt, dar; die Kreuzigung in der Mitte.

Die Handlung beginnt im Hintergrunde des linken Bildes (vom Beschauer aus); man sieht den Herrn am Oelberge, den Judaskuß, die Fortführung des Ergriffenen, den Eintritt in das Haus des Kaiphas, die Verleugnung Petri, mit dem Hahn in der Maueröffnung eines Thurmes, das Händewaschen des Pilatus,

die Geißelung, die Dornenkrönung, bis ganz im Vordergrunde die Kreuztragung zur Hauptdarstellung des Mittelbildes überleitet. Die Anstrengung des Dulders unter der Kreuzeslast ist ergreifend ausgedrückt; ein Henkersknecht zieht den Gequälten, Ermatteten vorwärts, während Simon von Cyrene mit trauerndem Antlitz ihm die schwere Bürde zu erleichtern sucht. In der Ecke des Flügels kniet anbetend der Stifter des Werks.

Das Hauptgemälde ist der Darstellung des Kreuzestodes in Mitten der Schächer gewidmet. Es zeigt gegen 35 Figuren, von denen die Gruppen der heiligen Frauen und der hadernden, würfelnden Kriegsknechte einen überaus lebendigen Gegensatz bilden. Der Heiland ist eben verschieden; beim Lanzenstich in die Seite sinkt schmerzzerrissen die Mutter zusammen und wird von Johannes und einer der anderen Marien gestützt, während Magdalena knieend die gefalteten Hände zum Kreuze emporringt.

Dann folgen rechts die weitern Ereignisse, vom Vordergrunde des Flügelbildes mit der Grablegung ausgehend, bis zur Auferstehung in der Mitte und zur Himmelfahrt im fernsten Hintergrunde emporsteigend, ganz der umgekehrten Entwickelung auf der linken Seite entsprechend.

Es mag nicht leicht eine harmonischere Geschichtsschilderei gefunden werden, als das Lübecker Bild. Gedankenentfaltung und Ausführung, Gruppirung und Färbung, Hauptsache und Nebendinge, Alles ist in bewunderungswürdigem Einklange und dient einander zur Ergänzung und Vertiefung, zur Umgrenzung und Vollendung des Ganzen. Einige Gestalten, z. B. der Hauptmann zu Pferde, sind von wunderbarer und ergreifendster Macht des Ausdrucks. Die Kreuztragung zeigt zugleich die großartigste Auffassung und die zarteste Tiefe.

Im Mittelfelde haben Erwin und Otto Speckter, welche 1825 das Bild auf Stein gezeichnet, eine Verschiedenheit des Stils erkennen wollen und deßhalb an die Mitwirkung von Gehülfen gedacht. Und in der That läßt sich eine Verschiedenheit der Behandlung und hier und da eine Schwäche nicht verkennen, obwohl der Gesammteindruck des großartigen Werks darunter kaum leidet. Sehr geringschätzig urtheilen Crowe und Cavalcaselle, S. 292,

und Anton Springer hat in seiner trefflichen Uebertragung oder vielmehr Bearbeitung des englischen Buches, Leipzig, 1875, das herbe Urtheil nicht gemildert: „Wir vermissen zunächst," heißt es S. 323, „die anziehendsten Eigenschaften Memling's; die ganze Ausführung erscheint von einer so auffallenden Mittelmäßigkeit, daß wir beinahe zweifeln möchten, ob der Meister auch nur einen Pinselstrich zur Arbeit seiner Gesellen hinzufügte. Wir staunen über den Mangel an Transparenz, über die Derbheit der Färbung; wir staunen nicht minder über die groben Gegensätze in den Gewandfarben, über die Schillertöne in den Falten . . . . Einen übermäßigen Aufwand von Häßlichkeit erlaubt sich der Künstler bei der Charakteristik der Würfelspieler . . . In der Gruppe der ohnmächtigen Maria sucht man vergeblich die Anmuth und Würde, welche Memling's Frauenbilder sonst auszeichnet."

Weit befriedigter war Waagen von dem Bilde. Eine besondere Abhandlung im Kunstblatt von 1846, S. 113 fg., ist des Lobes voll. J. A. Crowe, Handbook of painting etc., London, 1874, p. 103 bemerkt dazu: Dr. Waagen never saw the picture after 1846. If he had done so, he would not have been so eloquent in its praise. It bears copious traces of the assistance which Memling had from his journeymen.

Ueber den Schöpfer des Meisterwerks hat es an Meinungsverschiedenheiten nicht gefehlt. Jan Van Eyck, Holbein und Andere sind dafür gehalten worden; doch sicher ohne zureichenden Grund. Gar Viel spricht dagegen für Memling, der auch neuerdings ziemlich allgemein für den Urheber erklärt worden ist; selbst Crowe hat nicht im Ganzen, sondern nur hinsichtlich der Ausführung von Einzelnheiten Widerspruch erhoben. Kugler (1847, II, 143) hielt die Kreuzigung für „weit das vorzüglichste Werk, welches Deutschland von Memling besitzt." Bedenken könnten einige humoristische und scherzhafte Züge erregen, die sich sonst auf den Werken Memling's in solcher Weise nicht zu finden pflegen. So sitzt hinter dem Sattel eines mit Narrengewändern und Eselsohren angethanen Reiters ein Affe, der ein gar klägliches Gesicht schneidet, weil er fürchtet, daß ein nebenstehender Knabe ihm eine Frucht wegnehmen werde; und fast eben so drollig nimmt

sich neben dem anbetenden Stifter des Bildes ein kleiner Hund aus, eine Art braungeflecktes Wachtelhündchen, das unschlüssig einen nachdenklich dasitzenden Frosch betrachtet. Indessen reicht das Alles wohl nicht aus, die für Memling sprechenden Gründe zu entkräften.

Man hat das Bildniß des Malers in einem unweit des Narren aus dem Bilde hervorblickenden Kriegsknechte suchen und finden wollen; doch allem Anscheine nach ohne triftigen Grund. Ebenso gut könnte man an mehrere andere Gestalten denken. Nicht minder grundlos ist es, einige unter dem Kreuze stehende Figuren für „Mitglieder des Hauses Habsburg" auszugeben. Wenn ferner in einer Schilderung des Bildes von Professor Dr. Deecke es für „nicht unwahrscheinlich" erklärt wird, daß manche Köpfe auf demselben „der damals blühenden patricischen Greveraden-Gesellschaft angehören", so hat auch das wohl nichts Anderes für sich, als die bloße Möglichkeit, daß Einer oder der Andere derselben bei dem lebhaften Verkehr, der zwischen Lübeck und den Westerlingen der Hansa herrschte, nach Flandern gekommen sein kann und vielleicht das Bild persönlich bestellt hat.

Als Zeitpunkt der Vollendung des Werks wird das Jahr 1491 angenommen. Auf der Umrahmung (nicht auf dem eigentlichen Gemälde) findet sich nämlich eine alte Jahreszahl, ungefähr in folgender Gestalt: ·1491· Ob dieselbe, nach gewöhnlicher Annahme, so alt ist wie das Bild, mag sehr bezweifelt werden. Die Form der Vier hat für jene Zeit Bedenken und stimmt mit der Zahl 1462 ꝛc. auf andern Bildern, wo die Ziffer 4 die Gestalt einer unten geöffneten acht hat, nicht überein. Einige haben nicht 1491, sondern 1471, Andere 1451 lesen wollen; allein letzteres entspräche nicht dem Lebensalter des Künstlers und die Form der 7 nicht dem Zeitalter. Auch wird von Waagen mit Recht hervorgehoben, daß viele Vollkommenheiten des Werks dafür zeugen, daß dasselbe den spätern Lebensjahren des Künstlers angehöre.

Aufmerksamkeit erregt eine Art Inschrift auf der Schwertscheide des römischen Kriegsknechts zu Pferde; sie besteht aus fol-

genden Zeichen, denen jedoch keiner der Sprachkundigen, welche ich zu Hülfe zog, einen Sinn zu geben wußte:

Von den sonstigen Memling'schen Bildern in Deutschland sind die Münchener die bekanntesten und vorzüglichsten. Oben an stehen „Die sieben Freuden" der Jungfrau Maria. Das Werk gehört in seinen Einzelnheiten ohne Widerspruch zu den herrlichsten Schöpfungen Memling's, wenn auch dem Ganzen eine gewisse Ueberfülle zur Last gelegt worden ist. Nach Weale, (H. Memlinc, zyn leven etc. S. 58; Beffroi II, 264 fgg.,) soll dasselbe bis gegen 1780 in der Kapelle des Gerbergewerks in der Marienkirche zu Brügge, beziehungsweise, als man den Altar erneuern ließ, in den Händen von Mitgliedern der Gilde, sich befunden haben und zunächst für Peter Bultinc und dessen Ehegattin Katharine, geb. Van Riebecke, gemalt worden sein, die es um 1480 dem Gewerk, bezw. der Kapelle unter gewissen Bedingungen übergeben hätten. Wahrscheinlich hat man es also für jenes Gemälde zu nehmen, dessen Descamps, wie oben angeführt wurde, so rühmend erwähnt. Die erste urkundliche Angabe, welche man auf das Bild bezieht, findet sich im Inventar der Gerbergilde — Beffroi II, 268 — und bezeichnet dasselbe lediglich als «een scone tafel van onser liever Vrauwen». Darnach brauchte man nun gerade nicht an die „Sieben Freuden" zu denken; allein anderweite Nachrichten und Umstände lassen doch kaum zweifelhaft erscheinen, daß es sich um ein und dasselbe Werk handelt. Der Weg des Bildes von Brügge nach München soll folgender gewesen sein: Der Gerber Karl Roels verkaufte dasselbe 1780 an den Bilderhändler De Cock in Antwerpen; dieser veräußerte es — jedoch ohne die Flügel — sonder de luijken — an den Bürgermeister des Freie von Brügge, Andr. Ludw. Van den Bogaerde; nach dessen Tode 1799 kaufte der Lehrer Goddyn zu Brügge das Bild und verkaufte es

1804 wieder an einen Herrn Imbert, der es für die Kaiserin Josephine erwarb. Nach deren Tode kam es in die Sammlung Eugen's. Später soll es J. G. Nieuwenhuys in Brüssel besessen haben; nachgehends gelangte es an die Gebrüder Boisserée in Köln und kam so an König Ludwig und in die Pinakothek (Beff. II, 265.) Die Erwerbung in Brabant geschah 1813 durch Melchior Boisserée. Sulpiz Boisserée schildert das Bild, „eine Welt im Kleinen," in einem Briefe an Goethe vom Januar 1814 und gibt die Länge (Breite) zu etwa sieben, die Höhe zu drei Fuß an; es sei früher „in den Händen des Generalgouverneurs als eins der merkwürdigsten Alterthümer von Brabant" gewesen. (Sulpiz Boisserée, Leben und Briefwechsel, 1862, II, 28.) Nach dem Münchener Katalog von 1872, S. 136, soll das Bild „während der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts" im Besitze des österreichischen Generalgouverneurs gewesen und endlich 1813 „aus der Familie Brion" an die Boisserées übergegangen sein. Ueber das Schicksal der „Flügel" ist Nichts bekannt.

Weale verwirft die Bezeichnung „Sieben Freuden" und möchte das Bild am liebsten als „Das Licht der Welt" bezeichnet wissen, wobei er noch an mystische Beziehungen zur östlichen Lage der fraglichen Kapelle denkt; auch hebt er hervor, daß zwei der sieben Freuden, die Heimsuchung und die Auffindung im Tempel, gar nicht dargestellt seien; allein die angeführte Benennung ist längst allgemein üblich geworden. Sie bildet einen Gegensatz zu den „Sieben Leiden der Jungfrau," einer Passionsdarstellung Memling's, die sich in Turin befindet und gleichfalls zu den werthvollsten Werken des Meisters gezählt wird. Der Umfang beider Bilder ist indessen nicht gleich. Die Höhe des Münchener Werks wird im Katalog zu 2′6″, die Breite zu 6′ angegeben; das Turiner Bild ist kleiner, nämlich 1′11″ hoch und 3′1″ breit, nach dem Katalog von 1866 = 55 cm. zu 90; doch habe ich es nicht selbst gesehen. Von einer „Zusammengehörigkeit" der Bilder kann nicht wohl die Rede sein, und die Klage, daß dieselben „für ewig auseinandergerissen seien" (Kunstblatt 1846, S. 146) ist insofern nicht begründet.

Die Darstellungen auf beiden Gemälden richten sich keines-

wegs nach der Siebenzahl. Das Turiner Bild enthält deren weit mehr: es zeigt, obwohl nicht in bestimmten Abtheilungen, wie das Lübecker Gemälde, die gesammte Leidensgeschichte, vom Abendmahl bis zur Erscheinung in Emmaus, namentlich das Gebet am Oelberg, die Gefangennehmung, das Verhör vor Kaiphas, die Geißelung, die Dornenkrönung, Kreuztragung, Kreuzabnahme, Grablegung u. s. w. Vergl. die Beschreibung im Kunstblatt von 1846, S. 146, und 1847, S. 186. — Waagen I, 127 hielt das Bild für dasselbe, welches nach Vasari von der Familie Portinari für St. Maria Nuova bestimmt wurde und nachmals in den Besitz von Cosmus I. von Toskana gelangte. Allein Vasari beschreibt das Bild nicht näher; er sagt in der Einleitung zu seinen Vite de' piu eccellenti Pittori etc., (in Fiorenza, 1550, p. 84, und in Fiorenza apresso i Giunti, 1568, I, p. 51) nur Folgendes: Ausse creato di Rugieri, che fece a Portinari in S. Maria Nuova di Firenza un quadro picciolo, il qual' è hoggi apresso al Duca Cosimo, et è di sua mano la tavola di Careggi etc. Auch Guicciardini, Descrittione di tutti i Paesi Bassi (Anversa, 1567, p. 98) der den Memling unter dem verschriebenen oder verdruckten Namen Hausse anführt, sagt nichts Näheres: A Ruggieri Van der Vveiden di Brusellis successe Hausse suo scolare, il quale fece un' bel' quadro a Portinari, che hoggi ha il Duca di Fiorenza, & a Medici medesimi fece la bella tavola di Careggi.

Das Alles kann aber auf manches kleine Bild passen. Man hat daher zunächst in Brügge dem Turiner Gemälde auf die Spur zu kommen gesucht, und wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Um 1477 verfertigte Memling unter Vermittlung eines Willem Vrelant für die Kapelle der Librarier ein Flügelbild, das 1499, als ein Altargemälde mit vier Flügeln und den Bildnissen Vrelant's und seiner Gattin beschrieben wird. Dann kommt 1619 in einem Inventar der Gilde ein Gemälde mit den „Sieben Leiden der Maria" vor, welches 1624 verkauft wurde, um die Kosten bei Herstellung einer neuen Orgel decken zu helfen. Diese Thatsachen und der Umstand, daß auf den Turiner „Sieben Leiden" die Bildnisse eines Mannes und einer Frau sich befinden,

lassen allerdings einen gewissen Wahrscheinlichkeitsschluß zu; doch fehlt zu einem sichern Identitätsbeweise noch manches Zwischenglied. Bedenklich würde es sein, wenn die Bildnisse auf beiden Gemälden fast gleich wären, wie dies ein namhafter Beschauer gefunden haben will. — Völlig unbekannt ist das Schicksal der vier Flügel, da in Turin sich nur ein Gemälde befindet. Dieses soll zur Zeit der französischen Revolution aus einem Dominikanerkloster bei Alessandria gerettet worden und dann in den Besitz des Königs von Sardinien gekommen sein. (Crowe und Cav. S. 268 und die daselbst Angeführten.)

Das Münchener Werk besteht aus drei Hauptgruppen, mit etwa zwei Dutzend Nebendarstellungen. In Mitten einer anziehenden Landschaft sieht man die Stadt Jerusalem, vorn zeigt sich die Anbetung der Könige, links die Geburt, rechts die Auferstehung, weiter zur Seite die Himmelfahrt, die Ausgießung des heil. Geistes ꝛc. Alles voll großer Frische und Lebendigkeit. Ganz im Vordergrunde, vor der Anbetung der Könige, liegt ein weißes Windspiel, wie solches auf mehreren Bildern des Meisters vorkommt [1]). Auf dem zerfallenen Dache des Stalls sitzt eine Elster; durch eine Maueröffnung blickt das Antlitz eines Mannes mittleren Alters, lebhaft an die Brügger Anbetung erinnernd; jedoch ohne Kopfbedeckung. —

Am bekanntesten ist das Bild durch Steindrücke von Strixner (Stuttgart und München, 1822 fgg.) und durch die darnach genommenen Photographien geworden. Einzelne Gruppen sind lebhaft wiedergegeben, zum Theil vergrößert.

Ein zweites Bild Memling's in der Pinakothek ist ein Dreiblatt, das Mittelbild die Anbetung der Könige, die Flügel Johannes den Täufer und den heil. Christoph darstellend. Strixner hat sie ebenfalls gezeichnet und durch Steindruck vervielfältigt.

---

[1]) Auch noch andere Anbetungen zeigen ein Windspiel; so ein Bild der Pinakothek, welches dem Herri de Bles, geb. 1480 zu Bouvignes, gest. um 1550, zugeschrieben wird. Weiße Windspiele sind besonders bei Memling und R. Van der Weyden häufig, namentlich im Geleit fürstlicher Personen.

Höhe 1′ 11″ oder etwa 57 cm., Breite des Mittelstücks 1′ 11″, jedes Flügelbildes 10″ oder 26 cm.

Ueber die Urheberschaft ist viel gestritten worden; namentlich hat man das Werk auch dem Rogier Van der Weyden zugeschrieben. Selbst Waagen fand, daß die „härtern Umrisse“ des Christoph und des Johannes die Kunstweise des Rogier verrathen. Doch dürfte Memling in der That der Schöpfer des Werks sein, wenn auch eine Jugendarbeit darin zu erkennen und noch eine gewisse Hinneigung zu der Kunstweise seines Vorgängers und Lehrers vorliegen mag. Die Flügel zeigen köstliche Berglandschaften; links vom Johannes ein Felsenquell mit einem danebensitzenden Eisvogel. Den Christoph stellte Sulpiz Boisserée so hoch, daß er ihm „den Sieg über die anderen bekannten Hauptbilder des Meisters“ zuschrieb. (Briefwechsel II. 30.) Melchior Boisserée erwarb das Werk in den Kriegszeiten von einer „adeligen Familie“ und zahlte dafür „über zweihundert Louisd'or,“ nachdem es lange Zeit in Brüssel für 1000 ausgestellt und ausgeboten worden war. (S. Boisserée, Leben I, 302). Nach dem Katalog von 1872 soll das Bild in der Hauskapelle der Familie Snoy in Mecheln sich befunden haben. Auch J. A. Crowe in seiner englischen Uebersetzung, bezw. Bearbeitung des Waagen'schen Handbuchs (Handbook of painting, London, 1874, S. 93) bemerkt dies, und meint seinerseits, daß die Anbetung so durchaus im Stil des Dirk Bouts sei, daß sie diesem zugeschrieben werden müsse. Vergl. Crowe und Cav., The early fl. painters, p. 333: the thick and glossy impast, the inky flesh tint and the slender length of the figures — ein zu hartes Urtheil.

Eine andere Anbetung in München, Nr. 42, ebenfalls von Strixner lithographirt, und gleichfalls zwischen Rogier Van der Weyden und Memling strittig gewesen, gehört wohl zweifellos dem ersteren an. Die Höhe des Bildes ist 4′ 4″, die Breite 4′ 10″, die jedes Flügels 2′ 3″. Einiges, z. B. das schadhafte Dach, erinnert an die Anbetung auf den Sieben Freuden. Auch ein weißes Windspiel fehlt nicht; es liegt rechts im Vordergrunde. Die Flügel enthalten die Ankündigung und die Darbringung im Tempel. — Dies Bild scheint dasselbe zu sein, welches früher in der

Kolumba-Kirche zu Köln sich befunden haben soll, von deren Küster es die Boisserées zu erlangen gewußt hätten. Vergl. Kinkel, Mosaik, S. 378.

Bei Nagler, Künstlerlex. VI, 91, ist außerdem noch von einem Bilde Memling's mit den drei Königen aus dem Morgenlande und anderthalbhundert Figuren die Rede, und auch Waagen spricht einmal von einem „Altärchen mit zahllosen Figürchen;" es bleibt aber undeutlich, was darunter zu verstehen sein mag. Denn auf keinem der gedachten Werke finden sich so zahlreiche Gestalten: das letzterwähnte zeigt etwa drei Duzend, das vorige kaum zwei Duzend Figuren, selbst wenn man den Esel mitzählt. Nur die Sieben Freuden enthalten zahlreiche Gestalten und scheinen zu der Wirrniß Veranlassung gegeben zu haben.

Eine weitere Anbetung der Könige „unter dem Vordach eines halbzerstörten Hauses," 3′ 10″ hoch, 5′ 1″ breit, ist dem Gerhard Horebout zugeschrieben, während Crowe und Cav. auf Gerhard David hinweisen. (S. 309). Nr. 45 des Katalogs.

Von sonstigen Bildern in München sind dem Memling früher folgende zugewiesen worden: Abraham kommt zu Melchisedeck, und das Mannasammeln; wir sahen schon oben, daß sie Zubehörungen des Berliner Elias ꝛc. sind und dem Dirk Bouts zugetheilt werden müssen. Ferner: die Gefangennahme Christi. Waagen spricht sie mit Recht dem Memling ab; er hielt sie geraume Zeit für ein Werk des Justus von Gent; im Handbuch I, 101 erklärt er sie für ein Zubehör der Auferstehung in der Moritzkapelle zu Nürnberg und für ein Werk des Dirk Bouts; auch der Katalog von 1872 hat sie diesem zugeschrieben. Das Bild scheint früher in Köln gewesen zu sein. De Keverberg, Ursule, p. 122.

Dagegen erklärt Waagen I, 127 einen, dem Hugo Van der Goes beigemessenen „Johannes der Täufer" für eine Schöpfung Memling's und die Aufschrift und die Jahreszahl 1472 für späteren Ursprungs. (Vergl. Kunstbl. 1847, S. 207; Crowe et Cavalcaselle, ed. II. p. 169; J. A. Crowe, Handbook, pag. 96) Höhe 11½″, Breite 9″. Das Bild gehört jedenfalls der früheren Zeit des Künstlers an und hat Veranlassung

gegeben, an den vom Anonimo Morelli's, S. 17, erwähnten Täufer des Kardinals Pietro Bembo von Memling aus 1470 zu denken. — Eben so ist bei einer „Ruhe auf der Flucht nach Aegypten" „in der Art und Richtung Memling's," (Nr. 646) auf ein Memling'sches Bild jenes Kardinals hingewiesen worden (Katalog von 1872, S. 134), doch ohne genügenden Grund.

Professor Schottky (München's Kunstschätze, 1833, S. 273) führt ein „auf Holz gemaltes" Bild von Memling im königlichen Kabinet der Handzeichnungen an: „Christus tröstet seine Mutter, bevor er den Leidensgang antritt." Ich kenne es nicht.

Nagler's Künstlerlexikon, VI, 99. 92, zählt unter den Münchener Bildern Memling's ferner einen Evangelisten Johannes und einen „auferstandenen Christus" auf. Der erstere ist von Strixner ebenfalls als ein Werk unseres Meisters — grau in Grau — nachgebildet worden. Der auferstandene Christus Strixner's dagegen ist kein besonderes Bild, sondern gehört offenbar als Theil den Sieben Freuden an.

Sodann erwähnt G. Parthey im „Deutschen Bildersaal", Berlin, 1864, II, 102, zwei Christusköpfe, nämlich „Christuskopf mit Dornenkrone" und „Christuskopf in Lebensgröße", beide in der Pinakothek, als Memling'sche Werke; jedoch ohne nähere Begründung. Auch bei Nagler a. a. O. wird ein Christuskopf, „der göttlichste und erhabenste, der je einem Sterblichen vorgeschwebt hat," unserm Meister zugeschrieben. Ohne Zweifel ist der Christuskopf gemeint, den auch Strixner als ein Werk des Brügger Meisters nachgebildet hat. Auf der Halseinfassung des Rocks stehen bei Strixner folgende Zeichen, die jedoch ohne Sinn zu sein scheinen[1]):

....V7'ʒN ✝EΛWL ✝ AGLA ✝ I....

Im Katalog von 1872 Nr. 65 und Nr. 51 des vierten Kabinets ist vom Memling nicht die Rede; der „Christus mit der Dornen-

---

[1]) Dergleichen sinnlose Scheininschriften kommen auch sonst vor; selbst an Geräthen. Die Buchstaben und Zeichen auf einem Bilde von Gerhard David werden mitgetheilt Beffroi I, 228. Vgl. oben S. 339.

krone" wird als das Werk eines „unbekannten Meisters der Rogier'schen Nachfolge," der „Christuskopf in Lebensgröße" als eine alte Kopie nach Jan Van Eyck — das Original mit der Jahreszahl 1438 in Berlin — bezeichnet. — Am Berliner Bilde finden sich übrigens die obigen Zeichen nicht, vielmehr an deren Stelle die Worte: Rex regum. An Memling ist jedenfalls nicht zu denken.

Die Münchener Bilder altdeutscher und flandrischer Schule stammen meist aus der Sammlung der Gebrüder Boisserée und ihres Genossen Bertram von Köln, die durch König Ludwig I. gegen eine „Leibrente," wie man mir mittheilte, angekauft wurde und als „Krongut" betrachtet wird. Anfangs standen die Brüder mit der preußischen Regierung in Unterhandlung. Sie waren schon 1816 mit Schinkel, der die Sache vermittelte, einig; allein die Angelegenheit zerschlug sich an hoher Stelle. Höchst zuvorkommend wurden die Brüder 1818 in Stuttgart behandelt. Es kam zur Uebersiedelung, aber nicht zum Verkauf. Desto entschlossener griff 1825 König Ludwig zu. Er ließ für die aus 313 Gemälden bestehende Sammlung 240,000 Gulden bieten und man war bald einig. (S. Boisserée, Leben I, 313. 359. 489. Vergl. Kunstblatt, 1827, S. 99; Schottky, München's Kunstschätze, 1833, S. 180 fgg. Ueber den heil. Christoph insbesondere, sowie über die Strixner'schen Lithographien „nach Hemling" siehe Kunstblatt, 1823, 1824, 1825, 1828.) Die Bilder haben vielfach durch Lasiren der Boisserées gelitten.

Nach näheren Aufschlüssen über die Herkunft einzelner Bilder habe ich mich leider vergeblich umgethan; Akten waren in München nicht zu erfragen, nachdem solche Anfangs im „Hausarchive" vermuthet wurden; vielleicht, sagte man, sei Etwas in den versiegelten Papieren enthalten, die erst fünfzig Jahre nach dem Tode König Ludwig's eröffnet werden dürfen.

Außer der Pinakothek enthält auch die Gemäldesammlung in der Morizkapelle zu Nürnberg eine Reihe von Bildern, welche als „Krongut" betrachtet werden. Namentlich gehört die oben erwähnte Auferstehung, die mit der „Wallerstein'schen Sammlung" erworben worden sein soll, dazu. Sie wurde lange Zeit allgemein für ein Werk Memling's gehalten; das Bild erinnert

aber so lebhaft an die beglaubigten Schöpfungen des Dirk Bouts, daß es ihm ebenfalls zugetheilt werden muß. Hinter dem Erlöser sieht man einen Engel mit regenbogenfarbigen Flügeln. Auffallend ist der Umstand, daß das Grab nicht in einem Felsen sich zeigt. Das Bild ist etwa 3′ hoch, 2′ breit und auf Holz gemalt; Risse und Blasen zeugen von schlechter Bewahrung. – H. Fortoul, II, 151, spricht von zwei Bildern „im Museum," des sujets moraux sous des formes symboliques. Sind aber wohl unerfindlich.

Auch in der „königlichen Staatsgalerie" zu Schleißheim findet sich manches werthvolle Gemälde. Dr. W. Bode glaubt selbst ein Werk von Memling darin erkannt zu haben: „Johannes Evangelist, grau in Grau," Nr. 1342. S. Katalog von A. Teichlein, 1875, S. 92.

Rathgeber, S. 110, zählt ein Bild der Sammlung „des Herzogs von Leuchtenberg in München" auf: Johannes d. T. zeigt dem vor ihm knieenden Mann Christum. Ich kenne es nicht.

Professor Sepp in München hatte 1869 eine „Vermählung der Jungfrau" ausgestellt, die aber von Crowe und Cav. der „Löwener Schule" zugeschrieben worden ist. Eben so haben diese einem von Herrn Rauter ausgestellten Bildnisse Philipp's I. von Spanien die Urheberschaft Memling's nicht zuerkannt.

Im Frühjahr 1875 wurde in Würzburg eine Kunstsammlung des Herrn Streit versteigert, unter Anderem auch ein angebliches Bild von Memling: Thronende Madonna, das Jesuskind, von „kleinen allerliebsten Engeln" umgeben auf dem Schoße. Das Bildchen befand sich früher im Besitze des Staatsraths zu Rhein, ist 25 cm. hoch, 19 breit, und wurde um 370 Gulden nach Frankfurt a. M. verkauft. Ich habe dasselbe noch nicht sehen können; ein Werk Memling's aber ist es nach allen Nachrichten nicht. Ein Sachkenner, Professor E., hielt es für eine „in Firniß getränkte, durchsichtig gemachte, auf der Rückseite bemalte Lithographie, die auf der Vorderseite durch aufgesetzte Lichter und Lasurtöne einem Oelgemälde täuschend ähnlich gemacht ist."

Parthey's Bildersaal zählt folgendes Werk auf: „Christus nach seiner Auferstehung nimmt Abschied von den

Frauen; Holz; Würzburg; Rinecker; Art und Schule des Memling." Das Bild ist mir unbekannt.

Berlin hat ebenfalls mehrere, dem Memling zugeschriebene Bilder aufzuweisen. Doch sind zwei davon, der Prophet Elias und das Passahfest, Nr. 533 und Nr. 539, längst als Werke des Dirk Bouts erkannt worden; sie stammen aus der Bettendorf'schen Sammlung in Aachen und befanden sich ursprünglich in der Peterskirche zu Löwen. (Vergl. hierüber, sowie über sonstige Bilder der Sammlung: De Keverberg, p. 122 rc. et p. 230; Passavant, Kunstreise, 1833, S. 397.) Von zwei andern Werken, dem sogen. Reisealtar Karl's V. und den Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers, war schon oben die Rede. Ein fünftes Bild wird im Museum noch immer als ein Werk Memling's bezeichnet; es ist dies „die Sibylle von Tibur," welche „dem Kaiser Augustus die wahre Gottheit zeigt," Nr. 555. Durch Rundbogenfenster mit dem doppelköpfigen Reichsadler rc. geziert, sieht man die Jungfrau mit dem Kinde, die Häupter von Goldschein umgeben. Zu den Füßen des Augustus liegt ein weißer Windhund.

Das Bild ist anscheinend der Flügel eines Altargemäldes, 68 cm. hoch, 68 breit; die Rückseite zeigt die Verkündigung des Engels Gabriel. Die Urheberschaft Memling's ist sicher zweifelhaft; das Werk gehört wohl einem Nachfolger Van der Weyden's an und wird auch in Waagen's Katalog von 1857 so bezeichnet.

Fast ganz dieselbe Darstellung, mit gleicher Personenzahl, gleicher Anordnung, Stellung und Färbung, findet sich auf dem linken Flügel eines Dreiblatts, Nr. 535 desselben Museums; nur ist der Flügel schmäler als das andere Bild und das Windspiel fehlt. Jedoch ist das Gemälde nicht, wie Nr. 555, als ein Werk Memling's bezeichnet, sondern dem Rogier Van der Weyden zugetheilt und soll nach Waagen, der die Sibylle in seinem Handbuche gar nicht erwähnt, von Peter Bladelin, Finanzaufseher Philipps des Guten, um 1450 gestiftet worden sein, und von Rogier Van der Weyden herrühren.

Ein weiteres, dem Memling zugeschriebenes Bild, Nr. 528 B. stammt nach Angabe der Direktion aus dem Nachlasse des in

Berlin verstorbenen Stadtgerichtsraths Naumann und stellt „Maria mit dem Kinde, dem sie mit der Linken einen Apfel reicht," dar. Vorn sieht man ein weißes Windhündchen. Landschaft matt und unbedeutend. Wie mir scheint, ist die Urheberschaft nicht ganz außer Zweifel; Einiges erinnert an die Taufe im Brügger Museum. Crowe und Cavalcaselle zählen das Bild zu den genuine works of Memling. Es ist 52 cm. hoch, 41 breit, und wird in Waagen's Katalog von 1857, und mithin auch von dessen Nachfolgern, noch nicht aufgeführt. — Eine andere Madonna, Nr. 529, kann höchstens als Nachbildung eines Memling'schen Werkes gelten; eine dritte, Nr. 549A. ist ebenfalls nur eine Schülerarbeit..

Ein bemerkenswerthes Bildchen, 24 cm. hoch, 14 breit, ist Nr. 545B. mit der Bezeichnung: „Die betende Maria; Schule des J. Van Eyck." Es ist allem Anscheine nach aus einem größern Werk herausgetrennt. „Maria", in Lila-Gewand, mit blauem Mantel auf der linken Schulter, scheint vor einem (nicht mehr vorhandenen) Gegenstande zu knieen und hält in sich versunken die Hände zusammengelegt. Zur Seite ein Stück Kirchenmauerwerk mit Rundbogen. Eine Bretterwand trennt den Platz von der Landschaft. Hinter der Planke, im Mittelgrunde, ein die Schalmei blasender Schäfer mit Heerde und Hund; darunter ein paar dunkle Schafe; weiter zurück Gebirgsland und Stadtgethürm. — Manches in der Färbung spricht für Memling; die Zeichnung der Arme und Hände ist ungefällig; auch Anderes erregt Bedenken. Dr. W. Bode „möchte das Bruchstück einer anbetenden Madonna" für ein echtes Werk Memling's halten. Ueber Herkunft war Nichts zu erfahren.

Meines Erachtens läßt sich kein einziges Bild der Berliner Galerie dem Memling mit voller Sicherheit zutheilen. Die neuesten Verzeichnisse, namentlich ein Privatkatalog von 1873, drücken sich auch schwankender aus, als die bisherigen amtlichen Angaben. — Eine Anbetung der Könige, Nr. 546, wird gar nur als eine „Kopie nach einem Nachahmer des Hans Memling" bezeichnet, während Crowe und Cav., S. 309, das Bild als a copy of the Epiphany Nr. 45 zu München aufführen, die sie unter den Werken Gerhard David's und seiner Nachfolger besprechen. —

Eine neue und bessere Anordnung und Verzeichnung der Gemälde des Berliner Museums, wie sie längst erwünscht war, steht von dem jetzigen Direktor Dr. Julius Meyer und von Dr. W. Bode zu erwarten.

Mit voller Zuversicht, die ich meinerseits nicht ganz theile, hat Waagen eine Verkündigung im Besitze des Fürsten Radziwill in Berlin für ein Werk Memling's erklärt. Das werthvolle, obwohl mehrfach schadhafte Bild ist etwa 3′ hoch und 2′ breit und hat früher, wie mir mitgetheilt wurde, im Schlosse des der Familie zugehörigen Herzogthums Nieswiz im Gouvernement Minsk sich befunden.

Dort soll es länger unbeachtet geblieben und später „mit einem Pfeil durchbohrt" vorgefunden worden sein. Weitere Nachrichten hat Waagen im Kunstblatt, 1847, S. 186. 187 und im Handbuche gegeben. Er spricht auch von einer Jahreszahl 1482 an dem „alten graubemalten Rahmen;" der Fürst habe sie „ausschneiden und dem neuen goldenen Rahmen einsetzen lassen." Ich habe sie aber nicht bemerkt; auch im Schlosse wußte man darüber Nichts. Die Darstellung wird von Waagen als eine besonders eigenthümliche bezeichnet. — Maria, mit einem Schleppgewande angethan, das ein Engel etwas hebt, scheint im Begriff zu sein, sich auf ein Polster niederzulassen und wird dabei von zwei Engeln leicht unterstützt. Mit der Linken deutet sie auf ein offenliegendes Buch. Zu Füßen steht ein Gefäß mit einer blühenden Lilie; zu Häupten schwebt in einem Strahlenkranze die Taube. Der verkündende Engel trägt einen Stab und ist mit einem Gewande angethan, das vorn einen einköpfigen schwarzen Adler zeigt. Waagen und Parthey's Deutscher Bildersaal sprechen von von einem „Ergriffensein bis zum Umsinken," von einem „Zusammensinken" u. dergl.; ich meinestheils habe davon Nichts gesehen.

Ein bemerkenswerthes Bild, die Geschichte vom verlorenen Sohn darstellend, befindet sich im Besitze des Verlagshändlers Dietrich Reimer in Berlin. Es ist ein Dreiblatt, auf Holz gemalt, 92 cm. hoch, das Mittelbild 78, jeder Flügel 33 cm. breit. Der linke Flügel zeigt die Abreise, der rechte den Schweinehirten in einer schönen reichbelebten Landschaft, das Hauptbild die

Heimkehr, das Gastmahl ꝛc. Ein weißer Hund mit rothem Halsband benagt vor der Halle liegend einen Knochen; ein bräunlich gefleckter Hund begrüßt den kommenden Sohn. Man hat das Gemälde früher für ein Werk Memling's gehalten, aber sicher mit Unrecht; Ernst Förster soll es, gleich dem Danziger Bilde, für eine Schöpfung Van der Weyden's erklärt haben, was ebenfalls große Bedenken haben möchte. An einem Gebäude des Mittelstücks findet sich folgende gemalte Inschrift: 1426 FACT ... SVM ...-HANT ... Die Form der dritten Zahl ist so undeutlich, daß es zweifelhaft bleibt, ob eine 2 oder 4 oder 8 darin zu finden sei. Hinter den beiden T scheint eine Abkürzung angedeutet zu sein. Die Gestalt der zweiten Ziffer 4 findet sich so noch zwei Mal auf der Außenseite des rechten Flügels, der darüber in Form eines mit rothem Siegellack aufgeklebten Papierblatts aus Lukas 14. in großen lateinischen Buchstaben folgende Stelle enthält: Dico vobis quod ita erit coelo ... Hagis quaM etc. Das übermäßig gefirnißte Bild scheint unter spätern Händen gelitten zu haben. Ueber die Herstammung ist Erhebliches nicht bekannt.

Der „Deutsche Bildersaal" zählt „eine alte Dame mit einem jungen Mädchen" bei Dannenberg in Berlin als ein Werk Memling's auf; dasselbe ist mir aber nicht zu Gesicht gekommen. Herr Restaurator Schmidt, der die Sammlung Dannenberg's „recht gut gekannt," ist, wie mir Herman Grimm gütigst mittheilte, der Ansicht, daß dieselbe Nichts enthalten, „was einem Memling nur entfernt ähnlich sähe."

Das Verzeichniß der Bildergalerie zu Dresden von Dr. Julius Hübner, 1862, führt unter 1719 ein Bild von Hans Van Memmelinghe auf, nämlich ein „Bildniß des Anton von Burgund, Bastards Philipp's des Guten, 1′ 7″ (0,49 m.) hoch, 1′ 3″ (0,39) breit." Es ist ein Brustbild mit dichtem, dunkelbraunem Haarwuchs und hohem, fast mützenförmigem Hut, der auf dem Kopfe nur zu liegen scheint, so daß man nicht begreift wie er festsitzen kann. Die Kleidung ist ein brauner Rock mit Sammtkragen, zugeschnürte Weste ꝛc. Am kleinen Finger ein Ring, am Hals das Zeichen des goldenen Vließes; Hintergrund grünlich-eintönig. — Die Urheberschaft Memling's erschien mir

stets sehr zweifelhaft, während Waagen sie lebhaft in Schutz nahm. Neuerdings hat Hübner seine, zuerst im Deutschen Kunstblatt, 1852, Nr. 26, aufgestellte Ansicht geändert. „Ich bin im Laufe der Zeit," schrieb er mir unterm 14. Juli 1870 in freundlicher Güte, „nach einer genaueren Prüfung zu der Ueberzeugung gekommen, daß unser Bild eine gute Kopie eines mir unbekannten Originals sei, und ich werde dies in der nächsten Auflage des Katalogs aussprechen." . . . „Ein Bild des Anton von Burgund, ebenfalls dem Memling zugeschrieben, soll in der Sammlung der Herzogin von Sutherland in Staffordhouse sich befinden; obgleich ich die Sammlung gesehen, habe ich doch das Bild nicht herausgefunden." — Nach einer Mittheilung von Dr. W. Bode ist das Bildniß wirklich da, (Nr. 161), hängt aber „zu hoch, ist sehr schmutzig," und scheint das Original zu sein.

Die Herkunft des Dresdener Bildes ist unbekannt. Dasselbe wird, wie Dr. Hübner mir weiter mittheilte, schon im Inventar von 1722 aufgeführt und der Manier Cranach's zugezählt. Später ist es mit dem Namen Hans Holbein (Nr. 529) bezeichnet worden. Bei der Ausarbeitung des neuen Katalogs entdeckte Hübner „auf der Rückseite des Bildes, welche ganz als Malfläche benutzt war, eine höchst interessante Darstellung eines Symbols, wie sie in der Zeit burgundischer Blüte häufig vorkommen — nämlich die Abbildung einer Barbikane, eines Unterwalls bei Befestigungen — verbunden mit einer sog. Devise, welche in altfranzösischen Schriftzügen lautet: Nul ne si frote — Nul ne s'y frotte." Dies diente zur Ermittelung der dargestellten Persönlichkeit.

Im Stuttgarter Museum erregt ein Bild die Aufmerksamkeit, welches ebenfalls, und zwar von keinem Geringeren als Waagen, für ein Werk Memling's erklärt und als „König David und Bathseba" bezeichnet worden ist. Der Katalog, 1867, schreibt es dagegen unter Nr. 398, wie früher Waagen selbst, dem Rogier Van der Weyden zu und sagt besser: „Bathseba aus dem Bade steigend," denn vom König David ist Nichts wahrzunehmen. Auch Förster, und Andere theilen die Annahme des Katalogs, während Waagen, Handbuch I, 114, das Bild um deßwillen als besonders merkwürdig hervorhebt, weil es „die einzige nackte Figur in Lebens-

größe von Memling" sei; „Zeichnung und Modellirung" erscheine „für die Zeit wohlgelungen." Ich meinestheils kann dieser Auffassung nicht recht beipflichten, wenn ich auch freilich an die Urheberschaft Rogier's eben so wenig glauben mag. Herr Dr. O. Eisenmann, der mit kundiger Hand eine zweite Ausgabe von Waagen's Handbuch vorbereitet, pflichtet nach einer freundlichen Mittheilung vom 8. April 1875 „nach wiederholter genauer Prüfung entschieden" der Meinung Waagen's bei. W. Lübke, in v. Lützow's Zeitschrift für bildende Kunst, 1868, III, 230, hält mit O. Mündler das Bild für „ein bedeutendes Werk des Quentin Matsys;" auch Crowe und Cavalcaselle sprechen es dem Memling ab. — Das Bild ist auf Holz gemalt, 6′ 7″ hoch und 3′ breit, und macht keinen besonders anziehenden Eindruck; der verstorbene König Wilhelm soll ihm immer den Rücken zugekehrt haben, so oft er in die Nähe kam. Allerdings ist die „Zeichnung" nicht schlecht; allein die Haltung ist eckig, die Gestalt mager und ungefällig, das Gesicht matt und nichtssagend, das Haar unter einer leichten Hülle anscheinend so spärlich, daß man fast an einen Kahlkopf denkt. Kurz, die ganze Erscheinung hat kaum etwas Schönes und David würde durch den Anblick einer solchen Gestalt schwerlich zur Sünde verleitet worden sein. Aus einem Badevorhange hervortretend, ist der Oberkörper ungefällig vorgeneigt, der linke Fuß tritt in einen plumpen, ledernen Pantoffel, während der rechte noch verborgen ist und der andere Pantoffel leer dasteht. Eine Dienerin bedeckt die Gestalt von rückwärts mit einem Laken, dessen untern Zipfel „Bathseba" mit der linken Hand erfaßt und vor den Leib hält. Vor ihr steht ein Henkelgefäß und ein Waschbecken; neben der Dienerin ein kleiner, weißer, pudelartiger Hund. Ueber die Herkunft des Bildes, das durch Schaben rc. vielfach gelitten hat und zum „königlichen Apanagegut" gehört, scheint keinerlei Auskunft vorhanden zu sein; wenigstens vermochte mir Direktor Rustige bei aller Gefälligkeit keinen Fingerzeig zu geben.

Nach Parthey's Deutschem Bildersaal soll ein Herr J. Gavard in Stuttgart ein angebliches Bild von Memling besessen haben, nämlich „Laurentius und Jacobus", 2′ 3″ hoch,

1′ 4″ breit. H. Rustige, den ich darüber befragte, bezweifelt die Richtigkeit der Angabe; bei der vor einigen Jahren Statt gehabten Versteigerung der Gavard'schen Sammlung sei von keinem Memling die Rede gewesen.

Frankfurt hat in der Städel'schen Kunstanstalt Nr. 63 ein aus der Sammlung Wilhelm II. stammendes Brustbild eines Mannes, das bei der Versteigerung zwar nicht für ein zweifellos Memling'sches Werk ausgegeben wurde, das aber doch unserem Meister sicherer angehören dürfte, als die meisten der damals verkauften Bilder. Im Haag hielt man es irrig für das Bildniß des Meisters selbst. Der Dargestellte legt die Hände auf eine Brüstung; der Kopf ist mit einer hohen rothen Mütze bedeckt, unter welcher das dünngeschnittene Haar auf der Stirn hervortritt; das schwarze Kleid ist mit Pelz besetzt; den Hintergrund bildet Landschaft mit einer Kirche 2c.; ein Mann spielt mit einem Hunde. Die Hände sind außerordentlich fein und sorgfältig behandelt. Höhe 40 cm., Breite 30½. Eine Photographie davon bei Joh. Nöhring in Lübeck.

Ein anderes Gemälde der Sammlung (Nr. 64) von annähernd derselben Größe wird der „Memling'schen Schule" zugeschrieben, gehört aber sicherer einem Nachfolger des Dirk Bouts an. Ein Verzeichniß der „Photographischen Reproduktionen" aus dem Städel'schen Institut von Joh. Nöhring in Lübeck bezeichnet das Bild als eine „Madonna nach dem in Straßburg verbrannten Gemälde Memling's." (Vergl. Zeitschrift für bildende Kunst, 1874, Heft 1.) Maria sitzt mit dem Christuskinde auf einem reichgeschmückten Throne. Es wird wohl dasselbe Bild sein, das im Deutschen Bildersaal II, 104 aufgeführt wird.

Ein drittes Bild, das früher ebenfalls dem Memling zugetheilt worden sein soll, ist 1870 in der Versteigerung Brentano-Birckenstock zu Frankfurt a. M. für 5300 Gulden erstanden worden. Vorbesitzer unbekannt. Im Katalog (Nr. 58a) ist es als ein Werk „Stuerbout's" aufgeführt: Die Sibylle verkündet dem Kaiser Augustus die Geburt des Heilands. Die Himmelskönigin schwebt mit dem Christkinde in der Höhe; vorn kniet der Kaiser; ein braunes Windspiel in der Nähe; in der reichen Landschaft allerlei Gethier:

Pfauen, Schwäne, Schafe, Eidechsen, Störche &c. Die Bezeichnung der Urheberschaft ist wohl nicht ohne Bedenken.

Eine jüngere Erwerbung des Museums wird Memling von Einzelnen abgesprochen und Jan Van Eyck zugeschoben. Der heil. Hieronymus als jüngerer Mann aufgefaßt, kniet vor einem rechts an einem Baum hängenden Bilde des Gekreuzigten. Vor ihm ruht der Löwe und hinter demselben liegt der Kardinalsmantel am Boden. Felsen und Bäume im Hintergrunde. Holz; 32 cm. hoch, 22 breit. Stammt aus Paris; gekauft 1874 vom Frankfurter Kunstverein für 1000 Gulden. (Springer a. a. O. S. 327; Repertorium für Kunstwissenschaft von Franz Schestag, Stuttgart, 1875, S. 100.)

Eine Maria mit dem Kinde in der Sammlung des Herrn Gontard in Frankfurt wird von Crowe und Cav. „unter den Gemälden, welche dem Memling grundlos beigelegt worden," aufgeführt.

Die Gemäldesammlung zu Darmstadt zeigt unter Nr. 672 eine „Maria mit dem Kinde", das in einem Buche blättert; ein werthvolles Bild, aber schwerlich unserm Meister selbst angehörig, wie der Katalog angibt. Die Jungfrau auf einem mit Arabesken gezierten Thronsessel sitzend, ist von einem rothen Mantel umflossen, das Haupt von einem Strahlenkranze umgeben, während vom Haupte des Christuskindes Kreuz-Strahlen ausgehen. Die Hände sind besonders schön. Rechts die heil. Cäcilie, links vier singende Frauen, an Jan Van Eyck erinnernd; offene Gegend mit Hügel und Bäumen als Hintergrund. Ueber die Herkunft ist mir Genaueres nicht bekannt geworden. Höhe etwa 3′, Breite 2′.

Im Museum zu Wiesbaden hat nach Crowe und Cavalcaselle eine Salutation no claim whatever to the name of Memling.

Das sg. Gothische Haus im herzoglichen Park zu Wörlitz bei Dessau enthält eine wenig bekannte, aber sehr beachtenswerthe Sammlung von Gemälden, etwas über 1600 an der Zahl, die der kunstsinnige Herzog Leop. Fr. Franz in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zusammengebracht hat. Leider ist über die Herstammung der meisten Bilder Nichts bekannt; die vorgenommene Bezeichnung ist großen Theils überkühn, die Aufstellung vielfach mangelhaft. Unter den besseren Werken finden sich auch

mehrere, welche dem „Hans Hemling“ zugeschrieben worden sind und deren zwei auch Parthey's „Bildersaal,“ II, 102, gedenkt: Die Kreuzigung Christi und Johannes der Täufer. Die erstere, Nr. 1499, ist ein zierliches Bildchen, 24 cm. hoch, 21,7 breit, fein und sauber, aber sicher nicht unserem Meister angehörig; der letztere, „als Statue,“ grau in Grau gemalt, Nr. 1619, etwa 102,5 cm. hoch, 60,2 breit, hat über der Zimmerthür einen so ungünstigen Platz, daß eine genauere Beurtheilung nicht möglich ist. Doch erinnert das Werk an ähnliche Arbeiten und steht dem Meister näher als die „Kreuzigung.“ Diese zeigt eine kalte, miniaturenartige Behandlung und ist bei aller Feinheit doch mehr eine Handwerksarbeit, als ein selbständiges Kunstwerk. In der Mitte der gekreuzigte Christus; links sechs Figuren: Johannes mit Maria und anderen Frauen; rechts drei Reiter, drei Kriegsknechte zu Fuß, von denen einer sehr verzeichnet ist; im Hintergrunde ein Weg nach Jerusalem, das in der Ferne sich zeigt; im Mittelgrunde ein dunkler Windhund u. s. w. Das Bild wäre, wie man nach Mündler mittheilt, auf Palmholz gemalt.

Der Johannes soll mit drei andern Bildern, darunter Adam und Eva von A. Dürer und „Maria mit dem Kinde von Engeln umgeben,“ um 1828 „auf der Campe'schen Auktion“ erworben worden sein. (Matthisson, Lit. Nachlaß, Berlin, 1832, I, 19.)

Hervorragend ist ein drittes Bild: „Die heilige Jungfrau mit dem Jesusknaben auf dem Schoße,“ Nr. 1487, 59 cm. hoch, über ⅔ so breit; im Verzeichnisse dem Hugo Van der Goes, „nach Andern dem Hans Hemling“ zugeschrieben. Aus zwei Siegeln der Academia di Milano hat man entnehmen wollen, daß etwa um 1765 oder 1766 das Werk in Mailand durch Herzog Franz angekauft worden sei. Dem Gegenstande und der Darstellung nach erinnert das Bild sehr lebhaft an andere Gemälde, z. B. an ein Bild Memling's in den Uffizien zu Florenz, von dem noch später die Rede sein wird, ferner an ein Gemälde des Belvedere in Wien, an Bilder in Paris, Antwerpen, England u. s. w. Maria, auf einem Throne sitzend, hält das Kind auf dem Schoße, welches die linke Hand auf ein offenes Buch legt, während die rechte nach einem Apfel

greift, den ihm ein Engel, der in der linken Hand eine Geige hält, zureicht. Der Engel steht links und trägt einen reichen Arabesken-Ueberwurf; rechts ebenfalls ein Engel, in blauem Kleide, die Harfe spielend. Zu beiden Seiten des Throns offene Landschaft sichtbar. Rechts ein Nachen mit zwei Personen, links Festungsgräben mit einem Schwan; auf einer Brücke ein Reiter, den ein grüßender Mann erwartet. Ein thurmartiges Schloß zeigt Rundbögen, die zum Theil arabeskenartig verziert sind, gemalte Standbilder ꝛc. Fast Alles vortrefflich gearbeitet; die Hand des einen Engels besonders schön. — Crowe und Cavalcaselle nennen das Bild a charming repetition on a small scale of the Uffizi Madonna. Leider sind hier und da Beschädigungen durch Reibung sichtbar.

Eine kleine bemerkenswerthe Gemäldesammlung findet sich in dem gräflich Sierstorpff'schen Schlosse zu Driburg. — Herr C. H. von Sierstorpff hat 1817 und 1822 zu Braunschweig, wo sich die Sammlung früher befand, eine ausführliche Beschreibung der Bilder drucken lassen. Nach S. 11 und 267 erwarb er die in Parthey's Bildersaal als ein Memling'sches Werk aufgeführte Anbetung der Könige, mit zwei Flügeln, Nr. 112, auf seinen Reisen in den Niederlanden. Sie wurde ihm als ein Bild „Van Eyck's verkauft;" er selbst aber schrieb sie anfangs dem Memling, später, um 1831, in einem Nachtrage zu dem Verzeichnisse, S. 305, dem Johann Schoreel zu, indem er nun ein anderes Bild, Nr. 74, das er früher für ein Erzeugniß eines unbekannten „spanischen Meisters" genommen hatte, dem Memling zutheilte. Es kommen also eigentlich zwei Gemälde der Sammlung in Betracht. Das erstberührte ist nach den Angaben des Verzeichnisses 3' 2" hoch, 2' 2" breit, das zweite 1' 8" hoch und 1' 3" breit. Beide sind Altarbilder, beide stellen die Anbetung der Könige dar; die Auffassung und Behandlung aber ist sehr verschieden. Das erste Bild, dessen Flügel später mit dem Mittelstücke zusammengerahmt worden sind, wird folgendermaßen beschrieben: „In der Mitte des oben abgerundeten Mittelstücks sitzt unter den noch größten Theils erhaltenen Ruinen eines tempelartigen Gebäudes die Mutter des Heilandes mit dem ungefähr ein halbes Jahr

alten Kinde auf dem Schoße; vor diesem knieet ... der ältere König, in einem mit braunen Pelzwerk gefütterten Purpur-Mantel dargestellt .. Das heil. Kind reicht ihm wohlwollend beide Hände zu, die er andachtsvoll zu küssen im Begriff ist. Hinter ihm der heil. Joseph mit einem Stocke .. Rechts mehrere Personen ... der vorstehende in rothem Gewande wohl der König Herodes, dessen theils bewaffnetem Gefolge sich auch der Teufel selbst, hier mit einem grünen Rocke und einem Pferdefuße vorgestellt, zugesellt hat. ... Auf der Klappe rechts der Mohrenkönig und auf der linkerseits der dritte König, beide stehend ... Der Mohrenkönig hat einen großen windspielartigen Hund neben sich, auf dessen Halsbande mehrere, wahrscheinlich dem ersten Eigenthümer des Bildes angehörig gewesene Wappen und Namenszeichen befindlich sind."

Von dem kleineren Bilde heißt es S. 213: „Das Mittelstück stellt die Anbetung vor ... unter reichverzierten Bogengängen, oben zerfallen, sitzt die Mutter mit dem Kinde, das von einem vor ihm knieenden Könige das dargebrachte Geschenk annimmt, während die beiden andern die ihrigen noch in den Händen haben. Rechts steht der heilige Joseph ... hinter ihm, in einem stallmäßigen Verschlage ... Ochse und Esel; links am Eingange zwei Leibgardisten, wovon der eine Schild und Wurfspieß, der andere einen verkappten Falken trägt ... Auf der innern Seite der linken Klappe ist mit der Unterschrift 2. Sam. 23 die Geschichte der Helden abgebildet, welche David zum Wasserholen aufgerufen hatte. Er ist auf dem Throne sitzend vorgestellt, neben dem ein weißer windspielähnlicher Hund liegt. Gegenüber auf der rechten Klappe mit der Unterschrift: 2. Paralipomenon 9., erscheint die Königin von Saba vor dem Throne Salomon's ... An der untern Stufe ist ein Affe angekettet ..." Auf den Außenseiten der Flügel sollen Kaiser Karl V., Ferdinand I. ꝛc. abgebildet sein, jedoch später und von einem andern Meister. Die „Leibgardisten" seien ganz so hingestellt, wie auf einem Gemälde von Memling in der Boisserée'schen Sammlung ꝛc.

Meines Erachtens sind Taufe und Umtaufung nicht ohne große Bedenken. So zuversichtlich die „Berichtigung" auftritt, so dürfte doch weit eher an Horebout, als an Memling zu denken

sein. Die Arbeit ist von feinster, zierlichster Art; allein es fehlt durchaus Memling's Wärme und Innigkeit; und die Auffassung und Darstellung des ganzen Gegenstandes ist ebenfalls eine andere, als auf Memling's Werken. Dagegen erinnert in dieser Hinsicht das größere Bild lebhaft an die Weise Van der Weyden's und Memling's auf den Anbetungen in München und Berlin.

Die Angabe v. Sierstorpff's, daß auf dem Halsbande „Wappen und Namenszüge" befindlich seien, ist nicht genau; wenigstens habe ich keine Namenszüge wahrgenommen. Die Figur auf einem Schilde links, etwa so gestaltet ⚓, kann, wenn kein Anker darin zu finden ist, wohl nur als eine Marke betrachtet werden. Ein anderer Schild rechts enthält den doppelten schwarzen Adler, wie er sich an den Fenstern der Berliner Bilder findet. Uebrigens ist dies Windspiel weit besser gezeichnet, als der Windhund des kleinern Bildes, der fast ein Schafsgesicht hat. Er befindet sich dort auf dem Flügel links, und ein zweites weißes Windspiel ist auf dem Mittelbilde durch eine Bogenöffnung links wahrnehmbar.

Zur Vergleichung will ich noch die zweimalige Form des M. in den beiden Inschriften auf den Flügeln hersetzen, nämlich **M**; die Vokale sind erheblich niedriger als die Konsonanten.

Eine ansehnliche Gemäldesammlung sah man früher bei dem Stadtbaumeister J. P. Weyer in Köln, von welchem in den fünfziger Jahren zwei oder drei Bilder für Werke Memling's ausgegeben wurden. Nachgehends scheinen noch mehrere andere hinzugekommen oder hinzugerechnet worden zu sein; ein deutsch und französisch verfaßtes, gedrucktes Verzeichniß führt sechs Memlings und außerdem ein Bild von einem „Nachfolger" und zwei andere von einem „Nachahmer" Memling's auf. Namentlich ward eine s. g. thronende Maria betont; ferner eine Maria mit dem Kinde, eine Pieta &c. Auf dem ersten, allerdings höchst werthvollen Bilde erinnerte besonders der heil. Georg in Rüstung und der nebenknieende Stifter des Bildes an Memling's Art, während Anderes an Dirk Bouts streift. Das auf dem Schoße der Mutter sitzende Christuskind neigt sich einem knieenden weißgekleideten zitherspielenden Engel zu, dem es das Händchen entgegenstreckt; das andere Händchen ist auf ein offenes Buch,

Digitized by Google

worin die Mutter liest, gerichtet. Im Mittelgrunde Landschaft mit Bauwerken, dahinter Gewässer mit Schiffchen. Höhe 20½," Breite 14¼", auf Holz. — Als im August 1862 die Sammlung versteigert wurde, kam das Bild für 4600 Thaler und 10 Procent Aufgeld an Herrn Mündler, und zwar für die Nationalgalerie zu London bestimmt.

Ein „ganz gleiches Bild“ findet sich, wie mir Professor Andreas Müller in Düsseldorf mittheilte, in der Gemäldesammlung des Fürsten von Hohenzollern in Sigmaringen unter Nr. 194. Müller beschreibt es, wie folgt: „Maria sitzt in einer offenen Halle mit Aussicht auf eine weite, durch Wasser und Schiffe belebte Landschaft, auf einem Throne, der eine hohe mit reichem Teppich geschmückte Rückwand hat, und der oben mit einem Baldachin endigt. Zu Füßen über den Thronesstufen ein gemusterter Teppich. Maria hat ein mit Pelz verbrämtes dunkelblaugrünes Kleid und einen vorne purpurrothen Mantel. Mit der Rechten hält sie das auf ihrem Schoße sitzende nackte Christuskind, mit der Linken ein offenes Buch. Zu ihrer Rechten kniet in violettweißer Tunika ein zitherspielender Engel; zu ihrer Linken im Vordergrunde kniet der Stifter, hinter welchem sein Schutzpatron, der heil. Georg steht. — Das Bild ist vollständig intakt, ... auf Holz gemalt, und zwar auf einem, aus einer großen Tafel (die offenbar für ein größeres Bild bestimmt war) geschnittenen Stück.“ Dies Stück hat eine Höhe von 55,3 cm. zu einer Breite von 38,4; das Bild selbst ist „im Lichten“ 54 cm. hoch und 37,5 breit, also um ein Weniges größer, als das andere Gemälde. Auch sind die beiden Werke noch in Nebensachen verschieden: namentlich zeigt das Sigmaringer Bild, wie mir Professor Müller auf weitere Anfrage mittheilte, zu beiden Seiten „Säulen, auf deren Kapitälen Gewölbeansätze, gegen die Mitte sich wendend, ruhen. Von dem oberen Theile des Baldachins, unter welchem Maria sitzt, gehen rothe Schnüre nach Oben und verschwinden hinter dem Rahmen, deuten aber darauf hin, daß sie an dem (gedachten) Bogen, der über die beiden Säulen gespannt wird, befestigt sind.“ Dies Alles findet sich auf dem Londoner Gemälde nicht. — Ueber

die Herstammung des „herrlichen Werks von Memling" gibt Müller noch folgende Auskunft: „Das Bild, offenbar das erste und beste von beiden Exemplaren, stammt, wie das andere aus einer adeligen Familie; wer und wo dieselbe war, konnte ich nicht erfahren. Beide Bilder waren ehedem im Besitze des Konservators Geerling in Köln, von welchem nach langen Bemühungen Weyer das eine erstand. Jedenfalls aber wird Geerling demselben nicht das beste gegeben, sondern für sich behalten haben. Nach Geerling's Tode erbte das Bild mit anderen sein Bruder, Weinhändler in Ahrweiler, von dessen Wittwe es der Dekorationsmaler Kleinertz in Köln kaufte, und von Kleinertz erwarb ich es für den Fürsten 1869 um 1250 Thaler." — Herr Müller bezeichnet das Bild als das „geistvoller und freier behandelte" von beiden Werken, und bedauert auf Grund einer älteren und einer neueren Photographie von dem anderen Gemälde, daß dies durch eine nichtsnutzige Restauration in London sehr gelitten habe, indem das Teppichmuster des Thrones ganz verändert und das Gewandmotiv beeinträchtigt worden sei.

Das zweite Gemälde der Weyer'schen Sammlung, Maria dem Kinde einen Apfel darreichend, schien mir, als ich in den fünfziger Jahren die Sammlung sah, nur einem Schüler oder Nachahmer des Meisters anzugehören. Es wird dasselbe sein, welches in dem erwähnten Verzeichnisse als Mittelstück eines „kleinen Hausaltars" von 13" Höhe und 21" Breite aufgeführt ist; auf den Flügeln musicirende Engel. 1862 kam dies Werk für 41 Thaler an einen Herrn Parsons in Brüssel.

Ein drittes Bild, ein Zweiblatt, zeigt innen Maria mit dem todten Sohn im Arm und den Schenker Guillermus Sculteti, dictus de Mechlinia, wie eine Ueberschrift besagt, mit dem Zusatze: fundator hujus confrat. Portionar. perpet. eccl. ie. Bti Nicolai, und mit dem Datum: 9. Juni 1482. Auf dem Außenbilde, Christus am Kreuz, unten in der Ecke links, schienen sich die Buchstaben zu zeigen: HIHL . . . was den Glauben an die Echtheit des Bildes nicht sonderlich vermehren konnte. Auf meine Anfrage erfuhr ich, daß die Zeichen noch vorhanden sind. Die Jahreszahl hat die Form: ∘1482∘

Das Verkaufsverzeichniß führte das Bild, 11″ hoch, 8 1/2″ breit, folgendermaßen auf: „Die Pieta. Porträt des Bildhauers Wilhelm aus Mecheln, und rückwärts Christus am Kreuze mit einem anbetenden Mädchen.“ Worauf sich der „Bildhauer“ stützt, weiß ich nicht. Bei der Versteigerung ward es für 225 Thaler und 5 Procent Aufgeld an Professor Andreas Müller in Düsseldorf verkauft. Jetzt befindet es sich unter Nr. 1 in der Gemäldesammlung des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Das Hauptbild ist von ergreifendem Ausdruck; Darstellung und Behandlung innig und zart. Von Memling aber rührt es sicher nicht her. Auch Professor Müller „kann an Memling nicht denken,“ weiß jedoch auch keinen „andern Meister dafür anzugeben.“

Weiter zählte der Katalog als ein Werk Memling's auf: „Brustbild der Mutter Anna in weißem Mantel;“ Holz; 31 1/2″ hoch, 23″ breit; Grund roth. Dasselbe ward von einem Kölner Kunstfreunde, dem Kaufmann Ruhl, für 96 Thaler nebst Aufgeld erstanden und kam in den Besitz der Fürstin Liechtenstein.

Ferner ward in der Weyer'schen Versteigerung „die Anbetung der Könige,“ auf Leinwand, 12″ hoch, 9″ breit, als ein Werk Memling's ausgeboten und von einem Herrn Parsons für 52 Thaler erworben, was kein Preis für ein Memling'sches Bild ist.

Ein sechstes Bild, angeblich von Memling, „Portrait en profil des Herzogs Wenzeslaus von Brabant,“ auf Holz, 13″ hoch, 9 1/2″ breit, kam für 41 Thaler an die Antiquariatshandlung von Heberle in Köln; die Urheberschaft ist sicher zweifelhaft; über Verbleib Nichts zu erfahren.

Außerdem wurden von „Nachahmern“ Memling's eine Flucht nach Aegypten (10″ hoch und 6″ br.) und eine „Opferung des Kindes im Tempel“ und von einem „Nachfolger“ ein 17 1/2″ hohes, 13 1/2″ br. Bild verkauft: „Ein fürstlicher Herr mit seinem Söhnchen in betender Stellung unter dem Schutze des h. Servatius.“

Der Baumeister Weyer hatte 1840 in Köln einen „Petrus in päpstlichem Ornate“ ausgestellt, angeblich von Memling; ich habe aber nicht erfahren können, wohin das Bild gekommen ist. Ebensowenig vermochte ich über die anderen Werke Weiteres zu ermitteln. Ueber die Sammlung Weyer's vergl. M. Unger

im Deutschen Kunstblatt, 1853, S. 259. fgg.; über die erstgenannte Madonna insbesondere S. 270. Die Nachrichten über den Verkauf der Sammlung ꝛc. verdanke ich der Güte des Herrn Stadtarchivars Dr. Ennen zu Köln.

Parthey's Deutscher Bildersaal gedenkt noch mehrerer angeblicher Bilder Memling's in Köln, nämlich eines kleinen „Hausaltars mit Flügeln," Mittelbild Maria mit dem Kinde vorstellend, bei Herrn Neven, und einer Maria mit dem Kinde bei dem Gutsbesitzer Clavé v. Bouhaben. Hinsichtlich des ersten Bildes muß ein Irrthum obwalten. Herr Neven, ein großer Kunstfreund und Handelsherr in Köln, besitzt in seiner Sammlung werthvoller, namentlich niederländischer Gemälde, wie mir Dr. Ennen wiederholt versichert hat, das fragliche Mittelbild nicht, sondern nur zwei Flügel, je 14" hoch und 4 ½" breit. Der eine stellt den knieenden Stifter des Werks mit einem Bischof dar, im Hintergrunde eine Burg; der andere die knieende Stifterin mit ihrer Schutzheiligen, im Hintergrunde einen Tempel. Beide Bilder wurden um 1840 in Brüssel gekauft. Außerdem erwarb Herr Neven von dem verstorbenen Kunstfreunde Phil. Engels „eine Madonna mit dem Kinde", welche dieser als ein Werk Memling's betrachtete, von der sich aber herausstellte, daß sie nicht diesem, sondern dem jüngern Van Eyck angehöre. — Das Bild des Herrn Clavé von Bouhaben wurde von dessen Schwiegervater, dem Kaufmann Zanoli, 1835 in Brüssel angekauft, ist 1 ½' hoch und 1 ⅛' breit, und stellt die Himmelskönigin mit dem kleinen Heiland dar, wie sie auf einer Mondscheibe sitzend von zwei Engeln gekrönt wird. — Ueber ein Madonnenbild, das 1842 beim Kunsthändler Lafontaine in Köln ausgestellt gewesen, s. E. Förster, Nachträge zu Passavant im Kunstblatt, 1843, S. 269. Die Höhe des Bildes wird zu 2', die Breite zu 1' 4" angegeben. Die Jungfrau sitzt auf einem Throne und hält das Christuskind auf dem Schoße, „das im Begriff ist, die Blätter eines Buches umzuschlagen." Zur Seite ein Engel, ein Saiten-Instrument spielend; hinter dem knieenden Stifter der heil. Georg; im Hintergrunde „Meeresufer (?) mit einem absegelnden Schiff." Ueber das weitere Schicksal des Bildes

konnte ich nichts Bestimmtes ermitteln. Wahrscheinlich ist es mit einem der vorerwähnten identisch.

Ueber die Sammlung Christoph Raban Ruhl's in Köln, insbesondere über einen heil. Christoph mit dem Christkinde in einer Landschaft, s. Deutsch. Bildersaal II, 104 und Gazette des beaux arts, 1866, t. 21. p. 496. Der Christoph stammt aus der Sammlung des Königs von Holland. (S. oben S. 323.) — Drei schöne Bildchen, $5^{7}/_{8}$ inches oder $15^{1}/_{2}$ cm. hoch und $3^{1}/_{2}$ oder 9 cm. breit, schreibt Weale, A. notice, p. 19, dem Memling zu. Sie sind in einem Rahmen verbunden; im Mittelbilde die Messe des heil. Gregorius, auf dem rechten St. Hieronymus mit dem Löwen, auf dem linken St. Michael, der Drachensieger, die Waage haltend. Nach dem Tode Ruhl's ward die Sammlung am 15.—18. Mai 1876 durch Herrn Heberle versteigert. Die vereinten Bilder kamen für 800 Thaler an Herrn Direktor Kohlbacher in Frankfurt a. M., der Christoph für 600 Thaler an das Dresdener Museum.

Im „Deutsch. Bildersaal" werden als Memling'sche Werke noch folgende aufgeführt: eine Mariä Heimsuchung bei Speck-Sternburg zu Lützschena und ein Marienkopf, Studie auf Pergament, $3^{1}/_{2}$" hoch, 2" breit, auf Schloß Roland; sodann neun Bilder, sämmtlich zu Köln, in der „Art" des Memling bezüglich von ihm selbst, nämlich: der oben erwähnte Christoph; ferner Rochus und Christophorus in der Wallraf'schen Sammlung; St. Katharina in ganzer Figur bei Weyer; die heil. Natalie daselbst; zwei Flügel eines Altarbildes, Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist, 1' $1^{1}/_{2}$" hoch, je 5" breit, ebendaselbst; Maria mit dem Kinde, die Flügel (mit musicirenden Engeln) angeblich von Memling selbst, 1' 1" hoch, zusammen 1' 8" breit, in einem Rahmen, ebenfalls bei Weyer; endlich Maria mit dem Kinde bei Th. Kamper. Das vorletzte Bild fällt offenbar mit dem obenerwähnten „kleinen Hausaltar" zusammen. Ich kenne alle diese Bilder nicht näher.

Ueber die zuerst genannte Heimsuchung hat mir jedoch deren Besitzer, Freiherr Speck von Sternburg zu Lützschena bei Leipzig, Folgendes mitgetheilt: Das Bild wurde vom Vater des

jetzigen Eigenthümers in den Jahren 1810 bis 1824 „muthmaßlich aus der fürstlich Reuß'schen oder aus der Winkler'schen Sammlung" erworben. Es ist auf Holz gemalt, 58 cm. hoch, 36 breit. Die Höhe der beiden Figuren, Maria in blauem Gewand, und Elisabeth in rothem Gewand, beträgt 32 cm., beide „außerordentlich fein gemalt und edel gehalten, frei von Verzeichnung, höchst sauber in der Ausführung." Bis vor 10 Jahren galt das Bild für ein Werk Memling's. Damals erklärte es Crowe für eine Schöpfung des Gerhard Van der Meire (um 1450 in Gent), welchem Ausspruche der Herr Besitzer „Glauben zu schenken geneigt ist." Vergl. J. A. Crowe, Handbook, S. 89.

Im städtischen Museum in Straßburg, wurde früher eine Vermählung der heil. Katharina bewahrt und von Einigen als ein Werk des Lukas von Leyden betrachtet, von Passavant aber im Kunstblatt von 1843, S. 257 fgg. dem Memling zugeschrieben. Derselben Ansicht war früher Waagen; in dem Buche: Kunstwerke und Künstler in Baiern 2c., 1845, II, 356, erklärt er das Bild „sicher für ein sehr ausgezeichnetes Werk von H. Memling," das „in vollem Maaße die Schönheit des Gefühls, die liebevolle feine Durchbildung, die durchsichtige, warme Färbung dieses Meisters habe." Später aber hat er das Bild dem Gerh. Horebout zugetheilt. Leider scheint das Kunstwerk, dem man so leicht einen sichern Platz hätte verschaffen können, während der Belagerung, 1870, zu Grunde gegangen zu sein; ich habe mich 1873 erfolglos darnach erkundigt. — Rathgeber S. 114 und Hédouin S. 275 führen „Trinker," »Buveur,« in Straßburg unter Memling's Namen auf; Waagen aber maß die „ausgelassene Gesellschaft" dem Jan Messys bei.

In der Schweiz waren bisher keine Werke von Memling aufgeführt worden. Jetzt zählt ein Wegweiser für die Besucher der Kyburg bei Winterthur, 1876, ein angebliches Bild unseres Meisters zu den Kunstschätzen, welche sich auf dem alten Stammschlosse der Mutter Rudolph's von Habsburg befinden. Die prachtvoll gelegene Veste hat sich stärker erwiesen, als die längst zerfallene Habsburg. In der Kapelle, mit merkwürdigen alten Wandgemälden, wurden unter Rudolph und seinen nächsten Nachfolgern

die Reichskleinodien bewahrt. Im 15. Jahrhundert kam die Burg durch Versatz an Zürich. Um 1831 ward sie verkauft; 1865 erwarb sie Oberstleutenant Pfau, und schuf daraus einen anziehenden Sitz der Kunst. Gegen zweihundert Bilder schmücken die alte Burg; darunter das langvermißte Original der Madonna del Popolo von Raphael. — Als ein Bild von Memling steht unter Nr. 5 eine Auferstehung verzeichnet: „Christus, die Siegesfahne in der Hand, schwebt aus dem Grabe, während drei Kriegsknechte schlafend am Boden liegen und ein vierter nach dem im Hintergrunde angedeuteten Jerusalem eilt; die drei Marien nähern sich (von rechts) dem Grabe, hinter ihnen eine baumreiche Gegend; links der Eingang zur Grabeshöhle in lebendigem Fels." — Das Bild stammt nach freundlicher Mittheilung des kunstsinnigen Besitzers aus der vor etwa 20 Jahren aufgelösten Asmuth-von-Fechenbach'schen Sammlung zu Baden-Baden und kostete etwa 3000 Frank. Alle Kenner „hegten an der Echtheit nicht den mindesten Zweifel;" namentlich erklärten sich „Waagen und Gottfr. Kinkel mit der Bezeichnung" des Katalogs einverstanden. Die Zeichnung wird als sehr korrekt geschildert, „die Färbung klar, tief und warm, das Roth geradezu leuchtend; die Ausführung bis in alle Einzelnheiten ungemein fleißig und zart, die Pinselführung ganz miniaturenartig." — Höhe 90, Breite 78 cm. Auf Holz.

Unter den Kunstwerken in Wien nimmt Waagen, der über die „vornehmsten Kunstdenkmäler" der alten Kaiserstadt ein besonderes Werk herausgegeben hat — Wien, 1866. 1867, I, 174. 181. 189. 278; II, 328. 337 — folgende für Memling in Anspruch: ein Flügelaltärchen in der Galerie des Belvedere, welches dort dem Hugo Van der Goes beigemessen wird; die Mitte (Nr. 6) stellt Maria unter einem reichen Thronhimmel dar, „ganz" der auf dem Brügger Bilde der Vermählung gleichend; ein Engel reicht dem Kinde auf ihrem Schoße, in der einen Hand eine Geige haltend, mit der andern einen Apfel; die Flügel (Nr. 10) zeigen Johannes den Täufer und Johannes den Evangelisten. (I, 181), Der Katalog von 1872 gibt die Höhe zu 2′ 2″, die Breite zu 1′ 5 ½″ an. — Sodann eine thronende Maria, welche mit dem Kinde zusam-

men einen Apfel hält, in der Galerie Liechtenstein; irrig dem Lukas Cranach zugeschrieben. (I, 278). Ferner einen Sündenfall in der Ambraser Sammlung, die Schlange als „bunte Eidechse mit einem Frauenkopfe" aufgefaßt; ein kleines Bild, wahrscheinlich „Flügel eines Altärchens," von feinster edelster Arbeit, mit einer ausgezeichneten Landschaft, 1' hoch, 8" breit. Die Rückseite zeigt grau in Grau die heil. Genoveva in einem Buche lesend und eine Kerze haltend, „die ein Teufel auszublasen versucht". „Die Schönheit der Gesichtszüge, der Adel der schlanken Gestalt, die Reinheit des Geschmacks in den Falten rc. erregen die größte Bewunderung". (II, 337). — Von einem trefflichen Brustbilde Karl's des Kühnen in derselben Sammlung meint Waagen (II, 328), daß es ebenfalls „gar wohl von Memling herrühren könnte." Dagegen werden zwei Bildnisse, Mann und Frau, in der Liechtenstein'schen Sammlung, „mit Bestimmtheit" der Hand des Antonello da Messina, (I, 280) und die gekröntwerdende Maria in der k. k. Akademie (I, 246), dem Dirk Bouts zugeschrieben. Anton Springer, a. a. O., S. 326, hebt die „Krönung Mariä" aus einer „Reihe von Bildern" hervor, welche zu einem Vermächtnisse des Grafen Lamberg-Sprinzenstein gehören und „vollständig in Memling's Weise gehalten seien."

Außerdem theilt das Verzeichniß der Sammlung des Belvedere „eine Beweinung des vom Kreuze abgenommenen Heilands, ein Meisterwerk von tiefstem Gefühl und liebevollster Durchführung," 13" hoch, 58 ½" breit, sowie ein zweitheiliges Bild, die Kreuztragung und die Auferstehung, 1' 9½" hoch, 1' 9" breit, dem Meister des Ursulaschreins zu. Auch Waagen (I, 174) bezeichnet dies letzte Werk, soviel „die wenigen erhaltenen Theile errathen lassen, als ein echtes und ursprünglich schönes Bild" von Memling und zwar aus dessen spätester Zeit. Die Kreuztragung erinnert lebhaft an den entsprechenden Theil „des Lübecker Bildes."

Rathgeber, Annalen, S. 107, zählt „Adam und Eva" in Wien auf; anderweit dem Hugo Van der Goes zugeschrieben. Waagen (I, 189) bezeichnet diese Bilder (Nr. 60) 2' 2" hoch, 7" breit als „die Außenseiten der Flügel" des zuerst erwähnten Altargemäldes, und tadelt, daß „dieses Bild von den übrigen

Theilen des Altars so weit entfernt worden ist.“ Es scheint sich also, falls kein Zersägen Statt gefunden hat, um Außenflügel zu handeln. Man hat bei diesen Darstellungen des Urelternpaars auf zwei Altarflügel mit Adam und Eva im Besitze Margarethe's von Oesterreich hingewiesen; doch ist die Identität wohl nicht zweifellos. Nach dem früher, S. 291, erwähnten Bilderverzeichnisse besaß Margarethe, außer dem Gemälde von Rogier Van der Weyden, dessen Flügel mit je einem Engel und einer annunciade de blanc et de noir, „von der Hand des Meisters Hans“ waren, noch ein größeres Werk von diesem Meister, eine Madonna, »Ung grant tableau de Notre-Dame ayant deux couvertes dans lequelles y a au droit coustel ung St. Jean et au senestre une Saincte Barbe, et sur les dites couvertes Adam et Eva de couleure. Fait de la main de Maistre Hans.« S. Auszüge aus dem Inventar Margarethe's bei Le Glay, Correspondance de l'Empereur Maximilien I. et de Marguerite d'Autriche, Paris, 1839, II, 479; Passavant, Kunstblatt, 1843, S. 250. 258. Diese Angaben scheinen zu den Wienern Bildern nicht recht zu passen. Bei Laborde heißt es nur S. 81: Ung aultre tableau de Notre-Dame, à deux feullets, esquelx sainct Jehan et saincte Barbe, Adam et Eve son painctz — mit dem Zusatze aus dem Inventar von 1516: fait de la main de Maistre Hans.

G. Parthey im Bildersaal führt noch einen Christus in der Liechtensteiner Sammlung als Memling'sches Bild auf.

Eines „fälschlich dem Memling beigelegten Bildes im Besitze Artaria's in Wien“ gedenkt Dr. Ernst Förster, Sitzungsbericht des Münchener Alterthumsvereins, Heft I, 1867, S. 63, und hat es nachgehends, Heft II, S. 4, dem Gerhard David zugesprochen.

Von einer „Vermählung der heil. Katharina von H. Memling“ berichtete die Deutsche Kunstzeitung von 1871 S. 78, daß sie aus der „Engert'schen Sammlung“ für 1400 Gulden verkauft worden sei; wohin war nicht gesagt und ich habe mich vergebens nach Weiterem erkundigt. Bei der Gelegenheit erfuhr ich, daß Herr Dr. E. J. Posony in Wien eine kleine Gemäldesammlung und darin ein Bild von Memling besitze. Auf

Anfrage erhielt ich neben einer Durchzeichnung die freundliche Mittheilung, daß das fragliche Gemälde, ein Brustbild, auf Holz gemalt, 45 cm. hoch, 34 breit und untadelhaft erhalten sei. Der Kunsthändler Alex. Posony habe es vor Jahren „auf einer großen Reise" erworben und zwar mit der schriftlichen Nachricht, daß Brüsseler und Antwerpener Kunstkenner dasselbe für ein Memling'sches Werk erklärt hätten, und das Bild zufolge „dänischer Traditionen, consignirt von dem Kunstkenner ꝛc. Thomsen zu Kopenhagen, aus dem Nachlasse des 1523 vertriebenen Christian II. stamme." Es stelle Philipp den Schönen, Vater Karls V. und Schwiegervater Christians II., dar; es sei „durchaus klar, voll Schmelz und Harmonie und von anmuthigster Wirkung; das Kleid von mattem Roth mit dunklem Pelz verbrämt, der Hut (Barett) dunkelkarmoisin mit Goldspangen; in der Linken ein prachtvoll ausgeführtes Zepter;" am Halse das Zeichen des goldenen Bließes; Hintergrund grün. — Das Bild ist „stets hochgeschätzt" worden und offenbar von bedeutendem Werth. Ob die Urheberschaft Memling's außer Zweifel steht, ob namentlich das Alter stimmt, vermag ich nach Dem, was mir vorliegt, nicht genügend zu beurtheilen. Philipp der Schöne starb am 25. September 1506, erst 28 Jahre alt; Memling war am 10. Dezember 1495 nicht mehr am Leben; der Dargestellte könnte also, auch wenn das Bild des Künstlers letztes Werk gewesen wäre, kaum ein Alter von 18 Jahren gehabt haben, was zu dem Gemälde nicht recht zu passen scheint, auch mit dem Umstande nicht im Einklange steht, daß Philipp damals noch kein Zepter führte, ja zur Herrschaft in Spanien noch keine Aussicht war.

Außer Wien scheint in Oesterreich kein zweifelloses Werk von Memling vorhanden zu sein. In Prag führt Parthey's Bildersaal nur ein Bild in der Art Memling's auf: „Anna und Maria mit dem Jesuskinde auf dem Throne."

„Ragusa in Dalmatien rühmt sich ein Bild Memling'sches Werk zu besitzen, einen wie ein Palladium verehrten Flügelaltar in der Domkirche. Gegenstand der Darstellung ist die Anbetung der Könige." Weiteres bei Anton Springer, S. 331. 332.

In der Kirche des ehemaligen Karthäuserklosters zu Scheut, später zu Brüssel, soll sich eine heilige Familie von Memling befunden haben, die bei der Aufhebung der Klöster, 1783, nach Wien gekommen sei. (Archives des Arts, Sciences et Lettres, publ. par Alexandre Pinchart, Gand, 1860, I, 288, & cit.)

Auch Italien besitzt mehrere ausgezeichnete Werke von Memling, dessen Art und Weise für die Italiener viel Ansprechendes gehabt zu haben scheint. »No flemish painter of note produced pictures more attractive to the Italians than Memling« (Crowe und Cav., S. 256); „der Kardinal Grimani in Venedig habe nicht weniger als vier von seinen Bildnissen und eine größere Zahl von Triptychen gesammelt;" Kardinal Bembo besaß ein Zweiblatt von ihm aus dem Jahre 1470, Maria und Johannes den Täufer darstellend. (Morelli, Anon., 17. 76). — Der Sieben Leiden von Memling in Turin wurde schon gedacht. — In der Galerie der Uffizien zu Florenz befindet sich eine Madonna mit dem Kinde und zwei Engeln, von denen einer die Harfe spielt, der andere dem Kinde einen Apfel reicht und eine Geige hält; ferner ein „Bildniß" oder ein Betender mit der Jahreszahl 1487. Ich kenne die Gemälde nicht näher, das erstere nur durch eine Photographie. (Vergl. Waagen, Deutsches Kunstblatt, 1858, S. 249; Katalog von 1869, Nr. 703.) — Crowe und Cavalcaselle bemerken, S. 279: It once belonged to the Hospital of Santa Maria Nuova and was perhaps part of a diptych or triptych, in which the half length of St. Benedict at the Uffizi was framed. — But the best of Memling's pieces at Florence is the Madonna of the Uffizi . . . A beautiful angel with a viol presents a quince to the infant, whilst his comrade on the other side kneels with a harp in his hand. — Die Jahreszahl auf dem andern Bilde 148∧ ändert J. A. Crowe (Handbook, 1874, S. 100) in 1482; doch allem Anschein nach ohne Grund. Das letzte Zeichen scheint dieselbe Form wie auf dem Brügger Bilde zu haben, das auch Crowe und Cav., S. 282, in das Jahr 1487 versetzen. (Weale, Leven, bl. 50). Gleicher Herstammung und Größe ist der heil. Benedikt mit einem Buch in

der Hand. (Katalog der Uffizien, 1869, Nr. 769. 778. Vergl. Kunstblatt 1841, S. 34.)

Nach Crowe und Cavalcaselle wurde 1870 zu Florenz eine dem Memling zugeschriebene St. Veronica für 7100 Fr. verkauft; an wen, ist nicht bemerkt.

In demselben Werke wird ein „todter Heiland in den Armen Maria's," 67 cm. hoch, 52 breit, im Palazzo Doria zu Rom, als ein höchst ausdrucksvolles Bild Memling's hervorgehoben.

Ueber ein kleines Bild, „Maria mit dem Kinde, zwischen zwei Heiligen", in der Galerie von Bologna, das Dr. Schorn in einem Briefe an Sulpiz Boisserée dem Memling zutheilte, s. Kunstblatt von 1823, S. 107. — Einen „gekreuzigten Erlöser" in der Zambeccari-Sammlung zu Bologna, mit Scenen auf den Flügeln „in der Art Memling's," s. Crowe und Cav. p. 210.

Eine „sitzende Maria mit dem Christuskinde" in der Gemäldesammlung zu Mailand erwähnt Rathgeber, Annalen, S. 109. Ueber einen Stich der Hauptgruppe aus „Memling's Ecce homo" im Palazzo reale zu Venedig, von Friedr. Wagner, dort für einen Albrecht Dürer gehalten, berichtet die Deutsche Kunstzeitung, 1862, S. 157.

„Ein kostbares Juwel altniederländischer Kunst, bei welchem man zunächst wohl auch an Memling denken möchte," im Museum zu Palermo, schildert Anton Springer, a. a. O., S. 328 bis 331. „Es ist ein Triptychon von kleinsten Verhältnissen und miniaturartiger Vollendung, welches, seit Menschengedenken der Familie des Duca di Malcagna angehörend, im Jahre 1868 der neuorganisirten öffentlichen Sammlung geschenkt wurde." „Vor einem reichgezierten gothischen Chorgestühl, durch dessen Bogen sich der Blick in die weite Landschaft öffnet, sitzt die Madonna mit dem Christkinde auf dem Schoße, welches sie mit der einen Hand unter dem Arm faßt, während ihre Linke seine Ferse stützt . . . Ein allerliebster Engelsreigen schließt die Mittelgruppe ein. Rechts hat sich ein Engel mit buntfarbigen Flügeln niedergelassen und bläst eifrig die Schalmei; das Grauröckchen hinter ihm reicht dem Christkinde

eine blaue Blume ... Auf der andern Seite ein Lautenschläger, welchem sich eine Gruppe von drei kleinen pausbackigen Sängern anschließt ... Weiter nach der Mitte und nach rechts sind dichtbelaubte Hügel und in der Ferne blaue Berge geschildert. Vom Mittelgrunde steigt eine Frau mit hellem Kopfbunde herab; am Brunnen wandelt ein Mann" ... Auf dem rechten Flügel die heil. Dorothea; auf dem linken die heil. Katharina.

Skandinavien und Rußland scheinen nur Weniges von Memling zu besitzen. Von einem Bilde in Petersburg war schon oben die Rede. Den weiter nach Rußland gekommenen Bildern vermochte ich nicht näher nachzuforschen.

In der königlichen Galerie zu Kopenhagen wird „das Brustbild eines ältern Mannes, welcher die Kugeln seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten läßt," dem Brügger Künstler zugetheilt. Ich habe es vor langen Jahren gesehen, erinnere mich aber des Näheren nicht mehr. Waagen, der kurz vor seinem am 15. Juli 1868 erfolgten Tode Kopenhagen besuchte und dort seine letzte Ruhestatt fand, konnte mir die in Aussicht gestellte Auskunft nicht geben. Der Fleißige, Treffliche hatte, wie er sagte, „alle größeren Gemäldesammlungen gesehen, nur die Kopenhagener nicht;" er reiste hin, sah sie und starb. Eine Brustentzündung aus Erkältung nahm den erfahrendsten Gemäldekenner hinweg. Alfred Woltmann in Prag gab kürzlich die „Kleinen Schriften" des Geschiedenen heraus und ließ ihnen einen anziehenden und ehrenden Lebensabriß vorangehen. — Ueber die Kopenhagener Kunstschätze werden sich wohl nur kurze Bemerkungen vorgefunden haben. — Das obige Bild steht im französischen Katalog von 1870 noch unter Memling's Namen als: Portrait d'un homme d'âge moyen faisant glisser entre les doigts les grains de son chapelet; toile, hauteur 16 1/2 pouces danois, l. 12. Der dänische Katalog der Malerisamling paa Christiansborg Slot von 1875, S. 100, Nr. 446, führt das Bild wohl richtiger unter den Werken unbekannter Künstler auf, als Portrait af en ung Mand med en Rosenkrands, malet omtr. 1520.

Eine bemerkenswerthe Anzahl Memling'scher Werke findet

sich in England. Der thronenden Maria aus der Weyer'schen Sammlung wurde schon oben gedacht.

Als das beste im Uebrigen gilt ein kleines Altarbild, ein Dreiblatt, zu Chiswick, dem Landsitze des Herzogs von Devonshire bei London, das früher auch für ein Werk Jan Van Eyck's ausgegeben worden ist. Waagen (Handbuch I, 121) zählt es „in jedem Betracht zu den schönsten Bildern des Meisters;" James Weale (Hans Memlinc ꝛc. S. 59) nennt es ein «overschoon vortbrengsel.» Im Uebrigen aber stimmen die Angaben beider nicht ganz. Nach Waagen „wird Marie mit dem Kinde von Lord Clifford, Lady Clifford und ihren Kindern unter dem Schutze der heiligen Agnes und der heiligen Barbara verehrt." Weale (a. a. O. und S. 19) nennt statt der h. Agnes die heil. Katharine und führt als Personen an: John Donne, dessen Gattin Elisabeth, (Tochter des Sir Leonhard von Hastings), sowie deren Tochter, von denen er vermuthet, daß sie 1471 mit Eduard IV. in Brügge gewesen seien. Ich selbst habe das Bild nicht gesehen. Weale schildert es weiter wie folgt: Das Mittelbild stellt die Mutter Gottes vor, die in der Linken ein offenes Buch hält, mit der Rechten das Kind Jesu auf ihrem Schoße umfaßt. Das Kind hat das Buch durchblättert und läßt seine Hand noch darauf ruhen; sein Antlitz aber ist abgewandt und seine rechte Hand nach einem Engel mit Geige und Bogen ausgestreckt, der ihm einen Apfel darreicht. Zur linken Seite Maria's ein anderer Engel, der eine kleine Handorgel spielt. Rechts die heil. Katharina und links die heil. Barbara beschirmen die Geber und ihre Tochter, die zusammen niedergekniet sind. Das Alles ist dargestellt unter einer Halle; die Kapitäle der Säulen sind mit den Wappenschildern der Geber verziert. Auf den Flügeln Johannes der Täufer und Johannes der Evangelist. Der Hintergrund ist mit größter Sorgfalt und Vollendung ausgeführt. Man erblickt eine Landschaft: rechts ein Flüßchen mit Schwänen und einer Mühle; der Müller, mit einem Sack Korn auf der Schulter ist eben im Begriff, in's Haus zu treten ... weiterhin ein Mann zu Pferde, eine Kuh, ein Thurm; an der linken Seite sieht man ebenfalls ein Flüßchen, eine Weide mit einem Stier, in weitester

Entfernung einen rothgekleideten Mann auf weißem Pferde... Dieselbe Landschaft — setzt Weale hinzu — ziert ein Gemälde, eine Madonna, in den Uffizien zu Florenz, und dient auch zum Hintergrunde van een conterfeitsel in der Sammlung Van Ertborn im Museum zu Antwerpen. Im Katalog der Gemälde dieses Museums wird das Bild dem Antonello von Messina zugeschrieben, aber voorzeker is het een van Memlinc's werken.» — Die Größe des Chiswicker Bildes gibt Weale an einer andern Stelle (A notice etc. p. 10) zu 28 inches Höhe und 27⅝ Breite an; Flügel 11⅞.

Derselbe (H. Memlinc, S. 61) hebt ferner unter den verschiedenen Bildern in der National Gallery von London, die unserem Meister zugeschrieben werden, ein klein bevallig paneeltje hervor, das ihm sicher zukomme, nämlich die Jungfrau in einer Galerie sitzend; ihr zur Rechten ein Engel, der die Laute spielt, zur Linken der knieende Stifter mit seinem Schutzheiligen St. Georg. Es ist dies dasselbe Bild, von dem oben bei der Weyer'schen Sammlung die Rede war. Wornum, Catalogue of the pictures in the National Gallery, 1872. 1873, London, p. 173.

Der Katalog führt ferner unter Nr. 709 eine Madonna mit dem Kinde unter dem Namen Memling auf: the child naked and hold in its mother's arms, is seated on a white cushion placed on a table in front of her; behind is a curtain. On oak, 16 in. h. by 11¼ in. w. Es wird bemerkt, daß dies Bild, welches Crowe und Cav. nur der Schule Memling's zugeschrieben, früher in der Wallerstein'schen Sammlung sich befunden habe und mit mehreren anderen Bildern von der Königin in Erfüllung der Wünsche des Prinzen Albert geschenkt sei. — Als ein drittes Werk von Memling wird unter Nr. 747 ein Johannes der Täufer, in der Wildniß, ein Lamm haltend, und ferner ein heil. Laurentius mit einem Rost, aufgeführt; beide mit Landschaften im Hintergrunde, jedes Bild 1′ 10½″ hoch und 6¾″ breit, die Rückseiten bemalt mit some storks or cranes with bright red crests on their heads etc. Angekauft in Paris, 1865, von einem Herrn Sano. — Früher wurde auch das Bild Nr. 710 der Galerie dem Memling zugesprochen. Es ist

jetzt unter dem Namen Van der Goes verzeichnet und stellt einen Mönch mit gefalteten Händen vor. Höhe 13 ½ inch., Br. 10½. Stammt aus der Wallerstein'schen Sammlung in Kensington. (Katalog von 1873, S. 297.)

Waagen führt in seinem Handbuche und in dem vierbändigen Werke: Treasures of art in Great Britain, London, 1854, und Galleries & Cabinets of art in Great Britain, Supplement, London, 1857 — noch folgende Bilder als Werke Memling's an: Ein kleines Zweiblatt, dessen eine Seite die Kreuzigung, die andere „die Stifterin, Jeanne de France, Gemahlin von Johann II., Herzog von Bourbon, mit ihrem Schutzheiligen, Johannes dem Täufer, und Maria mit dem Kinde in der Luft, vorstellt; ein Bild von miniaturenartiger Feinheit;" im Besitze des Predigers John Fuller Russell in Greenhithe, Grafschaft Kent. Näheres Treasures, Bd. 4, S. 285. J. Weale bestreitet die Ansicht Waagen's: «Une comparaison attentive de ce diptyque avec les tableaux authentiques de Memlinc nous a convaincu qu'il n'en est pas l'auteur; le colorit surtout est fort différent.» Vergl. Catalogue des tableaux de l'ancienne école Néerlandaise, exposés à Bruges en Septembre 1867; Le Beffroi III, 347. — Crowe und Cavalc. erklären sich ebenfalls gegen Waagen und wollen nur die Arbeit eines Schülers Memling's in deren Bilde sehen, obwohl die figures are highly finished. Waagen bemerkt noch: of uncommon preservation.

Ferner wird von Waagen aufgeführt: Der heil. Christoph in der Sammlung des Earl of Burlington zu Holker Hall in Lancashire, „dem auf dem Flügelbilde in München sehr ähnlich, doch ungleich feiner ausgebildet und trefflich erhalten; irrig Dürer genannt." Excellently preserved. (Treasures, IV, 423.) — Weiter ein kleines Altarbild in der Sammlung des Predigers Heath, Vikars zu Enfield, unweit London. „In der Mitte der todte Christus, von Maria, Johannes und Magdalena beweint. Auf den Flügeln Jakob der größere und der heilige Christoph. Der Körper Christi ist sehr mager, der Ausdruck des Schmerzes schön und innig. Die Klarheit und Kraft der Färbung

sehr groß." Das Mittelbild zwei engl. Fuß hoch, einen Fuß 8 Zoll breit. Näheres Treasures, IV, 313 f. und Crowe und Cavalc., S. 289, welche auch noch ein „Fragment" in derselben Sammlung anführen, nämlich a nobleman praying under the protection of St. John the Baptist, who kneels behind him in a meadow, 25 cm. hoch, 15 breit. — Ferner in der Sammlung des Earl of Wemyss zu Gosford House: Kopf eines jugendlichen Heiligen, vielleicht St. Sebastian; Hintergrund Landschaft 2c.; wahrscheinlich ein Stück von einem größern Gemälde, refined in fealing and carefully carried out in the warm brownish tones of his — Memling's — latest pictures. Treasures, IV, 440. — Endlich Maria mit dem Kinde in der Sammlung des Prinzen-Gemahls zu Kensington, mit dem Bilde im Hospital zu Brügge von 1487 „durchaus übereinstimmend." Höhe 1' 4", Breite 11". Treasures, IV, 225. Ohne Zweifel dasselbe Bild, von dem oben bei der National-Galerie die Rede war. — W. Burger (Galerie d'Arenberg à Bruxelles, 1859, p. 116) deutet an, daß Prinz Albert in seiner Sammlung zu Kensington „mehrere" an Memling erinnernde Bilder besitze, die aber dem Joachim D. Patenier zuzuschreiben seien. Patenier, in Dinant geboren, lebte im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts zu Antwerpen, wo sich eine Flucht nach Aegypten mit seinem Namen befindet; er war ein Nachahmer Memling's.

Von Anderen sind unserem Meister noch mehrere Bilder in England zugetheilt worden. Passavant, Kunstreise S. 218, gedenkt einer Jungfrau mit dem Kinde, im Zimmer stehend, zu Alton Tower, dem Landsitze des Herzogs von Shrewsbury. Ich kenne das Bild, wie die meisten andern, nicht; dasselbe gilt von einer Anbetung der Könige bei einem Herrn Brett in London. — Ein dem Memling zugeschriebenes Bildniß in der Hampton Court Gallery ist später dem Jan Van Eyck und dann wieder der Schule Memling's zugewiesen worden.

Ueber ein treffliches Bild, der segnende Christus, von Rogier v. d. Weyden in der Grosvenor Gallery des Marquis von Westminster zu London, dort dem Memling beigemessen, s. Waagen, Handbuch I, 107 und Treasures II, 161 fg.;

Naumann's Archiv für zeichnende Künste, 1862 S. 223; Le Beffroi I, 61. Es ist ein Dreiblatt, 34 cm. hoch, 62 breit.

In mehreren Kunstschriften wird der (früheren) Gemäldesammlungen eines Herrn Aders in London, des Dichters Rogers, eines Herrn Herz &c. als Werke von Memling enthaltend gedacht. Namentlich wird eine überaus feine Madonna mit dem Kinde bei Rogers erwähnt. S. Waagen, Kunstwerke in England, 1838, II, 233, und Treasures II, 78; er hielt das Bildchen — 6¾" hoch, 8½ breit — für ein Werk Jan Van Eyck's. Crowe und Cav. scheinen, S. 314, dasselbe Bild im Sinn zu haben — a highly finished and minute work — sprechen es aber weder dem Memling noch dem Van Eyck zu, und führen den jetzigen Besitzer nicht an. Die Schwester des Dichters, Miß Rogers, hatte gleichzeitig zwei kleine Altarflügel, eine alte Frau und einen jungen Mann, beide knieend mit ihren Schutzpatronen darstellend, welche Waagen, Treasures II, 269, für Jugendarbeiten Memling's erklärte. Sie befinden sich gegenwärtig im Besitze eines Herrn Vernon Smith in London, und haben nach Crowe und Cav. je 81 cm. Höhe und 30 Breite. The landscapes in both pieces are minute and clear. — Zwei dem Memling fälschlich zugeschriebene Bilder, St. Hieronymus in der Baring-Collection, und ein Mannsbildniß in Dudley-House, s. bei denselben, S. 297. Ueber eine dem Memling abgesprochene Anbetung, 1864 für 447 Pfund in London verkauft, ebendaselbst S. 298.

Am meisten hat ein Bild mit der Jahreszahl 1462, worin Memling's eigenes Bildniß gefunden sein sollte, von sich reden gemacht. Von Aders scheint es an den Dichter Rogers (Weale, H. Memlinc, bl. 31; Waagen, Treasures II, 78), gekommen zu sein. Zur Zeit der Manchester-Ausstellung, 1857, befand es sich im Besitze eines Herrn Wynn Ellis (W. Bürger, Trésors d'art en Angleterre, Bruxelles et Ostende, 1862, p. 161). Weiter wird bezeugt, daß ein Herr Pierce das Bild für etwa 2250 Frank erworben habe. (Dehaisnes, De l'art Chrétien en Flandre, 1860, p. 178, note 1.) Wo es sich gegenwärtig befindet, bemerkt Springer (S. 280), ist unbekannt; man weiß in-

deß, daß die Sammlung Wynn Ellis der National-Galerie geschenkt worden ist und daß sich darin ein angebliches „Selbstporträt" Memling's befindet, auf welches man großen Werth legt. (Kunstchronik, 1876, S. 194. 402.) — Bürger konnte eine Inschrift an dem Bilde in Manchester nicht lesen: il y a, en haut, à droite de la tête, une inscription, que je n'ai pas pu lire. Doch handelt es sich ohne Zweifel um dasselbe Bildniß, welches Passavant, Kunstreise, 1833, S. 94, erwähnt und abgezeichnet hat: „Porträt eines jungen, etwas kränklich aussehenden Mannes 12 englische Zoll hoch, 8 breit. „Das Haar lichtbraun, die Kappe nebst Kleidung violett-bräunlich, der Aermel des rechten Arms aufgeschlitzt;" oben in der Ecke die Jahreszahl 1462. Die Hände ruhen aufeinandergelegt auf einer Brüstung. Daß die Kleidung diejenige des „Johannishospitals zu Brügge" sei, scheint auf bloßer Vermuthung zu beruhen. — Nach Weale, S. 31, soll das Bild durch Stiche von Pieter De Vlamynck und Van de Steene vervielfältigt sein. — Passavant zweifelte nicht, daß das von ihm gesehene und beschriebene Bild von Memling's Hand sei. Crowe und Cav. führen das Bild unter dem Namen Dirk Bouts auf: No picture earlier than 1470 can, at present, be connected with the name of Memling. A. Springer (S. 280) deutet an, daß „vielleicht an das Bildniß zu denken sei, dessen der Anonymus Morelli's, p. 78, erwähnt; doch spricht dieser vom Jahre 1465.

Zu erwähnen sind auch zwei werthvolle Federzeichnungen im Britischen Museum zu London, von denen wenigstens eine, die „meisterlich mit der Feder gezeichnete" heilige Barbara, nach Waagen, Kunstwerke und Künstler in England, 1837, I, 129, dem Memling angehören soll, aber auch dem Jan Van Eyck zugeschrieben worden ist. — Von einer andern Zeichnung — Le Calvaire — fait à la plume et au pinceau, avec l'encre de Chine sur papier blanc (25 cm. h., 28 l.) sagt Weale, Beffroi III, 345, indem er eine „gewisse Aehnlichkeit" mit dem obenerwähnten Bilde des Herrn Fuller Russel annimmt, während Waagen die Figur des Ritters auch auf dem Lübecker Bilde gefunden habe: impossible donc de dire avec certitude que ce dessin délicat et soigné, certainement un des plus

importants de l'école Néerlandaise du quinzième siècle, est l'oeuvre de Memlinc. Waagen, Treasures, IV, 34, nennt die Zeichnung eine Skizze, sketch for the lower part of a rich composition of the Crucifixion, in which, however, the cross is not even erected . . . The horses, which are very skilfully drawn, correspond most with those in the picture of the Seven Joys of the Virgin, by Memling, in the Munich Gallery . . . The drawing is the most important I know of the whole school of the Van Eycks. — Ich kenne die Zeichnungen nicht; eben so wenig ein Sepia-Bild, eine Heilige mit einem Weihwassergefäße, das Waagen dem Memling abspricht (Treasures I, 228).

Sehr werthvolle Sachen von Memling befinden sich in Frankreich, namentlich in Paris. Die Sammlung des Louvre hat, wie wir schon sahen, um 1851 aus der Galerie des Königs Wilhelm II. von Holland zwei schöne Bildchen, Johannes den Täufer und Maria Magdalena erworben. Beide gehören augenscheinlich zusammen und sind vielleicht Theile eines Flügelbildes; die Tafeln sind schmal und oben zugespitzt; man hat sie neuerdings in einem einzigen Rahmen vereinigt. Beide Gemälde zeichnen sich durch landschaftlichen Reiz mit Bauwerk 2c. aus; vorn reife und blühende Erdbeeren; weiter zurück Lebensvorgänge, die Taufe des Herrn, die Predigt, die Auferweckung des Lazarus, das Gastmahl des Simeon 2c. Die köstlichen Bilder gehören sicher unserem Meister oder doch einem seiner vorzüglichsten Zeitgenossen an und sind wahre Kleinode.

Eine Hochzeit von Cana im Louvre, die bald dem Memling, bald dem R. V. d. Weyden u. A. zugeschrieben worden ist, wird jetzt als ein Werk Gerhard David's betrachtet. (Beffroi III, 345.)

Zwei neuere Erwerbungen des Louvre sah ich noch nicht; Crowe und Cavalc. erwähnen sie, ohne ein Urtheil darüber abzugeben. Eine Jungfrau dem Kinde die Brust reichend, wurde 1868 bei dem Verkauf der Germeau'schen Sammlung für

12000 Fr. erstanden; eine Auferstehung ꝛc. 1860 (nach Mündler 1863) beim W. Vollardi'schen Verkauf für 13,500 Fr. als ein angebliches Werk von Memling erworben, aber nur als der „flandrischen Schule des 15. Jahrhunderts angehörig bezeichnet. Dr. E. Förster (Reise durch Belgien nach Paris ꝛc., S. 134) sieht dies Triptychon für ein Memling'sches Werk an; Otto Mündler dagegen verwarf diese Ansicht und deutete an, daß es „in petto dem D. Bouts zugeschrieben werde." (S. Einige Worte über Dr. Ernst Förster's Raphael, in der Zeitschrift für bildende Kunst, Leipzig, 1867, II, 223.)

Gegen 1872 hat die Sammlung des Louvre ein weiteres Bild, angeblich von Memling, bei einer öffentlichen Versteigerung um hohen Preis erworben, das noch nicht verzeichnet steht. Es stellt Maria mit dem Kinde „auf Goldgrund" dar und ist, wie mir Herr Dr. W. Bode gütigst mittheilte, etwa 25 cm. hoch, 12 breit, sehr gut erhalten, charakteristisch, wenn auch nicht eben bedeutend.

Gleicher Herkunft wie die erstgenannten beiden Gemälde ist ein Bild des Herrn von Rothschild in Paris, für 2700 Gulden (Versteigerungspreis 2600 Gulden) erworben, und die Flucht nach Aegypten darstellend. Ich gelangte trotz wiederholten Versuchs nicht dazu, es zu sehen. Crowe und Cav., p. 288, lassen die Urheberschaft Memling's gelten — specimen of the master's skill, though made up of but three figures.

Als eine Jugendarbeit Memling's hat Waagen (Handbuch I, 116 und Kunstblatt, 1847, S. 186) die Kreuzigung, ein großes Altarbild, in einem Zimmer des Justizgebäudes in Paris betrachtet, was sicher nicht ohne Bedenken ist. „Zur Rechten des Kreuzes die ohnmächtige, von einer Frau gehaltene Jungfrau," eine andere heilige Frau, Johannes der Täufer und der heilige Ludwig; zur Linken Johannes der Evangelist, Dionysius und Karl der Große. Das Gebäude des alten Louvre und der Thurm von Nesle beweisen, wie Waagen meint, daß Memling das Bild in Paris gemalt habe; die noch etwas schwache Zeichnung der Füße und selbst der Hände spreche für die frühe Zeit des Meisters; „die Köpfe seien meisterlich und theilweise von tiefem Gefühl." —

Von einem Aufenthalte Memling's in Paris ist jedoch sonst Nichts bekannt. J. Weale (Beffroi III, 203) hält das Bild für ein Werk eines unbekannten, von flandrischer Schule beeinflußten „französischen Meisters." Crowe und Cavalc., S. 160 u. 298, weisen auf Van der Goes hin und sprechen sich gegen Waagen aus.

Weit zuverlässiger darf ein Bild im Besitze der gräflichen Familie Duchâtel in Paris als Werk Memling's aufgeführt werden. Waagen beschreibt es als ein Votivgemälde, etwas größer als das Hauptblatt der Brügger Vermählung der heiligen Katharina, woran es sich „eng anschließ." Der Kopf der in der Mitte mit dem Kinde thronenden Maria „stimmt ganz genau mit dem auf jenem Bilde überein." Die Fleischtheile sind vielfach durch neueres Verputzen gebleicht; die Bauwerke des Hintergrundes meisterlich behandelt. Neben der Jungfrau kniet der Stifter mit Frau und zahlreichen Kindern; rechts von ihr die Männer und Knaben „unter dem Schutze Johannes des Täufers, links die Frauen und Mädchen unter dem Schutze eines andern Heiligen." J. Weale (Hans Memlinc, zyn leven etc. bl. 61) bezeichnet die Beschirmer als den heil. Jakob, «den meerdere,» und den heil. Dominikus; für den Stifter hält er Jakob Floreins zu Brügge, gestorben im Juni 1488; die Marke der Familie Floreins, von der früher die Rede war, sei auf dem Teppich angebracht. — Das Bild soll nach Waagen durch den General Armagnac, wie so viele andere, aus Spanien erworben worden sein. Höhe 130 cm., Breite 157.

Ein schönes Bild von Memling sah ich bei Herrn Gatteaux zu Paris. Es stellt die Jungfrau mit dem Kinde dar, der Vermählung mit der heil. Katharina ähnlich; zu jeder Seite drei gekrönte weibliche Personen, Cäcilie mit der Orgel 2c. Ein Gewand erinnert etwas an Bouts. Die Landschaft zeigt auch Felsen mit Gletschern oder Schneebergen, was um deßwillen bemerkenswerth ist, weil man geglaubt hat, Memling sei auf seinen Reisen nur bis Basel gekommen, da seine Bilder auf dem Ursulakasten keine Alpengegenden enthalten. Das Bild, ist ein wahres Kleinod an Zartheit und Feinheit. Höhe 15 cm., Breite 26. Crowe

und Cav. erwähnen es p. 288 und zwar mit der Anmerkung: A small replica of this picture by Mostaert is in the Academy of St. Luke at Rome under the name of Memling. Es ist sicher dasselbe Bild, welches sich 1874 mit mehreren anderen unter dem Namen Memling auf der Ausstellung von Gemälden befand, welche von den »Alsaciens-Lorrains«, angeblich »au profit de la colonisation de l'Algérie au palais de la Présidence du Corps législatif« veranstaltet war.

Nach Förster besitzt die Gesellschaft Alliance des arts in Paris ein kleines Bild „vom Memling," auf welchem eine junge Frau aus der Familie Newenhoven unter dem Schutze der heil. Anna betend dargestellt ist und das wohl zu dem „Hausaltärchen" der Familie gehört habe, wovon zwei Blätter im Johanneshospitale zu Brügge sich befinden.

Auf der vorerwähnten Ausstellung von 1874 sah man unter Memling'schen Werken eine Geburt Christi aus der Sammlung des Herzogs de Galliera, 47 cm. hoch, 34 breit, die aber nach dem Urtheile eines Sachkenners „keine Spur von Memling" erkennen ließ.

Ziemlich dasselbe mag von einem weitern Bilde aus derselben Sammlung gelten, das unter der Bezeichnung »La Vierge à la Cuiller« als ein Bild von Hans Memling ausgestellt war. Höhe 41 cm., Br. 31. — S. Explication des ouvrages de peinture, exposés au profit etc., Paris, 1874.

P. Hédouin a. a. O. S. 260 erzählt von einem Bilde Memling's représentant le moment où Charles-le-Téméraire accomplissait l'act de «foi et hommage» à Notre-Dame-de-Boulogne, wußte aber schon seit 40 Jahren nicht mehr, was daraus geworden.

Aus der Sammlung des Louvre muß noch ein eigenthümliches Stück erwähnt werden, welches ich nirgends aufgeführt finde, ein Bildniß, eine Studie, auf graubläulichem dicken Papier, meist ziegelroth bemalt und auf beiden Seiten theilweise beschrieben. Ueber die Herkunft weiß man Nichts, als daß es nach einem Zeichen auf einer Ecke des Rückens, wie der jetzige Generaldirektor des Louvre Fr. Reiset mir 1859 versicherte, sich im sieb-

zehnten Jahrhundert in der Sammlung eines Holländers Zoomers befunden habe. Daß dies Bild von einem altflandrischen Meister herrührt, ist ziemlich außer Zweifel; denn die erwähnte Schrift ist vlamisch. Unglücklicherweise aber ist das Papier so beschnitten, daß sich fast gar kein Sinn ergibt; nur so viel läßt sich ersehen, daß es sich um Rechnungen handelt. Da mehrere Namen vorkommen, z. B. Victor Symoens, Van de Steene, Ruebins, so erbat ich mir ein photographisches Abbild, um in Brügge weiter nachzuforschen; allein auch dort konnte Niemand etwas Genaueres entziffern oder beibringen, als daß die Namen in Brügge vorkommen. Das Bild stellt einen ältlichen, kahlköpfigen Mönch vor und erinnert allerdings an einen Kopf auf dem St. Christoph im Brügger Museum. Herr Frédéric Reiset, der selbst eine ansehnliche Gemäldesammlung besitzt, hielt sich fest von der Urheberschaft Memling's überzeugt.

Von ähnlichen Arbeiten, insbesondere von Handzeichnungen Memling's, ist wenig bekannt. Doch werden ein paar Federzeichnungen in London, schon oben erwähnt, und zwei „Tusche- oder Bister"-Darstellungen in Turin gezeigt. Der letztern gedenkt Rud. Weigel: Die Werke der Maler in ihren Handzeichnungen; beschreibendes Verzeichniß der Faksimiles &c., Leipzig, 1865, S. 303. Er zählt von Memling auf: Das „Leiden Christi in Jerusalem" und die „Kreuzschleppung," Theil des vorigen Werks, beide in der Turiner Sammlung; die heil. Frauen auf der Schädelstätte in der Fenton-Sammlung, (vergl. oben) und Judas' Verrath. — Das Berliner Museum hat Ende 1874 mit der Suermondt'schen Sammlung aus Aachen eine kleine Handzeichnung auf starkem Papier erworben, die als eine Arbeit von Memling bezeichnet ist. Das etwa 12,8 cm. hohe und 9,3 cm. breite Blättchen geleitet ein anderes Bildchen, 10 cm. hoch und 7 ½ breit, das man dem Jan Van Eyck zugetheilt hat. Es stellt ein Frauenbrustbild vor, mit unschönem Gesicht, hervortretenden Backenknochen und einem ziemlich häßlichen rechten Ohr. Jeder Strich bekundet eine Meisterhand. Ob die Zeichnung aber gerade von Memling herrührt, dürfte wohl eben so ungewiß sein, als die Urheberschaft Van

Eyck's bei dem andern Bilde. Ich wüßte nicht, wo ein sicherer Halt für eine solche Annahme liegen soll. —

In einer Sammlung des Erzherzogs Albrecht befindet sich nach Waagen (Kunstdenkmäler Wien's, II, 160) eine Silberstiftzeichnung, Bildniß eines Mannes mit einer Mütze, welche Waagen „nach der edlen Auffassung, dem feinen Gefühl, der sehr fleißigen und meisterlichen Behandlung" für ein Erzeugniß Memling's erklärte.

Sommerard gibt in seinem Werke: Les arts du moyen-âge — eine Reihe Abbildungen von angeblich Memling'schen Bildern, die aber schwerlich als solche gelten können und mir nicht durchgängig genauer bekannt sind, z. B.: Serie 6, pl. 8: Instruction pastorale, Predigt eines Mönches mit einem Buche in der Hand, Nr. 477 du Catalogue du Musée royale; pl. 18: La circoncision, volet d'un triptique; pl. 19: l'adoration de l'enfant und zwar durch die Mutter und drei Engel u. s. w.

Außer den obenbezeichneten Werken sind noch Bilder im Stadthause zu Dijon, in Douai, Rouen, Aix ꝛc. dem Memling zugeschrieben worden. Das Dijoner Gemälde ist eine Geburt des Herrn, 87 cm. hoch, 70 breit; Crowe und Cavalcaselle bestreiten die Echtheit, ebenso wie die einer andern Geburt, welche 1854 aus der Sammlung eines Herrn J. D. Gardner in London verkauft worden. — Das Bild zu Rouen — 4' 3" hoch, 7' 4" breit — ist eine thronende Maria, mit dem Kinde auf dem Knie, von acht heiligen Frauen umgeben. Es wurde früher dem Jan Van Eyck zugeschrieben; dann gab man es wiederholt für ein Memling'sches Werk aus und schätzte dasselbe auf 100,000 Frank. „Es übertrifft," hieß es in einem öffentlichen Blatte, «en conservation et en beauté les panneaux de l'hôpital St. Jean de Bruges.» Ich habe das berühmte Gemälde leider nicht sehen können. Nach einem Lichtbilde davon, welches mir Herr Reiset 1859 im Louvre zeigte, wurde der behauptete Ursprung sehr zweifelhaft; man mußte vielmehr annehmen, daß es von demselben Meister herrühre, dem die obenerwähnte Taufe des Herrn im Brügger Museum angehört. Dies ist neuerdings allgemein aner-

kannt worden, namentlich auch von E. Förster, der dem Rouener Bilde 1868 eine besondere Reise widmete und dasselbe sogar als „das vollendetste Werk altniederdeutscher Malerei“ betrachtet. (Sitzungsberichte des Münchener Alterthums-Vereins Heft II, S. 2. 3.) Wie schon oben bemerkt wurde, hat J. Weale (Beffroi II, 288) den Maler Gerhard David als Schöpfer des ausgezeichneten Kunstwerks ermittelt. Es ward um 1509 gemalt und vom Künstler zum Hauptaltarblatt der Klosterkirche der beschuhten Karmeliterinnen in Brügge bestimmt und gestiftet. Im Jahre 1785 wurde das unschätzbare Bild bei einer Versteigerung von Kunstgegenständen aufgehobener Klöster zu Brüssel für etwas über fünfzig Gulden an einen Herrn Berthels verkauft. Später kam dasselbe in das Museum des Louvre, von wo es 1803 „als minder bedeutend“ nach Rouen geschickt wurde. Die Anfügung der Flügel soll erst um 1536, als David längst todt war, erfolgt sein.

Viel Streit hat ein Bild der Kathedrale zu Aix in der Provence erregt, „der brennende Busch“, ein Dreiblatt, das Manche ebenfalls dem Memling zugeschrieben haben; wahrscheinlichst mit Unrecht. Näheres darüber findet sich in den Anmerkungen und Zusätzen von Ch. Ruelens zu der Uebersetzung des Werkes von Crowe und Cav. p. CLVIII. fgg. — Weale, Beffroi II, 229, glaubt nicht, daß Memling in der Provence sich aufgehalten habe.

Vor etwa 20 Jahren vermachte ein Arzt, Dr. Escallier, der Liebfrauenkirche zu Douai ein Bild, welches er großentheils 1834 für 40 Frank gekauft oder statt Honorars von einer alten Frau angenommen hatte. Es hieß damals, man habe ein Werk von Memling darin finden wollen; doch ohne Grund, obwohl das Gemälde von großem Werthe ist. Nach den Forschungen von Alph. Wauters (Bruxelles, 1862, p. 7,) rührt das aus 10 Tafeln bestehende Altarbild von Johann Bellegambe her und gehörte früher dem Kloster zu Anchin. Das ausgezeichnete Werk war so verwahrlost und mißkannt worden, daß man einzelne Stücke als Thür benutzt hatte. Einige Flügel waren 1818 für 4 bis 7 Frank weggeben worden, dann aber in die Hände eines Kunsthändlers gekommen, von dem sie Escallier für etwas über zweitausend Frank erwarb, um das Gemälde wieder vollständig zu machen. Aus-

führlicheres hierüber in E. Förster's Reise durch Belgien nach Paris, 1865, S. 92 fg.

Die letzten Arbeiten Memling's hat man in Spanien, in Miraflores und Burgos, ja selbst in Madrid gesucht; auch sein Ende ist nach Spanien verlegt worden, da er für den von Ponz erwähnten Juan Flamenco genommen wurde. Allein die deßhalbigen Nachrichten und Vermuthungen sind meist unbeglaubigt und widersprechend. Ein paar Bilder, in denen man Ueberbleibsel der „spanischen Arbeiten" des Meisters vermuthete, sind später, wie wir gesehen haben, als Werke Van der Weyden's u. A. erkannt worden. So namentlich das „Reisealtärchen Karl's V."

Genauere Nachrichten über die niederländischen Bilder in Spanien und insbesondere über die dortigen Werke Memling's, namentlich über den s. g. „Reisealtar" haben wir erst von Passavant und dann durch Waagen erhalten. Der verdienstvolle Leiter der Städel'schen Kunstanstalt in Frankfurt machte noch in hohem Alter, im Jahre 1852, eine Kunstreise nach Spanien, um Vieles mit eigenen Augen zu sehen. Er legte seine Wahrnehmungen in dem Werke: Die christliche Kunst in Spanien, 1853, nieder. Vergl. Deutsch. Kunstblatt, 1853, S. 217. — Der „Reisealtar" von Memling, ein Dreiblatt, die Anbetung der Könige darstellend, befand sich darnach (S. 130) lange unbeachtet in einem „vom Kaiser Karl erbauten Lustschlößchen" bei Aranjuez und ist dann durch den Direktor der königlichen Kunstsammlungen, Don José de Madrazo, in das Museum zu Madrid gebracht worden. Die Figuren sollen etwa ein Drittel Lebensgröße haben. Passavant setzt das Bild in die spätere Zeit des Meisters und schildert es wie folgt: „Maria, eine liebreizende Gestalt, sitzt, von vorn gesehen, in der reichen Komposition. Das auf ihrem Schoße sitzende Christkind segnet den vor ihm knieenden, sein Füßchen küssenden, ehrwürdigen älteren König; links knieet der jüngere, einen Pokal haltend, und rechts steht der junge Mohrenkönig in grünem, mit Gold durchwirktem Kleide. Joseph befindet sich hinter dem mittleren König; Männer des Gefolges zu den

Seiten sehen theilnehmend der Handlung zu. Auf dem Flügelbild links befindet sich die Darstellung der Geburt Christi. Das Jesuskind liegt auf dem auf der Erde ausgebreiteten Mantel der demuthsvollen Mutter; dabei knieen noch verehrend zwei Engel. Joseph tritt mit einem Licht in der Hand herzu. Das Bild rechts zeigt die Darbringung im Tempel. Maria übergibt das Christkind dem Simeon, bei dem die Alte mit erhobenen Händen sich zu Maria wendet. Hinter Simeon steht ein schwarzgekleideter junger Mann, der ein Porträt und der Stifter des Werkes zu sein scheint. Links steht Joseph. Durch die Fenster hat man eine Aussicht in die Stadt. Die Außenseiten der Flügel sind in spätern Zeiten grau in Grau mit dem Bilde des Heilandes und der schmerzenreichen Mutter Gottes bemalt worden."

Waagen in seiner Abhandlnng „Ueber die in Spanien vorhandenen Bilder" ꝛc., in A. von Zahn's Jahrbüchern für Kunst und Wissenschaften, 1868, S. 48, bezeichnet das Werk als eine „Wiederholung des berühmten Altärchens" in Brügge mit der Jahreszahl 1479, „vor dem es die bessere Erhaltung voraus hat". „Die Perle unter den Bildern des Museums aus der Van Eyck'schen Schule", sagt er, ist der Reisealtar Karl's V. von Hans Memling; auf den ersten Blick erkannte ich darin eine in einem ungleich größeren Maßstabe gehaltene Wiederholung ꝛc. nur in einigen Nebendingen, wie z. B. in den Farben der Kleider, finden sich einige Verschiedenheiten vor." — Hiernach wird man die Urheberschaft Memling's wohl gelten lassen können, obgleich Crowe und Cavalcaselle, S. 335, nur von a bad copy reden. Warum aber das Bild ein „Reisealtar Kaiser Karl's V.", the travelling altarpiece of Charles V., und zwar der „echte Reisealtar" sein soll, ist nicht abzusehen. Vielmehr erscheint die ganze Reisealtargeschichte als eine, wie wir gesehen haben, ziemlich willkürliche Erfindung des Brüsseler Kunstsammlers Nieuwenhuys u. A. Nachdem dessen „Reisealtar von Memling" als ein Werk Van der Weyden's erkannt ist, braucht darum noch kein echter, „wahrer" von Memling zu bestehen. Wenigstens hat weder Passavant noch Waagen einen Grund dafür angeführt.

Außer jener Anbetung der Könige ist eine Anbetung

der Hirten, gegen 10′ lang, im „Magazin des National-Museums S. Trinidad zu Madrid“, als eine Arbeit Memling's betrachtet, im Verzeichniß aber dem Lukas von Leyden zugeschrieben worden. Passavant bekam das Bild nicht zu sehen und bezieht sich nur auf eine Mittheilung Cavalcaselle's. (S. 131.) — Eine kleine Anbetung der Könige, Nr. 467 des „königlichen Museums“ in Madrid, „etwas hart und steif in der Malerei“, welche gleichfalls dem Memling zugeschrieben worden ist, hält Passavant nur für eine „alte Kopie nach ihm oder für ein Bild aus seiner Schule.“ — Als ein „braves Bildchen aus der Schule Memling's“ bezeichnet er ferner die „Celebrirung einer Messe“, Nr. 463 desselben Museums; auch ein „kleines Altarblatt mit Flügeln in der Kapelle Condestabile der Kathedrale zu Burgos — Maria in einer Landschaft mit dem Christkinde, dem ein Engel eine Traube darreicht — zählt er nur der Schule Memling's zu. (S. 132.)

Eine Reihenfolge von fünfzehn kleinen Bildern mit Scenen aus der Passion, im Prinzen-Palaste zu Madrid, erwähnen Crowe und Cavalc., S. 316 fg. Eine dieser Darstellungen wird als eine Nachbildung der Taufe Christi auf dem Johannes-Bilde im Louvre ꝛc. bezeichnet; eine andere soll Figuren wie der Ursulaschrein enthalten u. s. w. Doch nehmen Crowe und Cav. nur einen Nachahmer des 16. Jahrhunderts als Urheber an.

Von sonstigen, unserm Meister zugeschriebenen Werken in Spanien führe ich nur noch einen Sündenfall, ein Jüngstes Gericht und eine Verkündigung an; ferner eine Maria mit dem Kinde, das einen Rosenkranz hält, und eine Maria mit dem Kinde nebst dem heil. Franziskus und dem Stifter des Bildes, sämmtlich in Madrid; weiter mehrere Bilder in der königlichen Grabkapelle zu Granada, namentlich eine Kreuzabnahme, sowie endlich „eine Folge von sehr kleinen Bildern in der Casa del Campo bei dem Escorial, verschiedene Scenen aus dem Leben Christi darstellend.“ (Passavant, S. 133.) Ob Alles oder Einiges wirklich von Memling herrührt und ob auch noch andere Werke Memling's in Spanien sich finden oder früher sich befunden haben, vermag ich nicht zu sagen. Nach den

Photographien des Germanischen Museums in Nürnberg erscheint die Urheberschaft bei einigen der erwähnten Werke mehr als zweifelhaft.

Das alte Kloster, welches „Johann von Flandern“ geschmückt hat, soll wiederholt geplündert und eingeäschert worden sein; andern Kunststätten ging es in den Kriegszeiten und Umwälzungen nicht besser. So mögen denn die letzten Arbeiten Memling's, wenn er wirklich in Spanien gemalt haben sollte, niemals wieder an's Licht kommen.

Allein mag auch Manches dahin sein, es bleibt uns Großes und Vieles — magno superest ex nomine multum. Die Brügger haben dem großen Meister in neuerer Zeit ein schlechtes Standbild errichtet; dann in neuester ein zweites, weit besseres von Heinrich Picquery, das am 3. September 1871 feierlich enthüllt wurde. (Moniteur Belge, 8 Sept. 1871.) Es steht auf dem berühmten Mittwochsmarkt, der nun den Namen Memlingsplatz führt. Staat und Provinz trugen zu den Kosten bei; eine von Leopold Wiener angefertigte Denkmünze verherrlichte die Denkmalseinweihung. Aber schmachvoller Weise, zur Schande der entarteten Häupter der westvlamischen Hauptstadt, ist die Inschrift französisch: Inauguration de la statue de Hans Memlinc érigée à Bruges, 3. Sept. 1871. (Revue de la Numismatique Belge, Bruxelles, 1873, V, pl. XXIV, N°. 29 et desc. des med. pag. 50.) Das ausgezeichnetste Denkmal freilich hat sich Memling selbst gestiftet, und noch lange, für alle Zeiten werden die Worte G. Schwab's in der Ballade „Hans Hemling“ Geltung haben:

Auf das öde Tuch mit Macht,
Mit kühnen Pinselstrichen,
Verbreitet er der Farben Pracht,
Die heut' noch nicht verblichen.

3.

Das spellewerken oder Spitzenklöppeln.

Seit undenklichen Zeiten ist Belgien, namentlich Flandern und Brabant, als die Heimath des Spitzenklöppelns angesehen worden. Brabanter und insbesondere Brüsseler Spitzen galten Jahrhunderte lang für das feinste und zarteste Gewebe von Menschenhand und waren vielfach der gesuchteste Schmuck. Bis in unsere Tage hat sich dieser Ruhm der südlichen Niederlande erhalten. Ich benutzte daher meinen Aufenthalt in Belgien, um auch diesen Gegenstand näher kennen zu lernen, und zwar um so mehr, als ich denselben in der deutschen Schriftenwelt nur auf's Dürftigste vertreten und behandelt fand. Auch andere Literaturen boten nur mangelhafte Aufschlüsse. Erst in neuester Zeit hat sich dies geändert. Die Engländerin Mrs. Bury Palliser und der Franzose Joseph Seguin haben sehr bemerkenswerthe Arbeiten in dieser Richtung geliefert; der letzte namentlich hat 1875 in Paris unter dem Titel: La dentelle, histoire, description, fabrication, bibliographie etc., ein wahres Prachtwerk mit zahlreichen Holzschnitten und photographischen Abbildungen erscheinen lassen. Gleichzeitig ist von dem Buche der Frau Palliser, A history of the lace, London, 1864, schon die dritte Ausgabe erschienen. Man ersieht daraus, daß durch diese Arbeit, welche eine Fülle bemerkenswerther Thatsachen an's Licht gebracht hat, in Wahrheit eine fühlbare Lücke ausgefüllt worden ist. Auch auf Deutschland hat Mrs. Palliser ihre Aufmerksamkeit gerichtet, namentlich auf Barbara Uttmann aus Etterlein, die, an einem Bergbeamten im Erzgebirge verheirathet, dort um 1561 das Spitzenklöppeln eingeführt oder, wie Andere möchten, erfunden haben soll und am 14. Januar 1575 in Annaberg starb.

Gewöhnlich wird angenommen, daß Klöppel-Spitzen eine belgische Erfindung seien und daß der Ursprung der Nadel-Spitzen bis in's Alterthum hinaufreiche. Auch Frau Palliser geht hiervon

aus. Nicht minder stellt der Bericht über die Wiener Weltausstellung — Documents et Rapports des Jurés et Délégués belges, Bruxelles, 1874 — nach „den besten Quellen" den Satz auf, que c'est en Belgique que furent faites, tout d'abord, les premières dentelles au fuseau. Seguin tritt dem entgegen: sowohl geklöppelte als genähte Spitzen seien zuerst in Italien, namentlich in Venedig, angefertigt worden; die Erfindung gehöre dem 16. Jahrhundert an; erst später, etwa zu Ende des 16. oder zu Anfang des 17. Jahrhunderts sei die Kunde der Spitzenanfertigung durch Frankreich — passant par la France — nach den Niederlanden gelangt.

Es wird darauf ankommen, ob man hinsichtlich der Nadel-Spitzen — dentelles à l'aiguille — mehr das Werkzeug und die Art der Anfertigung oder mehr die Gestalt und die Bedeutung des Erzeugnisses in's Auge faßt. Thut man das erstere, so läßt sich gar nicht verkennen, daß das Spitzennähen aus der Stickerei hervorgegangen, der Ursprung mithin ein sehr früher ist und wahrscheinlichst im Morgenlande gesucht werden muß; denn schon Ahaliab, der Sohn Ahisamach's, war nach 2. B. Mose, XXXV, 34. 35 erfüllt „mit der Weisheit, zu wirken und zu sticken mit gelber Seide." Beides, Sticken und Spitzennähen, geschieht ja mit gewissen Arten von Stichen, und zu diesen Stichen ist bei beiden die Nadel erforderlich. — Sieht man aber auf Form und Wesen des Erzeugnisses, so ist klar, daß sich ein bedeutender Unterschied ergibt. Die Stickerei erfordert einen Gegenstand, der bestickt wird; beim Spitzennähen ist dies nicht der Fall, das Gefertigte erscheint als ein selbstständiges Ding.

Den Uebergang zwischen beiden Gattungen von Nadelarbeiten werden die mit Schlingstichen verzierten Gewebe, aus denen man in bestimmten Verhältnissen zur Gewinnung eines Netzes Fäden gezogen hatte — bei den Franzosen lacis genannt — gebildet haben.

Das Augenfälligste bei den ältesten Spitzen ist das Durchbrochensein, das Offene — punto tagliato, point coupé. Sie nehmen sich in einfachster Gestalt fast wie Schnüre und Häkelwerk aus und wurden hauptsächlich als Borden, zum Besatz ɛc.

gebraucht. Die Franzosen nannten sie passaments; nur die Posamentirer, die Bordenwirker durften sie nach den Innungsgesetzen anfertigen. (Seguin p. 25.) Da sie an der freien Seite meist verziert, insbesondere gezackt waren, so scheint in Frankreich schon frühzeitig die Bezeichnung dentelles aufgekommen zu sein; sie findet sich nach Seguin bereits in einer 1598 zu Montbéliard (Mömpelgard) erschienenen Sammlung von Musterzeichnungen.

In manchen Schriften, namentlich in deutschen, ist die Eintheilung und Benennung der Spitzen so dargestellt, als seien unter dentelles nur Klöppelspitzen, unter points dagegen genähte Spitzen zu verstehen; Andere machen die Eintheilung guipures und dentelles, und verstehen unter jenen Nadelspitzen. Beides ist ungenau: die drei Ausdrücke kommen sowohl bei Klöppel- als bei Nadelwerk vor; dentelles ist zum allgemeinen Ausdruck aller Gattungen von Spitzen geworden und umfaßt namentlich auch alle Gipüren; point hat neben der Bezeichnung für Nadel-Spitzen zugleich die Bedeutung Stich, z. B. point de boutonnière, Knopflochstich, und außerdem wird bei Klöppelspitzen — dentelles aux fuseaux — der Maschenschlag und überhaupt die Muster- und Art-Eigenthümlichkeit dadurch bezeichnet, z. B. point de Valenciennes, point de Venise, d'Espagne, point Russe. — Der Ausdruck guipure wurde zunächst für die alten passements angewandt (Vergl. Seguin p. 34) und bezeichnete später, bis auf den heutigen Tag, eine besondere Gattung von Spitzen, die ohne einen eigentlichen Grund (Netz) angefertigt werden, z. B. die bekannten Brügger Gipüren. Ich werde darauf noch zurückkommen.

Herr Seguin (p. 5. 11. 44) nimmt an, daß Klöppel-Spitzen und Nadel-Spitzen ziemlich gleichzeitig angefertigt worden seien, obwohl die Art und Weise der Anfertigung bei beiden eine grundverschiedene ist. Es bleibt indessen abzuwarten, ob nicht für das Nadelwerk doch noch ein höheres Alter nachzuweisen steht.

Für Italien hebt S. die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts hervor. Er stützt sich dabei auf damals erschienene Sammlungen von Musterzeichnungen, z. B. Le Pompe, 1557. 1559; Vinciolo,

dritte Ausgabe, 1587; außerdem kämen Klöppelspitzen in Italien und Frankreich schon auf Gemälden des sechzehnten Jahrhunderts vor, während in Belgien weder durch Schrift= noch durch Kunstwerke ein gleiches Alter bekundet werde, vielmehr erst seit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts bei den Malern ein solcher Kleiderschmuck sich angedeutet finde, wie auch die Mustersammlung des Nürnbergers Siebmacher, 1601—1604, erst in den letzten Theilen Klöppelspitzen zeige. Die von Aubry u. A. herangezogenen Beweisstücke seien unzureichend; ein angebliches Gemälde von Quentin Matsys erscheine zweifelhalt und ungewissen Alters und ein Stich von Martin De Vos, 1580, zeige kein gehöriges Klöppelkissen. Ohnehin habe Quentin Matsys bis 1529, und Martin De Vos, der in Italien gewesen sei, bis 1604 gelebt. (p. 19—21.) Daraus ergebe sich, daß nicht den Belgiern, sondern den Italienern der Ruhm des Vorangangs gebühre; die Ansprüche jener, insbesondere auch die Gründe des Bibliothekars Alvin im Moniteur des Dames, 1863, seien nicht stichhaltig u. s. w.

Man wird sehen, was die Belgier zu erwidern vermögen. Bisher hat Herr Alvin Nichts entgegnet, und ich selbst war leider nicht in der Lage, die Streitfrage gründlicher untersuchen zu können. Die von S. hervorgehobenen Umstände sind zweifellos sehr erheblich, aber doch nicht von so durchschlagender Bedeutung, wie derselbe zu glauben scheint. Am wenigsten ist die Annahme nachgewiesen, daß die Erfindung der Italiener den Weg durch Frankreich genommen habe, um nach Flandern und Brabant zu gelangen. Die großen Handelsstädte der Niederlande standen mit Venedig und Genua, mit Florenz und Pisa, in so vielfachen und so unmittelbaren Verbindungen, daß die einen wie die anderen keiner Umwege und keiner Vermittlung bedurften, um ihre Errungenschaften gegenseitig auszutauschen und um von einander zu lernen.

Allem Anscheine nach haben Nadel=Spitzen in Belgien meist nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt. In Italien und später auch in Frankreich war das anders. Die schönen, reliefartigen Muster Venedig's wurden nur mit der Nadel ausgeführt; und als 1665 der Minister Colbert in Frankreich die Spitzenverfertigung

zu heben suchte und zur Besetzung zahlreicher neugegründeter Fabriken zu Arras, Sedan, Alençon ꝛc. eine Menge Arbeiterinnen aus Italien herbeiholen ließ, brachten diese die üblichen Muster und Arbeitsweisen mit und behielten sie natürlich bei, wenn auch durch königliche Verordnung eine neue Benennung, point de France, anbefohlen wurde. Die gesuchten Alençoner Spitzen waren Nadelwerk — point à l'aiguille d'Alençon. Bis auf den heutigen Tag gibt es Fabriken, in denen nur mit der Nadel gearbeitet wird.

In Belgien ist es hauptsächlich Brüssel, welches gegenwärtig die Nadel in Anwendung bringt. Namentlich hat man dort durch Verbindung von Nadel- und Klöppelwerk sehr glückliche Erfolge erzielt. Im Uebrigen aber wird fast nur geklöppelt, wie denn überhaupt der alte Ruhm und die alten Ueberlieferungen in dieser Hinsicht sich beinahe ausschließlich auf das Klöppelkissen stützen. Das Klöppeln verdient daher noch vorzugsweise in's Auge gefaßt zu werden.

Es sind hauptsächlich drei oder vier Orte, an deren Namen der Ruf der belgischen Spitzen sich knüpft, nämlich Brüssel, Mecheln, Valenzijn (Valenciennes) und Brügge. Nicht, als ob in anderen Städten, ja selbst in Dörfern, nicht eben so gute Arbeit geliefert worden wäre, wie dort, sondern um deßwillen, weil besondere Arten von Spitzen in jenen Orten zuerst angefertigt worden und dann darnach benannt und anderwärts nachgeahmt worden sind. Es ist nicht immer leicht, die Spitzen oder, wie die Vlamingen sagen, kanten, (engl. laces, pillow-laces) unter sich und von anderen Arten zu unterscheiden und die Unterschiede in Worten einleuchtend zu machen. Nur Anschauung und Uebung kann dabei klare Einsicht geben. Im Allgemeinen läßt sich jedoch sagen, daß es weder auf Stoff, noch auf Farbe, auch zunächst nicht auf das Muster, sondern vorzugsweise auf den Grund und dann auf die Art, wie die Blumen damit verbunden werden, ankommt.

Unter Grund versteht man das Netz- oder Maschenwerk, den réseau, filet, die treille, gebildet durch die trâlien, wie es die Vlamingen nennen, die mailles der Franzosen. Die alten Spitzen hatten keinen eigentlichen Grund, sondern waren weit

durchbrochen; später wurden die Oeffnungen mit Fäden unregelmäßig durchzogen und die Fäden mit Tüpfelchen, Zacken oder Aestchen geziert — brides picotées, ramagées; pearl-ties. Der regelmäßige Grund scheint erst dem 18. Jahrhundert anzugehören und vornehmlich in Belgien aufgekommen zu sein.

Den Gegensatz zum Grunde, auch champ genannt, bildet das plat oder das Flachwerk, worunter man das Gewebe versteht, wodurch das Muster, und insbesondere die Blumen, dargestellt werden. Je mehr plat eine Spitze hat, desto mühsamer ist die Anfertigung und desto höher steht natürlich der Preis. Die Maschen werden durch das Verzwirnen und Verknüpfen mehrerer Fädchen gebildet, von denen jedes auf eine fingerlange, kegelförmige Holzrolle, im Vlamischen klos oder blok, engl. bobbin, genannt, gewickelt ist. Im Erzgebirge sollen die Garnröllchen mit Papier umwunden werden, um das Beschmutzen des Fadens zu verhüten; in Belgien geschieht das nicht, es wird nur das dicke, freie Ende des Holzes berührt. In der Regel besteht ein Maschenstrang aus zwei oder vier Fäden. Das Handhaben der klossen zum Verzwirnen heißt slagen, und durch dies Schlagen, durch die Form und Größe der so gebildeten Maschen, wird das wesentlichste Merkmal für die verschiedenen Spitzenarten oder points gegeben.

Am verbreitetsten ist in Belgien die Anfertigung der Valenzijner Spitzen, obwohl die Stadt ihres Ursprungs längst zu Frankreich gehört. In Brügge, Ostende, Jepern, Gent, und an vielen andern Orten, wird vorzugsweise Valenzijn angefertigt. Doch ist in Gent auch der Mechelner Schlag, point de Malines, im Schwunge.

Beide Arten lassen sich von allen Spitzen am leichtesten unterscheiden. Die Valenzijner haben Trâlien, die sich fast wie geschobene Vierecke ausnehmen (◇); die Mechelner Maschen dagegen gleichen ziemlich regelmäßigen Sechsecken (⬡), während die Brüsseler die gleichmäßige Honig-Waben-Gestalt haben. Die Mechelner Spitzen unterscheiden sich ferner dadurch von den Valenzijnern, daß d i e s e völlig glatte Blumen haben, während sie selbst

den Blumenrand mit einer stärkern Einfassung umgeben. Bei den Valenzijnern bestehen die Maschendrähte aus vier Fäden, und es wird zur Bildung eines Glieds in der Regel doppelt so oft, als bei andern geschlagen. Jos. Seguin bemerkt (p. 72. 73), daß der Mechelner Grund aus Achtecken bestehe — le réseau Malines est à deux fils, mais la forme est octogone. Das läßt sich aber schwerlich behaupten und rechtfertigen. Allerdings sind zwei sich gegenüber liegende Seiten immer doppelt so breit oder dick wie die vier anderen; allein darum kann man noch nicht von Achtecken reden. Der etwas vergrößerte Grund nimmt sich etwa so aus: Bei den Valencienner Spitzen sind die vier Seiten und eben so bei den Brüsselern die sechs Seiten gleich stark. Der Brüsseler Grund findet auch vielfach außerhalb Belgiens Anwendung, so in Lille, Chantilly, Caen u. a. O. Die Mechelner Spitzen wurden geraume Zeit wegen des hervortretenden Randes bevorzugt. In Frankreich verband man façon Malines mit fond de brides. Ein Hauptvorzug der Valencienner Spitzen wird in ihrer ungewöhnlichen Dauerhaftigkeit gefunden.

Von den eigentlichen Brüsseler Spitzen ist der Brüsseler Besatz, die Application de Bruxelles, Brusselsche applicatie, welche in neuerer Zeit mehr als jene angefertigt wird, zu unterscheiden. Das wesentliche Merkmal besteht darin, daß die Blumen nicht eingeklöppelt, sondern aufgenähet oder in sonstiger Weise befestigt werden. Die Arbeit gleicht der Art und Weise, wie schon früher und noch jetzt die einzelnen Stücke von Gipüren vereinigt wurden: Seguin (p. 39) sagt, par une opération de crochetage, ... operation qui consiste à boucler dans un picot ou une ouverture aussi étroite que celle de la plus fine aiguille, l'un des deux fuseaux qui remplissent les fonctions d'une trame. Diese Beschreibung ist gerade nicht sonderlich einleuchtend: ich selbst habe nur Befestigung mit der Nadel gesehen. — Gewöhnlich kommt hinzu, daß der Grund gewebter Tüll ist, so daß man es also nur mit halbechten Spitzen zu thun hat. Sind auch die Blumen gewebt, so entsteht die unechte applicatie. Man befolgt bei der Besatzanfertigung den Grundsatz der Arbeits-

theilung, so daß die Einen nur Grund anfertigen, Andere nur Blumen, Andere Randstücke, engrêlures, footings etc.

Auch in Antwerpen werden Brüsseler Spitzen verfertigt; früher hatte man daselbst eine eigene Art, die pot- oder pottenkanten, deren Mrs. Palliser gedenkt.

Neuerdings spricht man auch von Genter Spitzen, als einer besondern Art. Der Schlag ist von der Oberin der sogenannten „Blau-Mädchen-Schule," einer Anstalt für Waisenkinder in blauer Kleidung, erfunden worden, unterscheidet sich aber von dem point de Valenciennes nicht sehr bedeutend. In dieser Anstalt, welche in hohem Rufe steht, wurde unter anderm das Kleid angefertigt, welches die Stadt Gent der Herzogin von Brabant zur Vermählung schenkte. Dasselbe kostete 20,000 Frank; es wurde etwa zehn Monate daran gearbeitet, und die Zahl der Garnröllchen, mit welchen geklöppelt worden ist, soll an 80,000 betragen haben. Es erscheint das nicht eben übertrieben, wenn man bedenkt, daß bei einer handbreiten Spitze, mit blumenreichem Muster, 300 bis 400 Rollhölzer erforderlich sind. Erwägt man nun, daß zu einem Zoll im Geviert oft viele Tausend Schläge gehören, so kann man sich einen Begriff davon machen, wie viel Handbewegungen nöthig sind, um ein solches Spitzenkleid zu Stande zu bringen.

Auch eine andere Waisenanstalt in Gent, die „Roth-Leibchen-Schule", von dem hellrothen lijfje der Mädchen so genannt, ist wegen der darin angefertigten Spitzen bekannt, und wurde 1810 sogar von Napoleon und Marie Luise besucht.

Am meisten werden Valenzijner Kanten in Gent gearbeitet; Frau Gleesener-Duhayon erhielt auf der Wiener Weltausstellung eine Auszeichnung. Der belgische Berichterstatter hob bei dieser Gelegenheit hervor, daß la dentelle Valenciennes la branche la plus importante de l'industrie dentellière belge sei. An 300 Häuser sollen sich allein in den beiden Flandern damit beschäftigen.

Die Farbe der Spitzen hat, wie schon angedeutet, auf die Arten keinen wesentlichen Einfluß; eben so wenig die Beschaffenheit des Garns. Die schwarzen Seidenspitzen — dentelles noires — werden namentlich in Chantilly bei Paris verfertigt, weshalb

sie meist diesen Namen führen. Doch kommen auch von einigen belgischen Städten, vornehmlich Grammont, Mecheln, Gent, Geraerdsbergen, sehr werthvolle schwarze Kanten in den Handel. In England werden zu Northampton, Oxford ꝛc. schwarze Seidenspitzen verfertigt.

Eine eigenthümliche Art seidener Spitzen, die gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Frankreich aufkamen, sind die Blonden. Sie werden besonders aus Cevenner-Seide in der eigenthümlichen Naturfarbe derselben verfertigt. Die gesuchtesten sind die von Bourg-Argental. Schwarze Blonden lieferte besonders Caen. In Belgien scheinen die Blonden keinen rechten Eingang gefunden zu haben. Auch von Gold- und Silber-Spitzen, die in Frankreich und Spanien beliebt gewesen, wird nichts Erhebliches berichtet.

Früher wurde zu den weißen Spitzen nur Leinengarn und zwar nur Handgespinnst, was schlechthin kante-garen hieß, verwendet. Besonders gesucht und berühmt waren in dieser Beziehung die Garne aus der Umgegend von Jepern oder Ypern in Westflandern. Von weit und breit strömten dort Flachs- und Garnhändler zusammen, und geschickte Hechlerinnen und Spinnerinnen wurden mit Gold bezahlt. Man erzählt, daß einst ein Flachszüchter eine besonders kundige Hechlerin jedes Mal in der Kutsche habe abholen und zurückfahren lassen. Mag das auch nicht viel mehr als eine gelegentliche Erfindung sein, so ist es doch bezeichnend für die Bedeutung, welche vordem die Flachsarbeiterinnen in Flandern hatten.

Das hat sich neuerdings bedeutend geändert. Zwar ist der Flachsbau bei Jepern und überhaupt in Flandern noch immer sehr ansehnlich. Wie im Frühjahr die gelben Rapssaaten, so treten im Sommer die bläulichen Flachsfelder besonders hervor. Der Flachs von Jepern ist vornehmlich wegen seiner Feinheit und dann auch wegen der Weiße, welche dem Rösten in fließendem Wasser nach zuvorigem Trocknen zugeschrieben wird, gesucht. Allein die gewerbliche Spinnerei hat in den letzten Jahrzwanzigen mehr und mehr abgenommen, und die Verwendung des Leinengarns zum Spitzenklöppeln war fast gänzlich verschwunden. Die Kaufleute und Arbeiterinnen reden wohl noch von kante-garen;

allein es wird längst kein bloßes Flachsgespinst, namentlich kein Handgespinst, mehr darunter verstanden, sondern englisches und besonders schottisches Baumwollengarn, das unter dem Namen fil d'Ecosse im Handel, namentlich in Gent, bekannt ist. Dieses Maschinengarn ist zwar nicht so dauerhaft als das vormalige Leinengarn, allein meist gleichmäßiger und vor allen Dingen weit billiger.

Auch rücksichtlich des Spinnens werden, wie in Betreff des Hechelns allerlei Geschichten und Absonderlichkeiten berichtet. Die feinsten Garne sollen, der feuchtern Luft wegen, in Kellern gesponnen worden sein und zwar in dunklen, dergestalt, daß bloß ein Lichtstrahl auf den Faden gefallen sei. Ueberhaupt fehlt es an wunderlichen Behauptungen und Erzählungen hinsichtlich der Spitzenverfertigung nicht. Die guten Valenzijner z. B. sollen alles Ernstes behauptet haben, daß gerade das Klöppeln innerhalb ihrer Mauern von besonderer Wichtigkeit für die Güte der Spitzen sei; schon in geringer Entfernung von der Stadt zeige sich ein erheblicher Unterschied. Ja sogar der Präfekt der Gegend, ein Herr Dieudonné, soll 1804 amtlich erklärt haben: «Ce beau travail est tellement inhérent au lieu qu'un fait bien établi c'est que si une pièce de cette dentelle était commencée à Valenciennes et finie hors des murs, cette dernière partie serait visiblement moins belle et moins parfaite que l'autre, quoique continuée par la même dentellière, avec le même fil, sur le même carreau.»

Die alten Leinenspitzen verlieren durch die Anwendung des Baumwollengarns und überhaupt durch die neueren Bräuche nicht. Im Gegentheil, sie werden um so geschätzter, und vermuthlich wird es nicht allzulange dauern, daß die bessern, gleich den früheren guipures und besonders den alten „Spanischen Kanten", ein gesuchter Artikel für Alterthumshändler und Sonderlichkeitsliebhaber sein werden.

Der Ausdruck guipure hat schon zu manchen Zweifeln und Mißverständnissen Anlaß gegeben. Gewöhnlich wird das Wort mit „Seidenspitze," oder mit „Spitze, welche mit gedrehter Seide übersponnen" ist, übersetzt und erklärt; guiper soll so viel als

„overspinnen, überspinnen, to whip about“ bedeuten. Allein diese und ähnliche Uebertragungen und Erläuterungen sind wenig genau und ziemlich unzureichend. Ich habe manches Stück Gipüre und darunter fabelhaft theuere gesehen, aber keine Spur von gedrehter Seide und von Ueberſponnenſein bemerkt. Französische Erklärungen geben eben so wenig genügenden Aufschluß: guipure ist darnach dentelle où il y a de la cartisane, und cartisane wird dann wieder mit „gesponnener Seide“ und weiter mit „Pergament-Palette“ u. dergl. erläutert. Das Wörterbuch der Akademie erklärt cartisane für petits morceaux de carton fin, autour desquels on a tortillé du fil, de la soie, de l'or ou de l'argent, et qui font relief dans les dentelles et dans les broderies. Die Pergament-Palette kommt der Sache noch am nächsten, obwohl sie ebenfalls nichts Genügendes besagt da Pergamentblätter, wie wir gleich sehen werden, bei der Anfertigung aller Klöppel-Spitzen in Gebrauch sind.

Das Richtige ist, daß guipure nichts mehr und nichts weniger ist, als eine besondere Spitzengattung, die aus denselben Stoffen und mit denselben Werkzeugen, aber (beim Klöppeln) durch andere Schlagweise und in anderer Gestalt, angefertigt wird, als sonstige Spitzen. Am hervorstechendsten erscheint der Mangel eines eigentlichen Grundes. Kommen auch maschenartige Stellen vor, so unterscheiden sie sich doch bedeutend von den Trâlien anderer Arten. Sie haben dann Aehnlichkeit mit dem Alt-Valenzijn-Kanten, wobei die Knotenstellen der Maschen kleine Löcher oder Augen (oogsken), welche zum Einstecken der Klöppelnadeln oder Spenteln gedient haben, enthalten. ( ) Die Gipüren bestehen daher gewissermaßen nur aus durchbrochenem Flachwerk. Dabei sind die Figuren meist groß und die Geflechte oft so stark, daß sie sich fast wie gehäkelt ausnehmen.

Die Unklarheiten und Verworrenheiten in Betreff der Benennung rühren daher, daß die Ausdrücke guiper und guipure eigentlich dem Posamentir-Handwerk angehören. Da passen die Erklärungen der Wörterbücher und sonstiger Schriften so ziemlich. Als aber später, wie wir sahen, das Wort guipure auf die früher pessements genannten Spitzen überging und demnächst

zur Bezeichnung einer bestimmten Gattung von Spitzen diente, da konnte von zusammengedrehten und mit Seide, Gold ꝛc. umwickelten Fäden oder Streifen in solcher Allgemeinheit nicht mehr die Rede sein, wenn auch zur Herbeiführung von Erhöhungen u. s. w. mitunter stärkere Fäden verwendet wurden.

Eine besondere Art Gipüre, mit weit gezackten oder geschärften Rändern, wird Spanische Kante genannt. Sie scheint besonders in Brügge angefertigt worden zu sein, kommt aber längst nicht mehr in Bestellung und gehört schon zu den theuer bezahlten Seltenheiten. Die werthvollsten Gipüren sind vordem zu kirchlichen Zwecken, besonders zu den Heiligenbilder- und Priestergewändern, verwendet worden. Neuerdings werden diese alten Schätze immer seltener. Selbst in den katholischsten der katholischen Städte sind dergleichen Ueberbleibsel schon vielfach dem Geld- und Handelsgeiste verfallen. Die Priester haben das Alte verkauft, sagte mir 1859 lächelnd ein Brügger Händler, und tragen Tüll. Dabei zeigte er mir ein winziges Stück vom «doekje van onze lieve vrouwtje,» das 200 Frank kosten sollte. Ein anderes „besonders billiges“ Stück, sechs Ellen lang und eine halbe Elle breit, ward zu 300 Frank ausgeboten. Für ein drei Finger breites, sechs Ellen langes Stück Spanische Kante wurden 75 Frank gefordert

Gegenwärtig werden nur noch in wenigen Orten Gipüren angefertigt und zwar meist von geringerer Beschaffenheit. Am gesuchtesten und bekanntesten sind die feinen Brügger. Die gewöhnlichsten sind im französisch-belgischen Handel unter dem Namen dentelle oder guipure torchon bekannt. Man benutzt sie zum Besatz von Vorhängen, Kissenüberzügen u. s. w. Auch sonstige Spitzen geringster Sorte heißen gewöhnlich dentelle torchon.

In neuester Zeit werden wieder alte Gipüren nachgebildet, hauptsächlich zu Puy in Frankreich, wo überhaupt ein sehr erhebliches Spitzengeschäft besteht; man nennt sie gewöhnlich guipures de fil Cluny.

Das Klöppeln aller Spitzenarten geschieht auf dem Klöppelkissen, kant-kussen, welches die Arbeiterin auf den Knieen hält oder vor sich legt, nach vorgeschriebenen Mustern mittelst abgestochener Pergamentstreifen. Zunächst kommt es natürlich auf die

Zeichnung an. Ist diese entworfen, wobei der Zeichner, wie sich von selbst versteht, auf die Möglichkeit der Ausführung Rücksicht zu nehmen hat, so wird von der patroonwerkster, das heißt von der Musterklöpplerin, die Anfertigung des patroon's oder der Musterspitze bewirkt. Fällt diese zur Zufriedenheit des Bestellers aus, so wird darnach das fransijn (membrana-francica) nämlich der Pergamentstreifen, über welchem man auf dem Kissen klöppelt, abgestochen, das heißt jeder Punkt, wo beim Nachklöppeln des Musters zum Festhalten der Fäden und zur Hervorbringung der verschiedenen Figuren eine Stecknadel eingesetzt werden muß, mit einem Einstich versehen. Beides, Muster und Abstich, kommt alsdann in die Hände der gewöhnlichen Arbeiterinnen, welche darnach die verlangte Ellenzahl anzufertigen haben, was von der vlamischen Benennung spelde oder spelle für Stecknadel, spellewerken heißt.

Besondere Aufmerksamkeit erregt der Umstand, daß in Belgien, namentlich in Brüssel, seit undenklichen Zeiten „Englische Kanten" angefertigt worden sind und zum Theil noch jetzt unter dieser Bezeichnung — point d'Angleterre — in den Handel gebracht werden. Belgischerseits wird dies damit zu erklären gesucht, daß die Spitzenklöppelei aus Flandern durch Auswanderer oder angelockte Arbeiterinnen nach England gekommen sei. Als man dort 1483 und später zur Hebung des einheimischen Gewerbfleißes die Einführung von Spitzen verboten habe, seien von Schleichhändlern die eingeschmuggelten, belgischen Spitzen für englische ausgegeben und verkauft worden und in Flandern und Brabant habe man dies durch Anwendung der obigen Bezeichnung zu erleichtern und zu fördern gesucht. Wie es scheint, ist englischerseits gegen diese Annahmen kein besonderer Widerspruch erfolgt. Mrs. B. Palliser, p. 93, macht keine Einwendungen dagegen. Desto lebhafter hat sich Herr Seguin (p. 42. 140.) dawider ausgelassen. In England, meint er, namentlich in Honiton und sonst in Devonshire und in andern Grafschaften, habe sich das Spitzengeschäft mehr selbstständig entwickelt; es sei eine prétention ridicule, d'invention belge, zu behaupten, daß die Engländer avaient l'habitude d'acheter en Belgique des dentelles, qu'ils reven-

daient ensuite sous ce nom et que c'est là l'origine du mot: point d'Angleterre.

Auch Alan S. Cole in seinem 1875 zu London erschienenem Buche: Ancient Needlepoint and Pillow Lace, bestreitet die gewöhnliche Annahme nicht, sondern bestätigt sie, und gibt daher von englischen Spitzen keine besondere Abbildung. S. v. Lützow's Kunstchronik, Wien, 1876, S. 105.

Wie dem auch sei, gewiß ist, daß der point d'Angleterre bis auf die neueste Zeit im belgischen Spitzengeschäft eine Rolle gespielt hat. Erst jetzt scheint man auf andere Benennungen bedacht zu sein. Gewisse Spitzen mit fonds de brides picotées heißen nicht mehr Angleterre, sondern Duchesse.

Eine völlige Umwälzung im Spitzengewerbe trat ein, als seit 1768 die Weberei und dann seit 1782, und besonders im Laufe dieses Jahrhunderts, der mechanische Webstuhl und die Dampfkraft zur Nachbildung von Kanten angewendet wurden. Den ersten erfolgreichen Versuch soll ein herabgekommener Strumpfwirker Namens Hammond in Nottingham gemacht haben. Andere Erfinder und Verbesserer waren Else und Harvey. Sie brachten 1777 die pin- oder point-net-Maschine zu Stande. Gegen 1809 erfand Heathcoat, der Sohn eines Landwirths, die bobbin-net-Maschine, so genannt, weil die Fäden auf bobbins gewunden wurden und ein twisted instead of looped net entstand. Als 1823 sein Patent erlosch, brach in Nottingham ein wahres „bobbin-net-Fieber" aus; Jeder wollte bobbin-net machen; Manche wurden verrückt oder brachten sich um's Leben. Aber die Anfertigung wuchs und vervollkommnete sich, und gegenwärtig werden verschiedene Kanten so täuschend gewebt, daß schon ein geübtes Auge dazu gehört, sie sofort zu erkennen. Gar Viele haben in Ostende schon Brüsseler und Valenzijner Spitzen gekauft, die in Nottingham oder Manchester gewebt waren. Einer der Ersten, welche die Tüll-Weberei in Belgien einführten, war ein Herr Washer, dessen Fabrik noch besteht.

Welchen Aufschwung die englische Spitzenweberei genommen hat, ersieht man daraus, daß schon um 1831 die Zahl der darin beschäftigten Arbeiter, trotz aller Maschinen- und Dampfkraft, auf

mehr als 200,000 geschätzt wurde. In Nottingham und den benachbarten Dörfern allein sollen über 23 Millionen Geviert-Yards Spitzengrund jährlich angefertigt worden sein. Und nun erst später! erst jetzt!

Natürlich mußte die Spitzenweberei den größten Einfluß auf das Klöppelgeschäft haben. In England hat dies sehr abgenommen. Auch in Belgien kam es in Verfall, obwohl Brüsseler und Mechelner Handspitzen noch immer ein gepriesener und gesuchter Schmuckgegenstand blieben. Es konnte nicht fehlen, daß Preise und Nachfrage sanken, seit ähnliche Arbeiten in unerhörter Schnelligkeit und Billigkeit angefertigt wurden. Neuerdings jedoch ist wieder ein Umschwung zum Bessern eingetreten. Seit der Einführung der Maschinen-Flachsspinnerei und durch die Verwendung billiger Baumwollengarne konnten Preise gestellt werden, welche in Verbindung mit der erneuerten Hochschätzung und Vorliebe für „echte Spitzen" das Kantenwerk wieder in Blüte gebracht haben, wenn auch bei weitem nicht der ehemalige Verdienst damit verbunden ist. Zu Anfang dieses Jahrhunderts konnte eine tüchtige Klöpplerin drei bis vier Frank täglich verdienen; um 1859 brachten es die geschicktesten und behendesten kaum zur Hälfte, und bei ungewöhnlichen Stockungen des Geschäfts mußte sich manche mit einem halben Frank täglich begnügen. Der mittlere Verdienst konnte zu einem Frank, also zu 80 Pfennig täglich angenommen werden.

Von Wichtigkeit ist dabei, daß auch die Kinder frühzeitigst zum Klöppeln angehalten werden. Fast mit allen Waisen- und Armenanstalten für Mädchen sind Klöppelschulen verbunden. Ja viele Unterrichtsanstalten geistlicher Schwesterschaften sind wesentlich darauf gestützt, daß die Mädchen einen großen Theil der Zeit mit Spitzenanfertigung hinbringen und sich so gewissermaßen freilernen. Hier und da soll dies sogar etwas eigennützig ausgedehnt worden sein; wenigstens hat die „liberale Partei" dergleichen Anschuldigungen erhoben und deshalb die Heranziehung der écoles dentellières zur Gewerbesteuer bewirkt.

Wie dem auch sei, jedenfalls haben die erwähnten Anstalten großen Einfluß auf die Hebung und Ausdehnung des Spitzen-

geschäfts gehabt, und dadurch wesentlich zur Verminderung des Nothstandes der flandrischen Gebietstheile beigetragen, die 1847 dem größten Elende verfallen waren. Nach Ducpetiaux wurden in den fünfziger Jahren von den Spitzenschulen „mehr als drei Millionen Frank jährlich an die jungen Arbeiterinnen oder vielmehr an deren Eltern als Arbeitslohn ausgezahlt."

In dem einen Arrondissement von Audenarde befanden sich 1858 fünfzig Spitzenschulen mit mehr als 2000 Zöglingen, welche nach dem Berichte der dortigen Handelskammer durchschnittlich gegen 60 Centimen täglich verdienten. Die Zahl der gesammten Schulen des Landes wurde zu 374 und die der Schülerinnen auf 40,000 veranschlagt; ihr Roherwerb auf mehr als fünf Millionen. Im Jahre 1874 wurde die Zahl der Spitzenarbeiterinnen in Flandern und Brabant auf 100,000 geschätzt.

Besonders lebhaft ist das Spitzenklöppeln in Brügge und mehreren andern Plätzen von Westflandern. Ein großer Theil der gesammten weiblichen Bevölkerung niedern Standes ist damit beschäftigt. Wenn ich 1859 die entferntern Theile und engern Straßen Brügge's durchwanderte, sah ich fast vor jedem Fenster der kleinen, winzigen Häuslein, worin die riesigen Hallen und Thürme der Mitte, die Prachtbauten der Reichen, allmählig verlaufen, ein paar emsige Klöpplerinnen. Sommers sitzen sie in oder vor den Thüren, häufig in kleinen Gruppen, plaudernd, lachend, singend, oft blaß und ärmlich, doch meist wohlgemuth und fröhlich und von so flinker Geübtheit, daß man in dem Spiele der zu beiden Seiten des Kissens liegenden Garnröllchen ein planloses Durcheinanderwerfen zu sehen meint, während in der Mitte der zierlichste weiße Blumenstreif sich formt.

Weniger heiter ist das Wirken in den Schulen und Fabriken. Nicht selten leidet die gesunde Entwickelung der Kinder unter der gebückten Haltung und dauernden Thätigkeit, und bei der application de Bruxelles sollen außerdem oft Mittel zum Weißmachen der Blumen angewendet werden, die wegen ihrer bleihaltigen Natur sehr schädlich sind und im Februar 1858 selbst einen ärztlich festgestellten Todesfall herbeigeführt haben.

Auch in einigen Beginenhöfen wird das Spellewerk noch geübt. Dagegen scheinen die Marollen die Ungunst der Zeiten

nicht überdauert zu haben. Es waren dies nach den Gedenkschriften des J. J. De Munck, Mechelen, 1777, Vereinigungen von geestelycke dochters in Gent, Brügge, Dendermonde, Mecheln und andern Städten, die unter einer Oberin, die sie Mutter nannten, zusammenlebten und das Spellewerk betrieben.

In neuester Zeit hat Belgien, wie die Weltausstellungen bewiesen haben, das Spitzengeschäft wieder glänzend zu heben gewußt. Brüssel und Grammont sind mit Alençon und Bayeux rühmlich in die Schranken getreten; sie haben den Wettbewerb nicht bloß à cause du bas prix, sondern auch wegen der Güte der Arbeit bestanden. In Wien trat 1873 ein erneuerter Fortschritt zu Tage. Le jury a constaté, sagt der Bericht des belgischen Vertreters Duhayon, que l'industrie était en progrès marqué et que jamais peut-être un ensemble de produits plus remarquables n'avait été réuni. Aussi la proposition d'un diplôme d'honneur, à décerner à la Belgique pour l'ensemble de son exposition dentellière, a-t-elle été accueillie à l'unanimité par le jury de section; mais elle n'a pu être maintenue, parcequ'elle ne réunissait pas les conditions exigées par le règlement sur les récompenses. Le que le jury n'avait pu obtenir pour la collectivité, il le proposa et l'obtint pour la maison Verdé-Delisle et Cie. Tous les points de dentelle qui se fabriquent en Belgique étaient réunis dans la vitrine de ces exposants . . .

Nicht durch die Erzeugnisse von Alençon und Bayeux fühlt sich der Belgier noch beunruhigt, wohl aber durch die Leistungen in Böhmen und Sachsen. Nous devons nous préoccuper davantage du développement et des progrès de l'industrie dentellière en Bohême et en Saxe. Ces pays ont envoyé à Vienne des produits similaires aux nôtres . . . Zwar können die besten dieser Erzeugnisse von eingewanderten „belgischen Arbeiterinnen" herrühren; aber was würde das bei der Gelehrigkeit der Sächsinnen und Böhminnen verschlagen? . . . Also neue Anstrengungen! Und so ist's recht!

V.

Die Rettungshäuser zu Ruysselede und Beernem.

Digitized by Google

Die Rettungshäuser zu Ruysselede und Beernem.

Wenige Länder haben sich in neuerer Zeit so viel mit dem Armenwesen beschäftigt wie Belgien. Freilich waren auch in wenigen Ländern die Ansprüche so groß und die Anlässe so dringend. Man rechnet, daß jeder fünfte und in manchen Gegenden jeder vierte Einwohner ein Almosenempfänger war; die Zahl der Bettler und Landstreicher in den beiden Flandern soll um 1847 weit über eine fünftel Million betragen haben, darunter mehr als 170,000 Kinder, und das bei einer Bevölkerung von anderthalb Millionen Seelen. Die Zahl der Kinder, welche in den drei Jahren 1845, 1846, 1847 in die Bettlerniederlagen und Gefängnisse geschickt wurden, betrug nach amtlichen Berichten 26,247.

Unter den mancherlei Wegen, welche man seitdem zur Abhülfe dieses Elends eingeschlagen hat, macht sich besonders die Errichtung von fermes hospices und von écoles de reforme bemerklich. Die ersten sind Anstalten für arbeitsfähige Arme, deren Beschäftigung hauptsächlich in landwirthschaftlichen Verrichtungen, welche auf Deckung der Bedürfnisse der Anstalten berechnet sind, besteht; die zweiten entsprechen den deutschen Rettungshäusern, indem sie ausschließlich für das jugendliche Alter bestimmt sind und Besserung und Unterweisung neben nützlicher Beschäftigung bezwecken. Es haben sich besonders drei solcher Anstalten in Belgien bemerklich gemacht: eine zu Herstal auf Kosten der Armenverwaltung von Lüttich; die andere zu Scourmont bei Chimay, von den Trappisten unter besonderer Begünstigung des Fürsten von Chimay gegründet; die dritte zu Ruysselede und Beernem, vom Staate selbst in's Leben gerufen. Sie ist die älteste und hat den andern als Anregung und Muster

gedient; dieselbe umfaßt an 600 Knaben und 300 Mädchen von 5 bis 18 Jahren, und ist vorzugsweise geeignet, die lebendigste Theilnahme zu erregen.

Nichts kann überraschender sein als die militärische Haltung und das geregelte Aufmarschiren von 600 munteren Jungen, die noch vor kurzer Zeit sich bettelnd umhertrieben; nichts anziehender und lehrreicher als die Art und Weise, wie man diese Brut menschlicher Verworfenheit und menschlichen Elends in wenigen Monden zu einer arbeitsamen, höflichen, gesitteten, aufgeweckten, zum Theil lernbegierigen und wohlunterrichteten Kinderschaar umgeschaffen hat! Ich bin überzeugt, es wird nicht leicht Einer die merkwürdige Anstalt besuchen, ohne sich von Allem, was er sieht und vernimmt, auf's lebhafteste angeregt zu fühlen.

Vier Meilen hinter Gent, etwa anderthalb Stunden links von der Eisenbahnstation Bloemendael, liegt zwischen Kiefernbüschen, Heidegründen und dürren Saatländereien eine keilförmige Grundfläche, welche 1848 der Sitz einer verunglückten Zuckerfabrik war und zu der Gemeinde Ruysselede gehört. Als in diesem Jahre durch Gesetz vom 3. April die Errichtung von Besserungsanstalten für junge Landstreicher unter 18 Jahren beschlossen wurde, richtete sich die Aufmerksamkeit der Regierung darauf. Man kaufte 1849 die Besitzung für etwa 160,000 Frank an und begann mit solchem Eifer die nöthigen Bauten und Umänderungen, daß schon im April 1849 die ersten Kinder aufgenommen werden konnten, und am Ende desselben Jahres die Zahl der Zöglinge, welche man Kolone nennt, 121 betrug. Im Lauf des nächsten Jahres wuchs dieselbe bis zu 251 an, und am Ende des Jahres 1851 waren 502 Knaben zu Ruysselede vorhanden.

Um dieselbe Zeit kaufte man einen weiteren Grundbesitz in dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe Beernem für die Summe von 115,000 Frank und richtete dieselbe zu einer Besserungsschule für Mädchen ein. Die Anstalt ward 1853 eröffnet und nahm in diesem Jahre 61 Kinder auf; im folgenden Jahre traten 184 Ankömmlinge hinzu; am Ende 1856 betrug die Zahl der Anwesenden 283, während 45 in diesem Jahre entlassen waren. Die regelmäßige Zahl war damals auf 300 berechnet.

Die Anzahl der Knaben war Anfangs auf 500 bestimmt. Indessen zeigte sich bald, daß diese Grenze nicht eingehalten werden konnte, wenn man den allerdringendsten Anforderungen entsprechen wollte. Schon 1851 war die Zahl erreicht, ja überschritten, und doch befanden sich in den verschiedenen Bettlerniederlagen (dépôts de mendicité) noch viele hundert arme Jungen, unter den verderblichsten Umgebungen und Einwirkungen. Trotzdem daß der allgemeine Nothstand mehr und mehr abgenommen hatte, wurden am 20. November 1855 in den fünf Niederlagen zu Reckheim, Hoogstraten, Bergen, Brügge und Kammer (bei Brüssel) noch 598 Kinder unter 16 Jahren, und zwar 444 Knaben, gezählt. Selbst zu Ende des Jahres 1857 betrug die Zahl noch 347 Knaben und 107 Mädchen.

Man ging daher mit dem Plane um, eine Erweiterung der Knabenanstalt zu Ruysselede eintreten zu lassen, und zwar ist dieser Gedanke in der Weise ausgeführt worden, daß man eine besondere Schule für künftige Schiffsjungen in der Nähe der Hauptanstalt auf dem Gebiet der Gemeinde Wyngene angelegt hat. Dieselbe wurde auf 104 Zöglinge berechnet, so daß die Gesammtbevölkerung der drei Häuser, die unter einer Gesammtverwaltung stehen, zu meiner Zeit etwa 900 betrug. Eine bedeutende Steigerung der Zahl, namentlich der Knaben, soll nach dem Urtheile des Vorstandes ohne Nachtheile für Zucht und Ordnung nicht wohl durchführbar sein.

Es ist das leicht begreiflich. Ja man staunt, daß es nur möglich gewesen, eine solche Anzahl verwahrloster und verwilderter Knaben zusammen zu bringen und an ordnungsmäßige Thätigkeit und an gesittetes Zusammenleben zu gewöhnen. Man wird noch mehr staunen, wenn man vernimmt, daß diese Knaben beinahe alle Bedürfnisse der Anstalt selbst besorgen, daß sie kochen, backen, waschen, spinnen, weben, schneidern, schustern, schreinern, zimmern ꝛc., daß sie insbesondere Landwirthschaft und Gartenbau treiben, ja daß viele selbst als Aufseher thätig sind. Ohne die strengste Zucht, ohne die genaueste Regelung aller Verhältnisse, wäre eine solche Erscheinung gar nicht denkbar.

In der That ist es die militärische Ordnung, der soldatische

Zuschnitt aller Einrichtungen, wodurch die écoles de reforme ihr eigenthümlichstes Gepräge erhalten und sich von ähnlichen Anstalten, namentlich von den deutschen Rettungshäusern, unterscheiden. Da ist keine Spur von familienartigem Zusammenleben, nichts von hausväterlicher Erziehung, wie im Rauhen Hause und seinen Nachfolgern; von den Schlafstellen bis zu den Eßtischen, vom Aufstehen bis zum Niederlegen, hat Alles ein kasernenmäßiges Ansehen, athmet Alles ein soldatisches Regiment. Wie man in Deutschland „Familiengruppen“ und „Hausväter“ hat, so in Ruysselede „Divisionen“ und „Sektionen“, chefs und souschefs. Vom frühesten Morgen bis zum späten Abend hören die Trompetenzeichen und die Kommandorufe nicht auf. Selbst die Schildwachen zur Nachtzeit fehlen nicht. Alles ist nach der Uhr geregelt und wickelt sich tagtäglich in vorgeschriebener Ordnung ab.

Es war gegen halb 5 Uhr an einem sonnigen Junimorgen, 1858, als ich mich im Hauptgebäude einfand, um einmal den vollen Verlauf eines Ruysseleder Tagewerks mit anzusehen. Die Aufseher waren schon in Bewegung; in den weiten Schlafsälen aber herrschte noch vollkommene Ruhe. Sie liegen im ersten und zweiten Stock des Hauptgebäudes, während das Erdgeschoß die Schulzimmer und den Speiseraum oder, wie er vlamisch genannt wird, den refter (von refectorium) umfaßt. Die Schlafsäle sind geräumig und durch zahlreiche Fenster von beiden Seiten wohl erhellt und gelüftet; nur die des oberen Stocks lassen in letzterer Beziehung Einiges zu wünschen übrig, da die Fenster bis auf den Fußboden reichen und daher zur Nachtzeit nicht leicht geöffnet bleiben können, weßhalb bei der Niedrigkeit der Säle schon einige Zeit nach dem Schlafengehen eine drückende Luft entsteht.

Jeder Stock hat zwei Säle zu beiden Seiten der Doppeltreppe, welche im Mittelpunkte liegt; jeder Saal hat vier Reihen Betten. Da die 500 Knaben der Hauptanstalt in acht Divisionen eingetheilt sind, von denen jede zwei Sektionen bildet, so kommt auf jede Sektion eine Reihe Betten und jeder Saal umfaßt zwei Divisionen. Jede Division hat einen Aufseher (surveillant), der in einem kleinen Zimmer an der Treppe schläft, von wo aus er

durch ein Fenster den ganzen Saal übersehen kann. Einer der Aufseher muß wach bleiben und von Zeit zu Zeit die durch Nachtlampen matt erleuchteten Säle durchschreiten. Auf jedem Stock steht außerdem eine Schildwache, die regelmäßig abgelöst wird.

An der Spitze jeder Sektion steht ein chef de section, der zwei sous-chefs unter sich hat und seinerseits den Befehlen des Aufsehers unterworfen ist. Die acht Aufseher stehen unter einem Oberaufseher (surveillant-en-chef) und dieser empfängt seine Weisungen vom Vorsteher der ganzen Anstalt. Die Aufseher, von denen vier ehemalige Zöglinge der Anstalt waren, sind besoldete und uniformirte Diener, die Führer der Sektionen dagegen werden aus den Zöglingen selbst ernannt; man wählt dazu natürlich solche Knaben, welche sich durch Fähigkeiten und gutes Betragen besonders hervorthun. Sie tragen die gewöhnliche Kleidung der Kolone, erhalten aber ein Band am Aermel als Abzeichen, die chefs ein rothes, die sous-chefs ein gelbes. Aehnliche Einrichtungen finden sich auch bei den Mädchen.

Bald, nachdem ich angekommen war, stellten sich einige kleine Hornisten im Hofraume auf. Der Oberaufseher führte mich zu den obern Räumen und rief das gewohnte Kommando, worauf sofort ein Hornsignal erscholl, welches in allen Sälen eine ameisenartige Lebendigkeit wachrief. In wenigen Augenblicken waren sämmtliche Schläfer auf den Beinen und in den nöthigsten Kleidungsstücken. Dann erscholl ein neuer Hörnerruf. Das Gesumme ging plötzlich in lautlose Stille über; jeder stand mitten vor seinem Bett, die Führer zu den Enden: man betete. Etwa drei Minuten dauerte die schweigende Andacht; dann erfolgten weitere Zeichen zum völligen Ankleiden, zum Waschen, zum Bettmachen u. s. w.

Zum Waschen wird rottenweise angetreten und ebenso zurückmarschirt. Vor der Thür werden Holzschuhe angethan, worauf der leise Gleichschritt in ein taktmäßiges Geklapper übergeht, bis beim Zurückkehren, zur Schonung des saubern Fußbodens, die Schuhe wiederum in die Hand genommen werden.

Die Bettstellen sind von Eisen und je für einen Schläfer bestimmt. Zu den Fußenden sind Gefache angebracht, worin Handtücher, Bürsten, Kämme, überschießende Kleidungsstücke 2c.

aufbewahrt werden. Jedes Stück hat seine angewiesene Stelle und muß sauber und ordentlich gehalten werden. Das Bettwerk ist ungemein einfach: ein Strohsack, ein Strohkissen, ein Betttuch, eine baumwollene Decke und Winters zwei — das sind die Bestandtheile, die Jeder nach bestem Wohlgefallen schütteln und rütteln und zurechtlegen kann.

Und in der That herrscht in dieser Hinsicht eine gewisse Geschmacksverschiedenheit. Da sonst Alles gleichmäßig gemodelt und abgezirkelt ist, so macht sich das unvertilgbare Sonderstreben eben in den wenigen Dingen geltend, die dem freien Belieben überlassen sind. So lagert sich der Eine mit dem Kopfe hoch, der Andere niedrig; Der legt sich das Strohkissen unter den Rücken, Jener auf die Füße; ein Dritter wirft es gar zur Seite &c. Selbst die Kleidungsstücke werden mitunter beim Zurechtbetten verwendet, obwohl das eigentlich nicht geschehen soll. Ich fand z. B. Einen, der seine Holzschuhe geschickt dazu benutzte, um das Bettlaken, das ihm vermuthlich zuweilen verrutschte, zwischen Strohsack und Bettstelle einzukeilen. Er gestand mir im Vertrauen, daß er's im Winter mit den Decken eben so mache.

Nach dem Aufstehen werden die Strohsäcke zurechtgeschüttelt und die Tücher und Decken zusammengefaltet und zu Häupten gelegt. Abends besteht dann das erste Manöver in dem Ausbreiten derselben; im Uebrigen geht Alles mit derselben militärischen Gemessenheit von Statten wie Morgens. Auch wird wiederum still gebetet.

Die Strohsäcke und Bettlaken sind von ungebleichtem Sackleinen, das in der Anstalt angefertigt wird. Von demselben Stoffe sind die Hemden, welche alle acht Tage gewechselt werden, und die Sommerbeinkleider. Jeder Zögling erhält beim Eintritt in die Anstalt die vorgeschriebene Kleidung, während seine eigene, sofern dies der Mühe lohnt, gereinigt, aufbewahrt und beim Entlassen zurückgegeben wird.

Die ordnungsmäßige Ausstattung eines Knaben umfaßt folgende Stücke: 3 Hemden, 2 Winterhosen (de pilou), 2 Sommerhosen, 1 Kamisol (für den Winter), 2 blaue Kittel, 2 Halstücher, 2 Taschentücher, 1 Hosenträger, 1 Gürtel, 2 Strohhüte,

2 Paar wollene Socken, 1 Paar Schuhe, 2 Paar Holzschuhe, 2 Handtücher, 1 Kamm, 1 Kleiderbürste und 1 Schuhbürste.

Bei den Mädchen ist die Ausstattung, welche natürlich stets vollständig erhalten wird, entsprechend: 3 Hemden, 2 leinene Leibchen ohne Aermel, 2 wollene Jäckchen, 2 baumwollene Unterröcke, 2 rothwollene Röcke, 2 leinene Schürzen, 2 Paar wollene und 2 Paar baumwollene Strümpfe, 2 Mützen, 2 Nachtmützen, 4 linges de propreté au besoin, u. s. w.

Man sieht, daß die größte Einfachheit herrscht. Einiges z. B. die Flicken von Handtüchern sind sogar allzuspärlich zugemessen. Die Ausstattung eines Knaben kam nicht höher als etwas über 20 Franken zu stehen. Gleichwohl nehmen sich die Kinder, namentlich an Sonntagen, wo natürlich die besseren Stücke angethan werden, ganz leidlich aus; besonders haben die Mädchen in ihren hellrothen Röcken, dunklen Leibchen und weißbunten Halstüchern ein gar freundliches Aussehen. Dabei ist überall das Streben nach Reinlichkeit und Nettigkeit sichtbar. Man kann sich nichts Saubreres und Ansprechenderes denken, als die Schlafsäle zu Beernem, die aus alten Futterböden und Dachspeichern hergestellt worden sind. Da ist Alles in tadellosester Ordnung und Zierlichkeit eingerichtet. Die Betten bestehen zwar aus denselben Stücken und Stoffen, wie zu Ruysselede, aber man glaubt doch ganz andere Lagerstellen zu sehen, wie denn in der That die Bettstellen etwas abweichend eingerichtet sind und nach Art der Hängematten zwischen eisernen Gestellen schweben. Zu den Fußenden sind kleine Bänke angebracht; ringsum läuft rother Besatz. Auf den Bänken und in Gefachen an den Wänden liegen die kleinen Kleidervorräthe der Zöglinge: ein Stück wie das andere, alles sauber, alles zierlich gefaltet, die Bürsten, die Kämme, die Schuhe gereinigt: kurzum das Ganze bei aller Einfachheit und Dürftigkeit einen wahrhaft lachenden, man möchte fast sagen koketten Anblick gewährend. Wie eigenthümlich muß einem Kinde zu Muthe sein, das aus dem Unflath des Elends und der Laster plötzlich in das reinigende Bad der Anstalt kommt und dann in diese heiteren Räume tritt, wo kaum ein Sonnenstäubchen geduldet wird!

Auch bei den Knaben soll vorschriftsmäßig die „äußerste Reinlichkeit“ herrschen. Allein es ist leicht zu begreifen, daß hier die Dinge sich etwas anders ausnehmen, als bei den Mädchen. Zu Beernem liegt die ganze Verwaltung und Aufsicht in den Händen von Frauen; in Ruysselede betrat nie ein weiblicher Fuß die Räume der Knaben, und erst seit Kurzem war es im Plane, ein paar bejahrte Nonnen für die Krankenpflege zu gewinnen, um, wie der Direktor sich ausdrückte, den Leidenden eine „Mutter“ und mit ihr die petites douceurs, welche die Weiblichkeit stets zur Hand hat, zu geben. Zur Zeit meines Besuches aber stand weder das Krankenzimmer, noch die Küche, noch die Wäscherei, noch irgend Etwas, unter weiblichem Einflusse. Kein Wunder also, wenn hier und da im Punkte der Sauberkeit Manches zu wünschen übrig blieb. Nicht bloß, daß Kleidung und Hals und Hände einige Tage nach den wöchentlichen Bädern zuweilen etwas mehr Schmutz an sich trugen, als die besonderen Beschäftigungen nothwendig mit sich brachten, auch die verschiedenen Räumlichkeiten konnten sich mit denen in Beernem nicht messen. Namentlich sahen gewisse Gemächer sehr übel aus, und in der Küche, wobei freilich die Beschränktheit des Raumes mit schuld war, begegnete man nirgends der spiegelblanken Ordnung und Nettigkeit, wie bei den Kesseln und Näpfen der Mädchen. Jeder Zögling hatte einen zinnernen Napf, einen zinnernen Becher und einen eisernen Löffel; ich sah deren Dutzende auf den Tisch zurückkommen, die noch die Spuren früherer Mahlzeiten in abschreckender Weise an sich trugen.

Zum Essen und Trinken wird gerade wie zum Schlafengehen aufmarschirt. Jede Abtheilung hat ihre bestimmte Tafel, jeder Zögling seinen Platz. Kurz vor dem Antritt im großen Hofe werden die Tische bedient, so daß nach dem klappernden Einmarsch und nach einem stillen Gebet sofort der gleichmäßige Löffelgang beginnen kann.

Die Speisen sind einfach, aber nahrhaft. Es finden täglich nur drei Mahlzeiten statt. Morgens wird Kaffee getrunken, d. h. ein Gemisch von Milch und Eichorien, was man suikerij nennt, und wobei die erwähnten Becher als Tassen dienen. Dazu er-

hält Jeder — und das ist die Hauptsache — ein tüchtig Stück Brod, das Tags zuvor gebacken wird und aus ungebeuteltem Roggenschrot besteht. Jeder Mund bekommt täglich im Durchschnitt etwas über ein Pfund (60 décagrammes); die Kleinen erhalten ein Geringes weniger, was den Großen zuwächst. Auch die Mädchen bekommen ein kleineres Stück, nämlich 50 décagrammes. Im Jahre 1855 wurden die Brodstücke der Sparsamkeit wegen etwas verkleinert, so daß die ganze Anstalt täglich etwa 60 Pfund bei den Knaben und 30 Pfund bei den Mädchen erübrigte. Hinsichtlich des Verzehrens scheint einige Freiheit zu bestehen, denn ich bemerkte im Laufe des Tages, daß ein paar Kleine mitunter eine aufgehobene Rinde aus der Tasche zogen und mit neidenswerthem Wohlbehagen verschmausten.

Mittags wird Suppe gegeben und ein Becher Wasser; Abends Kartoffelmuß oder dergleichen. Die Zuthaten zu den Suppen &c. waren stets auf je 100 Zöglinge bestimmt. Nach einem Bericht von 1855 kamen zu den „Fleischsuppen", die vier Mal wöchentlich aufgetragen wurden, 10 Kilogramm oder 20 Pfund Fleisch, 50 Pfund Kartoffeln, 10 Pfund Gemüse, 10 Pfund Reis, 3 Pfund Salz und etwas Pfeffer. Die „Gemüsesuppe," die ein Mal wöchentlich vorkommt, besteht für 100 Köpfe aus 50 Pfund Kartoffeln, 12 Pfund Reis, 20 Pfund Gemüse, 1 Pfund Fett, 3 Pfund Salz, 4 Pfund Roggenmehl und etwas Pfeffer. Ferner wird die Woche ein Mal Erbsen- und ein Mal Bohnensuppe gegessen. Das abendliche Kartoffelmuß unterscheidet sich von der Gemüsesuppe dadurch, daß weniger Gemüse, kein Reis und dagegen 160 Pfund Kartoffeln dazu kommen.

Die Zeit zum Essen und Trinken ist nur spärlich zugemessen; Geplauder und dergleichen wird dabei nicht geduldet. Nach der königlichen Dienstordnung vom 28. März 1852, worauf sich die sommerlichen und winterlichen Stundenpläne stützten, sind nur drei Viertelstunden für repas ausgeworfen. Die übrige Tageszeit ist folgendermaßen vertheilt: Arbeit 8½ bis 9 Stunden, Schul- und Religionsunterricht 2—3, Musik und Gesang 1, Leibesübung und militärische Uebungen 1—2, Erholung ¾—1, Aufstehen, Schlafengehen, Beten, Appells &c. 1—1½. Für die Nachtruhe bleiben

8—8½ Stunden, die aber im Sommer häufig auf 7 Stunden zusammenschrumpfen.

Die Arbeiten sind nach den Fähigkeiten, Neigungen und Kräften der Zöglinge verschieden. Im Ganzen gilt der Grundsatz, daß die Beschäftigung sowohl zum Besten der Anstalt als zum künftigen Fortkommen der jungen Leute gereichen müsse. Die Anstalt soll sich selbst erhalten. Nahrung, Kleidung, Geräthschaft, kurz Alles, was zum gewöhnlichen Bedarf und Betrieb erforderlich ist, soll soviel als möglich durch die Kolonie selbst beschafft werden; zugleich aber sollen diese in einer Weise unterrichtet und herangebildet werden, daß sie bei der Entlassung im Stande sind, in einen ehrenhaften Lebensberuf, namentlich als Landwirthe, Handwerker 2c. überzugehen.

Die Hauptthätigkeit ist dem Ackerbau gewidmet. Die Anstalt hat theils an eigenen Besitzungen, theils an gepachteten Grundstücken gegen 400 Morgen in Betrieb. Die Leitung und Aufsicht darüber ist einem Verwalter anvertraut, der mehrere Aufseher und ein paar Knechte für die schwersten Arbeiten unter sich hat; im Uebrigen aber werden die landwirthschaftlichen Geschäfte durch die Kolone verrichtet. Alle Altersklassen werden dabei verwendet. So sah ich die Kleinsten, darunter selbst ein paar Fünf- und Sechsjährige, Flachs jäten, Andere Kartoffeln behacken, die Stärksten pflügen, graben und dergleichen. Besonders nützlich macht sich die zahlreiche Schaar dieser jungen Arbeiter in der Erntezeit, wo sie zum Schneiden des Kornes 2c. verwendet werden.

Eine andere Hauptbeschäftigung ist die Gärtnerei. Der angestellte Gärtner hatte fortwährend eine Schaar von etwa 50 der anstelligsten Jungen zu seiner Verfügung, womit er Bewunderungswürdiges geleistet hat und wohl noch leistete. Aus den verkommensten Sand- und Heidestrecken hatte man in wenigen Jahren einen vortrefflichen Obst- und Gemüsegarten geschaffen, der schon 1858 beinahe allen Anforderungen der Anstalt genügte. Besonders bemerkenswerth war die gute Ordnung, welche daselbst herrschte. Mitten im Garten steht ein kleines Häuschen, welches einer der Jungen unter besonderer Aufsicht hat und woselbst alle Gartengeräth-

schaften, von den großen Flachschaufeln bis zu den kleinsten Pfropfmessern, in geschmackvoller Ordnung aufbewahrt werden. Jedes Stück hat seinen bestimmten Platz; dort nimmt es der Arbeiter am Morgen, dort hat er es am Abend, oder nach vollendetem Geschäft wohlgereinigt wieder aufzustellen. Es gewährt jedem wirthschaftlichen Auge eine wahre Freude, die blanken Schaufeln und Hacken zu sehen. Auch die Ackerbaugeräthe werden stets in bester Ordnung erhalten. Nur selten ist mir's trotz genauester Aufmerksamkeit und Umschau gelungen, eine erhebliche Ungehörigkeit zu entdecken. Ein Geschirr mit Rostflecken gehört zu Ruysselede zu den seltensten Erscheinungen.

Andere Arbeiten sind häuslicher Natur. Außer den Beschäftigungen in Küche und Hof hat man mehrere Werkstätten, die unausgesetzt für die Bedürfnisse der Anstalt in Thätigkeit sind. Der selbstgezogene Flachs wird gebrochen, gehechelt, gesponnen; in der Weberei wird gespult und gewebt; in der Schneiderei sitzen ein paar Dutzend Jungen und nähen Hosen und Kittel; die Schusterwerkstatt liefert das nöthige Schuhwerk, die Schreinerei Tische und Bänke, die Schlosserei Beschläge; die Schmiede, die Faßbinder, die Radmacher sind in ihrer Weise thätig: kurz die mannigfachsten Beschäftigungen greifen zu Nutzen und Frommen des Ganzen und der Einzelnen lebendigst in einander. Jeder Werkstatt steht ein bezahlter Meister vor; in der Schneiderei und in der Küche waren die Meister entlassen: ich fand einen siebenzehnjährigen Zögling mit dem Zuschneiden und mit der Anweisung und Beaufsichtigung der Jüngeren beschäftigt.

Wenn die landwirthschaftlichen Arbeiten es erfordern, werden auch die Handwerker zu denselben herangezogen; umgekehrt werden die Landwirthschafter häufig zu anderen Beschäftigungen beordert. Im Winter ist eine große Anzahl mit Strohhutflechten u. dergl. beschäftigt.

Im Allgemeinen steht jedem Zöglinge frei, nach Neigung und künftigem Lebensziel sich eine Hauptbeschäftigung zu wählen. Indessen sprechen auch die Bedürfnisse der Anstalt mit, und namentlich scheinen die kräftigeren Ankömmlinge, besonders die Jungen vom Lande, den kundigen Blicken des Verwalters und der

Großknechte nicht leicht zu entgehen. Die Stärksten werden zum Pflügen ꝛc. verwendet.

Auch hat man eine „Strafbrigade," die vorzugsweise zu landwirthschaftlichen Arbeiten beordert wird, während man den Uebergang zu den Seeleuten als eine Auszeichnung betrachtet.

Die Beschäftigung der Mädchen ist zwar weniger mannigfaltig, aber doch überall nach ähnlichen Zielen, wie bei den Jungen, geordnet. Neben den gewöhnlichen Arbeiten in Haus und Garten, werden sie zur Wartung einiger Kühe und Schweine, zum Nähen und Flicken, zum Waschen und Plätten ꝛc. verwendet. Da das Mädchenhaus in dieser Hinsicht den Bedürfnissen von Ruysselede mit abhelfen und namentlich die Wäsche der Beamten besorgen muß, so fehlt es selten an Arbeit und niemals an einem zweckmäßigen Ineinandergreifen. Ein Eselskarren, mit einem behenden pausbäckigen Jungen als Führer, bildete zur Zeit meines Besuchs die tägliche Vermittlung. Von Ruysselede brachte er Brod, Fleisch, Schuhe, schmutzige Wäsche, zerrissene Strümpfe, zerfetzte Kittel; von Beernem nahm er gesäuberte und geheilte oder neue Vorräthe mit zurück. Dabei war er höflich und gesittet wie ein Gentleman, nämlich der Junge. Als er mich auf meiner Wanderung nach Beernem einholte, grüßte er mich nicht nur auf's Artigste — beiläufig gesagt, zieht jeder Zögling vor Fremden und Aufsehern den Hut, so oft er ihnen begegnet — sondern er lud mich auch mit den verbindlichsten Worten ein, auf seinem Karren Platz zu nehmen, was ich sicher nicht ausgeschlagen haben würde, wenn der Weg etwas weniger holperig gewesen wäre.

Es gewährt einen eigenthümlichen Genuß, mit diesen ehemaligen Betteljungen sich zu unterhalten. Ich habe wohl ein paar Dutzend angeredet und Einige zu sehr eingehenden und sehr offenherzigen Aeußerungen bewogen, wozu vorzugsweise der Umstand beitragen mochte, daß ich ihre vlamische Mundart verstand. Ich zweifle nicht, daß mir einige dieser Mittheilungen mehr Aufschluß über das Leben und Treiben in Ruysselede gegeben haben, als ich durch alles Befragen der Aufseher je erlangt haben würde.

Die meisten Knaben haben ein heiteres und gesundes Aussehen. Sie befinden sich augenscheinlich wohl, und wenn auch

die Zucht und Arbeit mitunter etwas drückend sein mag, so schnellt sich die Springkraft der Jugend doch mit Leichtigkeit und Unbekümmertheit darüber hinweg. Kaum sind die Arbeiten vollendet, die Unterrichtsstunden geschlossen, so greift der knabenhafte Trieb jeden freien Augenblick auf, um sich tummelnd zu regen. Man sieht es dem Treiben in den Erholungsstunden nicht an, daß ermüdende Arbeit vorausgegangen. Der ganze weite Hofraum ist dann von einem wimmelnden, brausenden Gerenne und Gewoge erfüllt; die in der Mitte stehenden Kletterstangen und sonstigen turnerischen Vorrichtungen werden nicht leer; namentlich sind es die Kleinen, die dann ihre freien Uebungen anstellen. Auch an Neckereien und Schabernack fehlt es nicht; doch ist es selten, daß solche bis zum Einschreiten der Aufseher ausarten.

Gegen das Ende der Spielzeit, wofür die Meisten eine pünktliche Gefühlsuhr zu haben scheinen, bilden sich größere Gruppen; endlich erschallt der Hörnerruf und in wenigen Minuten steht die ganze Schaar in einer langen, schnurgeraden Ordnung aufgepflanzt, um sich nach einigen Wendungen in Gemäßheit des Stundenplanes hier- oder dorthin zu begeben.

Unter den nächsten Tisch- und Bettnachbarn, sowie unter den Arbeitsgenossen, pflegen sich mehr oder weniger innige Freundschaftsbeziehungen anzuknüpfen, die häufig auch über den Aufenthalt in der Anstalt hinausreichen. Ich fand wiederholt solche Freundespaare bei einander und ein Mal nahm man mich sogar zum Schiedsrichter in einer Meinungsverschiedenheit über einen Unterrichtsgegenstand in Anspruch. Zwei Andere hatten einen gemeinschaftlichen Pflegling, dem sie die zärtlichste und sorgsamste Aufmerksamkeit widmeten. Es war dies eine Elster, die Orestes ausgenommen hatte und daher als sein Eigenthum betrachtete, der aber auch Pylades einen Theil seiner täglichen Mahlzeiten zuwandte.

Ich habe mich überzeugt, daß die Dienstordnung bei aller belgisch-französischen Umfänglichkeit und Umsichtigkeit diesen Fall in ihren 248 Paragraphen nicht vorgesehen hatte; auch die 201 Paragraphen der Mädchenordnung vom 10. September 1853 schweigen darüber; und daher mochte es wohl kommen, daß der ungewöhnliche Mitkolon stillschweigend geduldet wurde.

Ein anderes Sondereigenthum, was ich bei einem der kleinern Buben bemerkte, hatte offenbar noch weniger den Buchstaben der Gesetze für sich und wurde daher auch geheimer gehalten und nur ganz im Verborgenen zum stillen Ergötzen hervorgezogen. Es war dies eine winzige Armbrust, welche der kleine Schalk sich sehr artig zurecht geschnitzt hatte und mitten im Marschiren zur Betrachtung und Prüfung unter dem blauen Kittel hervorzog, weil er diesen Augenblick wohl für den sichersten halten mochte, sich einem Privatvergnügen hinzugeben.

Im Allgemeinen ist den Zöglingen der Besitz eigenthümlicher Gegenstände, insbesondere von Geld, nicht gestattet. Auch Geschenke dürfen sie nicht annehmen. Wollen sich Fremde mildthätig erweisen, so werden sie ersucht, ihre Gabe in einen auf der Hausflur befindlichen Stock zu werfen, aus dem sie in eine besondere, zur Unterstützung der Abgehenden bestimmte Kasse übergeht. Selbst von den Angehörigen dürfen die Kolone ohne Vorwissen des Vorstehers Nichts annehmen; nur mit einigen Kleidungsstücken, z. B. Taschentüchern, Halstüchern u. dergl., werden Ausnahmen gemacht. Im Uebrigen gilt der Grundsatz, daß Keiner Mehr oder Weniger haben darf, als die Hausordnung vorschreibt. Die Anstalt sorgt für Alles; geht ein Kleidungsstück in die Brüche, so wird mit oder ohne Tadel ein anderes an die Stelle gelegt; zerspaltet ein Holzschuh, so hat der Inhaber die Stücke vorzuzeigen und erhält einen neuen. Der Einzelne arbeitet nur für das Ganze; Keiner erwirbt für sich.

Es ist das ein Punkt, der nicht ganz ohne Bedenken erscheint. Wenn man erwägt, daß es sich nicht bloß um Kinder, sondern großentheils um Burschen von sechzehn, siebzehn Jahren handelt, so läßt sich nicht verkennen, daß die gänzliche Fernhaltung alles besonderen Eigenthums und aller selbstständigen Sorge eine gewisse Lücke in der Erziehung lassen muß. Die jungen Leute kommen zu einem Alter, das der Mannbarkeit sich nähert, ohne recht zu wissen und zu lernen, wie man erwirbt und wie man das Erworbene bewahrt und gebraucht. Nichts fördert aber den Sinn für ein arbeitsames und wohlberechnetes Geschäftsleben mehr, als die frühzeitige Gewöhnung an ordnungsmäßiges Einnehmen und Ausgeben. Wie

oft begegnet man im Leben Leuten, die, wenn auch nicht als Verschwender und Tagediebe, doch als Menschen erscheinen, die gedankenlos und leichtfertig in den Tag hineinleben und darum beinah eben so wenig Vertrauen genießen wie jene. Wer nicht selbstständig erwirbt und verwaltet, der bleibt auch selber unselbstständig und lernt weder den Werth des Geldes noch den Segen der Arbeit gehörig einsehen und schätzen.

Doch läßt sich nicht verkennen, daß es bei der großen Anzahl von Zöglingen außerordentlich schwer, wenn nicht ganz unmöglich sein würde, in der angedeuteten Richtung eine Aenderung eintreten zu lassen. Vielleicht wäre aber mit Denen, die eine gewisse Zeit, z. B. drei Jahre, in der Anstalt gelebt und zugleich ein höheres Alter, z. B. fünfzehn Jahre überschritten, eine Ausnahme zu machen. Es würde damit gleichzeitig einer gewissen Unbilligkeit abgeholfen werden können, die darin liegt, daß Leute, die fast erwachsen sind, und anderswo gegen Lohn arbeiten könnten, fortwährend zum ausschließlichen Besten der Anstalt wirken müssen. Die älteren Kolone fühlen das selbst; zwei derselben gaben mir ihre Gedanken darüber ziemlich klar zu verstehen: die Großen seien die Hauptarbeiter, meinten sie, und die Kleinen hätten die Hauptvortheile; selbst am Unterricht nehmen die ältern Feldarbeiter nur geringfügigen Antheil.

Der Unterweis für die ältern Zöglinge beschränkt sich meist auf die Sonntage. Im Uebrigen aber hat das Schulwesen tagtäglich seine bestimmten Stunden. Der Schulbesuch ist für alle verpflichtend — ein Satz, der außerdem in Belgien erst in neuerer Zeit erstrebt und erst in neuester allgemeiner betont ward, wodurch es erklärlich wird, daß Tausende und aber Tausende von Kindern ohne alle und jede Unterweisung aufwuchsen, und daß oftmals die Hälfte der Militärpflichtigen weder rechnen, noch schreiben, noch lesen kann. Der Religionsunterricht wird von dem Geistlichen der Anstalt, der neuerdings noch einen Gehülfen erhalten hatte, ertheilt; für die sonstigen Unterrichtsgegenstände waren zwei Lehrer mit einem Gehalt von je 800 Franken jährlich bestellt, die aber in einigen, in der Anstalt selbst gebildeten Aufsehern erhebliche Beihülfe fanden. Außerdem werden auch

die fähigsten Zöglinge als «moniteurs» zum Unterweisen der Uebrigen verwendet.

Die Schulzimmer sind hoch und geräumig; ihre Zahl aber war offenbar zu gering, und man hätte wohl gethan, die größern wenigstens durch Bretterverschläge zu theilen. Ich sah in einem einzigen Zimmer zwei Lehrer und zwei moniteurs gleichzeitig in Thätigkeit und zwar in zwei verschiedenen Sprachen, wodurch, da auch alle Gefragten gleichzeitig antworteten, ein Gewirre entstand, das unmöglich der Sache förderlich sein kann und wiederholt zu Mißverständnissen und Störungen führte.

Die größere Zahl der Zöglinge sind Vlamingen, das heißt niederdeutschen Stammes. Sowohl die Lage der Anstalt, als die größere Armuth in den flandrischen Provinzen bringt das mit sich. Am Ende des Jahres 1855 waren von den vorhandenen 526 Knaben 125 aus Ostflandern, 201 aus Westflandern, 40 aus Brabant, 54 aus Antwerpen und 3 aus Limburg, also überhaupt 423 aus den vorzugsweise niederdeutschen Landestheilen; dagegen befanden sich aus Hennegau 45, aus Lüttich 38, aus Namen (Namur) 13 und aus Luxemburg 7, also zusammen aus den walonischen Provinzen nur 103, in der Anstalt. Man kann annehmen, daß durchschnittlich nur 1/5 bis 1/4 der Zöglinge aus Walen oder Wallonen bestehen.

In dieser Beziehung tritt eine merkwürdige Erscheinung hervor, die aber freilich mit dem ganzen Zuge des öffentlichen und wissenschaftlichen Lebens in Belgien zusammenhängt. Von den 526 Zöglingen konnten 124 fließend französisch und nur 188 fließend vlamisch, 108 mangelhaft französisch und 114 mangelhaft vlamisch lesen. In Betreff des Schreibens und der grammatischen Kenntnisse war das Verhältniß noch auffallender; denn hier verhielt sich das Französische zum Vlamischen wie 124 zu 153. Während also die Vlamingen zu den Walen wie 5 zu 1 standen, verhielten sich die Kenntnisse in den Sprachen nicht einmal wie 2 zu 1.

Es erhellet daraus, daß dem Französischen bei weitem mehr Eifer zugewendet wird, als dem Vlamischen, und daß die Bestimmung der Dienstordnung Art. 93: l'enseignement simul-

tané des deux langues, pour chaque grande division, est recommandé comme une nécessité à laquelle il importe de pourvoir dans l'arrangement des leçons — daß diese und andere, eine gewisse Gleichhaltung beider Sprachen zur Schau tragenden Bestimmungen durchaus zu Gunsten des Französischen in Ausführung gebracht werden. Auch das Verhältniß Derer, die wenig oder nichts gelernt haben, bevor sie die Anstalt wieder verlassen, zeugt dafür. Von 87 Kolonen, die 1855 abgingen, wurden 36 rücksichtlich des Vlamischen und 44 hinsichtlich des Französischen als „Anfänger oder Nichtswisser" bezeichnet.

Wir haben es hier mit einem Umstande zu thun, der nicht scharf genug gerügt werden kann, der aber, wie gesagt, nicht vereinzelt dasteht, sondern mit der vorherrschenden Richtung des geistigen und politischen Lebens der Belgier überhaupt im Einklange ist. Seit der Umwälzung von 1830 ist das Französische im Alleinbesitz fast alles amtlichen Verkehrs, und, was nicht minder bedeutungsvoll erscheint, in der Ausbeutung eines verhängnißvollen Vorurtheils. Französisch lauten die Gesetze, französisch beschließen die Kammern, französisch verwalten die Minister, französisch urtheilen die Gerichte; französisch reden meist die Professoren und schreiben die Gelehrten; französisch sprechen gilt für gebildet, vlamisch reden für die Ausdrucksweise des gemeinen Mannes. Was auch die Anhänger und Vertheidiger der Muttersprache seit Jahren gegen den Unfug vorgebracht haben, es hat wenig oder gar nichts gefruchtet; die sogenannte vlamische Bewegung, an der sich auch deutsche Blätter und Schriftsteller so lebhaft betheiligt haben, hat es bisher zu keiner nationalen, sondern nur zu einer literarischen Bedeutung gebracht. Während man sich abmüht, das Vlamische in Schriften zu Ansehen zu bringen, dringt das Französische im Leben des Volkes zusehends vor. Und so zeigt sich die wunderliche Erscheinung, daß gegenüber einer erheblichen Minderheit die Mehrzahl der Bevölkerung ihre angestammte Sprache mehr und mehr hintansetzen oder hintansetzen lassen, um sich mit dem erborgten Flitter französischer Rede breit zu machen. Wie beklagenswerth die Erscheinung ist

und wie verbittert die Einsichtsvollen noch dagegen ankämpfen mögen, es wird bei der verhängnißvollen Verblendung in den höhern und höchsten Kreisen und bei der Erschlaffung des nationalen Sinnes im Volke immer mehr möglich, ja wahrscheinlich, daß sich in Belgien ein Ereigniß vorbereitet, das wahrhaft einzig in der Geschichte dastehen würde — die ungezwungene Annahme einer fremden Sprache von Seiten eines zahlreichen, mit allen Mitteln und Rechten einer freien Meinungsäußerung und Selbstbestimmung ausgerüsteten Volksstammes. Es ist das ein Vorgang, der um so bemerkenswerther und ergreifender erscheint, als er nicht ohne Folgen für die Nachbarn sein würde. Man braucht eben keine Sehergabe zu besitzen, um vorhersagen zu können, daß nach dem Zurückweichen des Vlamischen der Fortschritt des Französischen selbst an den Grenzen Belgiens kaum aufhören, sondern sich weiter verbreiten würde. Siegt die vlamische Bewegung nicht, so wird es im Laufe der Jahrhunderte nur noch heißen: französisch oder deutsch? Und da der sinnlose Haß und das Mißtrauen gegen die Deutschen in den Niederlanden beim Volke nicht aufhören zu wollen scheint, so wird die Antwort für die Mehrheit nicht zweifelhaft sein. Ist das nicht ein trübes Verhängniß, ein tragisches Geschick? Zu klein, um auf die Dauer ein völlig selbstständiges Geistesleben und Schriftenthum im Großen zu begründen, müssen die Niederländer mehr und mehr dem Romanischen verfallen, wenn sie sich von Deutschland nicht bloß staatlich, sondern auch national abkehren. Manche Vlamingen erkennen oder fühlen das selbst; sie begreifen, daß in der Kleinheit zwischen zwei mächtigen Literaturen ihre Gefahr liegt. Aber statt zum gemeinsamen Stamme, zur großen nationalen Geistesfamilie zurückzublicken, möchten Manche in den Norddeutschen Verstärkung für sich suchen. Man hat alles Ernstes von einem einigen Sprach- und Schriftenthum „von Dünkirchen bis Königsberg" geträumt. Die lieben Schwärmer haben nicht eingesehen, daß sich die Welt nicht rückwärts drehen läßt, daß in ganz Deutschland Niemand daran denkt, das Niedersächsische an die Stelle der hochdeutschen Schriftsprache zu setzen, ja daß die Norddeutschen nicht unweise gewesen sind, als sie dem wachsenden Uebergewicht des Hochdeutschen keinen

Widerstand entgegensetzt, sondern es als den gebildeten Ausdruck des gesammten deutschen Geisteslebens willig anerkannt und hingenommen haben.

Bei einer solchen Lage der Dinge kann es nicht Wunder nehmen, daß selbst in den Bettleranstalten Belgiens dem Französischen mehr Eifer als dem Vlamischen zugewendet wird. Noch weniger hat mich's befremdet, bei dem Direktor von Ruysselede, einem geborenen Limburger, einer sehr augenfälligen Verwunderung zu begegnen, als ich ihn vlamisch anredete; er erwiderte meine Begrüßung mit der Frage, ob ich nicht Französisch verstehe, und ließ dann auch keine Silbe vlamisch mehr vernehmen, außer im Verkehr mit einigen Dienern und Zöglingen. Also mitten in Flandern, unter Limburgern und Vlamingen Französisch! Auch die militärischen Befehle waren überall französisch und nur Tadel und Scheltworte meist vlamisch. So hieß es fortwährend: attention! première leçon! etc., aber dazwischen: voeten opheffen! und dergleichen.

Die Schullehrer ertheilen auch Unterricht im Singen und in der Musik. Natürlich werden aber zu diesen Stunden nur besonders Begabte zugelassen; ja die Mitgliedschaft bei der Musikbande, die von Zeit zu Zeit eine Stunde lang die junge Welt mit Hörnerklang erfreut, wird als eine Auszeichnung und deßhalb als ein Mittel zur Belohnung betrachtet. Die Bande war einige und dreißig Köpfe stark.

Das religiöse Leben der Anstalt wird durch zwei Geistliche geleitet. Das Haus zu Ruysselede hat eine geräumige Kapelle, das zu Beernem einen Betsaal, der, nach Abscheiden des Altarraumes mittelst eines Vorhanges, zugleich als Speisezimmer benutzt wird. Der Gottesdienst und der Religionsunterricht in beiden Häusern ist nur katholisch. Es scheint stillschweigende Annahme zu sein, daß Alle, welche der Anstalt zugewiesen werden, katholischen Bekenntnisses seien. Jedem Zöglinge werden beim Eintritte eine Menge Fragen vorgelegt — nach Alter, Herkunft, Kenntnissen ꝛc. — ich weiß nicht, ob auch nach dem Religionsbekenntniß mit Genauigkeit geforscht wird. Jeden Falles muß anerkannt werden, daß für einige wenige Protestanten oder Juden

die religiöse Erziehung nicht ohne bedeutende Kostenvermehrung zu beschaffen wäre. Und den Religionsunterricht in der Anstalt ganz außer Acht zu lassen, das kann weder vom evangelischen, noch vom katholischen Standpunkte aus wünschenswerth erscheinen. Soll eine solche Anstalt gedeihen, so darf ihr die religiöse Weihe nicht fehlen, und wie viel auch ein deutscher Protestant gegen den belgischen Katholicismus, gegen den „klerikalen“ wie gegen den „liberalen,“ zu erinnern haben mag, in Ruysselede ist es mit dem religiösen Leben allem Anschein nach Ernst. Die Geistlichen scheinen sich ihrer Aufgabe mit Eifer und Wärme zu unterziehen. Der Erste hat alljährlich über die religiöse Lage der Anstalt einen ausführlichen Bericht zu erstatten; in dem von 1851 führt er unter Anderem an, daß es Regel des Hauses sei, jährlich vier Mal zu beichten, unbeschadet der Freiheit, sich öfter dazu einzufinden; auch habe wirklich eine bedeutende Anzahl den löblichen Brauch, allmonatlich zu beichten. «En présence de la liberté, dont il vient d'être parlé, il m'a paru convenable d'abandonner aussi parfois à nos enfants une liberté pleine et entière dans le choix d'un confesseur. Nous sommes mu dans l'expression de cette opinion, par le sentiment de la liberté de conscience.»

Ich gebe zwar auf die amtlichen Berichte und auf die statistischen Tabellen, von denen jeder belgische Verwaltungszweig strotzt, und in denen Einer den Andern lobt, wenig; aber der Satz: an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! mag nirgends passender anwendbar sein, als hier. Und vor allen Dingen haben mir einige Unterredungen gezeigt, daß die jungen Herzen mit religiöser Liebe und Gläubigkeit genährt waren.

Weniger kann ich über Beernem urtheilen. Es läßt sich aber erwarten, daß auch dort das Leben und Lernen der religiösen Weihe nicht entbehrt. Die Aufsicht und Pflege der Anstalt ist lediglich in den Händen von Ordensschwestern aus dem Hause „Unserer lieben Frau“ zu Namür. Acht Schwestern und eine Oberin, von denen jede neben freiem Lebensunterhalt 300 Frank jährlich bezog, hatten die verschiedenen Geschäfte der Aufsicht, des Unterrichts, der Krankenpflege, der Küche, der Wäscherei rc.

unter sich getheilt und werden dabei von einigen der tüchtigern Mädchen als Unteraufseherinnen unterstützt.

Ein Gärtner ist das einzige Mannsbild, das regelmäßig innerhalb des Umkreises der Anstalt sich aufhält.

Die Oberin war eine Frau von einigen und vierzig Jahren, etwas wohlbeleibt, und anscheinend aller Milde und alles Wohlwollens voll. Dabei hatte sie aber ein ordnendes Talent und einen festen und entschiedenen Willen. So weit ich in einigen Stunden zu sehen und zu untersuchen vermochte haperte es nirgends; sie wußte mir beim Umherführen auf eine Menge Fragen Aufschluß zu geben, die ihr nicht häufig vorgelegt werden mögen. In der Küche, in der Schule, im Krankenzimmer, im Waschhause, in den Viehställen, auf der Schafweide, überall war sie zu Hause, überall fand ich Sauberkeit, Ordnung und geräuschlose Thätigkeit; die Schwestern wie die Zöglinge bewiesen ihr eine unbefangene Ehrerbietung, und als kurz vor der Mittagszeit die gesammte Jugend aufmarschirte und grüßend an uns vorbeizog, geschah das mit kaum minderer Genauigkeit, aber mit mehr Stille, als ich's zuvor in Ruysselede gesehen hatte. Ich überzeugte mich hier, wie in andern milden Anstalten Belgiens, welche von Nonnen geleitet und bedient werden, von der außerordentlichen Kraft und Freudigkeit, welche das religiöse Leben in weiblichen Gemüthern zu erwecken vermag.

Der Unterricht ist in Beernem ähnlich wie in Ruysselede geordnet. An die Stelle der Handwerksstätten treten Waschhaus und Bügelzimmer, Nähschule und Strickstube. Auch in feineren weiblichen Handarbeiten, und besonders im Spitzenklöppeln, wird Unterricht ertheilt. Dann und wann werden selbst auf Bestellung Arbeiten angefertigt.

Der Gesundheitszustand in beiden Häusern war allem Anschein nach befriedigend. Mädchen wie Jungen hatten durchgehends ein frisches und zum Theil blühendes, heiteres Aussehen. Wenn man bedenkt, in welchem verkommenen Zustande die Mehrzahl der Kinder eintritt, wie Manche völlig abgezehrt sind, und wie fast alle von Unreinigkeit oder Hautkrankheiten starren, so muß das Wohlbefinden nach kurzer Zeit des Aufenthalts in der Anstalt für

die Trefflichkeit der darin befolgten Grundsätze sprechen. Und i der That können die Einfachheit und Regelmäßigkeit der Leben= weise, die Bäder und die täglichen Leibesübungen im Freien, m wohlthätig wirken. Doch ward noch eine oder die andere Ve besserung möglich. Wenn man z. B. sah, wie die von Arbe oder Bewegung erhitzten Jungen oft an den Brunnen stürzte und in langen Zügen sich volltranken, so meinte man doc es könnten einige Warnungen und Weisungen von Seiten d nebenstehenden Aufseher nicht schaden. Auch die Einrichtung, da Nahrungsentziehung als Strafmittel angewendet ward verdiente durchaus kein Lob, da das tägliche Nahrungsmaß nic von der Art war, um bei so jugendlichem Alter noch Schmälerunge zu erlauben.

Die Anstalt hatte keinen eigenen Arzt, aber wohl eine kleine Apotheke an Ort und Stelle; ein Brügger Genesungsmann hatte für eine Vergütung von jährlich 1200 Frank die Verpflichtung übernommen, wöchentlich drei Mal die beiden Häuser zu besuchen und die Kranken zu behandeln, auch bei außerordentlichen Vor= fällen, so oft es verlangt wurde, sofort zu erscheinen. Jeder Besuch kostete also etwa zwei Thaler, was mit Rücksicht auf die bedeutende Entfernung gewiß nicht zu theuer war, aber doch den Wunsch einer anderen Einrichtung kaum ausschloß, wenn auch die Erfüllung desselben ein paar hundert Frank mehr kosten sollte. Eine Anstalt, die so Vielerlei in ihren Kreis zu ziehen verstanden hat, würde sicher auch einen besonderen Arzt, der zugleich Wundarzt sein und selbst thierärztliche Kenntnisse haben könnte und zu gar heilsamen Unterweisungen zu gebrauc wäre, innerhalb ihrer Mauern bestellen und mit Rücksicht die nächsten Umgebungen auch hinreichend bezahlen und bes tigen können.

Besonders häufig sind Augenleiden: ich sah Dutzend Knaben, welche entzündete Augenlid[illegible] Im Jahre litten 310 an Augenkrankheiten. [illegible] und Tab[illegible]llen di[illegible] hafte[illegible]

fassen müssen. Aber sehr verschiedenartig scheinen die dahin gerechneten Fälle doch nicht zu sein; wenigstens fand ich für die Verstorbenen nicht viel Unterschiede gemacht. Im Jahre 1855 starben 19 und zwar 16 an der „Lungenschwindsucht,“ nämlich 11 Mädchen und 5 Knaben; außerdem ein Knabe an der „Herzbeutelwassersucht,“ ein Mädchen an der fallenden Krankheit, und ein Knabe kam durch einen Unglücksfall um's Leben. Im Jahre 1854 starben 7, davon 6 an der Lungenschwindsucht, im Jahre 1856 sogar 18, davon 12 an jener Krankheit; 1857 starben von 7 Knaben 4 an der Lungenschwindsucht und einer kam par accident zu Tode, ohne daß der Bericht angibt, auf welche Weise. In andern Jahren bildeten die Lungenschwindsüchtigen ebenfalls die Mehrzahl; die Grundlage der Krankheit war aber schon, wie die Berichte stets ausdrücklich hervorzuheben beflissen sind, beim Eintritt in die Anstalt vorhanden. Der Tabellenkram ist jedoch insofern sehr mangelhaft, als nirgends angegeben wird, wie lange die Gestorbenen in der Anstalt verweilt haben.

Die Zahl der Erkrankungen im Verhältniß zur Gesammtzahl der Kinder beträgt etwa $1/3$; 1855 waren bei einer mittleren Bevölkerung von 763 Zöglingen 280 in die Krankenzimmer gebracht worden, für welche sich etwas über 149 Frank an Arznei verausgabt finden.

Das Verhältniß der Gestorbenen zur Gesammtzahl ist im Allgemeinen ein günstiges: 1850 starb von 119 Zöglingen keiner, 1851 kam 1 Todter auf je 88, im folgenden Jahre 1 auf 101, in 1853—1856 dagegen 1 auf 74. Dieses ungünstigere Verhältniß fällt hauptsächlich auf das Mädchenhaus, wo die Sterblichkeit größer ist als unter den Knaben.

Zu bedauern bleibt es, daß die Tabellen das Alter der Gestorbenen nicht berücksichtigen [illegible] Während man sonst bestimmte [illegible]ersklassen angenommen [illegible]eigen die ärztlichen Berichte [illegible] davon [illegible] Zeit dem [illegible] Anstalt bis zu dem En[illegible] [illegible]tru[illegible] Anzahl der eintretenden [illegible] von 10—12 Jahren 2[illegible] [illegible] 3 [illegible] 16 Jahren 2[illegible] [illegible] [illegible] Alter der Austretenden [illegible]

Digitized by Google

zeichnet, dagegen erfährt man nicht, wie groß die Sterblichkeit in jeder Altersklasse war.

Auffallend ist die ungewöhnlich kleine Gestalt der meisten Zöglinge. Namentlich erhielt ich bei den Knaben eine bedeutend höhere Altersangabe, als ich nach der Körperentwicklung vorausgesetzt hatte. Ein Bursch, der mir sein Alter zu 17 ½ Jahren angab und der allerdings in dem lockern Ackerboden recht wohl den Pflug zu handhaben verstand, hatte die Statur eines dreizehn- bis vierzehnjährigen Jungen meiner Heimath. Besonders soll die Kleinheit beim Eintritt in die Anstalt bemerkbar sein. Nach einem Berichte von 1851 fand sich, daß vollauf die Hälfte der Kolonie zu Ruysselede skrophulös oder rachitisch war; ihre mittlere Körperlänge blieb durchgängig unter dem Mittelmaß. Von 60 vierzehnjährigen Zöglingen waren 33 mit Drüsenleiden oder der englischen Krankheit behaftet; deren Körperlänge war im Mittel nur 1,34^{m}, während das belgische Normalmaß der Vierzehnjährigen 1,49 beträgt. Von 56 Siebenzehnjährigen litten 26 an jenen Uebeln und hatten 1,52 im Mittel, während die Normalgröße in Belgien für dieses Alter 1,63 ist.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdient die Art und Weise, wie in den Besserungsschulen die Ordnung aufrecht erhalten wird. Bedenkt man, in welchem Zustande sittlicher Verwahrlosung und Verwilderung die junge Brut dort zusammenströmt und was überhaupt dazu gehört, ein Heer von 600 Buben zu zügeln, so wird man zugeben müssen, daß die Zucht in Ruysselede eben keine leichte Aufgabe ist. Staunen aber muß man, wenn man erfährt, daß unter den Straf- und Besserungsmitteln, welche gegen Widerspenstige angewendet werden, die körperliche Züchtigung gänzlich fehlt. Alle Aufseher haben die gemessenste Weisung, niemals zu Schlägen ihre Zuflucht zu nehmen; die Dienstordnung von 1852 schärft ihnen ein, die Zöglinge mit humanité et douceur zu behandeln; ils cherchent à gagner leur affection et à exercer sur eux une bienveillante influence.

Die Zwangs- und Züchtigungsmittel, welche die Dienstanweisung vorschreibt oder zuläßt, und welche nur vom Vorsteher

der Anstalt ausgesprochen werden können, sind folgende: Tadel, nach Befinden in öffentlicher Versammlung; Ausschließung von den Spielen und Erholungen; Abnahme des Instruments und Ausschließung von der Musikbande; gezungenes Auf- und Abgehen mit oder ohne Handschellen und mit oder ohne Herabsetzung auf Wasser und Brod; Zurückziehung von Vertrauensaufträgen; Entfernung von der Stelle eines Unteraufsehers; Ausstreichung auf dem Ehrenverzeichniß; Gefängniß.

Bei den Mädchen sind die Strafen dieselben, mit Ausnahme des gezwungenen Spazierengehens, wogegen sich dort „Entziehung gewisser Speisen" findet.

Man sieht leicht, daß die ganze Erziehungs- und Züchtigungsweise hauptsächlich auf das Ehrgefühl und den Ehrgeiz berechnet ist. Wetteifer und Auszeichnung, und nebenbei Genuß und Vergnügen, das sind die Hebel, von welchen man strafend und belohnend Gebrauch macht. Wer nicht gut thut, soll weder Ehre noch Freude haben; wer sich wohlgefällig benimmt, wird belobt, hervorgehoben, und mit Annehmlichkeiten belohnt. Als Ermunterungs- und Belobungsmittel hebt die Dienstordnung ausdrücklich hervor: ehrenvolle Erwähnung, öffentliche Belobungen, Zulassung zu Musik und Gesang, Ausflüge, Besuch von Angehörigen, Geschenke von Werkzeugen, Preisvertheilungen 2c.

Zu gewissen Zeiten finden in den Schulen allgemeine Wettstreite statt. Außerdem wird über das Betragen jedes einzelnen Zöglings fortwährend Buch geführt. Täglich hält der Vorsteher mit den obern Beamten eine Sitzung, worin nicht nur die Dienstbelangen im Allgemeinen, sondern auch die einzelnen Vorgänge, welche auf Zucht und Ordnung Bezug haben, vorgebracht und in Erwägung gezogen werden. Hier werden Klagen erhoben, Strafen ausgesprochen 2c.; aber niemals legt der Vorsteher eine Strafe auf, ohne den Beschuldigten gehört zu haben. In diesen Sitzungen bildet sich der Stoff für die öffentlichen Belobungs- und Tadels-Versammlungen, welche monatlich statt haben, sowie die Grundlage, wonach alle Vierteljahre die „Ehrentafeln" — tableaux d'honneur — aufgestellt werden. Es sind das Verzeichnisse Derjenigen, welche sich besonders ausgezeichnet oder sich wenigstens

keinerlei erhebliche Ungebühr haben zu Schulden kommen lassen. Diese Verzeichnisse werden unter Glas und Rahmen in den großen Eß- und Versammlungssälen aufgehängt und enthalten zugleich die Angabe, wie oft jeder Eingezeichnete bereits sich dieser Auszeichnung würdig gemacht hat.

Es ist erstaunlich, wie stark und umfassend der Einfluß dieser Einrichtung ist. Wenn man erfährt, mit welcher Genauigkeit und Strenge selbst kleine Unregelmäßigkeiten, die offenbar werden, zur Rüge kommen, so muß man sich wundern, die Ehrenverzeichnisse so zahlreich besetzt zu finden. Gewöhnlich beträgt die Zahl der Ausgezeichneten über ein Viertel der Gesammtheit. Im Laufe des Jahres 1855 kamen 3 Knaben vor, welche zum zwanzigsten und 2, welche zum einundzwanzigsten Male auf der Ehrentafel standen; 1856 waren gar 3 Dreiundzwanziger und 1 Vierundzwanziger verzeichnet, und 1857 ein Siebenundzwanziger. Dabei ist zu beachten, daß während des ersten Halbjahrs des Aufenthalts in der Anstalt überhaupt ein Platz auf dem Ehrenverzeichnisse nicht zu erlangen steht.

Ich kann nicht sagen, daß mir die straffe Anspannung des Ehrgefühls und, man kann hinzusetzen, des Ehrgeizes und des Eitelkeitssinnes, wie sie zu Ruysselede gleich in andern Erziehungs- und Unterrichtsanstalten Belgiens Statt findet, besonders gefiele; aber ich glaube gern, daß mit Rücksicht auf den Volkscharakter und die geschichtlichen Ueberlieferungen des Landes nichts Besseres an die Stelle zu setzen ist. Wettstreit und äußere Auszeichnung, davon strotzt die Vergangenheit und die Gegenwart Belgiens. Hätte man diese Hebel nicht, gäbe es nicht öffentliches Lob und öffentlichen Tadel, nicht Ehren und Würden, es sähe um manche Dinge wohl traurig aus. Gutthun aus Ehrsucht ist nun zwar noch lange keine Tugend; aber kann man nicht fromm sein aus Gottesfurcht und Gottesliebe, nicht wohlthätig aus Barmherzigkeit, nicht gelehrt aus Wissenschaftlichkeit, so ist es wenigstens besser, alles dieses aus Ehrgeiz oder Eitelkeit zu sein, als gar nicht.

Eher als mit dem Ehrenkitzel wird man sich mit dem Bestreben des Vorstandes befreunden, den jungen Leuten den Werth der

freien Selbstbestimmung und die Schande der Vertrauensverletzung nahe zu legen. «La direction a pour principe de substituer à la contrainte, autant que faire se peut, la liberté et la confiance; les colons sont libres, toutes les portes leur sont ouvertes, ils circulent librement sur tous les points etc.» So sagt der Bericht von 1855; allein es darf das, wie angenehm es klingt, doch nicht allzu buchstäblich genommen werden. Gar viele Thüren waren verschlossen und zwar gerade die, welche die jungen Mäuler und Hände am meisten in Versuchung führen konnten. Und das ist gewiß sehr vernünftig. Der ganze Satz hat hauptsächlich nur Bezug auf das Verbleiben in der Anstalt — s'ils restent à l'établissement c'est qu'ils le veulent bien, et nous avons vu que depuis trois ans il n'y a pas eu une seule évasion.

Das ist richtig. Allein man darf dabei nicht übersehen, daß die Ausreißer gar leicht wieder einzubringen sind, und daß durch das Davonlaufen ihre Lage nicht verbessert wird. Das wissen die jungen Leute recht wohl; mehr als Einer gestand mir ganz offen, daß er morgen am Tage davon gehen würde, wenn eben die Folgen der Entweichung nicht wären. Wahr aber ist's, daß sich unter den Zöglingen ein gewisser genossenschaftlicher Eifer kund gibt. Es hängt das wiederum mit dem Volkscharakter zusammen; denn wo ist ein Land mit solcher Regsamkeit des Vereinslebens wie in Belgien?

Une autre conséquence du même principe, c'est l'esprit de solidarité qui anime les colons. Tous sont également dévoués à l'établissement; la réputation de celui-ci leur est chère, et ils mettent leur honneur à la conserver intacte .... S'il se trouve parmi eux quelque enfant indiscipliné, récalcitrant, querelleur, ils l'entraînent bientôt par leur exemple, ou lui imposent le châtiment le plus efficace et le plus énergique, l'isolement et le mépris. — Dieß letzte klingt fast etwas zu schönrednerisch; allein es mag doch viel Wahres daran sein. Das Fortgerissenwerden durch das Beispiel der Uebrigen ist wenigstens unzweifelhaft richtig. Wo so viel Ordnung, Regelmäßigkeit, Arbeitsamkeit, Höflichkeit unter Hunderten

sich zeigt, da kann der Einzelne beinahe gar nicht widerhaarig sein; er wird willenlos mit fortgezogen. Die schlotterigsten Jungen halten in wenigen Tagen Schritt, gebrauchen Kamm und Bürste, die ihnen in die Hand gegeben werden, und ziehen den Hut gleich den Uebrigen.

Es wird nicht uninteressant sein, zu vernehmen, welche Vergehen und Ungehörigkeiten am gewöhnlichsten vorkommen. Die Berichte haben in dieser Beziehung gewisse Arten aufgestellt. Obenan stehen Zänkereien, deren bei den Knaben 1854 sechs, 1855 zwei, 1856 neunzehn, 1857 elf vorkamen. Thätlichkeiten wurden 1852 noch 25 bestraft, in den weiteren 4 Jahren keine mehr. Faulheit und Nachlässigkeit kamen durchschnittlich acht, 1856 nur 5 zur Anzeige. Unreinlichkeit wurde 1854 bei 47 Knaben, 1855 bei 5 und 1856 bei 25 gestraft Am häufigsten waren Ordnungswidrigkeiten im Allgemeinen, nämlich durchschnittlich über 40 im Jahre; 1854 kamen aber nur 26 und 1856 nur 25, dagegen 1857 wieder 37 vor. Wildheit ward etwa sechs Mal im Durchschnitt gestraft; Verweigerung der Arbeit in den letzten Jahren gar nicht mehr, ebenso Leckerheit und Gotteslästerung nicht; auch Entweichungen kamen nicht mehr vor, wohl aber einige Versuche dazu, nämlich 1853 fünf, 1855 und 1856 je drei, 1857 sechs. Unschickliche und unsittliche Handlungen und Reden wurden etwa sechs im Jahre bestraft, unziemliche Ausdrücke ebenso viele, lügenhafte Anschuldigungen in den letzten sechs Jahren bis 1858 gar nicht.

Nächst den Ordnungswidrigkeiten kamen Entwendungen am meisten vor, nämlich durchschnittlich gegen 35. Im Jahre 1855 wurden 52 derartige Vergehen gestraft, welche ungewöhnliche Zahl in einer erhöhten Wachsamkeit der Aufseher ihren Grund haben soll. 1857 finden sich nur 17 Fälle verzeichnet. Im Ganzen hat die Zahl der Vergehen seit der Vollzähligkeit der Anstalt fortwährend abgenommen: 1852 kamen 202 zur Anzeige, 1853 noch 160, schon 1854 nur 135, 1855 nur 112, aber 1856 wieder 137. Von diesen 137 Fällen wurden 25 mit Zurückhaltung von den Erholungsstunden, 2 wit der Abnahme des Instrumentes, 20 mit

Zwangsgängen, 3 mit Entziehung von Vertrauensaufträgen, 9 mit Absetzung als Unteraufseher, 2 mit Ausstreichung auf der Ehrentafel, 39 mit Gefängniß und 32 mit Versetzung zur Strafabtheilung geahndet.

Die „Strafbrigade" war erst in neuerer Zeit eingeführt worden und soll vortrefflich wirken. Aufgefallen ist mir aber dabei, daß sie, wie man mir sagte, fast nur zu landwirthschaftlichen Arbeiten gebraucht ward, was die öffentliche Meinung in der Anstalt — denn eine solche Meinung, und zwar eine wirklich einflußreiche hatte sich gebildet — leicht irre führen könnte. Keine Arbeit darf an und für sich als Strafe oder gar als herabwürdigend betrachtet werden.

Bei den Mädchen sind die Arten der Vergehungen nicht so zahlreich wie bei den Jungen; so fehlen bei ihnen die actes et propos indécents gänzlich, was um so erfreulicher ist, als Unanständigkeiten beim weiblichen Geschlechte sich auch nicht einmal in den Strafverzeichnissen gut ausnehmen. Dagegen ist die Anzahl der vorkommenden Vergehungen in Beernem weit bedeutender als zu Ruysselede. Die Mädchenbevölkerung war kaum halb so groß wie die der Jungen und doch führten die Berichte über Beernem 1854 schon 119, in den Jahren 121 und 1856 sogar je 132 Bestrafungen auf. Zu den zahlreichsten Vergehen gehören „Faulheit und Starrköpfigkeit;" 1855 kamen 31 und 1856 sogar 36 Fälle auf diese Abtheilung.

Die am häufigsten angewendete Strafart ist Herabsetzung auf Wasser und Brod; sie kommt 1854, abgesehen vom Gefängniß bei gleicher Nahrung, 66 Mal und 1856 wiederum 58 Mal vor, was in gesundheitlicher Beziehung durchaus keine Billigung verdient. Bei ausgewachsenen Leuten kann theilweise Nahrungsentziehung eine ganz angemessene Strafe sein, bei Kindern und obendrein bei schwächlichen, skrophulösen Mädchen ist es ein wahrer Unfug. Da würde dann und wann ein angemessener Ruthenstreich weit gesünder sein. Allein dergleichen, wie jede körperliche Züchtigung, ist auch zu Beernem durchaus verboten.

Ich weiß nicht, wie weit dieses Verbot streng aufrecht erhalten und ob es in Wirklichkeit überall befolgt wird. Fast möchte ich glauben,

daß auch die sanfteste Schwester zuweilen die unwiderstehlichste Lust anwandelt, in zweckdienlicher Unmittelbarkeit eine fühlbare Zurechtweisung zu ertheilen. Es ist das, was auch Ehrgefühlsredner dagegen vorbringen mögen, bei unverständiger Böswilligkeit, ein Ergebniß des Naturrechts. Auf alle Fälle bleibt bei der Jungenerziehung Verbot und Regel nicht ohne Ausnahme. Der Aufseher einer Bande von etwa 60 oder 70 der Kleinsten, welche Flachs jäten mußten, hatte stets eine lange Gänsehirtenruthe zur Hand, mit der er wenigstens manch Mal so that, als könne er einmal unversehens davon Gebrauch machen; und der Unterweiser der künftigen Schiffsjungen, ein ehemaliger Matrose aus Frankreich, hatte dann und wann das schiffsübliche Tauende in solcher Weise in der Hand, daß der Unterschied zwischen Schlagen und Drohen kaum noch bemerkbar war. Mögen auch wirkliche Schläge bei dem strengen Verbot nur äußerst selten vorkommen, so viel wurde mir klar, daß Bedrohung mit Schlägen auch in Ruysselede noch nicht aus dem Handbuche des Erziehungsrechts gewichen, und daß der gestrenge Herr Direktor mehr als ein Mal wird durch die Finger sehen müssen, wenn die Hände seiner Untergebenen mitunter einen ordnungswidrigen Schwung nehmen.

Bei grober Ungebührlichkeit ist es übrigens jedem Aufseher gestattet, den Schuldigen sofort in das vorläufige Haftzimmer abzuführen; und daß es nebenbei auch noch andere Zucht- und Zwangsmittel gibt, entnahm ich daraus, daß ein zwölfjähriger Pok, der einigen Sieben- oder Achtjährigen die ersten Handgriffe der militärischen Uebungen beizubringen hatte, einen störrigen Sünder Angesichts der Uebrigen, und ohne sich erst an den in der Nähe befindlichen Vorgesetzten zu wenden, niederknieen ließ, bis die Stunde zu Ende war.

Zu den mancherlei Aufmunterungs- und Belobungsmitteln, welche der Vorstand anwendet, gehören Feste und größere Ausflüge, welche von Zeit zu Zeit Statt finden. Es werden jährlich zwei Hauptfeste gefeiert; zu Neujahr und Mariä-Himmelfahrt; ferner ist der Tag des heiligen Vincenzius de Paula ein regelmäßiger Feiertag, weil die Kapelle der Anstalt unter Anrufung

dieses Heiligen geweiht und derselbe dadurch zum Schützer der Rettungshäuser überhaupt geworden ist. Außerdem werden aber dann und wann einige besondere Festlichkeiten veranstaltet, wenn sich nach dem Ermessen des Vorstehers Gelegenheit und Anlaß dazu bietet. Die Zöglinge sind dann zuweilen ihre eigenen Herren, das heißt, man gestattet ihnen allerlei Freiheiten und gewährt ihnen allerlei Wünsche, wenn sich solche in bescheidenen Schranken bewegen. Vor einigen Jahren erbaten sich z. B. die Ruysseleder Jungen ein fettes Schwein. Der Direktor gewährte ihnen in der That das beste, was in den Ställen war. Sie erhielten es am Morgen des festlichen Tages feierlich überliefert, führten es in langem Aufzuge auf den Exercierplatz und verurtheilten es dort unter allerlei Förmlichkeiten zum Tode. Dann ward es in mannigfacher Weise zubereitet und jubelnd verschmaust. Auch die Mädchen in Beernem vergaß man dabei nicht; sie mußten an der Freude und am Genusse Theil nehmen, wobei einer der Buben eine artige Ansprache an die „lieben Schwestern" hielt, die von einem muntern Mädchen ganz treffend erwidert worden sein soll.

Ein ungewöhnlicher Freudentag wurde den Knaben im Sommer 1855 bereitet. Zwei edle Frauen, Mevrouw De Naeyer Van Caneghem, und deren Tochter, Frau Vanderbruggen, luden das ganze Heer nach Schloß Bellem, 2½ Stunden von Ruysselede, ein, um in den dortigen Anlagen einen Tag zuzubringen. Mit dem frühesten Morgen setzte sich die Schaar in bester Kleidung und Ordnung in Bewegung, Musik und Fahne an der Spitze. Nach der Ankunft begann man damit, mehrere Gesänge und Musikstücke auszuführen; dann fand eine allgemeine Wiederholung der militärischen und gymnastischen Uebungen statt, wobei, wie leicht zu erachten, jede Abtheilung und jeder Einzelne sich anstrengte, das Möglichste zu thun. Tausende von Zuschauern bewunderten die Sicherheit und Gewandtheit, welche in den mancherlei Bewegungen und Schwenkungen an den Tag gelegt wurden. Hierauf begann ein Abschnitt des Tagewerks, der nicht am wenigsten anziehend war: auf einem weiten Grasplatze standen lange Reihen von Bänken und Tafeln, durch die Güte der Schloß=

bewohnerinnen sehr reichlich besetzt. Daran zeigte sich die fröhliche Schaar nicht minder eifrig, als bei der Handhabung ihrer weißen Exercirstöcke, und es dauerte nicht allzulange, ehe vollkommen reine Tafel gemacht war. Dann hörte die Gemeinsamkeit auf; Alles zerstreute sich in den weiten Anlagen, um sich nach Laune und Wohlgefallen an Kletterbäumen, Schaukeln, Bogenschießen und dergleichen, wobei allerlei lockende Preise zu gewinnen waren, zu erlustigen. Den Schluß bildete ein zweiter Imbiß, und den Dank und Scheidegruß ein Ständchen für die Frauen des Schlosses. Gegen Abend zog die jubelnde Schaar wieder in Ruysselede ein; nicht ein Einziger, wie besonders hinzugefügt wird, blieb zurück.

Welches war die Bedeutung dieses Festes? „Für die Mehrzahl der Zuschauer," sagt der Bericht, „war es ein anziehendes und merkwürdiges Schauspiel, 500 gesunde und fröhliche Kinder zu sehen, die sich ihren Leibesübungen ergaben, ihre Fanfaren und Gesänge zu hören und ihre gute Haltung und Ordnung zu bewundern. Aber für Diejenigen, welche auf den Grund der Dinge sehen, lag mehr als diese Aeußerlichkeiten vor Augen. Man mußte begreifen, daß die Schöpfung der Rettungshäuser ihrem Ziele zuschritt. Diese Kinder, welche man ermuthigte, hätschelte, beklatschte, waren es nicht armselige Bettler, verhärtete Umhertreiber, die man einst von sich stieß, und die einer unheilbaren Erniedrigung und einer unauslöschlichen Schande verfallen zu sein schienen? Und nun, standen sie nicht gehoben? und war dies nicht bewirkt durch das einzige Mittel der Erziehung, rauh und mühevoll, aber geleitet durch den Geist der Mildthätigkeit und erleuchtet durch den Geist christlicher Liebe?"

In der That, die belgischen Rettungsschulen haben ihre Aufgabe Jahre lang glücklich gelöst, und alle Schwierigkeiten, welche sich ihnen wiederholt in den Weg stellten, siegreich überwunden. Sie hatten nicht nur die gesetzgeberischen Gewalten für sich eingenommen, sondern auch, was mehr war, die Reichen und Vornehmen und vor allen Dingen die Frauen bald gewonnen. Die Theilnahme an diesem Werke der Milde war gewissermaßen guter Ton geworden, und wer Belgien kennt, der wird wissen, wie dies dort eine noch größere Bedeutung hat, als anderswo. Der

edle und unermüdliche Ducpetiaux, der Leiter des ganzen belgischen Gefängniß- und Besserungswesens, konnte sich keine einflußreicheren Freunde und Bundesgenossen wünschen, als das schöne Geschlecht.

Für das Mädchenhaus zu Beernem hatte sich ein Verein von Schützerinnen gebildet, woran die angesehensten Frauen Theil nahmen. Ein von der Regierung ernannter oder bestätigter Ausschuß, an deren Spitze die Ehegattin des spätern Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Baronin De Brière, stand, übte eine Art von Oberaufsicht aus, und war vor Allem bemüht, für die entlassenen Mädchen ein passendes Unterkommen zu finden, und sie vor den Gefahren der Hülf- und Rathlosigkeit zu bewahren.

Auch die höchste Theilnahme und Unterstützung im Lande fehlte der Anstalt nicht. Im Jahre 1856 besuchte der König mit seiner ganzen Familie Ruysselede, und bewies dem Einzelnen wie dem Ganzen die lebendigste Aufmerksamkeit. Besonders erregten die militärischen Uebungen und die Abtheilung künftiger Schiffsjungen das Wohlgefallen Seiner Majestät; es fehlte an Ermunterungen und Belobungen nicht, und der Oberaufseher oder Oberbefehlshaber des kleinen Heers, ein ehemaliger Unteroffizier aus Brüssel, ward mit einer goldenen Uhr beschenkt.

Die Schiffszöglinge bilden, wie schon bemerkt, eine abgesonderte und zwar auserwählte Schaar; es gilt für eine Auszeichnung, dieser Abtheilung zugewiesen zu werden, die gewissermaßen den Gegensatz zu der Strafbande ausmacht. Nicht bloß Lust und körperliche Tüchtigkeit, auch eine längere tadellose Aufführung wird dazu verlangt.

Es gewährt einen eigenen Reiz, namentlich für jeden Binnenländer, den Uebungen dieser künftigen Seehunde beizuwohnen. Und was das Anziehende dieses Schauspiels noch erhöht, ist der bemerkenswerthe Umstand, daß es fern von Meer und Strom, mitten unter Kiefern und Sandland, in aller Natürlichkeit aufgeführt wird. Man hat nämlich nicht fern von der Hauptanstalt ein Seeschiff errichtet, das in vollständiger Auftakelung alle Vorrichtungen bietet, um die nöthigen Handgriffe daran zeigen und einüben lassen zu können.

Früher hatte ein Antwerpener Rheder die Anstalt mit einer kleinen Brigg beschenkt; dann war diese durch einen großen Dreimaster ersetzt worden. Er stand zwar auf eingerammten Pfählen, ähnelte aber sonst in allen Beziehungen einem wirklichen Seeschiffe, und um die Aehnlichkeit noch größer zu machen, war man eben damit beschäftigt, ringsum einen großen Teich auszutiefen, der zugleich dazu bestimmt sein sollte, größere und kleinere Ruder- und Segelböte handhaben zu lernen.

Das Schiff war vollständig regelrecht aufgetakelt; ja es hatte sogar ein paar kleine Kanonen, und sollte auch Beile, Sägen und dergleichen, sowie Enterhaken und einige Seemannswaffen erhalten, um selbst einen kleinen Vorgeschmack von Kriegsschiffen zu geben. Um Unglücksfällen vorzubeugen, war über dem Verdeck ein nachgiebiges Netz zum Auffangen der Fallenden ausgespannt. Die kleine Mannschaft war nach den verschiedenen Masten uud Raaen vertheilt; die „Marsegasten" und „Bramgasten" 2c. flogen die Wanten hinan und herab, daß es eine Freude war. Ein paar zwölfjährige Buben, die erst „seit fünf Tagen," wie man versicherte, ihre Uebungen begonnen hatten, schwangen sich mit einer Leichtigkeit auf die Bramsalingen, daß ich mich der Kletterfertigkeit der Jugend erinnern mußte, um dergleichen nur halbwegs begreiflich zu finden. Onderraagasten beneden! braamgasten naa boven! wie das alles am Schnürchen ging! und wie mich's nebenbei freute, daß bei aller Vorliebe für das Franzosenthum selbst ein geborener Franzose die niederdeutsche Schiffersprache, die Ursprache der Seefahrt, zu reden gezwungen war!

Neben den Schiffsleuten bilden auch die Gärtnerburschen eine ziemlich geschlossene Schaar. Gewöhnlich sind deren fünfzig beschäftigt, bei deren Auswahl dem angestellten Gartenmeister ein großer Einfluß zugestanden wird. Daraus mag sich's zum Theil erklären, daß in der Regel ein musterhafter Geist unter dieser Schaar herrscht. Aber sicher ist auch die eigenthümliche Beschäftigung, der stete Umgang mit einer wohlgepflegten Blumen- und Pflanzenwelt, dabei von Einfluß. Der Gärtner versicherte, daß er in drei Jahren keinen Anlaß gehabt habe, irgend eine

Klage bei dem Vorsteher anzubringen. Als Strafe für kleine Ungehörigkeiten habe sich die Weisung, die nöthige Mistjauche zu tragen, vollkommen ausreichend erwiesen.

Ein besonderer Liebling war mit der Verschließung des Gartens betraut. Er war mir schon vorher durch sein artiges Wesen aufgefallen und hatte mich durch die Aufmerksamkeit überrascht, die er dem „Schlafengehen“ mehrerer Blumen zugewendet hatte.

Wie sieht es nun mit den Kosten aus? wie ist die Finanzlage der Anstalt? Es bedarf keiner besonderen Auseinandersetzung, daß dieser Punkt eine Lebensfrage für die ganze Unternehmung ist. Denn wären die Erfolge auch noch so glänzend und die Aufwendungen zum Ausbau und zur Unterhaltung ständen mit dem Geleisteten nicht im richtigen Verhältnisse, so würde man sich doch davon abwenden müssen. Wie groß und dringend die Forderungen der Menschlichkeit sein mögen, sie dürfen die Grenzen der Möglichkeit nicht überschreiten; eine jede Anstalt, welche all zu viel kostet, wird darum den Todeskeim in sich tragen und sicher keine dauernde Nachahmung finden.

Allein auch in dieser Beziehung bieten die belgischen Rettungshäuser ein erfreuliches oder doch leidliches Ergebniß. Die Unterhaltungskosten eines Zöglings waren zwar nicht so gering, als gewöhnlich mit etwas künstlicher Befriedigung darzulegen versucht wurde; allein sie erscheinen doch nach den obwaltenden Umständen mäßig. Der Bericht von 1855 berechnete den Lebensunterhalt täglich auf etwas mehr als 25 Centimen für den Kopf, die übrigen Kosten nahezu auf 27 Centimen, überhaupt also auf 52 Centimen oder etwas über 4 Sgr. oder 40 Pf. Im Jahre 1854 waren die Kosten bedeutend höher, indem die Nahrung täglich über 32½ Centimen in Anspruch nahm und die Gesammtaufwendungen 61 Centimen für den Kopf betrugen. Jahrs zuvor machten sie 54½ Centimen aus, 1852 nur 50½, 1856 dagegen wieder über 58½, nämlich 28½ für Nahrung und 30 für sonstige Bedürfnisse mit Einschluß der Verwaltungskosten. 1857 waren die Sätze 24 und 29½. Man konnte daher bis dahin im Durchschnitt etwa 55 Centimen oder ungefähr 45 Pf. für den Kopf anneh-

men, wobei natürlich die Aufwendungen für die Mädchen etwas geringer waren, als für die Knaben.

Die ganzen Berechnungen leiden indeß troß aller scheinbaren Genauigkeit an einem bedeutenden Mangel, nämlich an der Nichtberücksichtigung der Zinsen vom Anlage- und Betriebskapital. Nach den Berichten zu schließen, muß das Rechnungswesen sehr zusammengesetzt und in's Einzelne gehend angelegt sein; ein Zinsenkonto aber scheint in keiner Richtung Statt zu finden. Auch die Rechnungen über den Landwirthschaftsbetrieb bringen bei der Ermittelung des Reinertrags niemals die Zinsen der aufgewendeten Geldbeträge in Anschlag, weßhalb auch dort der gezogene Gewinn nur ein scheinbarer ist. Denn es liegt auf der Hand, daß bei neubegründeten Anstalten oder Unternehmungen der Geldhaushalt und der reine Gewinn nur dann genau festgestellt erscheinen, wenn auch die Verluste an Kapitalnutzungen gehörige Berücksichtigung gefunden haben. [1])

Nach den mir vorgelegenen Berichten betrugen die Aufwendungen, besonders für Anlagen und Geschirr, bis zum Ende des Jahres 1855 etwa 960,000 Frank. Darunter stecken freilich auch die kleinen Zubußen früherer Jahre; allein auch diese können, wenn man das Unternehmen als ein Ganzes betrachtet, in Rechnung gezogen werden. Die Zinsen für 1856, zu 5 Prozent berechnet, machen also 48,000 Frank aus. Vertheilt man diese auf die 291,404 Tagesbeträge, welche nach der Gesammtzahl der Zöglinge für 1856 in Betracht kommen, so ergibt sich ein täglicher Antheil für den Kopf von mehr als 16 Centimen; die Gesammtkosten für jeden Zögling machen also nicht 58 ½, sondern nahezu

[1]) Auch bei Gefangenhäusern und Strafanstalten, zumal bei Neubauten, müssen natürlich die Zinsen des Anlagekapitals in Berechnung kommen, wenn man eine genaue Uebersicht der jährlichen Aufwendungen haben will. Es ist das bei manchen Anstalten sehr erheblich. Das berühmte Rasphuis zu Gent hat z. B. über 2,200,000 Frank gekostet. Es kann 1500 Sträflinge fassen. Die Zinsen, zu 5 Proc. berechnet, betragen also für den Kopf über 73 Frank jährlich. Im Jahre 1857 waren 1125 Uebelthäter dort eingeschlossen; es kommen also zu den sonstigen Kosten noch über 97 Frank Zinsen auf den Kopf, was die gewöhnlichen Unterhaltungssätze bedeutend ändert.

75 Centimen aus. Dabei sind die Zinsen von Zinsen, welche hier und da in Betracht kommen könnten, noch nicht einmal berücksichtigt.

Indessen ist auch der tägliche Betrag von 75 Centimen oder 60 Pf. im Verhältniß zu andern Anstalten noch nicht übermäßig. In Frankreich soll er damals bis zu 1 Frank gestiegen sein, und in den Bettlerniederlagen Belgiens waren die Kosten, welche von den betreffenden Gemeinden für die dort Eingeschlossenen ersetzt werden mußten, nicht viel geringer als 75 Centimen. Für Kammer bei Brüssel waren sie 1856 durch königlichen Beschluß auf 50 Centimen für Arbeitsfähige und auf 80 Centimen für andere festgesetzt, 1859 auf 48 und bezüglich 78. Für Brügge, das den Rettungshäusern am nächsten liegt, betrugen sie in jenem Jahre 55 und beziehungsweise 65 Centimen, und ebenso 1857. Und in diesen Niederlagen geschieht für die Erziehung und für das Seelenwohl der Eingesperrten natürlich so viel wie Nichts.

Wie sich später die Kosten gestellt haben, vermag ich nicht genau anzugeben; denn leider sind nach 1858 keine ausführlichen Berichte mehr veröffentlicht worden; wenigstens vermochte ich, außer einigen statistischen Mittheilungen (1863), keiner genügenden Aufschlüsse habhaft zu werden, obwohl ich mich an hochstehende Männer gewandt habe.

Die Anstalt zu Ruysselede und Beernem beruht, wie schon oben bemerkt, auf dem Grundsatze der Selbstunterhaltung; die Gesammteinrichtung beider Häuser geht darauf hinaus, mit Hülfe der Zöglinge, so viel als möglich, alle Bedürfnisse selbst zu ziehen und anzufertigen, die Kosten der Verwaltung und Unterhaltung aus eigenen Mitteln zu decken. Dieses Ziel wird aber wohl niemals völlig zu erreichen sein. Einstweilen wenigstens war man noch weit davon entfernt; es sind immer bedeutende Einkäufe nöthig gewesen. Außer den Beträgen, die ich oben als Kapitaleinwendungen bezeichnet habe, erhielt die Anstalt alljährlich bedeutende Summen als Vergütung für die Unterhaltung der Zöglinge ausbezahlt.

Die Kosten der Unterhaltung der hier in Betracht kommenden Bettler und Landstreicher fallen theils dem Staate, theils den Ge-

meinden zur Last. Wird in Belgien ein Umhertreiber verurtheilt, so hat die Gemeinde, welcher er angehört, für den Unterhalt zu zahlen; werden aber Kinder wegen Unzurechnungsfähigkeit ꝛc. freigesprochen und nur in Gemäßheit des Artikels 66 des Strafgesetzbuches eingeschlossen, um bis zu einem bestimmten Alter erzogen zu werden, so treffen die Kosten den Staat. Es ist nun leicht zu begreifen, daß so viel als möglich die Augen auf die Staatskasse gerichtet sind, d. h. die Verurtheilungen nehmen ab und die Freisprechungen zu. So ist es gekommen, daß etwa die Hälfte der Zöglinge zu Ruysselede und Beernem auf Kosten des Staates unterhalten wurden, indem die Gefängnißverwaltung diejenigen Beträge, welche sie selbst dafür ausgeworfen erhielt, an die Kassen der Rettungshäuser und beziehungsweise an den Staat wieder abzugeben hatte. Am Ende des Jahres 1856 standen von 551 Knaben 277 zu Lasten des Staats, 241 waren von den Gemeinden und die übrigen von besondern Wohlthätigkeitsanstalten oder von Einzelnen zu unterhalten.

Die Vergütung der Gemeinden hatte man für den Kopf auf den billigen Betrag von 40 Centimen täglich festgesetzt, wodurch also den Gemeindekassen ein ansehnlicher Vortheil erwuchs, der nicht wenig dazu beigetragen hat, die Anstalt populär zu machen.

Aus alle diesem ergibt sich, daß die Haushaltsführung zu Ruysselede auf den ersten Blick nicht allzugünstig zu sein schien. Indessen darf man dabei nicht übersehen, daß die Anstalt noch immer in der Entfaltung begriffen war. Die wackern Leiter fanden sich beim Beginne gewissermaßen in eine Wildniß, auf einen leeren Raum versetzt; beinahe Alles war neu zu schaffen und zu ordnen, nirgends hatte man Vorbild oder Anhalt, und die Verantwortlichkeit war um so lastender, je größer das Mißtrauen war, welches man vielerorts gegen das Unternehmen hegte. Daß unter solchen Umständen kleine Mißgriffe und Mißgeschicke nicht ausbleiben konnten, versteht sich von selbst; aber es kann nicht lebhaft genug anerkannt werden, daß man sich durch Nichts entmuthigen ließ und daß namentlich Herr Poll, der Vorsteher, mit immer gleichem Eifer und immer gleicher Liebe seine schwierige Aufgabe verfolgte. Die Thätigkeit und das Verdienst dieses Mannes ist

bedeutend; er ließ nicht nach, immer neue Anlagen und Verbesserungen in's Leben zu rufen. So hatte man jüngst das große Schiff erbaut, die Seemannsschule gegründet, eine Bierbrauerei angelegt, Dampfmaschine und Dampfmühle verändert, eine Gärtnerwohnung mit einigen Räumlichkeiten für fremde Besucher errichtet &c. In der letzten Zeit war man mit der Erweiterung der Wirthschaftsgebäude beschäftigt. Auch an sonstigen Plänen fehlte es nicht. Der Hauptdünger der Anstalt wurde von Gent, aus dem großen Gefangenhause bezogen; um die Ueberfahrtskosten zu vermindern, wollte man sich ein eigenes Kanalschiff zulegen. Um den Uebelständen trockener Sommer zu begegnen, dachte man eine große Bewässerungsmaschine anzuschaffen, deren Kosten auf etwas über 12,000 Frank veranschlagt waren. Sie sollte zur Erfrischung der nächsten Ländereien in einem Umfange von etwa 60 Morgen ausreichen und durch die Dampfmaschine, welche schon zum Mahlen, Dreschen und Häckselschneiden, Heizen u. dergl. benutzt wurde, in Bewegung gesetzt werden.

Eine wesentliche Verbesserung hatte man in den letzten Jahren dadurch erzielt, daß man zur Deckung des regelmäßigen Fleischbedarfs, soweit die Erzeugnisse der Anstalt nicht ausreichten, selbst das nöthige Vieh ankaufte und schlachtete. Hierdurch erlangte man z. B. 1854 das Pfund Rindfleisch im Mittel zu 44 Centimen, 1855 zu 49 und 1856 zu 41 ½ Centimen, während die Metzgerpreise bedeutend höher waren. Der Vortheil wurde zu 30 bis 40 Procent angeschlagen.

Am meisten ließ sich auf dem Gebiete der Landwirthschaft noch verbessern. Hier lag das Feld, wo noch bedeutender Zuwachs möglich war. Sparen war in der Gesammtwirthschaft kaum noch statthaft; in vielen Punkten hatten die Beschränkungen wohl das äußerste Maß erreicht; auch die Gehalte waren nicht zu groß, da das gesammte, mit Einschluß der Schwestern aus 34 Personen bestehende Beamten-, Lehrer- und Aufsichtspersonal nur 26,750 Frank jährlich bezog. Aber Vermehrung des Landwirthschaftsertrags erschien noch in bedeutendem Maße möglich. In dieser Hinsicht waren die seitherigen Ergebnisse keineswegs zufriedenstellend. Zwar rechneten die jährlichen Berichte

hinsichtlich des Ackerbaubetriebs fortwährend einen Ueberschuß heraus, aber es blieb dabei Mancherlei zu erinnern.

Zunächst fehlte es auch hier an Berücksichtigung der Zinsen des Anlage- und Betriebskapitals. Wie es scheint, hat man von Anfang an das eigentliche Oekonomiewesen von den übrigen Einrichtungen nicht genau geschieden, so daß der gesonderte Rechnungshaushalt auf keiner sicheren Grundlage beruhte. Indessen konnte wohl angenommen werden, daß ein Drittel sämmtlicher Kapitalaufwendungen zu Gunsten der Landwirthschaft und des Oekonomie-Inventars geschehen ist. Wir haben oben gesehen, daß diese Aufwendungen bis Ende des Jahres 1855 an 960,000 Frank betrugen. Für 1856 kämen also die Zinsen von 320,000 Frank, mithin die Summe von 16,000 Frank in Betracht.

Ein anderer Punkt war die benutzte Arbeitskraft der Zöglinge. Da man die Kornbeträge und sonstige Nahrungsmittel, welche von der Oekonomie an die Vorrathskammern der Anstalt abgegeben wurden, nach den Marktpreisen in Rechnung brachte, so war nichts billiger, ja zur Erlangung einer klaren Anschauung über den Betriebsstand der Feldwirthschaft nothwendiger, als daß auch die Arbeiten der Zöglinge gehörig veranschlagt worden wären. Wie in der besondern Landwirthschaftsrechnung die Tagewerke des Viehs und der Knechte 2c. verzeichnet standen, so mußten auch die Leistungen der ältern Knaben, die doch wahrlich nicht unbedeutend sind, nach billigen Ansätzen in Ausgabe gebracht werden.

Ganz abgesehen von den Arbeiten der Mädchen wird man nach den eigenen Andeutungen der amtlichen Berichte annehmen dürfen, daß über ein Drittel der Knaben zu erheblichen Leistungen befähigt sind. Daß dies in der That der Fall ist, lehrt nicht bloß der Augenschein, sondern die geringe Anzahl fremder erwachsener Knechte, indem die jährlichen Tagewerke derselben bei einer Ackerzahl von etwa 400 Morgen nur zu 858 Frank in Rechnung stehen. Nimmt man 200 arbeitstüchtige Zöglinge und für jeden nur 100 Arbeitstage jährlich an, so wären etwa 20,000 Tagewerke zu verrechnen, die man mit Rücksicht darauf, daß die Buben von der Ackerbauwirthschaft weder Speise noch Trank erhalten, getrost zu 10,000 Frank und mehr veranschlagen kann.

Ich will aber nur 8000 Frank annehmen; es wären dann immerhin mit dem obigen Zinsenbetrage 24,000 Frank mehr in Ausgabe zu bringen, als nach dem bisherigen Rechnungsstil geschehen zu sein scheint.

Nun ist es richtig, daß der Bericht von 1856 einen größeren Ueberschuß gezogen hat, nämlich 27,385 Frank und einige Centimen; allein wie ist man zu einem solchen Ergebniß gekommen, das ohnehin noch ein sehr mäßiges wäre? Nur dadurch, daß man dem Unkundigen Sand in die Augen gestreut hat, und zwar ziemlich grobkörnigen. Nachdem die besondere Landbauberechnung auf einen Gewinn von 2442 Frank 95 Centimen abgeschlossen ist, bemerkt der Bericht: mais il faut ajouter à cette somme les emblavures existantes à la fin de l'année et qui ont une valeur de francs 24,942.09 centimes. Ce qui porte la somme de bénéfices réels à francs 27,385.04 centimes. Das wäre nun einigermaßen richtig, wenn die Aussaat von den in Einnahme gebrachten products récoltés abgezogen worden wäre. Da dies aber nicht geschehen, wenigstens nirgends angedeutet worden ist, so kann man der Annahme des Berichts nicht wohl beipflichten. Wie lassen sich Aussaaten als bénéfice betrachten, da sie doch erst im nächsten Jahre in Ausgabe kommen und nur möglicher Weise zu einem Gewinne führen? Emblavures können wohl ein Inventarstück, aber vor der Ernte nimmermehr ein Gewinnstück für den Rechnungsschluß eines Wirthschaftsjahrs bilden.

Die Ernte von 1856 hat nach den veröffentlichten „Specifikationen" einen Reinertrag von 64,254.75 geliefert; die Aufwendungen betrugen mit Einschluß der emblavures von 1855 bis 1856 und einschließlich der weiteren semences diverses 61,811.80; der Reinertrag ist also nach der beliebten Rechnungsweise der Anstalt ganz richtig 2,442.95. Da aber auch die Zinsen und Arbeitskräfte mit 24,000 Frank in Rechnung kommen sollten, so ergibt sich, daß nicht nur kein Gewinn erzielt, sondern in Wahrheit mit einem Verlust von mehr als 20,000 Frank gewirthschaftet worden ist, trotz der völligen Abgabefreiheit der Anstalt im Verhältniß zum Staate. In 1857

war das Verhältniß noch ungünstiger; der Bericht selbst hebt einen Verlust von 959 Frank hervor und weiß sich wieder nur mit den emblavures im Werth von 17,508 Franken zu trösten.

An solchen Ergebnissen mag großentheils die ungünstige Witterung Schuld gewesen sein, denn in früheren Jahren war die Lage etwas günstiger; 1857 ward sich außerdem auf ein starkes Hagelwetter berufen. Es erhellt aber doch, was von der Versicherung des Berichts von 1856 zu halten ist: En somme, la situation des travaux agricoles et horticoles est des plus florissantes. Man möchte im Gegentheile der Meinung sein, daß im Umfange der Ackerbauwirthschaft, wenn kein fauler, doch ein sehr wunder Fleck liegen müsse. Ein Pächter auf eigene Rechnung, dem man die Jungen in Arbeit gäbe, würde sicher ganz andere Ergebnisse erzielen.

Indessen ist man mit dem chef de culture so zufrieden, daß man 1856 seine Dekoration veranlaßt hat. Der Grund der ungünstigen Geschäftslage wird daher in Umständen zu suchen sein, die außerhalb dessen persönlicher Tüchtigkeit liegen; in welchen aber, weiß ich nicht zu sagen.

Wie seit 1858 die Ergebnisse gewesen sind, vermag ich aus dem oben erwähnten Grunde noch weniger anzugeben.

Betrachtet man dagegen das Unternehmen überhaupt als eine Gesammtwirthschaft, so stellt sich die Finanzlage mit Rücksicht auf die Statt gehabten Wertherhöhungen der Grundstücke und die Vermehrungen des Inventars beträchtlich günstiger. Nach dem Bericht von 1855 betrugen die Aufwendungen bis Ende dieses Jahres etwas über 900,000 Frank. Eine vorgenommene Abschätzung ergab aber einen Gesammtwerth von mehr als 1,100,000 Frank. Es zeigt sich also ein Ueberschuß von 200,000 Frank, freilich ohne Rücksicht auf Zinsen, die selbst zu 4 Procent mehr betragen würden, und ohne Anschlag der Arbeiten der Zöglinge.

Doch wie dem allen auch sei, gewiß ist, daß die Trefflichkeit der Anstalt im Allgemeinen unter solchen Bedenken nicht leidet. Es läßt sich getrost behaupten, daß die Ausführbarkeit solcher Rettungs- und Besserungsanstalten im Großen ohne übermäßige Vertheuerung, glänzend dargethan ist.

Schon 1858 war die Trefflichkeit und Heilsamkeit der écoles de reforme so allgemein anerkannt, daß die zahlreichsten Gesuche um Aufnahme solcher Kinder eingingen, die keineswegs zu den Bettlern und Umhertreibern gehörten. Ja es waren schon bittere Klagen darüber laut geworden, daß den Landstreichern und den Kindern fauler und nichtsnutziger Eltern ein besseres Loos zu Theil werde, als ehrbaren Familiensprossen, die nicht mit hinreichendem Vermögen gesegnet seien, um sich einen gleichumfassenden Unterricht zu verschaffen.

Da die Gesetze der Berücksichtigung solcher Klagen und Gesuche entgegen waren, so suchten Manche ihr Ziel auf Umwegen zu erreichen. Trügen meine Quellen nicht, so fehlte es keineswegs an auffallenden, aber für den Werth der Anstalt bedeutsamen Gesetzumgehungen. Die Eltern leiteten ihre Kinder absichtlich dazu an, ein paar Mal zu betteln und sich dabei erwischen zu lassen; mochte dann Freisprechung oder Verurtheilung erfolgen, die Aufnahme stand in Aussicht, im einen Fall auf Kosten des Staats, im andern auf Kosten der Gemeinde. Auch möchte es nicht eben unglaublich sein, daß die Ortsvorstände selbst zu solchen Manövern die Hand boten oder schwiegen, und daß sogar Kinder wohlhabender Eltern in Ruysselede nicht fehlten. Die Klagen und Anschuldigungen in dieser Hinsicht fanden in dem Umstande, daß 1856 von 124 entlassenen Knaben 49, also gegen ein Drittel, 1857 von 132 sogar 79, also weit über die Hälfte, in die elterliche Familie zurückkehrten und zurückkehren konnten, eine sprechende Bestätigung. Daher erklärte sich's auch, daß seit 1845 die Zahl der auf öffentliche Kosten unterhaltenen Umhertreiber in Belgien sich verdoppelt hatte, während die Zahl der Eingesperrten überhaupt nur um 13 Prozent angewachsen war.

Der Umstand, daß viele Kinder achtbarer Eltern keine solche Unterweisung finden können, als die Bettelkinder zu Ruysselede und Beernem, ist mehrfach gegen das Bestehen und die Ausdehnung solcher Anstalten überhaupt geltend gemacht worden. Auch in der Volksvertretung hat man dergleichen Bemerkungen vernommen, als es sich um Bewilligung eines besonderen Betrags für die Einrichtung der Seemannsabtheilung handelte. Die Sache werde

übertrieben, hieß es; es geschehe mehr für die Verworfenheit als für achtbare Leute; dadurch fördere man nur die Sorglosigkeit und Leichtfertigkeit der Eltern und den Bettel der Kinder; die Aufnahme in Ruysselede sei keine Abschreckung, kein Uebel, sondern eine Wohlthat, und was dergleichen mehr war. Doch fiel es den Wortführern der Rettungshäuser nicht schwer, dergleichen Angriffen und Einwendungen zu begegnen, und gegenwärtig sind wohl die letzten Stimmen dieser Art verstummt.

Will man nicht das jugendliche Elend überhaupt seinem Schicksale überlassen, so können solche Bedenken wenig verschlagen. Aeußeres Wohlleben darf freilich nicht geboten werden. Für das körperliche Dasein muß eben nur das Nothwendige geschehen; für die sittliche und geistige Entwicklung aber kann man nicht leicht zu viel thun. In dieser Hinsicht muß mehr geleistet werden, als die Armuth zu erlangen vermag; denn eben darin liegt die Rettung. Und wer wird anstehen, Einige zu retten, wenn es schwer oder unmöglich ist, Allen ein gleiches Heil zu bereiten? Jener Andrang zu den Rettungshäusern spricht nicht für ihre Schädlichkeit oder Ueberflüssigkeit, sondern nur für den Mangel anderweiter angemessener Erziehungs- und Unterrichtsanstalten.

Bis zum Ende des Jahres 1857 waren aus Ruysselede 811 Knaben und aus Beernem 185 Mädchen entlassen worden. Keines davon war ganz ohne Kenntnisse; die meisten waren gut oder doch leidlich unterrichtet und bei weitem die große Mehrzahl hat sich fortwährend in einer Weise betragen, die der Anstalt zur Ehre gereicht. Besonders gilt dies von den Knaben. Bei den Mädchen ist es schon schwieriger, ihnen im Augenblicke der Entlassnng ein Unterkommen zu finden, das vor Rückfällen oder gar vor ärgeren Verirrungen bewahrt.

Nach den Berichten ist es ein Hauptaugenmerk des Vorstandes, für passende Stellen zu sorgen und über das Verhalten der Untergebrachten von Zeit zu Zeit sichere Nachrichten zu empfangen. Im Jahre 1855 wurden 78 Knaben entlassen, davon hatten 49 bereits das 16. Lebensjahr überschritten; 25 davon wurden Seeleute, 4 Soldaten, 9 Ackerknechte, 3 Fabrikarbeiter, 3 Schuhmacher, 3 Gärtner, 3 Bergleute, 2 Schlosser 2c. Fast

über alle diese Burschen liefen befriedigende Nachrichten ein; nur bei 6 ließ das Betragen etwas zu wünschen übrig und nur bei 4 war es schlecht.

Von 555, welche bis zum Ende des Jahres 1855 entlassen waren, betrugen sich 477 gut, 27 mangelhaft und 34 schlecht; 9 hatten sich der Aufsicht entzogen und 8 waren gestorben. 1856 wurden 124 entlassen, davon waren 89 über 16 Jahre alt, und die meisten blieben wohl bezeugt. Auffallend groß war in diesem und im folgenden Jahre die Zahl Derer, welche zu ihren Familien zurückkehrten; sie betrug, wie schon angeführt, 49 und bezüglich 79 — ein sprechendes Zeugniß dafür, daß die Familien dem Aufenthalte in Ruysselede nicht entgegen sind. Von den 160 in 1856 Eingetretenen hatten 48 noch Vater und Mutter, 37 den Vater und 38 die Mutter; nur 16 hatten beide Eltern verloren; 19 waren uneheliche Kinder und 2 Findlinge. Von 74 neu eingetretenen Mädchen hatten sogar noch 30 Vater und Mutter, 12 den Vater und 15 die Mutter. Der Verlust der Mutter zeigt sich besonders nachtheilig. Von 1167 Eingetretenen bis Ende 1855 hatten 477 die Mutter und nur 359 den Vater verloren; 379, also ungefähr $^1/_3$, hatten noch beide Eltern.

Als beste Gelegenheit, die Knaben unterzubringen, haben sich die Flotte und das Heer erwiesen. Von den 555, welche bis Ende 1855 entlassen wurden, gingen nach dem Bericht dieses Jahres 162 zur See und 68 zur Armee; 42 wurden Ackerknechte, 28 Fabrikarbeiter, 28 Bergleute, 15 Weber, 11 Schneider, 8 Gärtner ꝛc. Der Bericht von 1857 führt von 1852 bis Ende 1857 schon 202 Seeleute, aber nur 40 Soldaten nebst 19 Spielleuten, und sodann 51 Ackerknechte, 31 Fabrikarbeiter, 26 Schneider, 16 Schmiede und Schlosser, 17 Kuhhirten, 10 Gärtner, 10 Schuster ꝛc. auf. Neuerdings wurde das Unterbringen bei Handwerksmeistern leichter; der gute Ruf der jungen Leute hatte so zugenommen, daß den Anforderungen, welche an den Vorstand ergingen, nicht mehr immer genügt werden konnte, und dieser bereits in der Lage war, vortheilhafte Bedingungen für die Lehrlinge und Ackerburschen zu stellen.

Die jährlichen Berichte vergaßen nicht, über die Geschicke und

das Betragen der ehemaligen Zöglinge stets eine Reihe von bemerkenswerthen Zügen mitzutheilen. Bald war es eine milde Handlung, bald ein Zug von Kindesliebe oder Freundschaft, bald eine kühne That, bald eine überstandene Gefahr oder ein glückliches Unternehmen, welche zu Ehren der Einen und zum Anspornen der Andern mitgetheilt wurden. Auch die Lobpreisungen im Allgemeinen, sei es von Ortsvorständen, sei es von besondern Schützern und Begünstigern, fehlten nicht, wie denn natürlich auch die Beamten und Begünstiger Seitens des Berichterstatters nicht vergessen wurden. Ich habe schon früher angedeutet, was ich von dergleichen Dingen halte; indessen muß man zugeben, daß sie zu der Einrichtung im Ganzen passen und gehören, und daß einzelne Vorgänge auch wohl geeignet sind, zur Nacheiferung und überhaupt zum Guten zu wirken. Ein paar Züge mögen auch hier Raum finden, weil sie dazu dienen werden, die Schilderung zu vervollständigen, welche ich von der merkwürdigen Anstalt zu geben suchte.

„Vandamme," schreibt ein Schiffskapitän an den Vorsteher der Anstalt, „hat sich durch Gelehrigkeit und Arbeitseifer ausgezeichnet. Während unserer Ueberfahrt von Ostende nach der Krimm hat er in der guten Richtung seines Benehmens und in der Anstelligkeit beharret. Am Orte seiner Bestimmung angekommen, befand er sich plötzlich auf einer Bühne, welche lebendig seine junge Einbildungskraft berühren mußte und ihn die guten Grundsätze hätte vergessen machen können, die ihm in der Schule zu Ruysselede eingepflanzt waren. Er hat sich oft unter Umständen befunden, welche ihn vom Wege der Pflicht hätten ableiten können, allein er hat zu widerstehen gewußt und sich stets als ein Muster von Redlichkeit gezeigt. Bis zu unserer Abreise von Kamiesch habe ich fortwährend Grund gehabt, sein Betragen zu loben, und auf der Rückreise bin ich noch ganz besonders mit ihm zufrieden gewesen. Bei dieser gefahrvollen Ueberfahrt hat sich der junge Vandamme durch Geduld und Muth, den Gefahren zu begegnen, hervorgethan. Vor allen Dingen hat er sich während eines langen und wüthenden Sturmes, den wir am Kap Trafalgar zu bestehen hatten, durch eine bei so jugendlichem Alter wenig gewöhnliche

Kühnheit ausgezeichnet. In einem Augenblicke der höchsten Gefahr wagte er zum gemeinsamen Heil ein bedenkliches Manöver auszuführen, vor dem mehr als ein gewiegter Seemann zurückgewichen wäre."

Von einem andern jungen Menschen Namens Dep heißt es: „Auf seiner ersten Reise hatte er Furcht; er verließ sein Schiff und kehrte in die Anstalt zurück. Allein von seinen Genossen der Feigheit beschuldigt, vermochte er ihre Vorwürfe nicht zu ertragen, kehrte nach Antwerpen zurück, und schiffte sich, entschlossen, die Gefühle des Entsetzens zu besiegen, auf einer Brigg nach England und Italien ein. Einige Zeit darauf schrieb er von Cette an den Vorsteher, um ihn zu benachrichtigen, daß sein Schiff an der Küste von Sardinien verloren gegangen, die Mannschaft aber gerettet sei, daß er sich an Bord eines Schiffes nach Stockholm verdungen habe, und daß er die Hoffnung hege, der Anstalt bald einen Besuch abstatten zu können, um seinen ehemaligen Genossen zu zeigen, daß er kein Feigling sei."

Im Sommer 1854 hatte das belgische Schiff Stadt Antwerpen, Kapitän Uyttenhoven, Gelegenheit, eine große Anzahl schiffbrüchiger Amerikaner zu retten. Unter der Mannschaft, welche sich dabei besonders hervorthat, war auch die „Rettungsschule so glücklich, eines ihrer Kinder zu zählen, den jungen Schiffslehrling Adolph Vinderwoghel. In Erwartung des Ehrenzeichens, welches ihm die amerikanische Regierung zusagte, traten im Hafen von Antwerpen mehrere amerikanische Schiffskapitäne zusammen und schenkten ihm einen goldenen Zeitmesser im Werth von 500 Frank." Der Bericht vergißt nicht zu bemerken, daß der junge Mensch dies Geschenk in die Hände seines Rheders gelegt habe, um es ihm bis zu seiner Volljährigkeit zu bewahren.

Mit ganz besonderen Lobeserhebungen wird ein junger Alb. Mortelmans hervorgehoben, der durch königlichen Beschluß vom 15. September 1855 mit einem vergoldeten Ehrenzeichen begabt wurde. Die Beweggründe lauten folgendermaßen: „Das belgische Schiff Melanie-Isabelle, am 3. September 1855 aus Antwerpen abgereiset, stand in einer Entfernung von zwanzig Kilometern vom Hafen plötzlich im Feuer. Mitten in der Arbeit des

Rettens erinnerte sich Mortelmans eines im Zwischendeck schlafenden Kindes; er stürzt sich durch Flammen und Rauch dorthin, ergreift das Kind, bringt es auf das Deck, trägt es später in das Rettungsboot und erhält ihm so das Leben; ihm selbst waren die Kleider verbrannt."

Ueber die öffentliche Austheilung des Ehrenzeichens brachte das amtliche Regierungsblatt, der Moniteur Belge, folgende Mittheilung, welche von dem Jahresberichte über Ruysselede vollständig wiederholt wurde:

„Die Feierlichkeit neigte sich zu Ende; aber die Versammlung war noch nicht am Schluß der Gemüthsbewegungen. Es war noch ein Name aufzurufen. Ein junger Mensch, kürzlich noch ein Kind, mit gebräuntem, klugem Antlitze tritt hervor; es ist ein ehemaliger Zögling von Ruysselede, gegenwärtig Schiffsjunge auf der Kauffahrteiflotte. Das arme Kind, ohne Eltern vielleicht, schreitet mit bescheidener Sicherheit näher. Der Graf Vilain XIV., in seiner Eigenschaft als Minister mit den Marineangelegenheiten betraut, erhebt sich, nähert sich mit dem Ehrenzeichen dem königlichen Sitz, indem er Albert Mortelmans an der Hand führt. Er überreicht das Ehrenzeichen Sr. Majestät und diese übergibt es nach einigen ermunternden Worten dem Kinde. In diesem Augenblicke durchlief ein unaussprechlicher Schauer die ganze Versammlung, die Beifallsbezeugungen waren brausend und Se. Majestät selbst gab das Zeichen. Dieser junge Mensch ist ein Beispiel mehr von den Wohlthaten der Erziehung. Mortelmans, vordem ein Zögling der Rettungsschule, hat dort erfahren, wie die schlafenden, aber noch nicht erstickten Keime des Guten erweckt wurden, und seine erste That ist die Rettung eines Kindes gewesen, vergessen im Zwischendeck eines Schiffes, das die Flammen verzehrten."

Auch die Anstalt, der Mortelmans einst angehörte, unterließ nicht, den Vorgang zu feiern und in's hellste Licht zu stellen: sein Bildniß und der Inhalt des königlichen Beschlusses wurdem beim Neujahrsfeste für alle Zeiten im großen Eßsaale aufgehängt.

So versteht man in Belgien und in Ruysselede auf das Ehrgefühl zu wirken.

VI.

Die Meeresküste.

1.

Strand- und Dünenleben. Polypen. Balanen. Entenmuscheln. Seeanemonen. Seesterne. Seeigel.

Leben am öden Seegestade? Leben in den dürren Sandhügeln? Das wird vielleicht Manchem ein Widerspruch erscheinen. Und doch ist es nicht so. Die kahlen, unabsehbaren Flächen und Streifen, die an der züngelnden Meerflut sich hinziehen, sind der ewig wogende Schauplatz von Entstehen und Vergehen, von Tod und Leben, und selbst die Höhen und Niederungen, womit Sturm und Brandungsschwall die Seeküsten sandig umgrenzen, decken sich mit mannigfachem Wachsthum, zwischen dem eine regsame Thierwelt sich umhertreibt. Merke nur auf, wenn du einmal am Flutrande hinschreitest oder den ebbenden Gewässern nachgehst! Bei jedem Schritt wirst du auf den Spuren zahlloser Geschöpfe stehen, und wenn du im knirschenden Sande oder in den bleibenden Wassertümpeln nachsuchst, wenn du die unscheinbaren Geschiebe und Knäuel von Muschelwerk und Fasern entwirrst, welche die Flut zurückgelassen hat, wirst du die merkwürdigsten Wesen des Thier- und Pflanzenreichs finden, und nicht selten die heitersten Farben, die abenteuerlichsten Gestalten erkennen. Nimm einige der verwickelten Zweiglein und Faserverschlingungen mit dir; auf einem Teller mit Wasser fließen sie zu den reizendsten Formen, zu den anmuthigsten Windungen auseinander, und ziehst du Licht und Linse zu Hülfe, so blühen dir aus den Knospen zierlicher Bäumchen vielleicht Tausende von strahlenden Polypensternen und Fühlerbüscheln entgegen.

Freilich ist der Sand unserer Küsten nicht so bevölkert, als an andern Gestaden. Es gibt ja weite Sandbänke, welche voll

1.

Strand- und Dünenleben. Polypen. Balanen. Entenmuscheln. Seeanemonen. Seesterne. Seeigel.

Leben am öden Seegestade? Leben in den dürren Sandhügeln? Das wird vielleicht Manchem ein Widerspruch erscheinen. Und doch ist es nicht so. Die kahlen, unabsehbaren Flächen und Streifen, die an der züngelnden Meerflut sich hinziehen, sind der ewig wogende Schauplatz von Entstehen und Vergehen, von Tod und Leben, und selbst die Höhen und Niederungen, womit Sturm und Brandungsschwall die Seeküsten sandig umgrenzen, decken sich mit mannigfachem Wachsthum, zwischen dem eine regsame Thierwelt sich umhertreibt. Merke nur auf, wenn du einmal am Flutrande hinschreitest oder den ebbenden Gewässern nachgehst! Bei jedem Schritt wirst du auf den Spuren zahlloser Geschöpfe stehen, und wenn du im knirschenden Sande oder in den bleibenden Wassertümpeln nachsuchst, [illegible] du die unscheinbaren Geschiebe und Knäuel von Muschelwerk [illegible] Fasern entwirrst, welche die Flut zurückgelassen hat, [illegible] die merkwürdigsten Wesen des Thier- und Pflanzenreichs [illegible] und nicht selten die heitersten Farben, die abenteu[illegible] Gestalten erkennen. Nimm einige der verwickelten [illegible] Faserverschlingungen mit dir, auf einem Teller [illegible] zu den [illegible] Formen, zu den anm[illegible] [illegible] siehst du Licht [illegible] [illegible] wirklicher [illegible] [illegible] bei Ost- [illegible] namentlich [illegible] [illegible] oma. Die

sind von den Schälchen lebender oder todter Foraminiferen, jener winzigen Geschöpfe mit durchlöcherten Kalkgehäusen, die ganze Felsen und Erdschichten gebildet haben. In einer Unze Sandes von den Antillen sollen sogar Millionen solcher Schalthiere gefunden worden sein. Solche Lebensfülle enthält unser Nordseegestade nicht. Auch jene wunderbaren Geschöpfe, die in der Südsee und in den indischen Meeren trotz aller Winzigkeit ganze Felsenriffe, ja ausgedehnte Inseln aufgebaut haben, finden sich in der Nordsee nicht. Die Polypen des deutschen Meeres bilden kein Korall, sondern hornichte oder faserige und zellige Stämme, die bald nach dem Absterben des Gesammtthieres zergehen; das einzige Gewächs, welches dem Korallenstoff mehr gleicht und daher auch Corallina genannt wird, ist kein Thier, sondern gehört zu den Tangen.

Aber darum sind die Vielfüßler unserer Küsten kaum minder merkwürdig, als jene Korallenthiere ferner Gewässer. Was ihren Gebilden an Großartigkeit und Dauerhaftigkeit abgeht, das gewinnen sie an Zierlichkeit und schlanker Anmuth. Dabei nehmen sie nach Bau und Wesen das lebhafteste Interesse in Anspruch. In der That kann nicht leicht Etwas auffallender und wunderbarer sein, als die Gestalt ihrer Gesammtwohnungen, als die Art ihrer Fortpflanzung. Wenn die Korallen des Südens Jahrtausende lang für Pflanzen und dann sogar für Steinbildungen gehalten wurden, so gelten die Sertularien und Kampanularien unserer Meeresstriche dem Unkundigen noch jetzt für Seetange. Selbst die Mehrzahl der Gebildeten theilt gewöhnlich diesen Irrthum. Wie oft bin ich den ungläubigsten Blicken begegnet, wenn ich eine kleine Sammlung von Tangen und Pflanzenthieren vorzeigte und zu den „reizenden Bäumchen“ bemerkte, daß sie die Behausungen von Thierfamilien gewesen, deren tausendfältige Glieder und Sprossen aus den knospenähnlichen Zweigspitzen oder Seitenkelchen zu Tage getreten seien.

Es hält nicht schwer, die Bekanntschaft solcher Thiergeschlechter zu machen und ihre Lebensweise näher zu beobachten. Zwar sind manche so klein, daß nur ein geübtes Auge mit Hülfe eines Vergrößerungsglases die Bewegung der Fühler und Fang-

arme, mit denen die Einzelthiere meist unausgesetzt thätig sind, genau zu erkennen vermag; allein bei vielen reicht schon eine gute Linse aus, um das Spiel der gleich Staubfäden und Blumenblättchen sich entfaltenden Fangwerkzeuge deutlich wahrzunehmen; und andere treten selbst dem bloßen Auge in aller Pracht und Anmuth entgegen.

Besonders bieten Helgoland und Ostende bequeme Fund- und Beobachtungsstätten. Am letztgenannten Orte findet man gleichsam natürliche Aquarien oder Thierwasser, indem zwischen den Pfählen und Steinen der Wellenbrecher die zur Ebbezeit in den Vertiefungen zurückbleibenden Gewässer sich abklären und nach Zeit und Umständen zahlreiche Thier- und Pflanzengebilde enthalten. Es ist ein Leichtes, einige der muntern Uferkrabben, der langsamen Seesterne, der vor Anker liegenden Miesmuscheln einzufangen, einige der zierlichen Seetang- und Polypenbäumchen abzulösen und daheim in Seewasser wochenlang am Leben zu erhalten und so mit aller Muße zu betrachten. Nur muß man Thiere und Pflanzen vereinigen, damit sie sich gegenseitig nähren und das Wasser frisch erhalten. Ein paar mit kleinen Tangen, namentlich mit den überall vorkommenden tiefgrünen Solenien besetzte Steine reichen in dieser Beziehung lange Zeit aus. Auch muß man die verdunstende Feuchtigkeit dann und wann durch Süßwasser ersetzen und allzustarkes Sonnenlicht fernhalten.

Nach stürmischem Wetter findet man auch am Strande entlang zahlreiche Polypenstämme, ja zu gewissen Zeiten ist das Ebbegestade und die Hochwassermarke förmlich damit übersäet. Namentlich gilt dies von einem Blätterpolypen, Flustra foliata, der zuweilen meilenweit den Strand mit einer eigenthümlich scharfriechenden Ausdünstung erfüllt. Indessen sind die meisten solcher Auswürflinge gewöhnlich längst abgestorben; andere haben wenigstens durch Sturm und Wogensturz gelitten, und nur einige kehren zum Leben zurück oder treiben im Wasserbecken neue Knospen und Zweige.

Zu den zierlichsten und zugleich häufigsten Polypen bei Ostende gehören die Sertularien und die Glockenpolypen, namentlich die Silber-Sertularie und Campanularia dichotoma. Die

ersteren sind gelblich oder weißlich, zuweilen glänzend hell, mit hornichten, in den Spitzen oft goldglänzenden Stämmen, von büschelförmigem, dichtbeästetem Wuchs. Sie erfreuen sich meist der besonderen Gunst der Frauen, die gewöhnlich nicht ahnen, daß sie in den zarten Gewächsen tausendköpfige Thiergebilde umfassen. Die Bevölkerung eines mäßigen Stammes oder Gebüsches, schmuck und fein genug, um das schönste Album zu zieren, kann auf hunderttausend Häupter und mehr veranschlagt werden.

Die Kampanularien sind in ähnlicher Weise gebildet und unterscheiden sich von den Sertularien besonders dadurch, daß sie die Zellen der einzelnen Thiere auf den Spitzen, jene dagegen mehr an den Seiten der Aeste und Zweige tragen. Die braunen Stämme haben eine äußerst schlanke Gestalt; sie sind meistens kaum zwirnsfadendick und bilden hauptsächlich die verschlungenen Faserknäuel, welche nach bewegtem Meere am Strande gefunden werden. Doch ist dann selten noch Leben vorhanden, indem die Zweige und Zellen meist abgestreift sind. An manchen Orten werden solche und ähnliche Polypenschafte wegen ihrer Dünnheit und ungemeinen Zähigkeit Seezwirn genannt. Wenn jung und voll Wachsthum, hat der Stamm der Campanularia dichotoma häufig die Gestalt einer italienischen Pappel; aber die Verästelung ist regelmäßiger und schreitet in steter Doppeltheilung fort; jede Zweigspitze ist mit einer weißen durchsichtigen Glocke, gleich einem Windleuchter, besetzt, worin das Einzelthier sich befindet und durch die Zweigröhre mit dem Hauptaste und durch diesen mit dem Stamme oder mit dem Gesammtthiere in Verbindung steht, wie eine Hollunderblüthe durch das Mark mit dem Baume. Das Absterben eines Nachbarzweiges oder selbst des nächsten Zwillings oder Nachkommen kümmert die Uebrigen nicht; auch ganze Aeste können ohne Anfechtung der Gesammtheit abgetrennt werden; dagegen scheint ein abgesonderter Zweig nicht leicht fortleben zu können; wie oft ich's versuchte, die abgeschnittenen Stücke starben schnell ab.

Das Einzelthier besteht hauptsächlich aus Magen und Fangarmen. Diese, meist gegen zwei Dutzend an der Zahl, läßt es in Gestalt von gegliederten Fäden über den Glockenrand trichter-

förmig hinausspielen und zieht sie, wenn die Nähe einer Beute unterstellt oder gefühlt werden mag, mit einem plötzlichen Ruck zusammen und nach innen, um den Fang zu verspeisen. Nach kurzer Zeit beginnt das Aushängen der Angelschnüre von Neuem, um von Neuem Nahrung für den unersättlichen Magen zu erwischen. Da der Polypenstock am Boden, sei es an einem Steine, sei es an einer Muschel oder an sonst Etwas, festsitzt, also weder im Ganzen, noch in seinen Theilwesen nach Nahrung ausgehen kann, so müssen die Einzelnen die umgebende Flut um so eifriger durchfühlen, damit sie die heranschwimmenden Gegenstände oder die beweglicheren und kleineren Geschöpfe, die arglos heranschießen und häufig eine fabelhafte Geschwindigkeit haben, als gute Bissen erhaschen. So ist ihr ganzes Leben ein stetes Spähen und Verschlingen.

In ähnlicher Weise treiben es andere Polypen und häufig auch Nichtpolypen. So verschieden die Stämme oder die Gesammtleiber der Vielfüßler und Vielhänder sind, so mannichfach die Form und Stellung der Einzelthiere und der Einzelwohnungen von einander abweicht, so ähnlich ist bei den meisten die Art, wie sie ihre Nahrung erlangen. Knollige, schwammige, faserige, blätterige, ästige, häutige und andere Polypen, sie alle strecken Fangarme, gewöhnlich trichterförmig, mitunter geästelt oder in sonstiger Weise in die Flut und falten sie über der Beute verschlingend zusammen. Auch vereinzelt lebende Polypen zeigen ein ähnliches Behaben. Ein kleiner Vielarm, den die Gelehrten Hydra tuba genannt haben, besteht fast nur aus Magen und Fangfäden und ist so gefräßig, daß er, sich blähend und dehnend, auch Gegenstände verschlingt, die größer sind als er selbst. Sogar andere Polypen sollen von ihm verschlungen werden, aber mit heiler Haut durch den Mund, der zugleich die Ausgangsöffnung ist, wieder zum Vorschein gekommen sein. Daß die Aktinien oder Seeanemonen ihre eigenen Jungen verschmausen, ist eine wiederholt beobachtete Thatsache.

Bei manchen Polypen bildet der Fühler- oder Fangarmkranz eine prächtige Blume. Abgesehen von den Seeanemonen, von denen die Actinia holsatica auch Seerose genannt wird,

hegt die Nordsee mehrere knollen- und röhrenartige Polypen, welche außer dem Wasser vom unscheinbarsten, ja selbst widrigsten Ansehen sind, in ihrem Lebenselement aber die reizendsten Blüthensterne entfalten. Einige haben ein rübenartiges Innere, andere sind warzenförmig u. s. w. Bei Helgoland ist ein merkwürdiger Polyp unter dem Namen Tidjen (Zitzen) bekannt, der sehr schöne gelbliche und röthliche Blumen entwickelt.

Zu den lieblichsten Erscheinungen unserer Küsten, namentlich bei Ostende, gehört eine Tubularia oder ein Röhrenpolyp, der nur ein paar Zoll hoch wird und aus rothgelblichen, bindfadendicken Röhrchen besteht, die oben prächtige Blumen von zierlichen Fühlern entfalten. Die einzelnen Röhren stehen dicht zusammen, oft wunderlich verzwirnt und verschlungen. Mitunter ist eine noch lebende Muschel oder ein Krabbenrücken das Fußgestell, so daß dann der ganze Blumenbüschel umherwandert. Zwischen und neben den Polypenröhren befinden sich auch wohl noch andere Thierchen und Pflanzen, das Ganze zu einer hundertfältigen, reizenden, schmucken Welt im Kleinen gestaltend, die der geduldige und ernstblickende Krebs wie ein Atlas auf dem Rücken trägt.

Oft wird ein Polyp von andern Arten als Baugrund benutzt und nicht selten gänzlich überwuchert. Ich sah einen Röhrenbüschel, der über und über von einer dicken, schwammartigen Haut bedeckt war. Der rothe Polypensaft war noch flüssig im Innern; das Leben aber war längst erstorben. Die Schmarotzer dagegen lebten noch und streckten ringsum Tausende von suchenden Silberfädchen in die sonnendurchleuchtete Flut. Wie reizend, wenn die Köpfe der Röhren noch frei sind, wenn die Scharlachblüthen der größern über den Silberkelchen der kleinern sich spielend entfalten und leise wiegen!

Fast mag man den Gedanken nicht zulassen, daß diese lieblichen Erscheinungen meist nur Werkzeuge und Bewegungen sind um zu tödten und zu verschlingen. In der That, kein Raubthier des Landes und der See ist verhältnißmäßig mit so furchtbaren Fängen bewaffnet, als diese winzigen Geschöpfe. Wie Wilde ihre Schlingriemen, so werfen sie nach allen Seiten ihre züngelnden Fangschnüre aus, und wehe dem Thierchen, das sich sorglos da-

zwischen begibt. Mit Blitzesschnelle wird es umschlungen und erbarmungslos in den unersättlichen Schlund hinabgezogen. Bei einer Polypenart, wo das Thier in länglichen, blasenartigen Höhlungen wohnt, gleicht der ausgestreckte Fangarm einem mit Eiskrystallen besetzten Zweige oder einer geästelten, knotigen Schnur von Edelgestein; der einfallende Lichtstrahl glimmt in den leise sich entfaltenden, wie durch Silberdraht verbundenen Solitären: da plötzlich ein zuckender Ruck, und die Diamantschnüre schlingen sich wie eine Geißel zusammen und das umstrickte Opfer ist verloren.

Das arme Thierchen! Der garstige Polyp!

Doch gemach! Wir brauchen die verschlungenen Kleinen nicht allzusehr zu bedauern. Es waltet hier, wie in tausend andern Fällen, nur das unabänderliche Gesetz des Wechsels, das allgemeine Recht des Stärkern, des Begabteren. Die Kleinen erleiden nur, was sie selbst soeben an noch Kleineren verübt haben.

Blicke nur hinein in den Tropfen Wassers, den deine Gläser lebendig erweitern. Wie das wirbelt und schießt und ringt! Ein ewiges Fliehen und Verfolgen, ein endloses Suchen und Jagen, ein wildes Würgen und Verschlingen. Und wie in diesem Tröpfchen unter deiner Linse, so ist's in den Tropfen, die wir Meere und Oceane nennen. Vom winzigsten Räderthierchen bis zu den riesigen Haien und Walen — eine einzige ungeheure Leiter von Entstehen und Vergehen, von Kampf und Vernichtung. Kaum, daß der Sieger der Beute sich erfreut, da naht schon ein Stärkerer, der ihn selbst überwältigt und verzehrt. Und zuletzt kommt der Mensch, der sie alle würgt, sie alle ausbeutet, bis er seinerseits einem der Würgengel verfällt, die in mannigfacher Gestalt verheerend über die Erde schreiten.

So ist es, und so wird es sein zu aller Zeit! Keine Allmacht könnte es anders schaffen. Ohne Kampf keine Mannigfaltigkeit, ohne Tod kein irdisches Leben!

Wir brauchen darum an der Allgüte und Allweisheit des Weltschöpfers nicht zu zweifeln. Nur werden wir sie etwas tiefer und etwas höher suchen müssen, als bei Denjenigen, die jeden Augenblick bereit sind, dem lieben Herrgott mit ihrer eigenen

Weisheit zu Hülfe kommen. Wie weise ruft der Eine, daß es Kuckucke gibt, um die Raupen zu vertilgen! Wie gütig, meint ein Anderer, daß es Raupen gibt, um die Kuckucke zu ernähren! Wie fürsorglich und milde, predigt der Dritte, die liebreiche Mutter Natur für alle Kreatur Bedacht nimmt!

Sicher, es fehlt nicht an fröhlichem Leben und gedeihlicher Milde! Aber dicht neben Lust und Leben schreitet ewig der Schmerz und die Vernichtung voll unerbittlicher Strenge. Sieh nur hin, wenn du das heitere Gestade entlang wandelst, wie über Tausende von sterbenden Geschöpfen dein Fuß geht! Vielleicht zauderst du, vielleicht weichst du mitleidig dem Wurme aus, der im Sande sich windet ... Sei barmherziger und gib ihm raschen Tod; denn die Natur kennt kein Erbarmen. Gefühllos wirft die Sturmwelle das Thier an den Strand, gefühllos weichen die ebbenden Wasser zurück, gefühllos brennt die Sonne herab, und langsam, langsam schmachtet und dürstet das Leben dahin. Nur im Gesammtsein ist Allweisheit, nur in Gott Erbarmen und Erlösung. —

Besonders bemerkenswerth ist bei den Polypen die mannigfache und eigenthümliche Art ihrer Vermehrung. Diese geschieht nämlich bald durch Abknospen, bald durch Auslaufen, bald durch förmliche Eier oder in ähnlicher Weise; ja einige sind so zäher Lebenskraft, daß selbst Zertheilung zur Vervielfältigung werden kann, indem die einzelnen Stücke zu vollständigen Thieren sich ergänzen und entwickeln.

Vorzugsweise ist indessen diejenige Art der Vermehrung geeignet, die Aufmerksamkeit, ja die höchste Verwunderung zu erwecken, welche durch Absonderung ganz abweichend gebildeter Thiere geschieht. Es ist das erst in neuerer Zeit bekannt geworden; besonders hat man es an der Hydra tuba beobachtet.

Die Hydra tuba nimmt in den Monaten Februar und März eine veränderte Gestalt an, indem der Körper sich verlängert und kegelförmig ausdehnt. Dabei schnüren sich in regelmäßiger Reihenfolge Scheiben ab, als lägen Teller in einander, der obere immer größer als der untere. Jedes Scheibchen hat acht fühlerartige Auswüchse am Rande. Die oberste Scheibe wird zuerst

reif und beweglich. Nach einigem Recken und Dehnen löst sie sich als ein besonderes Thier ab und schwimmt davon; aber nicht als junger Polyp, sondern in Gestalt einer kleinen Medusa oder Qualle. Nach kurzer Zeit macht's die Nachbarscheibe eben so und so geht's fort, bis in wenigen Stunden sich eine ganze Quallensippschaft entwickelt und nach allen Richtungen zerstreut hat. Ist das Geschäft vollendet, so erholt sich der Polypenfuß, nimmt das alte Gehaben wieder an und soll selbst im Stande sein, neue Polypen in gewöhnlicher Gestalt hervorzubringen.

Leser, welche die Seeküste besucht haben, sind ohne Zweifel bei ihren Strandwanderungen zuweilen runden, gallertartigen Klumpen begegnet, welche regungslos auf dem Ebbegestade lagen, und gewisse regelmäßige, nach der Vierzahl gebildete Figuren und verschiedene fadenartige Anhängsel erkennen ließen. Es sind das solche Medusen oder Quallenthiere (von den Engländern jelly-fishes, von den Alten „Seelungen" genannt), welche mit den Polypen in Verwandtschaft stehen, wenn auch nicht von allen bekannt ist, ob und in welcher Weise sie von Polypen abstammen. — Größe und Farbe der Quallen ist sehr verschieden. Einige gehören nach Zierlichkeit und Farbenschmuck zu den lieblichsten Erscheinungen der Thierwelt. Manche sind so winzig, daß sie dem unbewaffneten Auge sich fast entziehen; andere schwimmen wie fußbreite Kugelabschnitte gleich befranseten Sonnenschirmen umher; ja 1819 sah man bei Bombai eine ausgeworfene Meduse, deren Gewicht auf „mehrere Tonnen" geschätzt wurde und die erst nach neun Monaten völlig zergangen war.

Die Bewegung der Medusen ist ziemlich rasch, obwohl sie keinerlei Gliedmaßen dazu haben, sondern sich nur durch Ausdehnen und Zusammenziehen der Körperfläche, wobei sie die Gestalt eines Schnürbeutels annehmen, fortschieben. Im Frühjahr kann man sie zu Tausenden in den Hafeneingängen, besonders leicht aber bei Sluijs in den schmalen Flutbächen des verschlammten Zwijn, beobachten.

Die Quallen bestehen fast nur aus Flüssigkeiten. Sie verdunsten gleich Wasser, und ein schottischer Landwirth, der seine Aecker mit „vielen Fudern" von Quallen gedüngt hatte, kratzte

sich etwas verblüfft hinter den Ohren, als ihm von Professor Forbes klar gemacht wurde, daß er nach dem Verdunsten einen viel billigern und bequemern Transport hätte haben können. Zu manchen Zeiten und an manchen Orten erscheinen die Medusen in solcher Menge, daß die See förmlich davon „verdickt" werden soll, und die Fischer und Strandleute gar unangenehm durch die vielen „Slobs" und „Slobbers" und „Stingers" 2c. belästigt werden. Mitunter ist der ganze Strand dicht von Quallen überdeckt, wie das schon der Massilier Pytheas, der um 340 vor Christus die Nordsee befuhr, beobachtet hat. Ja, es ist sogar angenommen worden, daß Medusenansammlungen als „Inseln" in frühere Seekarten gekommen seien, was denn freilich etwas stark wäre.

Auch die zahllosen kleinen Geschöpfe, welche hauptsächlich das Seeleuchten verursachen und oft meilenweite Strecken mit ihrem flackernden Schein übergießen, Flut und Tang und Sand mit flimmernden Funken durchsäend, sind quallenähnliche Thiere, obwohl sie neuerdings einen andern Platz im System erhalten haben.

Scoop but the stream phosphoric as you stand,
And the cold fire shall flash along your hand;
When, lost in wonder, you shall walk and gaze
On weeds that sparkle and on waves that blaze.

Einige Medusenarten, namentlich die bläulichen, Cyanea capillata, verursachen ein brennendes Gefühl auf der Haut und werden darum auch Meernesseln genannt. Die „Nesselorgane" sind erst in neuerer Zeit von Rudolph Wagner entdeckt worden und bestehen aus ovalen Zellen, aus denen spitze Fädchen hervorgeschnellt werden. Die Thiere sind an manchen Seebadeplätzen sehr gefürchtet, und zwar um so mehr, als beim Verwickeln mit stärkern Gegenständen die brennenden Fangschnüre leicht im Stiche gelassen werden und dann erst recht fortstechen. Aber was wäre so arg, daß es nicht auch seinen Nutzen haben könnte? Ein Seebadearzt zu Sandefjord in Norwegen hat die gefürchteten Meerbrenner in den Dienst seiner Heilkunst gezogen, indem er die Kranken mit mehr oder weniger nachdrücklichen Quallenstrichen behandelte (zuweilen sie auch „vom Halse bis zur Fußsohle nachdrücklich mit

Birkenruthen peitschen ließ"), wobei es natürlich, wie bei allen Genesungsmitteln, an merkwürdigen Kuren nicht fehlen konnte.

Merkwürdiger jedoch ist, was Sir John Dalyell an einer Qualle wahrgenommen hat. Er hielt eine Medusa chrys. von acht Zoll Durchmesser in einem Gefäße und bemerkte, als er sie am 25. August daraus entfernte, einen bräunlichen Niederschlag am Boden. Unter dem Vergrößerungsglase erwies sich dieser Stoff als eine wimmelnde Menge lebendiger Geschöpfe von länglicher ungegliederter Gestalt. Sir John widmete diesen Wesen, planulae genannt, eine fortgesetzte Aufmerksamkeit und hatte die Genugthuung, die wunderbarste Umwandlung daran zu beobachten. Die länglichen Körperchen bekamen nach einigen Tagen armartige Auswüchse, die Arme wurden gegen Ende des Monats zu Fühlern, die beweglichen Thierchen setzten sich fest, die Fühler begannen ihr Fanggeschäft, kurz — aus dem Quallen-Niederschlag wurden Hydrapolypen.

So war ein wunderbarer Kreislauf, der Entwickelungsgang dieser Thiere, den man auch Generations- oder Zeugungswechsel genannt hat, erkannt: die Hydrapolypen bringen Quallen, die Quallen Hydrapolypen hervor; die Kinder gleichen nicht den nächsten Eltern, sondern den Voreltern. Aber nicht bei allen Kindern ist dies der Fall; man kann nicht sagen, wie Chamisso bei den Salpen, daß die Geschwister sich gleichen; denn die Polypen sollen sich auch durch unmittelbare Hervorbringung regelrechter Polypen vermehren, so daß ein und derselbe Stammvater eine Nachkommenschaft von sehr verschiedener Gestalt haben kann. Während die Kinder der Schmetterlinge und der Frösche in ihrem Raupen- und Quappenzeitalter sich nicht vermehren können, sondern erst den Zustand der Verpuppung und Umbildung durchlaufen müssen, ehe sie Eier zu legen im Stande sind, haben jene Polypen in jeder Gestalt das Vermögen, Elternstelle einzunehmen.

Auch bei andern Polypenarten kommen ähnliche Umbildungen vor. Die reizenden Cypressen-Sertularien aber, die im Frühjahr mit rosenrothen Eierhülsen prangen, sollen niemals die Quallenform annehmen. Hinsichtlich der zierlichen Glockenpolypen haben besonders Sir John Dalyell und Professor P. J. Van Beneden zu

Löwen Beobachtungen angestellt. Ich selbst habe in einem kleinen Thierwasser im Zimmer einen solchen seßhaften Polypenbaum gehegt, aus dessen Zweigen im Februar ganze Fluchten kleiner medusenartiger Geschöpfe hervorschwärmten. Die kleinen Quallen haben die Gestalt einer gestielten Handschelle, wenn man sich diese am Rande mit Borsten besetzt denkt. Von der Stielwurzel zum Rande laufen in gleicher Entfernung vier Rippen oder muskelartige Schnüre, die zur Bewegung dienen mögen. An jedem Ende befindet sich ein langer, wimperförmiger Ausläufer, zwischen jedem dieser Ausläufer stehen fünf weitere Fühler, so daß die Gesammtzahl der Rand- und Ruderwimpern vierundzwanzig ausmacht. Die Bewegung geschieht etwas stoßweiße, das breite Ende voran, und mehrere in Gemeinschaft nehmen sich fast wie eine Flucht von Zugvögeln aus.

Zur selben Zeit hatte ich Gelegenheit, das Mutterglück einer Balane oder Meereichel zu theilen, die eines schönen Morgens von einer Nachkommenschaft von 20 bis 30,000 umgeben war.

Besucher von Helgoland oder Ostende oder Boulogne haben ohne Zweifel die zahllosen weißen Kalkgehäuse bemerkt, womit Gebälk und Steinmassen bis zu einer gewissen Höhe bedeckt sind. Aber Wenige werden wissen, daß in diesen mit Doppel-Klappen verschlossenen Gehäusen blinde Einsiedler wohnen, die in ihrer Jugend ein sehr bewegtes Leben führten, und dabei wahrhafte Cyklopen waren. Die jungen Balanen kommen nämlich einäugig auf die Welt und leben zunächst in einer so ungeberdigen Weise und Gestalt, daß man sie in den spätern beschaulichen Klausnern durchaus nicht wiedererkennt. Die Alten verlassen niemals ihren Standpunkt und strecken nur blindlings ihre vielen langbefingerten Hände nach Nahrung aus; die Jungen dagegen haben sechs mit Borsten besetzte Schwimmfüße, womit sie in großer Lebhaftigkeit umherschießen und stets nach der Oberfläche des Wassers streben. Ihre Gestalt ist keilförmig, etwa doppelt so lang wie breit, das Auge mitten am dicken Kopfende, während bei den Alten das Hintertheil abgerundet ist und der Kopf in lange Fangschnüre ausgeht.

Es gibt Abbildungen von der ersten Gestalt junger Balanen,

welche von der vorbemerkten Form bedeutend abweichen. Es muß das auf einem Irrthum beruhen. Ich habe wohl Hunderte aus den Eiern schlüpfen sehen und kann versichern, daß die jungen Thiere so und nicht anders an's Tageslicht kommen. Jeder, wer im Februar die Thiere beobachtet, kann sich ein solches Schauspiel mit Leichtigkeit bereiten. Man braucht nur vom Sitz der Balanen einige reife Eier zu nehmen und in einem Wassertropfen unter ein Vergrößerungsglas zu bringen; nach wenigen Augenblicken rühren sich die Thiere, streifen die durchsichtigen Hüllen ab und wirbeln polternd umher und durcheinander.

Die Zahl der Eier ist, wie schon angedeutet, sehr ansehnlich; bei stark entwickelten Thieren kann man getrost ein halbes Hunderttausend annehmen. Ihr Gesammtumfang ist bedeutender als der des Thieres selbst, von dessen Wohnung sie das Erdgeschoß und einen Theil der Seitenräume einnehmen. Die Wohnungen sind verhältnißmäßig sehr stark gebaut; hinsichtlich der Grundlage und auch in andern Stücken weichen sie von einander ab, wonach man verschiedene Arten von Meereicheln oder Meerpocken, wie sie auch heißen, angenommen hat. Die einen sitzen gewissermaßen auf dem bloßen Boden und heißen daher Chthamali oder Erdhocker; andere legen sich eine strahlenförmige Kalkplatte unter und könnten allenfalls als Teppichsitzer gelten. Das dickwandige Gehäuse ist nach oben offen, kann jedoch von innen aus durch ein mit Häuten besetztes Klappenpaar in Gestalt eines Helmvisirs dicht geschlossen werden. Durch diese Oeffnung wirft das Thier seine behaarten geißelartigen oder rankenförmigen Fangschnüre aus und zieht sie in rascher Folge zurück, um die Beute zu verschlucken. Die ausdauernde Muskelkraft, welche das kleine Geschöpf dabei entwickelt, ist staunenerregend. Bei emsiger Arbeit fallen fast zwei weitausholende Züge auf die Sekunde, und das dauert oft stundenlang ohne Unterbrechung. Doch scheinen die Erdhocker bequemer zu sein; während die andern weit ausgriffen, gaben diese sich kaum die Mühe, die Fangschnüre etwas zu entfalten. Sie verlassen sich, wie es scheint, mehr auf die Ebbe- und Flutbewegung und bedürfen des Wechsels von Wasser und Luft.

Die Erdhocker kommen am ganzen Nordseegestade innerhalb

der Gezeitengrenzen in unübersehbarer Menge vor. Haben sie Raum, so ist die Gestalt der Häuser eine flache und gleicht dem Auswurfskegel eines Feuerspeiers; häufig aber stehen sie so dicht beisammen, daß sie wie junger Buchenaufschlag schlank neben einander emporschießen. Oft hocken die Jungen sich wieder an die Alten, und mitunter bleibt den ältesten trotz alles Streckens und Reckens nur eine kleine Oeffnung, oder sie werden gar völlig überbaut. Die andere Art lebt mehr in der Tiefe und kommt besonders an Muscheln, an Krabben ꝛc. vor.

Die Jungen galten lange Zeit für eine besondere Art von Krustenthieren. Die Umbildung der seltsamen Geschöpfe geht schnell, das Wachsthum ziemlich langsam von Statten, und Manche mögen ein bedeutendes Alter erreichen. Die Zeit des Herumschwärmens ist nur kurz. Zu Ende Februar fand ich noch Eier; in den ersten Tagen des März war schon alles Stein- und Pfahlwerk des Ebbegestades wie mit bräunlichem Sande übersäet, an manchen Stellen so dicht, daß Körnchen an Körnchen lag und in den Vertiefungen selbst doppelte und dreifache Lagen über einander sich fanden. Es waren dies die eiförmigen Puppen der jungen Balanen. Anfangs ohne sichtbare Bewegung ließen sie den Umgestaltungsvorgang bald deutlich gewahren. Die Puppenhaut spaltet sich nach oben und bildet eine länglich runde Oeffnung; in Mitte derselben zeigt sich ein anderer Spalt, unter welchem das Thier seine Regungen beginnt; bald öffnet sich derselbe, zwei Klappthüren bildend, zwischen welchen das völlig umgebildete Geschöpf seine neuen fangbegierigen Glieder hervorschiebt. Schon am 8. März sah ich viele in voller Thätigkeit. Am Ende des Monats waren die größesten Gehäuse etwa eine halbe Linie lang und die braune Kalkschale ging in's Weißliche über.

Während der Ebbezeit sind die Visirklappen oder Flügelthüren geschlossen und das Thier wartet in beschaulicher Ruhe und mit einem Vorrath von Feuchtigkeit versehen die wiederkehrende Flut ab. Selbst mehrere Tage vermag es so auszudauern, wenn Winde oder todte Zeiten die Gewässer ungewöhnlich fernhalten. Manche sind durch Jugendgeschicke zu so hohen Sitzen gekommen, daß sie nur in langen Zwischenräumen, bei Springfluten und Sturm-

wellen, eine kümmerliche Nahrung zu erhaschen vermögen. Doch ertragen sie das in Geduld. Und trifft sich's, daß eine Balane der Flut völlig entrückt wird, so hüllt sie sich in ihren Mantel und stirbt voll Gleichmuth und unbeweglicher Stille.

Gewöhnlich gelten die entpuppten Balanen für blind, weil die Klausner ja doch nichts zu „sehen" hätten und sich mit Dem begnügten, was sie greifen könnten. Sie müssen dann aber ein sehr feines Gefühl haben. Fährt man nämlich in einiger Entfernung mit der Hand schnell darüber hin, so hören sie plötzlich mit Arbeiten auf und schließen ihre Klappen.

Die Balanen häuten sich gleich Hummern und Krabben. Wer zu Ende Februar aufmerkt, kann leicht beobachten, wie sie das alte Kleid abstreifen und aus der Thür werfen.

Ein paar Tage vor dem Häuten bemerkte ich an zwei Platten-Balanen eine Erscheinung, welche ich für Diejenigen mittheilen will, die sich genauer für das Wesen dieser Geschöpfe interessiren möchten. Die Thiere erhoben sich ungewöhnlich weit aus der Oeffnung, streckten die Fangfäden regungslos aus und entfalteten nach rückwärts einen dünnen Fühler, wohl doppelt so lang als der Thierkörper selbst, womit sie zehn bis zwanzig Sekunden umhertasteten und ihn dann zusammenrollend nach der Mundöffnung zurückzogen. Dies Gebahren (Befruchtungsversuch?) wiederholte sich innerhalb einer halben Stunde bei einer drei, bei einer andern fünf Mal.

Die nächsten Verwandten der Meereicheln sind die Entenmuscheln oder Barnakeln oder Langhälse, Lepas anatifera. Auch sie gehören zu den „Rankenfüßern," auch sie sind in der Jugend leichtfüßig und einäugig, auch sie werden später seßhaft und können sich von dem gewählten Platze nicht entfernen. Aber sie lieben dennoch die Bewegung. Sie heften sich daher nicht an festliegende, sondern an treibende Gegenstände; auch können sie sich mit dem Gehäuse, das auf einem biegsamen Stiele oder Fußgestelle steht, nach allen Seiten hin etwas neigen. Besonders werden sie am Untertheil der Schiffe gefunden, mit denen sie solchergestalt als blinde Passagiere die Meere durchstreifen. Ihre größten Feinde sind die Kalfaterer und die Betheerer; weit we-

niger machen sie sich aus Schiffbrüchen, denn es bleibt ihnen die Hoffnung, mit den zertrümmerten Planken weiter zu treiben und vielleicht noch lange den Händen der Strandbewohner, die sie mit Feuer und Sonnengluth bedrohen, zu entwischen.

Merkwürdig ist ein Volksglaube, der sich an diese Thiere knüpft. Die Schiffer und Küstenbewohner weit und breit halten nämlich die etwas federartig berankten Geschöpfe, deren Schalen sich schnabelförmig öffnen, für junge Vögel und meinen, daß einige Entenarten, namentlich die Barnakel-Gans und die Schwarzente, Barnacle goose, Black goose, sich daraus entwickeln. Selbst Gebildete und sogar die Fastensatzungen theilten vordem diesen Glauben. Einer sprach und schrieb immer dem Andern nach, und Jeder, wie das so oft geschieht, that das Seinige hinzu. Man wollte in den Schalen vollständig gebildete kleine Seevögel gefunden haben, sogar mit Füßen und Augen. Einige „glaubwürdige Personen" versicherten, daß sie faustgroße Stücke gesehen hätten. Das kam natürlich den Fleischliebhabern zur Fastenzeit und an magern Tagen sehr gelegen. Die erwähnten Entenarten wurden nicht zu den Fleischthieren, sondern zu den Fischen gezählt. C'est un gibier d'eau fort estimé, sagte man in Frankreich. Ein englischer Schriftsteller bemerkt in dieser Beziehung Folgendes: The bird which at Paris is called «Macreuse,» and in other parts of France «Macroul,» the French eat upon fast-days and all Lent, thinking it to be a sort of fish, or a marine animal with cold blood, or else a Barnacle generated either out of rotten or corrupted wood floating upon the sea, or out of certain fruits fallen into the water and there metamorphosed into a bird, or else from a kind of sea-shells adhering to old planks and ships' bottoms.

Die Gebildeten und die Fleischliebhaber haben neuerdings meist andere Ansichten; aber der Volksglaube dauert vielerorts noch fort. Es ging hier also umgekehrt wie mit den Polypen der Korallenriffe. Die Korallen galten bei den Gelehrten noch lange für weiche Baumzweige, die erst außerhalb des Wassers erhärtet seien, als längst Hunderte von Schiffern wußten, daß die versteckten Riffmassen härter seien, als die Eichenrippen ihrer

zerschellten Fahrzeuge. Bei den Barnakeln dagegen blieben die Schiffer gläubig und die Gelehrten wurden ungläubig, ohne aber darum die „Fastenspeise" aufzugeben.

Noch auffallender, wenigstens noch bescheidener und sorgloser als die Umbildung und Niederlassung der Balanen und Barnakeln, ist das Verhalten gewisser schlauchartiger Thiere. Sie sind in ihren alten Tagen so unscheinbar und unbehülflich, daß man sie kaum für lebende Wesen ansehen möchte. Die Polypen und Rankenfüßer können doch noch nach Nahrung umhertasten; jene aber haben keinerlei Gliedmaßen, nicht einmal Lippen, sondern nur eine Oeffnung zum Wassereinziehen. Werden sie von ihren Sitzen an Muschelschalen oder andern Dingen losgerissen, so sind sie ein hülfloses Spiel der Wellen. Man findet sie oft vertrocknet am Strande. Manche gleichen gedörrten Früchten; eine röthliche Art nimmt sich fast wie gebrannte Mandeln aus. Im ersten Lebensalter haben diese Wesen die Gestalt einer Stecknadel oder Kaulquappe (daher früher Spinula genannt) und schwimmen lebhaft umher. Nachgerade aber werden sie dieses Umhertreibens müde; ihre letzte Bewegung besteht darin, daß sie sich irgendwo auf den Kopf stellen, anwachsen und zu einem Beutelchen werden, bei dem Genießen und Leben so ziemlich ein und dasselbe zu sein scheint.

Zu den gewöhnlichsten Insassen künstlicher Thierwasser gehören in der Regel die Aktinien oder Seeanemonen, da einige Arten ohne sonderliche Mühe zu erlangen sind und leicht Jahre lang am Leben erhalten werden können. An den felsigen und steinigen Küsten Englands und bei Helgoland kommen sehr lebhaft und schön gefärbte Arten vor; bei Ostende habe ich nur minder in die Augen fallende, namentlich gelbliche und grauliche, doch auch röthliche gesehen. Im Ganzen kommen daselbst wohl ein Dutzend Arten vor. Sie finden sich, obwohl nicht häufig, in den Wassertümpeln der Wellenbrecher; besonders aber trifft man sie zur tiefsten Ebbezeit in Gestalt fleischiger Kugeln zwischen den mancherlei treibenden Gegenständen, welche alsdann in den äußersten Strandvertiefungen zurückgehalten werden. — Andere leben tiefer. Die Aktinien sind so leicht, daß sie jedem Wellenzuge folgen. Im Wasser-

becken erholen sie sich bald; zuweilen jedoch nehmen sie erst eine Art Häutung vor, ehe sie die lauernden Fühlerkränze entfalten und den wunderlichen Wechsel steter Gestaltveränderung beginnen, womit sie die Zeit hinbringen. Bald sitzen sie, bald liegen sie, bald ziehen sie den sackförmigen Körper in die Länge, bald falten sie ihn zusammen; besonders ist der Mund, der zugleich als Ausgang dient, in fortwährender Bereitschaft, sich nach der Richtung zu öffnen und auszudehnen, wo es Etwas zu verschlingen gibt, wobei nicht selten die wunderlichsten Grimassen geschnitten werden.

Die Gefräßigkeit der Aktinien ist groß. Doch eben so groß ist ihre Enthaltsamkeit und Geduld, wenn sie — Nichts haben. Da sie sich nur sehr langsam, und Einige nur wenig oder gar nicht vom Platze bewegen können, so müssen sie sich mit dem begnügen, was in ihre Nähe kommt. Da trifft sich's denn wohl, daß größere Bissen oft lange Zeit fern bleiben. In der Gefangenschaft kommen sie Monate, ja Jahre lang mit bloßem Seewasser und dessen unsichtbaren Bewohnern aus. Freilich werden sie dann immer magerer und schrumpfen zuletzt wie ein ausgeschütteter Beutel zusammen; allein ein frischer Trunk und ein fetter Bissen stellt sie wieder her. Leidende aber verschmähen oft hartnäckig jede Nahrung, die man ihnen anbietet.

Dabei sind sie durchaus nicht wählerisch und kennen Unverdaulichkeit nicht. Muscheln, namentlich Austern, sind Leckereien für sie; aber sie nehmen auch mit Fisch und Gewürm vorlieb und verschmähen selbst Fliegen und Hammelfleisch nicht. Dabei kümmern sie sich um Gräten oder Muschelschalen nicht; die schärfsten Stücke werden unbekümmert verschluckt. Ja ganze Muscheln, größer als ihre gewöhnliche Gestalt, würgen sie hinab. Dr. Johnston erzählt einen Vorgang, wo eine zwei Zoll im Durchmesser haltende Aktinie eine große Kamm-Muschel verschlang und dadurch so dünn und flach wurde wie „ein Pfannkuchen." Die Muschel stack dergestalt im Magen, daß nach der untern Hälfte gar nichts mehr gelangen konnte. Aber wunderbar! das Thier ging nicht nur nicht an diesem unverdaulichen Bissen zu Grunde, sondern es öffnete sich unten eine zweite, mit Fühlern besetzte Mundöffnung so daß nunmehr ein wahrer Doppelgenuß des Lebens begann.

Es ergibt sich daraus zugleich, wie groß die Lebenszähigkeit und Ergänzungskraft dieser Gattungen von Polypen ist. Man berichtet darüber die mannigfachsten Versuche und Erfahrungen, und wer sich nicht scheut, Scheere oder Messer ein wenig in Anwendung zu bringen, kann sich selber leicht überzeugen, wie bald eine ostender Seeanemone den Verlust einiger Fühler verschmerzt und ersetzt. Selbst wiederholtes Abschneiden wird mit Leichtigkeit überstanden und ausgeglichen. Dicquemare erzählt, daß eine durchschnittene Anemone zu zwei vollständigen Thieren wurde. Ja das Obertheil einer in der Mitte abgeschnittenen braunen Aktinie nahm sogar Nahrung an, obwohl der zertheilte Magen sie anfangs nicht festhalten konnte und den verschluckten Bissen am entgegengesetzten Ende wieder fahren ließ. Auch das Untertheil ergänzte sich. Am 9. November 1772 war die Operation vor sich gegangen; am 13. Januar 1773 bewegte sich der Rumpf vom Platze, und drei Tage darauf fing er schon an zu genießen, während sich allmählig zwei Reihen Fühler entwickelten. Einer rothen Anemone schnitt D. drei Mal die Fühler ab und sie sproßten stets innerhalb Monatsfrist wieder aus. Mancher, meint er, möge ein solches Verfahren für grausam halten, aber die Thiere könnten sich eher Glück zu seinen Versuchen wünschen, denn er habe nicht nur ihr Leben erweitert, sondern sie obendrein verjüngt, ce qui n'est pas un petit avantage.

Die von D. berichtete Fortdauer und Entwickelung des Untertheils der Aktinie ist um so merkwürdiger, als Manche an diesem Körpertheile gerade sehr empfindlich zu sein scheinen und Verletzungen beim Abreißen von ihrem Standpunkte nur schwer ertragen.

Bei einigen Aktinien ist der Fußrand das Mittel zur Vermehrung, indem an demselben junge Anemonen sich bilden und ablösen. Bei andern geschieht die Ausbildung in der untern Fühlerreihe und die Auswerfung erfolgt durch den Mund; bei andern sind noch andere Vorgänge wahrgenommen worden.

Man behauptet, die Seeanemone, der höhern Sinne baar, *fühle* das Licht: unter einem ruhigen hellen Himmel entfalte sie ihre ganze Schönheit; verschleiere aber eine Wolke den Glanz

der Sonne, so ziehe sich die Strahlenkrone zusammen und die Blume verschrumpfe zu einem unförmlichen Klumpen. Es mag sein, daß es Arten gibt, an denen dies wahrgenommen wird; auf Helgoland und in Ostende habe ich dergleichen nicht bemerkt. Selbst bei Nacht und Nebel waren die daselbst vorkommenden Arten vollständig entfaltet, und im Gegentheil beim besten Sonnenschein zuweilen zusammengezogen.

„Kein Lazzarone," sagt Dr. Hartwig in seinem beliebten Buche: Das Leben des Meeres, „könnte sich eine angenehmere Lebensweise wünschen, als die eines Polypen, dem das Nöthige so ohne alle Arbeit zuschwimmt, bei ihm findet sich das dolce far niente in seiner schönsten, vollständigsten Ausbildung .... Wehe der kleinen Krustacee oder dem Fischlein, welches der ausgebreiteten Strahlenkrone einer Seeanemone zu nahe kommt; von hundert Armen blitzschnell umklammert wird es plötzlich betäubt und gelähmt und ohne Weiteres dem klaffenden Schlunde zugeführt." Auch diese und ähnliche Schilderungen sind bei den gewöhnlichsten Arten der Nordsee nicht sehr zutreffend. Viele Polypen arbeiten, daß man sie eher mit Frohnbauern, als mit Lazzaronen vergleichen könnte, und die Anemonen, die ziemlich regungslos hindämmern, sind auch sehr gemächlich, wenn es Etwas zu verzehren gibt. Eine „blitzschnelle Umklammerung" habe ich niemals gesehen, wohl aber mehr als ein Mal bemerkt, daß eine Anemone, obwohl sie lange gefastet hatte, die ihr auf die Fühler gelegten Muscheln oder Fischstückchen nicht festhielt, sondern durch eine ungeschickte Bewegung fallen ließ; nicht der längere Fühlerkranz, sondern hauptsächlich der bewegliche Mundrand dient dazu, größere Nahrungsstücke zu fassen und langsam in den Schlund hinabzuwürgen, wobei sich die Fühler nur wenig zusammenziehen.

Dagegen zeigen die Anemonen zuweilen eine große Beharrlichkeit. Ich hatte ein Exemplar, das sich tagelang an einer kleinen Miesmuschel, die sich festgesponnen, abmühte; ein Mal schien es fast, als wolle sich die Anemone auf den Kopf stellen, um die zähe Beute in den Mund zu bekommen. Indessen stand sie nach einiger Anstrengung von dem Unternehmen ab.

Nahe verwandt mit den Aktinien sind die Lucernarien, von

denen namentlich die zierliche glockenförmige Lucernaria campanulata, bekannt und beliebt ist. Sie findet sich am Seetang in der Nähe des Tiefwasserstrandes, hat eine bräunliche Färbung mit hellern büschelförmig geordneten Fühlern, und wird zusammengezogen leicht übersehen, während sie im Zustande voller Entfaltung eine sehr liebliche Erscheinung ist. Das Thier kann schwimmend und fortgleitend den Ort verändern. Die Fühlerbüschel dienen, und zwar jeder selbstständig, zur Nahrungserlangung, so daß, wenn einer in Anspruch genommen ist, die übrigen geöffnet bleiben. Es sind deren acht; es herrscht also darin die Zahl vier, welche überhaupt bei den Quallen- und Polypenbildungen eine große Rolle spielt, während die Fünfzahl und deren Vielheiten bei den Seesternen, Seeigeln und verwandten Geschöpfen hervortritt.

Den Uebergang zu den Sternthieren bilden die Haarsterne oder Enkriniten, welche zu den wunderbarsten Thiergebilden gehören. Wir haben oben mehrere Thierarten betrachtet, welche in der Jugend beweglich sind und sich erst in späterer Zeit festsetzen; bei den Haarsternen ist es umgekehrt: sie sitzen in der Jugend fest, wie Blumen am Stiel oder Stengel, und fallen erst nach Jahresfrist ab, um von da an ein bewegliches Leben zu führen. Die Entdeckung dieser merkwürdigen Erscheinung ist von J. V. Thompson gemacht worden. Derselbe fand 1823 in der Bai von Cork ein kleines gestieltes Sternthier, welches er Pentacrinus Europaeus nannte, und welches als das erste dieser Gattung, das in europäischen Gewässern gefunden worden, großes Aufsehen erregte.

Die Zahl der Strahlen des Sterns beträgt ursprünglich fünf und erweitert sich durch Verdoppelung in den Armen, die mit feinen Fühlern besetzt sind, zu zehn.

Bei einem andern Sternthiere in den nordbritischen Gewässern, dem Shetland-Argus, wird die Theilung bis zur feinsten Verzweigung fortgesetzt. Man hat vierzehn Verdoppelungen gezählt, was einen äußern Fadenkranz von 81,920 Spitzen ergibt, die sich im Wasser entfalten und bewegen, und zu dem Namen Pursenet-fish und Sea-basket Veranlassung gegeben haben. Der Durchmesser der ausgebreiten Faden-Scheibe soll bis zu einem Fuß und mehr betragen.

Viel Aehnlichkeit mit den Haarsternen haben die Schlangensterne, die weit häufiger vorkommen und auch bei Helgoland ꝛc. gefunden werden. Sie sind indessen schwer zu behandeln, da sie wegen ihrer Zartheit leicht zerreißen; ja man behauptet, daß sie beim Einfangen auch freiwillig einzelne Stücke im Stich ließen.

Zu den häufigsten Küstenerscheinungen gehören die gewöhnlichen fünfstrahligen Seesterne von röthlicher und gelblicher Färbung. Sie sind ungemein zähen Lebens und können mit Leichtigkeit eine Zeit lang in einer Schüssel erhalten und beobachtet werden. Die Art ihrer Bewegung mittels zahlreicher Saugfüßchen, namentlich wenn sie sich umwenden wollen, ist bemerkenswerth und unterhaltend. Es geschieht dies durch abwechselndes Ansaugen und Loslassen, Verlängern und Kürzen, je nachdem die zu nehmende Richtung des Körpers oder eines Armes es erfordert.

Indessen sind nicht alle Arten gleichbereitwillig, sich fangen zu lassen. Manche sollen lieber selbstmörderisch in Stücke zerfallen, ehe sie einem solchen Geschicke sich ergeben. Nur durch sofortiges Eintauchen in süßes Wasser, welches schnellen Tod zur Folge hat, können manche Stücke erhalten werden. Und auch das nicht immer. Professor Forbes, der berühmte Beschreiber der British star-fishes erzählt, daß ihm eine Luidia fragilissima, wonach er lange gestrebt, vor den Augen zerfiel, ehe er sie aus dem unter Wasser bleibenden Fangnetz in das Süßwassergefäß, welches er vorsorglich zur Hand hatte, zu bringen vermochte: „ob das kalte Element zu viel für das Thier war, oder der Anblick des Gefäßes zu schreckend, ich weiß es nicht; aber es fing im Augenblicke an, den Körper auseinander zu lösen, und die Stücke entwischten durch die Maschen des Netzes. In Verzweiflung griff ich nach dem größesten, dem Ende eines Armes, mit dem Auge an der Spitze, dessen Lid sich in einer Weise öffnete und schloß, die außerordentlich einem höhnenden Verlachen glich.“

Das letzte kommt natürlich mehr auf Rechnung des launigen Professors, als auf die des selbstmörderischen Seesterns; allein auch das plötzliche Zerfallen des Thieres ist gewiß merkwürdig genug. Von andern Arten wird ein ähnliches Verhalten in der Gefangenschaft

berichtet, ohne daß man eigentlich weiß, wodurch die plötzliche Erscheinung veranlaßt worden.

So wunderlich und empfindlich sind die Seesterne der belgischen Küsten nicht; sie dienen nicht nur bereitwilligst der Wissenschaft und der Beobachtungslust, sondern auch der bloßen Neugierde und dem Zeitvertreibe gelangweilter Badegäste. Ja in neuerer Zeit haben sie sich sogar einsammeln lassen, um als Dünger verwendet zu werden, ohne sich vor Aerger um's Leben zu bringen. Namentlich hat man bei Ostende solche Versuche gemacht, nachdem an den englischen und französischen Küsten die Verwendbarkeit der ausgeworfenen Seesterne zur Begeilung der Aecker längst bekannt war. Ein reicher Gutsbesitzer ließ einige Frachten einsammeln; man machte schon weitgreifende Pläne und Berechnungen und schlug den jährlichen Ertrag der Ostender „Bänke" auf mehr als hunderttausend Franken an. Allein der Lärm verstummte wieder. Es scheint nicht, als sei ein geschäftsmäßiger Betrieb dieser Art von Fischerei so einträglich, wie man geglaubt. Doch würde ein gelegentliches Einsammeln der ausgeworfenen Seesterne gewiß manche arme Hand nützlich beschäftigen können.

Die Seesterne sind ungemein gefräßig. Man schildert sie als die Aasgeier der Küstengewässer, zu deren Reinhaltung sie sehr wesentlich und nützlich beitrügen. Den Fischern aber sind sie außerordentlich verhaßt, was eben so erklärlich als entschuldbar erscheint, wenn man bedenkt, wie mancher Angelhaken heraufgezogen wird, an dem, statt des gehofften Weißlings oder Schellfisches, nichts als ein „Fünffuß" oder „Fünffinger" hängt. Die damn'd five fingers oder devil fingers, meinen die englischen Fischerleute, sind überall!

Besonders stehen die Seesterne in Verdacht, als unberufene und unersättliche Leckermäuler den Austernbänken zu schaden. Man schrieb ihnen zwar nicht, wie gewissen Seekrebsen, die fabelhafte List und Behendigkeit zu, einen Stein zwischen die geöffneten Austernschalen zu schieben und dann das hülflose Thier zu verspeisen, aber man meinte doch, daß sie in ähnlicher Weise einen ihrer Arme verwendeten. Von Seiten der Naturforscher wurde dies verschiedentlich in Zweifel gezogen und die ganze Austern=

liebhaberei bestritten; allein die Fischer blieben bei ihrem Glauben und behaupteten, die Austernnascher mehr als ein Mal auf frischer That ertappt zu haben. Wie es scheint, behalten die Fischer im Wesentlichen Recht. „Dar ist mehr als ein Weg, eine Auster zu essen, sagt Professor Jones; die Verfahrungsweise des Seesterns ist folgende: er faßt das Schalthier zwischen seine Arme und hält es mit Hülfe der Saugfäden fest umschlungen, dann beginnt er mit Umsicht das Innere seines Magens nach Außen zu kehren, die hülflose Muschel (die für die Mundöffnung viel zu groß ist) in die weiten Falten desselben einschließend; „vielleicht auch bringt er zu gleicher Zeit eine betäubende Flüssigkeit hinein, denn die Schalen des ergriffenen Opfers öffnen sich bald und dies wird zur leichten Beute.“ Ich selbst habe Aehnliches in Betreff einer Miesmuschel beobachtet.

Es war vielerorts Brauch bei den Fischern, die heraufgebrachten Seesterne in Stücke zu zerreißen, um sie zu vernichten; „man sagt aber, daß sie jetzt klüger geworden seien“, und mit Rücksicht auf die außerordentliche Ergänzungskraft der Thiere statt der Zerstückelung hier und da ein Ausdörren am Ufer vornehmen. Zwar wird das bei der ungeheuren Fruchtbarkeit der Thiere wenig vorschlagen, allein es mag immerhin wirsamer sein, als das Zerreißen, wenn auch gerade nicht außer Zweifel ist, ob bei allen Arten und unter allen Umständen ein Wiederherstellungsvermögen besteht, wie es zuweilen beobachtet worden ist. Sir John Dalyell fand am 10. Juni einen einzelnen „abgetrennten Arm;“ am 15. zeigten sich die Anfänge von vier neuen Strahlen, von denen eine am 17. schon gegen $^1/_8$ Zoll lang war; dann bildete sich dazwischen eine Mundöffnung und in wenigen Tagen war ein vollständiges Thier fertig. Noch mehr: nach Mondesfrist fiel der ursprüngliche Arm in Stücke und ein vollkommen ergänzter vierzackiger Seestern blieb übrig und lebte fort.

Seltener als der gewöhnliche fünfarmige Seestern wird der Sonnenstern angetroffen. Er hat meistens zwölf Strahlen und geht also von der Fünfzahl zur Sechszahl über; doch kommen auch dreizehn= und vierzehnarmige, ja selbst fünfzehnarmige Abweichungen vor.

Ein echter Fünfer ist der Seeigel; denn fast Alles an ihm — Zähne, Bänder, Stacheln und Fühlerreihen — theilt und vervielfältigt sich nach der Zahl fünf. Er kommt unter sehr verschiedenen Namen vor und hat zahlreiche Verwandte und Gesippe. Seeäpfel, Seeeier, Seeherzen, Turbane, Sea-urchins, Sea-hedgehogs, Mermaid's-skulls, Fairy-stones, Oursins, Zee-egels, sind an der Nordsee die gangbarsten Benennungen. Am bekanntesten ist der Echinus esculentus oder der „eßbare Seeigel," der besonders bei Helgoland häufig ist, obwohl er gerade dort niemals gergessen wird. An flachern Küsten kommt er seltener vor. Bei Ostende und an andern Gestaden habe ich nur junge Stücke und auch diese nur nach stürmischen Tagen getroffen.

Besonders merkwürdig ist das Kalkgehäuse dieses Thieres, das sich leicht in künstlichen Thierwassern erhalten und betrachten läßt, obwohl meist nur kurze Zeit. Insonderheit erregt das nach Innen liegende oder vielmehr an Bändern hängende Kopfgerüst, die sogenannte „Laterne des Aristoteles", wegen seiner Vieltheiligkeit und künstlichen Zusammensetzung die höchste Verwunderung. Es ist oft geschildert worden, mitunter aber sehr falsch. Auch hält es überhaupt schwer, durch bloße Beschreibung einen nur einigermaßen vollständigen Begriff davon zu geben. Am besten ist die eigene Anschauung, und Jeder, der Gefallen daran hat, sein Auge den Wundern der Schöpfung zu öffnen, möge die Gelegenheit, einen Seeigel zu untersuchen und zu betrachten, sobald sie sich bietet, nicht unbenutzt lassen; er wird sich einen ungewöhnlichen Genuß bereiten. Das fünfzähnige Gebiß ist als ein ausgezeichnetes „Zermalmungswerkzeug" dargestellt worden, wie der geschickteste Mechaniker es kaum besser machen könne. Das entspricht jedoch der Wirklichkeit, wenigstens, was den gewöhnlichen Nordseeigel betrifft, gar wenig. Man könnte das Gebiß höchstens als ein Schneidewerkzeug rühmen; zum Zermalmen ist es weder sehr tauglich, noch wird es dazu verwendet. Ein junger Seeigel, der in meinem Thierwasser einige mit grünem Seetang bewachsene Steine förmlich abweidete, gab die abgebissenen Stücke sehr grobkörnig wieder von sich.

2.

Garneelenfang. Eine Dünenwohnung. Fischerei. Häringsfang. Kabeljaufang. Fischerleben und Gebräuche. Köder. Seewürmer.

Das Meer ist voll unendlicher Schätze; aber es ist nicht immer leicht und einträglich, sie zu heben. Gar mancher Küstenbewohner verbringt sein ganzes Leben in Mühen und Gefahren, ohne mit aller Anstrengung mehr gewinnen zu können, als eben hinreicht, um ein kümmerliches Dasein zu fristen. Einige erwerben wohl schnell, Einzelne werden selbst reich; allein nicht selten kommt ein Unglücksfall, ein Sturm, ein Schiffbruch hinzu, und das Gewonnene ist wieder eben so schnell in den Fluten verschwunden, wenn nicht gar der Meeresboden zum Grabe für alles Streben und Ringen wird.

Zu den kümmerlichsten Erwerbszweigen der Strandbewohner gehört die Garneelenfischerei. Stunden lang müssen die armen Leute, welche sich damit beschäftigen, bis an den Leib im Wasser waten, ein schweres Netz vor sich hinschiebend, eine Kiepe für dem Fang auf dem Rücken; und doch ist ihr Verdienst oft nicht ausreichend, um nur den erstarrten Körper wieder zu erquicken und sich vor Noth in früherem oder späterem Siechthum zu bewahren.

Die Garneele (Grangon vulgaris) ist ein kleines, schlankes, nur ein paar Zoll langes Krustenthier, das besonders die flachen Sandgestade liebt und weit und breit in der Nordsee gefangen wird. Vornehmlich sind die Frühjahrs- und Herbstmonde zu dieser Art von Fischerei geeignet. Der Fang wird gewöhnlich erst gekocht, ehe er auf den Markt kommt oder von Haus zu Haus getragen wird, und gewährt dann für Viele eine willkommene, selbst hochgeschätzte Speise.

Leser, welche in Seestädten oder Küstenplätzen bewandert sind, werden diese bräunlichgelben „Meerfrüchte" vom Frühstücks-

oder Abendtische her kennen; Andere mögen sich statt genauer Beschreibung mit der Bemerkung begnügen, daß die Garneelen zu den Krebsen oder langgeschwänzten Krustenthieren gehören, bis sie Gelegenheit finden, die beliebten Krebslein in Ostende als garnosen, oder in Gent als gernoten, oder in Holland als garnaalen, garneelen und garnaaten, oder in Frankreich als crevettes, oder in England als shrimps, oder anderswo unter andern Namen, genauer in Betracht zu ziehen.

Die Engländer unterscheiden die shrimps von den prawns, niederländisch, wenn ich nicht irre, krabbetje-steur, welche etwas größer sind und eine hellröthliche Färbung haben, wenn sie gekocht zum Verkauf kommen. Jedermann, der London durchwandert hat, wird sie von den Fischmärkten, besonders von Billingsgate her, kennen. Verehrer Shakespeare's werden sich ihrer aus König Heinrich IV. erinnern, aus dem köstlichen Auftritte, wo die gutmüthige Wirthin Quickly mit Falstaff vor dem Richter steht. Als sie den honey-suckle villain, der all ihr Gut put into that fat belly of his, an die theuern Versprechungen in ihrer Dolphin chamber, upon Wednesday in Whitsun-week, erinnert, und der Ehrvergessene dennoch taub bleibt, nimmt ihr Redefluß auch die prawns einer Gevatterin zu Hülfe: «Did not goodwife Keetch, the butcher's wife, come in then, and call me gossip Quickly? coming in to borrow a mess of vinegar, telling as she had a good dish of prawns; whereby thou didst desire to eat some; whereby I told thee they were ill for a green wound?» Wir ersehen daraus zugleich, daß Prawns bei frischen Wunden für schädlich gehalten wurden.

Beide, Prawns wie Garnosen, gehören zu den langgeschwänzten Krustenthieren und haben mit andern Geschöpfen dieser Klasse die Gewohnheit des Häutens und die Neigung zur Gefräßigkeit gemein. Die Prawns sollen sogar die eigenen abgelegten Kleider nicht verschmähen, wenigstens die weicheren Theile derselben begierig verzehren. Außerdem dient ihnen so ziemlich alles Thierische zur Nahrung, Todtes wie Lebendiges, wenn sie es nur irgend erreichen und bemeistern können. Der Engländer Warington schildert, wie ein Prawn seines Thierwassers eine

Aktinie zu übervortheilen verstand und ihr sogar den eben verschluckten Bissen „aus dem Magen“ zu ziehen wußte.

Ich habe dergleichen nicht gesehen, will aber die Richtigkeit nicht bestreiten, obwohl man bei derartigen Geschichten nicht immer einige Zweifel bemeistern kann, zumal wenn sie unter den Händen von populären Verschönerern und Merkwürdigkeitsjägern zum Vorschein kommen. Was haben sich manche Thiere nicht alles nachsagen lassen müssen! welche Wunderdinge hat man im Meer umherschwimmen lassen, von den Muschelwächtern bis zu dem Kraken, von den riesigen Dintenfischen, welche große Schiffe in den Grund ziehen, bis zu den Aeolsharfentönen der singenden Muschel, welche die Brandung überklingen, von den fünf Meilen langen und drei Meilen breiten Häringsbänken, in denen eine eingeworfene Lanze aufrecht stehen bleibe, bis zu den „schwimmenden Bauminseln, die langsam durch die Nordsee ziehen!“ So mögen denn auch die oft wiederholten Geschicklichkeiten und Wunderbarkeiten der Hummer und sonstigen Krebsthiere hingehen. Möglich, daß ein Aktinienmagen satt oder unbeholfen genug war, sich einem Prawn nicht zeitig zu verschließen; möglich, daß ein Hummer den Einfall oder das gute Glück hatte, einen Stein zwischen eine geöffnete Austernschale zu schieben und dadurch sein Geschlecht berühmt zu machen; möglich auch, daß ein Hummer bei der Unruhe während eines Gewitters eine Scheere verlor oder sie erschreckt „von sich schnellte;“ ja möglich selbst, daß ein im Sande auf den Kopf gestellter und „gestrichener“ Hummer, wie Kohl erzählt, „ruhig einige Minuten lang wie ein Stock“ stehen blieb, und daß man daher Veranlassung hatte, von einem „magnetischen“ Hummerschlafe zu reden. Das Alles will ich gelten lassen, obwohl ich einige Bedenken nicht unterdrücken kann, und z. B. im magnetischen Schlafe nichts sehen würde, als das Gebaren vieler anderen Thiere, namentlich auch der Garnosen, welche bei einer ungewöhnlichen Gefahr eine Zeit lang regungslos bleiben. Aber gegen Eins muß ich die armen Krustenthiere doch in Schutz nehmen, nämlich gegen die gewöhnliche Beschuldigung einer eingefleischten Vorliebe für den Rückschritt.

Allerdings läßt sich nicht bestreiten, daß Hummer und Fluß-

krebse rückwärts kriechen; allein sie bewegen sich auch vorwärts, wie man das, namentlich an gefangenen Hummern, welche im Wasserbehälter umherwandern, deutlich genug wahrnehmen kann. Taschenkrebse und andere Krabbenarten gehen eigentlich nicht rückwärts, sondern nur nicht vorwärts; sie bewegen sich seitwärts, und zwar ebensowohl links als rechts, wie es ihnen gerade am vortheilhaftesten dünkt. Dagegen schwimmen Einige, die mit rauhen Beinen versehen sind, zweifellos vorwärts. Andere Krustenthiere endlich, namentlich die Strandhüpfer, Flohkrebse &c. sind entschieden gegen allen Rückschritt: sie kriechen, hüpfen und schwimmen nur vorwärts. Wenigstens habe ich keine andere Fortbewegung bei ihnen gesehen. Die Garnosen insbesondere gehen und schwimmen ebenfalls vorwärts. Sie sind dazu vortrefflich ausgerüstet, indem sie drei Paar Kriech- und dahinter fünf Paar Schwimmbeine haben.

Ein besonders kräftiges Bewegungswerkzeug der Krebsthiere ist der Schwanz. Er dient ihnen dazu, um mit einem plötzlichen Satz vom Fleck zu kommen. Die Strandhüpfer drücken ihn dabei gegen den Boden, die Garneelen gegen das Wasser und schnellen sich so fort, jene vorwärts, diese rückwärts, aufwärts, seitwärts, je nach der Richtung des Drucks. Die Hummer werden es wohl ebenso machen, obwohl hier die Sache weit schwieriger zu beobachten ist. Die gewöhnlichen Schilderungen verdienen wenig Glauben, namentlich klingen die Sprünge von „zwanzig Fuß“ etwas fabelhaft.

Von den Garneelen wird in einem vielgelesenen Buche gesagt, daß sie „bald an der Oberfläche schwimmen, bald wie ein spielendes Insekt in die Luft springen.“ Das scheint mir viel mehr als fraglich zu sein. Am wenigsten ist an das leichtfertige Springen in die Luft zu glauben. Das thun wohl die muntern Strandhüpfer mit den großen weißen Augen und den pechschwarzen beweglichen Sternen darin, die im Sommer den Ebbestrand beleben; allein weder von Garnosen noch von den zahlreichen kleinen Krebsthierchen, welche „pfeilschnell“ die Ufergewässer durchschießen, habe ich jemals dergleichen bemerkt. Ich sah die Garneelen nur am Grunde des Wassers, wo sie nach jeder Aufstörung sich schnell wieder im Sande verstecken.

Mit dieser Neigung derselben stimmt auch die Art und Weise des Fangs überein. Es wird nicht zur Flut-, sondern zur Ebbezeit gefischt. Das Netz ist darauf eingerichtet, daß es mittelst einer Stange dicht am Grunde oder vielmehr in der Oberfläch des Sandes hingeschoben wird. Die aufgestörten Thierchen gelangen so in den geschlossenen Zipfel desselben und werden von Zeit zu Zeit zwischen Muscheln, Seesternen, Tangstücken und andern Unbrauchbarkeiten hervorgesucht und über die Schulter in den auf dem Rücken hängenden Tragkorb geworfen. Gewöhnlich gehen mehrere Netze neben einander, um eine ganze Strecke auf ein Mal abzusuchen und nicht etwa in der leeren Spur eines Vorgängers hinzuziehen.

Der Garnosenfang wird meistens von Weibern betrieben, wenigstens an der flandrischen Küste. Dieselben hüllen sich dabei in eine Art Männerkleidung, mit einem dicken Schutzgewand auf dem Rücken und einem Südwester auf dem Kopfe. In der Regel sind es die ärmlichsten und verlassensten Geschöpfe, welche auf diese Weise kümmerlich ihr Dasein fristen. Doch hindert das nicht, daß man zuweilen den heitersten Gesichtern begegnet, die singend und lachend dem Strande zueilen.

In Ostende mögen sich ein paar Dutzend mit dem Fange beschäftigen. An den Küsten entlang sind es hauptsächlich die Dünenbewohner, welche regelmäßig oder in Ermangelung anderer Beschäftigung oder in den Feierabendstunden dem Garnosenfange nachgehen.

Man kann nichts Aermlicheres sehen, als solch ein Dünenhauswesen. Besuchen wir eines dieser winzigen Häuslein, wie sie hie und da zwischen den öden Sandhügeln oder an den Grenzmarken der Landgemeinden auftauchen! Aber bücken wir uns und nehmen wir uns bescheiden zusammen, denn für Hochmuth und bauschige Gewänder ist der Eingang dieser Aufenthaltsorte nicht gemacht.

Die Thür ist nur angelehnt, die Hütte ist leer. Zwei unfern im Sande wühlende Kinder, welche mehr neugierig als besorglich näher schleichen, sind ihre Wächter. Sie berichten uns, daß Vater und Mutter in Arbeit sind, und daß sechs Geschwister

sich auswärts befinden; wir vernehmen aber nicht recht, wo und zu welchem Zweck; vielleicht in der Schule, vielleicht zum Muscheln- und Torflesen am Strande, vielleicht auch zum Betteln in der Nachbarschaft.

Also eine Familie von 10 Köpfen! Verwundert sehen wir uns nach dem Raum um für solchen Segen. Wo ist Platz zum Sitzen? wo legen die Häupter sich nieder? Die ganze Behausung besteht nur aus einer einzigen Räumlichkeit; sie ist kaum zwanzig Fuß lang und nicht ganz so breit. Dünensand bildet den Fußboden, ein Ziegeldach die Decke, nacktes Backsteingemäuer den Umfang. Ein vierscheibiges Fenster dient zur Erhellung, ein Kaminherd neben der Thür zum Kochen und zur Erwärmung. Dicht daneben steht der Eßtisch. Der Thür gegenüber ist ein fünf bis sechs Fuß breiter Verschlag, der als Schlafstelle dient. Darüber sind einige Latten angebracht, welche ein paar Gebunde Heu und Dünenhalme tragen. Daneben steht ein verschlossener Schrank, neben dem Schrank eine Lade, neben der Lade ein paar durchlöcherter Strohstühle. Eine Schaufel, eine Barte, einige Töpfe und Schüsseln, und vor allem ein Garnosennetz, vervollständigen das Haus- und Werkgeräth dieser beschränkten Wohnung.

„Aber wo schlaft ihr denn alle?“ fragten wir das schwarzäugige, halbnackte Kind; „alle in dem einzigen Bette?“ Verwundert schüttelt sich der ungekämmte Krauskopf und eine schmutzige Hand zeigt nach außen. Wir folgen der Richtung und bemerken nun, was wir bisher fast übersehen, daß an das Hauptgebäude noch ein kleineres angelehnt ist — eine Art Hundehütte, ein Stall, von Backsteinbrocken zusammengelegt, mit Ziegeln und Schilf gedeckt, von Erdwällen gestützt und geschützt, und durch ein niedriges Kriechloch zugänglich. In diesem Raume ist auf Stroh und Binsen die Lagerstätte der Kinder, welche im Elternbette nicht unterzubringen sind. Da balgen sie sich um das wenige Deckenwerk, das ihnen im Winter gewährt werden mag, und schmiegen sich doch zuletzt friedlich an einander, um sich gegenseitig zu erwärmen.

Man kann denken, wie das Lager beschaffen ist, wenn der Sturmwind durch die Dünen braust und Regen oder Schnee vor

sich her jagt. Zwar ist das Klima an den Küsten im Ganzen bedeutend milder als im Innern des Landes; aber es kommen doch auch heftige Fröste und furchtbare Unwetter vor, und die Hütten der Strandleute haben dann um so mehr auszuhalten, je weniger sie geschützt stehen. Nur gegen die See hin gewähren die Sandhügel einige Deckung; sonst aber hat jeder Windstoß und jeder Regenschlag freien Zugang, da an Baumwuchs und dergleichen nicht zu denken ist.

Und doch leben diese armen Leute meist heiter und gesund. Bringt die freie Lage ihrer Hütte manches Ungemach zuwege, so haben sie dafür auch Luft und Sonne in heilsamster Fülle. Weder der Moder der Stadtgassen noch die Sumpfluft der Niederungen zehrt an ihrem Leben. Erfrischend ist das Meer ihnen nahe, und selten versagt seine gütige Hand eine Gabe in der Noth. Gibt es auch nicht immer Garnosen, so bietet es doch Muscheln und Fische, und selbst die Feuerung zum Kochen ist bei einigem Fleiß am Strande zu erwerben. Am ganzen Gestade zieht unter dem Sande ein Torflager hin. Häufig brechen schon die Sturmwellen Stücke davon los und werfen sie an den Fuß der Dünen; sonst aber kann zur Ebbezeit darnach gegraben werden, und wer zeitig Vorsorge trifft, vermag sich in Wind und Sonne einen brauchbaren Wintervorrath auszudörren.

Die Wohnungen der Strandleute stehen meistens auf öffentlichem Grund und Boden; denn die Dünen sind Staatsgut. Es wird auch wohl gestattet, zwischen den Sandhügeln oder am Fuße der Dünenkette ein kleines Gärtchen oder ein Stück Wiesengrund anzulegen, was bei Fleiß und Ausdauer selbst an den ödesten Plätzen möglich ist, sofern nur durch Gräben und Umwallung gegen das stets drohende Verwehen durch Flugsand Vorkehrung getroffen wird. Da ziehen sie denn einige Kartoffeln, oder Kohl und Rüben, die in dem anscheinend so dürren Boden mitunter vortrefflich gedeihen. Auch ein Paar Blumenstöcke finden sich wohl, wie überhaupt in dem ärmsten Dasein zuweilen ein rührendes Behagen an Schmuck sich kund gibt. In dem Häuschen, das wir eben betrachtet, stand ein Blumenstrauß vor dem Fenster; der Bettverschlag war mit bunten Vorhängen umgeben, und eine Anzahl

Heiligenbildchen, Santjes geheißen, und ein Krucifix gaben in der Art und Weise, wie sie aufgehängt waren, deutlich zu erkennen, daß sie auch zur Ausschmückung dienen sollten.

Der Besitz einer Ziege gilt bei den Dünenbewohnern schon für ein Zeichen von Wohlhabenheit, obgleich ein solches Thier an den Hügeln eine billige Nahrung findet. Aermere haben nur ein paar Kaninchen, und bei den Aermsten oder auch wohl Trägsten fehlen selbst diese. Mit Stolz wies mir das Kind in der oben beschriebenen Hütte einen Korb, worin ein Kaninchen gefangen saß, und die dunkeln Augen des Mädchens leuchteten vor Freude, als es mir versicherte, daß in dem Kinderschlafzimmer noch zwei andere sich befänden, die eben ihre Wochen gehalten hatten. In der That mußte der obenbeschriebene Raum auch noch zur Kaninchenwohnung dienen: in einer Ecke war ein kleiner, mit Brettern bedeckter Verschlag angebracht, worin die Wöchnerinnen saßen.

Man muß aber nicht denken, daß die Kaninchenzucht in solchen Familien für den eigenen Tisch verwendet wird. Sie dient in der Regel zum Gelderwerb. In ganz Flandern wird nämlich ein bedeutender Handel mit Kaninchen getrieben. Viele Tausende solcher Thiere werden alljährlich nach England ausgeführt und gewähren manchem armen Haushalt eine kleine Geldeinnahme, die um so leichter gewonnen ist, je mehr Pflanzenwuchs sich in der Nähe der Wohnung findet oder den pflegenden Kindern zugänglich ist. Auch wilde Kaninchen kommen hie und da in den Sanddünen vor. Nur bei außerordentlichen Gelegenheiten, wenn auf die „sauren Wochen" die „frohen Feste" folgen, mag sich's ereignen, daß auf die Tafel des Dünenbewohners eine Kaninchenschüssel kommt. Und auch dann wird der Bierkrug oder eine sonstige Herzstärkung leicht den Vorzug erlangen.

Höher als der Garnosenfang steht natürlich die Fischerei und zwar sowohl der „kleine" als der „große Fischfang," wie häufig unterschieden wird. Früher betrieben die flandrischen Küsten bedeutenden Häringsfang, wenn auch wohl niemals in dem Umfange, wie die nordniederländischen Seeplätze. Ein Jakob Kien von Ostende soll sogar neben Willem Beukels aus Biervliet Verdienste um das kunstmäßige Einsalzen der Häringe — le ca-

quage — het maken van kaakharing in 't zee — haben, obwohl nur der Name Beukels durch die Bezeichnungen Bökelhäring, Pickelhäring, pickles etc. in bedeutungsvoller Weise auf die Nachwelt gekommen ist. (Vergl. Pêche du Hareng au moyen-âge, Annales de la Société d'Emulation etc., Bruges, 1845, 2. Serie, III, 339). Neuerdings ist die Häringsfischerei Flanderns und insbesondere Ostende's ganz unbedeutend, wie ja auch in Holland kaum noch der Schatten von Ehedem besteht, obwohl in neuester Zeit bedeutende Anstrengungen, den Häringsfang wieder zu heben, gemacht worden sind. Von Ostende liefen in den fünfziger Jahren nur zwei bis drei Schiffe aus.

Bedeutender ist der Kabeljaufang, mit dem sich um 1859 gegen anderthalbhundert Fahrzeuge beschäftigten. Auch Nieuport und Blankenberge treiben erhebliche Fischerei, namentlich seitdem letzteres einen Hafen erhalten hat.

Der Ostender Fischfang ist von doppelter oder eigentlich dreifacher Art: der Kabeljaufang im Norden, der Fang frischer Fische in der Nähe des Landes, und die eigentliche Küstenfischerei, welche letzte indessen mehr von den Strandleuten und von den Kanalanwohnern der benachbarten Gemeinde Slykens als von den Ostendern selbst betrieben wird. Der Kabeljaufang ist der wichtigste und wird deßhalb auch die „große Fischerei“ genannt. Er beginnt im Frühjahr und dauert bis Ende Oktober. Gewöhnlich werden zwei oder drei Reisen in dieser Zeit gemacht, je nachdem die Umstände günstig sind. Die erste Fahrt wird gleich nach Ostern begonnen, wobei man sonderbarer Weise auf das frühere oder spätere Fallen dieses Festes keine Rücksicht nimmt. Jede Reise dauert etwa 6—8 Wochen.

Kurz vor dem Abgange der kleinen Flotten herrscht am „Fischerkai,“ wo die Schiffe in einem besonderen Hafenarme Bord an Bord liegen, ein ungewöhnlich reges Leben. Die im Winter gebrauchten Schleppnetze und Kasten werden entfernt, Ballaststeine ausgeladen, Segel- und Takelwerk, nachgesehen, Salz und Lebensmittel an Bord gebracht, Wassertonnen vom „Wasserhause“ nach dem Kai geschafft, kurz alle Vorbereitungen für eine längere Abwesenheit getroffen. Am Ostermontage ist noch Messe und

Lust und Freude am Lande, und die besondern Bierhäuser der Fischer stehen gewiß nicht leer; aber der nächste günstige Wind wird zum Auslaufen benutzt und die Kais, wie das Hafenbollwerk, wimmeln dann von Kindern und Frauen und sonstigen Angehörigen, die den Scheidenden noch letzte Zurufe und grüßende Winke mitgeben.

Die Schaluppen sind etwa 50—55 Fuß lang und 15 breit und kamen 1858 mit Segel und Takelwerk auf 16—18,000 Frank zu stehen. Sie führen nur einen Mast mit einer kleinen Stänge und vier Segeln und haben ein vollständiges Deck mit ziemlich geräumiger Kajüte, wo ringsum die Schlafkojen und Kastensitze der Mannschaft sich befinden. Jedes Schiff ist einschließlich der Schiffsjungen in der Regel mit 6 Personen bemannt. Diese theilen sich nach gewissen herkömmlichen Sätzen oder nach besondern Verträgen unter sich und mit den Schiffseignern in den Erwerb, wobei die altvlamischen Münz- und Rechnungsbezeichnungen, z. B. Pfund Grote, Klütchen 2c. noch fortwährend eine Rolle spielen, wenn auch die förmlichen Abrechnungen nach Frank aufgestellt werden. Vom Gesammterlös finden zunächst eine Menge Abzüge und Aufwendungen der verschiedensten Art statt, als: Schreibgeld, Steuermannsgeld, Oktroi, Minnerecht, Witwenkassengeld, Versicherungsgeld 2c.; ferner für Salz, Tonnen, Feuerung, Verluste, Abnutzen an Segelwerk und Netzen u. s. w. Der Reinertrag wird dann in drei Theile zerlegt, wovon 1 auf die Schiffseigner und 2 auf die Mannschaft fallen.

Der Steuermann bekommt gewöhnlich mehr als die Uebrigen: bei Reisen nach Doggerbank 2, nach Fär-Öer und Island 3 vom Hundert. Auch für die Jungen fällt eine Kleinigkeit ab. In Blankenberge pflegen sie von jedem Pfund Grote einen Schilling zu bekommen. Sind sie schon älter, so werden sie als Viertel-, Halbe- oder Zweidrittelmänner betrachtet.

Unter dem Ostender „Schreibgeld," welches 5 vom Hundert beträgt, ist die Vergütung für den Kommissionär oder Makler zu verstehen, der das ganze Geschäft, namentlich die Beziehungen zwischen Rhedern und Fischern, leitet und ordnet. Außerdem wird

ein halb Procent für einen Gegenschreiber beim Verkaufe der Fische in Abzug gebracht.

Der Antheil eines vollen Mannes oder der Gesammtverdienst ist natürlich sehr schwankend, pflegt aber in Ostende gegen 1000 Frank jährlich zu betragen, wovon etwa ein Drittel auf den Wintererwerb fällt. Das ist für Viele, namentlich für die jungen Leute, die schon mit 15 oder 16 Jahren als halbe Männer gelten, immerhin beträchtlich.

Das Fangen des Kabeljaus geschieht mit Handleinen und Angeln, wobei Jeder zwei Schnüre auszuwerfen pflegt. Diese Schnüre sind nämlich an den Enden eines kurzen eisernen Bügels, stelte genannt, befestigt, welcher durch ein Bleigewicht beschwert ist und mittels eines vom Fischer gehaltenen kleinen Taus niedergelassen und aufgeholt wird. Die Angeln werden von überzinntem Draht, neuerdings aber meist aus Zink gemacht. Sie müssen für Doggerbank stark und weitbogig sein, etwa schreibfederspulendick, während die Fär-Öer-Fischer kleinere haben, da die dortigen Kabeljaue ein „engeres Mundwerk" besitzen sollen. Der Fang wird täglich zwei Mal ausgenommen und eingesalzen. Einen Theil bringt man auch lebendig zurück.

Anders verfahren die Helgoländer, welche Grundleinen oder kleine Taue von mehreren hundert Klaftern Länge, an denen in regelmäßigen Zwischenräumen kurze Angelschnüre befestigt sind, auslegen. Während dort die Angeln frei gehandhabt und nur beim Anbeißen eines Fisches heraufgeholt werden, kommen sie bei Helgoland auf den Boden des Meeres zu liegen und werden nach einem gewissen Zeitraume eingezogen, um den Fang abzunehmen.

Noch anders verfahren die Blankeneser, Norderneier und andere Fischer, welche vorzugsweise auf Schellfische, Zungen, Dorsche &c. ausgehen. Sie fischen mit Netzen und haben Fahrzeuge, welche mit einer Bünn, d. h. einer durchlöcherten und sonach mit dem Meerwasser in Verbindung stehenden Abtheilung des Schiffsraumes, versehen sind, um die Fische darin lebendig zu erhalten.

Auch die Ostender Schaluppen sind für den Fang von Frischfischen so eingerichtet. Sobald die letzte Fahrt nach Norden be-

endet ist, was spätestens vor dem 1. November oder Allerheiligen zu geschehen pflegt, wenn nicht ganz besondere Unfälle eintreten, wird das Fahrzeug für den Herbst- und Winterfang in den nächsten Meeresstrichen eingerichtet. Ein solcher Auszug dauert gewöhnlich 3—4 Tage. Das wesentlichste Stück dabei ist ein großes zipfel- oder trichterförmiges Schleppnetz, das an einem mit eisernen Bügeln versehenen Baum befestigt ist und solcher Gestalt auf dem Grunde des Meeres hingeschleift wird. Der Fang, meist in Schollen, Zungen, Rochen, Weißlingen, Steinbutten &c. bestehend, wird gesondert und zum Theil in durchlöcherte Kasten gelegt, welche in der Bünn unter Wasser bleiben und so die Thiere bis in den Hafen am Leben erhalten. Gewöhnlich zappeln daher die Fische noch, wenn sie längst auf der „Minne“ oder dem großen Fischmarkte ausgeboten und zugeschlagen worden sind.

Der ostender Fischmarkt liegt sonderbarer Weise nicht in der Nähe des Hafens, sondern tief in der Stadt, weßhalb die Fische auf Wagen oder Karren dorthin gefahren werden. Es ist das um so auffallender, als die Fischer gezwungen sind (wenigstens war es zu meiner Zeit so), ihren Fang dorthin zu schaffen, indem jeder Verkauf aus freier Hand untersagt ist. Kein Ostender oder auswärtiges Fischerboot darf seinen Fang an Frischfischen in der Stadt anderswo und anderswie, als auf dem öffentlichen Markte zu Verkauf bringen. Das Ausgebot geschieht korb- oder stückweise durch einen Versteigerer oder vielmehr Minderer; denn es findet kein Aufbieten von Seiten der Kaufliebhaber, sondern ein Herabgehen vom Einsatzpreise Seitens des Ausrufers Statt. Dieser, de mynnemeester oder Minnemeister, nennt nämlich einen Betrag, der zweifellos hoch genug ist, und geht dann mit großer Zungenfertigkeit herab: 30, 29, 28, 27, 26, 25 — bis einer der im Halbkreis umherstehenden Käufer ein Zeichen gibt oder einen Zuruf hören läßt und darauf den Zuschlag erhält. Unter den ausgerufenen Zahlen, ohne weiteren Zusatz, sind „Klüten“ zu verstehen, und unter diesen Doppel-Soustücke oder 10 Centimen. Namen und Beträge werden niedergeschrieben, und die Käufer und Käuferinnen nehmen die Waare in Empfang, um sie an einer andern Stelle des Marktes auszuweiden und zu

verpacken oder sie in der Stadt oder auf dem „kleinen Fischmarkt" einzeln auszubieten. Der Verkaufsplatz ist besonders abgegrenzt und mit einer Art Halle und einer Klause für den Minnemeister versehen.

Man nennt diese Einrichtung in der Geschäftssprache der belgischen Französler la minque. Die Vlamingen schrieben mynne oder myne und das Volk sagt minne. Doch ist der Platz nicht gerade ein Minne- oder Liebesplatz, obwohl der Ausdruck mit dem in den ganzen Niederlanden sehr gebräuchlichen Worten minne und beminnen gleichklingt, ebenso, wie die „Minnewasser" und „Minnewiesen" zu Brügge und Gent. Das vlamische Zeitwort mynen, holländisch mijnen, helgolandisch mînen, bedeutet: bei öffentlichen Ausgeboten kaufen oder pachten, und wird vom Min- oder Mein-Rufen hergeleitet.

Ohne Zweifel hängt die ganze Einrichtung, die auch an andern Orten vorkommt und bei der Gewerbefreiheit in Belgien etwas sehr Auffallendes hat, mit dem ehemaligen Genossenschaftswesen zusammen. — In Ostende ist auch die Gemeindeverwaltung bei dem öffentlichen Fischverkauf betheiligt, da die Abgaben der Fischer, der städtische octroi und der droit de minque oder het mynnerecht, sich darnach richten und in 6¼, bezüglich in 1 vom Hundert bestehen. Das Minnerecht ist gewöhnlich verpachtet und war 1858 zu 6425 Frank vereinnahmt.

Man darf übrigens nicht glauben, daß bei der ganzen Einrichtung mit ausnahmsloser Gewissenhaftigkeit verfahren werde. Gar mancher Fisch springt oder fällt vom Hafen bis zur Minne „aus dem Korbe," sowohl zum Nachtheile der Stadt und ihres Minnerechts-Pächters, als zum Schaden der mitbetheiligten Schiffseigner und Fischer. Auch ist es üblich, daß die Schiffsmannschaft beim Ausladen eine gute Mahlzeit kleinerer Fische für das eigene Hauswesen erhält. Doch kommt het sôdje, wie dieser Antheil heißt, nicht immer in die Küche der Hausfrau, wie scharf diese darnach aussehen mag, sondern wird zuweilen in ganz anderer Weise verwendet. Meist aber weiß die Frau Fischerin ihr droit de minque, ihr Minnerecht, zu wahren und mit dem bessern Theil der armseligen sodjes noch einen Nothpfennig zu erwerben.

Die Salzfische werden in der Nähe des Hafens verkauft und zwar gewöhnlich am Montagmorgen. Doch hat damit die Stadt nichts zu schaffen. Im Jahre 1857 wurde der Verkaufserlös zu 524,385 Frank angegeben. Der Gesammtpreis aller in demselben Jahre öffentlich verkauften Fische war 1,071,351 Frank, 12,139 Frank weniger als im Jahre 1856.

Die am häufigsten zu Markt kommenden Fische sind Schollen, Zungen, Rochen, Weißlinge ꝛc. Die ersten gehören zu den Plattfischen oder Seitenschwimmern, von denen es zahlreiche Arten in der Nordsee gibt. Diese eigenthümlich gestalteten, meistentheils sehr wohlschmeckenden Thiere treten besonders dadurch hervor, daß beide Seiten verschieden gefärbt sind, die untere gewöhnlich weißlich, und daß beide Augen gewissermaßen an einer und derselben Seite sitzen. Die Augen finden sich bei den meisten Arten an der rechten Seite. Die Steinbutte dagegen, ein äußerst gesuchter, aber an manchen Küsten nur selten vorkommender Fisch, soll sie an der linken tragen.

Die Rochen, von denen es in der Nordsee mehrere Arten, als Glattrochen, Nagelrochen ꝛc., gibt, erreichen mitunter eine bedeutende Größe. Im Jahr 1842 soll bei Ostende ein Glattrochen gefangen worden sein, der „12 Fuß lang und 9 breit" gewesen; das breite, nach unten gerichtete Maul dieser Thiere gibt ihnen etwas sehr Abschreckendes. Der breite Körper lauft in einen langen, spitzen, starken, als Steuerruder dienenden Schwanz aus, der bei einigen Arten mit Stacheln besetzt ist. Die Wunden, welche der südamerikanische Stachelrochen schlägt, werden als äußerst schmerzhaft und selbst lebensgefährlich geschildert. Die Spitzen unserer Nagelrochen finden sich zuweilen in Gestalt verbogener Schuhnägel im Gerölle des Strandes.

Zu den gewöhnlichen Strandanschwemmungen gehören auch die leeren Eierhülsen der Rochen, viereckige, tragbahrenförmige, leder- oder hornartige Kapseln, die durch das offene Ende zu erkennen geben, wo der junge Fisch sich in Freiheit gesetzt.

Die Vermehrung der Rochen, dieser gefräßigen Räuber, ist nur sehr gerring. Der Fisch gleicht darin den Haien, die ebenfalls nur wenige Junge in die Welt setzen, und zwar zum Theil lebendig

gebärend, zum Theil durch Eier, deren Hüllen den Rochenhülsen zum Verwechseln ähnlich sehen. Die vier Zipfel sind jedoch länger und sollen zum Festhalten der Eier an Tangstengeln oder dergleichen dienen.

Trotz seiner widrigen Gestalt ist der Rochen ein sehr wohlschmeckender Fisch. Manche haben eine große Vorliebe dafür. So erklärt sich die französisch-musikalische Grabschrift, die einst einem Fischliebhaber gesetzt wurde, welcher sich an Rochen und Zungen zu Tode gegessen hatte:

Ein beliebter und eben nicht selten vorkommender Fisch ist auch der Röthling, rouget, der durch seine rosige Farbe und durch lange Ziegenbartfäden leicht erkennbar ist. Er hat nur zwei Seitenflossen und wird bis zu drei Fuß lang.

Ziemlich unbedeutend ist bei Ostende der Makrelenfang, während er den Helgoländern die beliebten Smuttfische liefert und den Badegästen einen angenehmen Zeitvertreib gewährt. Die Engländer zählen das Makrelenangeln, das im Segeln geschieht, zu den Lieblings-Sports. „Auf Meer und Fluß — so schildert der Verfasser der »Wild sports of the West« — gibt es nichts, was sich mit diesem köstlichen Genuß vergleichen ließe: Alles Leben, Bewegung, Freudigkeit, die muntere Brise, der blaue Himmel, das rasche Boot, Alles erweckt Lust und Theilnahme."

Das Leben und Treiben der Fischer hat manches Eigenthümliche. Ein besonders hervorstechender Zug ist Religiosität und Aberglaube.

Wo könnte auch der Drang nach Gottesdienst oder Götzendienst sich lebendiger regen, als an den Borden des Meeres? Die ungeheuersten Erscheinungen, die tobendsten Gefahren treten hier hundertfach an das beklommene Herz, und selbst die Stille, die dann und wann über den Fluten und am Gestade sich lagert, trägt nur dazu bei, die drohenden Stimmen der Unwetter um so furchtbarer hervortreten zu lassen. Wie auf der einen Seite Noth

und Wagnißlust den Menschen dazu trieben, die Gefahren der See zu bestehen, so erwachte auf der andern das Verlangen, die unerforschlichen Mächte der Tiefe zu besänftigen und den Weg der Vermittlung zwischen der Allgewalt des Himmels und dem eigenen irdischen Vortheil zu finden.

Zahlreiche Sagen und Gebräuche, sowie eine ganze Reihe von Kirchen und Kapellen an der flandrischen Küste deuten auf das Bedürfniß hin, Schutz und Schirm in Sturm- und Wassersnoth zu suchen und für gefundene Rettung sich dankbar zu erweisen. Auch ein Kloster wurde im 12. Jahrhundert gegründet, die berühmte Abtei der „Dünen," Monasterium Dunarum.

In Ostende wird alljährlich am ersten Sonntage im Juli ein großer kirchlicher Umzug veranstaltet, wobei das Segnen des Meeres einen Hauptgegenstand bildet. Man errichtet auf einem Theile des Walles, im Angesicht der See, einen reichgeschmückten Altar; dort wird das Allerheiligste niedergesetzt, und während die Theilnehmer am Zuge mit Kerzen, Fahnen, Kränzen und sonstigen Zeichen und Zurüstungen umherstehen, spricht der Priester den Segen über das Meer und sein Gestade aus.

Es fällt diese Feierlichkeit, die einen Hauptbestandtheil der Ostender Kirmeß ausmacht, in eine Zeit, wo der Frühjahrs-Fischzug nach dem Norden meist schon beendet ist. Allein auch diese erste Ausfahrt geschieht nicht, ohne daß die Fischer eine besondere Gelegenheit gehabt hätten, den Schutz und Segen des Himmels anzurufen. Es ist, wie schon erwähnt, Brauch, sich nicht nach der Jahreszeit, sondern nach Ostern, mag dies Fest früh oder spät fallen, zu richten. Ohne sein «pâschen» gehörig abgemacht zu haben, geht nicht leicht ein Fischer auf den Kabeljaufang. Ist auch das ganze Jahr nicht an Beichte und Abendmahl gedacht worden, zu Ostern wird gebeichtet und sonst den Mahnungen der Kirche Gehör geschenkt. Am Ostermontagsmorgen 8 Uhr besucht Jeder die Messe. Auch das weibliche Geschlecht, das mit dem Fischereiwesen irgend in Verbindung steht, ist zahlreich gegenwärtig. Selten ist daher die Ostender Kirche so gefüllt, als bei der „großen Fischermesse." Vor dem Meßopfer wird eine vlamische Predigt gehalten, die natürlich auf den Fischzug Bezug

hat. Unter Anknüpfung an den gesegneten Fischzug des Petrus und unter Ausmalung aller Schrecknisse der See wird zur Nüchternheit, zur Keuschheit, zur Enthaltung von Fluchen und Schwören, zur Bußfertigkeit und vor allem zum Gehorsam gegen den Herrn und gegen die heilige Kirche ermahnt. Wie kann Einer einen gesegneten Fischzug erwarten, ohne die Gebote der Kirche befolgt zu haben? „Daß doch Keiner zur See gehe, ohne erst sein Päschen gethan zu haben!"

Man kann denken, daß eine solche Rede nicht ohne Eindruck bleibt. Ich habe zwar nicht bemerkt noch gehört, daß „Thränen der Rührung" vergossen worden seien, wie einst öffentlich gerühmt wurde; allein Mancher spuckte doch weit bedächtiger aus, als er sonst wohl gethan hätte. In der Ostender Kirche ist nämlich das Ausspucken nicht verboten, wie in der Jesuitenkirche zu Brügge; auch würde ein solches Verbot, trotz aller Ermahnung zum Gehorsam, nicht durchzuführen sein, wenigstens nicht während der Fischermesse.

Unterdessen sind am Hafen, wie das gewöhnlich an festlichen und feierlichen Tagen geschieht, die Schiffe bewimpelt und beflagget, und auf der obersten Mastspitze steckt ein grüner Büschel, oder ein Kreuz oder sonst ein geweihter Gegenstand, von dem man sich gute Wirkungen verspricht. Die Laubbüschel rühren natürlich vom Palmsonntage her, wo allerlei grüne Zweige den priesterlichen Segen empfangen können. Nur wenige Schiffsmannschaften scheinen sich freigeistig über diesen Brauch hinwegzusetzen. Auch hindert das Alles nicht, daß die Stunden des Nachfestes gehörig benutzt werden, um von Stadt und Bierhaus, denen man auf so lange Zeit Lebewohl sagen muß, noch einen möglichst angenehmen Eindruck mit auf den Weg zu nehmen.

Diejenigen, die ungewöhnlich vorsorglich sind, oder etwas ganz Besonderes auf dem Herzen haben, begnügen sich übrigens mit den Ostender Kirchen und Heiligen nicht, sondern sie nehmen vorzugsweise zu dem Kapelleken ihre Zuflucht. Das Kapellchen ist nämlich ein kleines Andachtshaus, bei dem Dorfe Bredene, anderthalb Stunden von Ostende, das durch ein mächtiges „Marienbildchen" weit und breit in Ansehen steht und ganze Schaaren von

Pilgern herbeilockt. Wer im Kapelleken nicht Hülfe findet, dem ist so leicht nicht zu helfen, wenigstens nicht in der Nähe; das Gelübde einer Wallfahrt nach dem Kapelleken, das Aufhängen eines Weihebildes, das Anzünden einer Kerze daselbst, ist gewissermaßen das Aeußerste, wozu ein Ostender Schiffersmann seine Zuflucht nehmen kann.

Das kleine Gotteshaus ist im freien Felde, an einem Kreuzwege, einige hundert Schritte hinter den Dünen, errichtet, und gibt schon durch diesen Standpunkt in der Nähe des Gestades zu erkennen, daß es für die Strand- und Fischerleute eine besondere Bedeutsamkeit haben muß. Außerdem ersieht man aber auch an einem aufgehängten Schiffchen, sowie an mehreren Bildern und Zeichnungen von Schiffsnöthen, daß es vorzugsweise Seeleute sind, welche hier ihre Andacht verrichten. So ist unter andern ein Sturmanfall, der dem Ostender Fischerboote Nr. 106 am 25. November 1850 begegnete, verewigt.

Auch ein gefaßter Brunnen hinter der Kapelle ist wohl nicht ohne Beziehung zur Schifffahrt.

Das Häuschen ist etwa achtzehn Fuß lang und zwölf breit. Es gewährt also im Innern nicht viel Raum. Man hat aber durch einige niedrige Bänke vor der Thüre dafür gesorgt, daß auch eine größere Anzahl Beter niederknieen kann.

Das Marienbildchen ist hinter einem Gitterverschlusse aufgestellt. Wie die Sage geht, wurde es in dem Brunnen oder, wie Andere wollen, am Strande aufgefunden. Man brachte es in die Kirche zu Bredene; allein es blieb dort nicht, sondern kehrte nach den Dünen zurück. Als sich das Wunder wiederholte, ward es Jedermann klar, daß onze vrouwtje an Ort und Stelle verehrt sein wolle. Man errichtete daher einen Pfahl mit einem Schrein und später das Kapellchen, wo seitdem gar Mancher Trost und Hülfe gesucht hat.

Wann das erste Wunder geschehen, weiß ich nicht. Das jetzige Häuschen ist erst um 1733 errichtet worden.

Aehnliche Kapellen kommen auch an andern Küstenstellen vor, z. B. bei dem Dorfe Heyst, unweit Blankenberge.

In dem Gotteshause des Küstendorfes Meddelkerk bei Ostende

befindet sich ein Kreuzbild, an welches sich ähnliche Angaben knüpfen. Um 1657, erzählt der Kanonikus Tanghe, fanden die Fischer ein Kreuzbild am Strande, welches nach Walravenzyde gebracht wurde. Allein am andern Tag lag „der Schatz" abermals am Strande. Man trug es nun mit großer Feierlichkeit in die Kirche zu Nieuport oder Nieuwpoort; doch auch hier wollte dasselbe nicht bleiben; „ohne einig menschlich Zuthun" kam es in der Nacht in die Kirche von Meddelkerk und ward daselbst unter großem Zulauf verehrt, namentlich von den Fischern.

Selbst in neuerer und neuester Zeit hat man noch von Funden, welche an ältere Vorgänge und Wundererzählungen dieser Art erinnern, gehört. Aber es ist nicht immer zu Kapellenbauten gekommen. So fand vor einigen Jahren ein Ostender Fischer ein spannenlanges bleiernes Marienbild, das, anstatt in eine Kapelle, in die Naturalien-, Raritäten- und Mißgeburtensammlung des Bierbrauers Paret zu Slykens gelangte, wo es noch 1859 zu sehen war. Der Finder wollte dasselbe zwei Mal wieder weggeworfen haben, das erste Mal mit dem Ausrufe, daß er lieber einen tüchtigen Kabeljau gefangen hätte. Als aber zum dritten Male das Bild im Netze war, lief ihm Schauder über den Rücken und er nahm es mit, freilich ohne weiteren Erfolg, als daß er's Herrn Paret beim Leeren einer gutgefüllten Flasche überließ.

In früheren Zeiten wurden beim Auswerfen der Netze und Angeln mancherlei Förmlichkeiten beobachtet; namentlich sollen gewisse Gebetsprüche, Ausrufe und dergleichen im Schwange gewesen sein. Es ist mir aber trotz vielfacher Nachforschungen nicht gelungen, etwas Umfassendes und Zusammenhängendes, wie es z. B. auf Helgoland besteht, an der flandrischen Küste zu erfahren. Bei den Ostendern scheint selbst das Auswerfen im Namen Gottes in neuerer Zeit außer Uebung gekommen zu sein. Was hier und da übrig geblieben, schließt sich eng an die Bräuche der katholischen Kirche an. Namentlich wird dann und wann eine Kerze gebrannt, wozu in der Kajüte eine besondere Vorrichtung angebracht ist.

Nicht jeder Fischer ist so glücklich, mit Schiff und Netz in See gehen zu können. Mancher hat nur ein winziges Küstenboot, worin er zum Angeln in der Nähe des Landes ausfährt, oder

mit einem Wippnetze in den Hafenmündungen den Fischen und Aalen nachstellt. Andere haben auch das nicht; ihr ganzer Reichthum besteht in einer Schaufel und in einigen Angelleinen, welche sie am Strande auslegen, oder in einem Stecknetze, welches sie an den Ausflüssen der Niederungen des Ebbegestades anbringen.

Die Schaufel dient zum Graben von Sandwürmern; der Sandwurm aber gehört zu den gesuchtesten Lockspeisen, womit die Angelhaken besteckt werden. Man hat ihn daher auch den Fischerwurm, Arenicola piscatorum (Lumbricus marinus), genannt, während die Fischer selbst ihn schlechthin worm nennen. Er wohnt in der Nähe der Tiefwassermarke und kann nur mit Geschick und Anstrengung aus dem nassen Sande herausgehoben werden, da er sich gegen zwei Fuß tief eingräbt, und nicht selten das werthlose Hintertheil im Stich läßt, um das bessere und größere Vorderstück zu retten. Denn, wunderlich genug! der arme, verfolgte Wurm streckt nicht das Schwanzende nach unten, sondern nach oben, und steht sein ganzes Leben lang auf dem Kopfe. Sein Röhrengang ist so eng, daß er sich nicht umwenden kann, sondern nur auf und niederzurutschen vermag, wie ein Kaminfeger im Schornstein. Damit der feuchte Sand nicht vor und hinter ihm zusammenfalle, bestreicht er ihn mit einem klebrigen Schleim, den der sich windende Körper an mehreren Stellen absondert. Wenn das Wasser sinkt, geht der Kopf tiefer, und nahet Gefahr, so wühlt er sich noch weiter ein, was mit ziemlicher Schnelligkeit von Statten geht. Das Hauptwerkzeug ist dabei der Mund, der sich wechselsweise ausstülpt und einzieht und dadurch Bewegung hervorbringt. In einem mit Sand und etwas Wasser gefüllten Bierglase kann man das Gebaren des Thiers leicht beobachten. Jede Entblößung bringt ihm Unruhe; es strebt sofort mit aller Macht, sich einzuhüllen, und kann es nicht tiefer, so ringelt sich's ein, nur das Hinterende von Zeit zu Zeit an die Oberfläche bringend. Im Freien geht die Röhre fast senkrecht, und weiter unten mit einer schrägen Richtung nach dem Wasser hin, in die Tiefe. Die Wurmgräber wissen und benutzen dies, indem sie sich so stellen, daß sie den Gang besser abstechen und verfolgen können. Gleichwohl entgeht ihnen nicht selten der Verfolgte im Sand und Wasser der

Tiefe. Häufig kommt nur das Hintertheil zum Vorschein, was zwar so lebenszäh ist, daß es sich noch zwei Tage lang im Wasser bewegt, aber keinerlei Nutzen gewährt.

Das Wurmgraben würde noch schwieriger, ja fast unmöglich sein, wenn nicht die Thiere selbst ihren Aufenthaltsort verriethen. Wer zur Zeit der tiefsten Ebbe am Wasserrande hingeht, bemerkt auf der glatten Sandfläche eine Menge gewundener Häufchen, die wie kleines Gedärm oder ähnliche Dinge sich ausnehmen und beim Wasserabflusse aus dem Boden hervorquellen. Die Fischer geben durch ihre Bezeichnungsweise — die Niederländer durch stront, die Helgoländer durch sketen — sehr klar zu erkennen, wofür sie die Häuflein halten, obwohl diese anscheinend aus dem reinsten Sande bestehen. Es hat zwar nicht an gelehrter Bezweiflung dieses Verdachts gefehlt; allein die ungelehrten Wurmgräber werden wohl Recht behalten, wenn auch nicht ganz fest steht, zu welchem Zwecke und in welcher Weise die Thiere den vielen Sand zu sich nehmen. Die schlagfertigen Nützlichkeits- und Weisheitsmänner sind freilich nicht in Verlegenheit: die Vorsehung hat dafür gesorgt, daß die „armen Fischer nicht lange zu suchen brauchen," sondern auf den ersten Blick sehen können, wo ein fetter Wurm versteckt ist.

Das Wurmgraben wird an manchen Stellen im Großen oder doch auf Bestellung betrieben. Für die Helgoländer war es noch vor kurzen Jahren eine der wichtigsten Angelegenheiten. Da die Sandgestade ihrer kleinen Düneninsel nicht ausreichen, um den nöthigen Köder zu liefern, so wurden alljährlich zahlreiche Ausfahrten nach den benachbarten Sandbänken, namentlich nach Neuwerk, Wangeroge und Spiekeroge zum Wurmgraben unternommen, wobei man oft gegen acht Tage aus war. Neuerdings hat sich dies geändert, indem die Meisten vorziehen, den Bedarf bei den Bewohnern der nächsten Inseln und Küsten in Bestellung zu geben.

Wenn die Würmer nicht in den ersten Tagen gebraucht werden können, so muß man sie einsalzen. Allein auch dann halten sie sich nur einige Wochen lang. Etwas länger können die Sandspieren (Amodytes tobianus), kleine fingerlange Fische,

welche die Insulaner im Frühjahr an den Sandküsten fangen, bewahrt und verwendet werden.

Der frischeste Köder ist der beste. Manche Fische sind in Betreff der Lockspeise sehr schwierig; doch erfordert kein Seefisch so viel Umsicht, als die Forelle der süßen Gewässer. Am leichtesten begnügen sich die Makrelen, die im Segeln geangelt werden: sie beißen selbst nach einem weißen Tuchlappen, und der ersten besten, die man fängt, kann man Stücke vom Leibe schneiden und andere damit ködern. Die Angel darf nicht tief eingelassen werden, weil der Fisch, wie die Helgoländer sagen, „zwischen Wind und Wasser läuft."

Die Größe der Angeln und der Köderstücke hängt natürlich von den Fischen ab, denen man nachgeht. Für Kabeljaue und Rochen müssen sie ziemlich stark sein und das Anknüpfen der Leinen und das Aufstecken des Köders erfordert ein besonderes Geschick. Die kleinsten Angeln werden für Sandschollen und einige andere Fischarten verwendet. Sie sind das gewöhnliche Fangwerkzeug der armen Küstenbewohner. Ihre Anwendung ist sehr einfach. An der Angel ist eine drei Fuß lange Schnur befestigt, welche am andern Ende mit einem kleinen Holzstück versehen ist. Dies Stück wird bei niedrigem Wasser in den Sand gegraben oder an felsigen Küsten unter Steinen befestigt, während die Angel mit der Lockspeise auf der Oberfläche bleibt und, mit etwas Sand bedeckt, der See zugekehrt ist. Sobald sich die Flut naht und den Sand abspült, schwenkt sich die Angel herum und lockt in den Wellen umherspielend die kleinen Strandfische an. Gewöhnlich werden einige Dutzend solcher Angelschnüre ausgelegt. Die Richtung wird durch Halmbüschel oder Gesträuch bezeichnet, um das Wiederauffinden zu erleichtern. Nach dem Wiederablauf des Wassers, also nach elf bis zwölf Stunden, kommt dann der Fischer, um zu sehen, ob Gott oder der Schutzheilige, dem er sein Werk mit einem kurzen Stoßgebet empfohlen hatte, Glück und Segen gewährte.

Es leuchtet ein, daß auf diese Weise nur bei ruhigem Wetter gefischt werden kann. Kommt ein plötzliches Ungestüm, so sind meistens Fang und Angeln im aufgewühlten Sande verloren.

Zugleich ist ersichtlich, von welcher Wichtigkeit für die armen Küsten- und Dünenbewohner der Sandwurm ist, da er ihnen die billigste und beste Lockspeise gewährt.

Man hat behauptet, daß die Küstenscholle und einige andere Thiere den Sandwurm trotz seiner tiefen Behausung zu erreichen verständen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist und wie es bewerkstelligt werden mag. Sicher aber hat er allen Grund, sich so ängstlich zu verkriechen, da er für Viele ein wahrer Leckerbissen ist. „Nicht wurde um den Leichnam des Patroklus mit solcher Hitze gekämpft," sagt ein englischer Naturforscher, „als um einen solchen Wurm gestritten wird, wenn er unter einen Haufen Krabben und sonstiger Fleischfresser geräth."

Gewöhnlich theilt der Sandwurm das Geschick anderer Würmer, die für häßliche und widerwärtige Thiere gelten und höchstens ein Gegenstand des Mitleidens sind. Die armen Würmer! Allein bei Licht und zugleich im Wasser besehen, kann der Sandwurm gar wohl für ein hübsches Thier gelten; und noch mehr ist dies bei andern Ringelwürmern des Meeres der Fall. Seine Farbe ist gewöhnlich sehr lebhaft, da sie zwischen gelblichem Blattgrün und dunklem Karmin wechselt und spielt, und zwölf Paar Kiemenbüschel, welche sich zu beiden Seiten des Mittelkörpers entfalten, gereichen ihm zur wahren Zierde. Die Terebellen, Nereiden, Amphitriten, Aphroditen ꝛc. gehören zu den schönsten Geschöpfen des Thierreichs, wie das zum Theil schon in den Namen angedeutet ist, welche ihnen die von so viel Farbenschmuck und Zierlichkeit entzückten Naturforscher beigelegt haben. Nichts Reizenderes als die Fühlerblume einer Amphitrite bombyx; kein Kolibri schillert in lieblicherer Pracht aus allen Farben des Regenbogens als der seidenweiche Haarschmuck der Aphrodite aculeata.

Manche dieser reizenden Geschöpfe wohnen so tief, daß sie nur selten beim Fischen oder in sonstiger Weise an's Tageslicht gebracht werden. Andere aber halten sich in der Nähe des Ebbegestades auf oder werden durch Sturmwogen verschlagen und an den Strand geworfen. Zu diesen gehören namentlich die Aphroditen. Man sieht ihre vielfüßige regelmäßige Spur nicht selten im weichen Sande. Zuweilen gelingt es ihnen, das fort-

eilende Wasser zu erreichen oder sich in den Ebbetümpeln zu retten; öfter aber winden sie sich sterbend im Sande oder liegen todt unter den Anschwemmungen der Flut.

Auch im Tode sind sie noch schön. Doch ist nicht der ganze Körper mit regenbogenfarbigen Seidenhaaren bedeckt, sondern der Rücken hat eher ein kahlköpfiges Ansehen, was den schillernden Schmuck der Seiten um so auffallender hervorhebt. Aber diese kahle Rückendecke ist merkwürdig genug. Sie ist nämlich nicht die Haut des Thieres, sondern eine mit den Haaren in Verbindung stehende gefilzte Hülle, welche das Wasser durchläßt, aber die auf dem Rücken liegenden äußerst zarten Kiemenblättchen schützt. Sie bedeckt den ganzen Obertheil; nur zwischen den mit dreifachen Borsten- oder Stachelbüscheln versehenen Füßen sind kleine Oeffnungen, und eben so ist am Hintertheil eine nicht geschlossene Stelle, wo das von den Kiemen durcharbeitete Wasser ausströmt. Die Fußborsten sind beweglich, d. h. sie stecken in zierlichen, goldgelben Scheiden, aus welchen sie beim Bewegen des Thieres mehr oder weniger hervorgeschoben werden. Sie haben einen prächtigen, dunkelbraunen Metallglanz, der sich auch nach dem Tode und Auftrocknen des Thieres erhält. Mit ähnlichen Stacheln sind die Seiten besetzt; doch sind diese nicht verschiebbar, wie zuweilen angegeben worden ist.

Man sieht, das schöne und harmlose Geschöpf ist bedeutend geschützt; aber dennoch fehlt es ihm nicht an Verfolgung und Qual. Besonders hat es von Polypen und andern Aufhockern zu leiden. Ich sah eine Aphrodite, die sich mit einem Polypenstamme umherschleppte, der ihr quer durch den Rückenfilz gewachsen war und der die berührten Kiemenblätter nicht wenig belästigen mochte.

Die meisten Ringelwürmer, sowie die denselben nahestehenden Thierarten, sind durch die eigene Körperbedeckung wenig geschützt. Sie suchen ihre empfindliche Haut daher in anderer Weise zu schirmen. Einige graben sich Höhlungen im Sande. Andere richten sich in leeren Seeschneckenhäusern ein. Die Nereiden und ähnliche Würmer suchen Schutz unter Steinen und Muscheln oder verkriechen sich im Tang. Die Sabellen und Terebellen bauen

Röhren aus Sand und Muschelschalenstückchen; andere graben sich Höhlungen in Gestein oder sonstigen Gegenständen; noch andere schwitzen ein kalkiges Gehäuse aus, mit dem sie ruhig an der einmal gewählten Stelle beharren.

Die Nereiden sind die Tausendfüßer des Meeres, schlanke, bewegliche, oft schön gefärbte und merkwürdig gebildete Geschöpfe. Manche Arten sollen mehrere Fuß lang werden, mit mehr als 400 Abschnitten oder Ringeln und eben so vielen Fuß- oder Ruderpaaren. Staunenerregend ist, was von der Körpereinrichtung dieser Thierarten berichtet wird. Man will Tausende von Nervensträngen, Hunderte von Magen, und gar 30,000 Muskeln an einem solchen Geschöpf gezählt haben. Da ist es denn erklärlich, daß die schlanken Gestalten so leicht und anmuthig durch das Wasser dahingleiten können.

Die Glühwurm-Nereide, N. noctiluca, gehört zu den Leuchtthieren und wird zu gewissen Zeiten häufig am Seetang oder an Steinen gefunden. Bei Ostende habe ich sie zu wiederholten Malen, selbst mitten im Winter angetroffen. Sie scheint sich meist an der Oberfläche des Wassers aufzuhalten. In der Gefangenschaft pflegt sie sofort an den Wasserrand des Beckens zu steigen und sich dort mit einer seidenartigen Hülle anzuheften. Sie wird $\frac{1}{2}$—$\frac{3}{4}$ Zoll lang; doch trifft man meist nur kleinere. Ihre Leuchtkraft ist sehr stark, namentlich wenn man sie mit süßem Wasser bespritzt. Der aus den Fußwimpern an beiden Seiten ausstrahlende Schein ist bei hellem Kerzenlicht noch sichtbar.

Bewunderungswürdig ist der Eifer und die Geschicklichkeit, womit einige Seewürmer ihre Wohnungen bauen. Wer zur Ebbezeit am Strande geht, wird zuweilen ein bis drei Zoll lange Röhren finden, deren zierliche und regelmäßige Zusammensetzung aus Sandkörnchen oder andern feinen Gegenständen mit dem größten Staunen erfüllt. Sie sind etwas kegelförmig zugespitzt, rund, von der Weite einer starken Schreibfederspuhle, und so dünner Gewandung, daß eben nur Sandkorn an Sandkorn liegt. Dabei sind die einzelnen Körner so sorgsam gewählt, daß keines dicker ist als das andere, und somit nach Innen wie nach Außen eine glatte und gleichmäßige Fläche sich zeigt. Aber keines Weges

sind bei allen Röhren die gewählten Baustückchen gleichstark; es gibt grob- und feinkörnige, während eine und dieselbe Röhre stets gleichkörnig ist.

Die Baumeister dieser merkwürdigen Gebilde sind kleine Strandwürmer, Sabellen genannt, ohne andere Werkzeuge als ihre zarten Fühler, und ohne andern Mörtel, als eine schleimige Absonderung, womit sie die gewählten Baustoffe verbinden und innen überkleistern. Der Bau und die Vergrößerung geschieht von vorn. Meist ist die Röhre bedeutend länger, als der zusammengezogene Körper des Thiers, so daß nicht nur hinten, sondern auch vorn ein überschießender Raum verbleibt. Das vordere Ende wird durch einen haarartigen, kammförmigen, goldglänzenden Kopfbesatz des Wurms geschlossen. Die Röhre ist mit dem Thierkörper nicht verbunden, kann jedoch beim Hervorkriechen mit dem anklebenden Hintertheil fortgezogen werden. Beim Verlust der Behausung beginnt sofort ein Neubau, wenn die Umstände günstig sind. Doch soll selbst ein Verlassen der Röhre ohne erkennbaren Grund vorkommen.

Merkwürdig ist, daß der Wurm hauptsächlich zur Nachtzeit arbeitet; er hat Alles im Gefühl und bedarf des Tageslichtes nicht. Häufig baut er sich auch an andere Gegenstände an und läßt zuweilen deren Oberfläche als einen Theil seiner Röhre gelten: namentlich beim Mangel an Material.

Eben so merkwürdig sind die Bauten der Terebellen, die zugleich durch ihren Fühlerschmuck zu den schönsten Seewürmern gehören. Die Strand-Terebelle, bei den Engländern the sand-mason genannt, baut sich an den Gesteinen des Ebbestrandes an. Die Röhren bestehen aus Sand und werden in ähnlicher Weise, wie bei den Sabellen, verfertigt. Das Thier ist gegen acht Zoll lang und mit prächtigen Kiemen und Fühlerbüscheln geschmückt. Englische Naturkundige wissen die Reize und die Behendigkeit im Röhrenbau nicht lebendig und entzückt genug zu schildern. „Wird ein Wurm aus seiner Röhre hervorgezogen, so schwimmt er mit heftigen Windungen im Wasser umher; die Fühler und Kiemen werden zusammengezogen, und da das Thier durch solche ungewöhnliche Anstrengungen sich schnell erschöpft, so sinkt es bald zu

Boden. Wird nun etwas Sand hinabgeschüttet, so dehnen sich alsbald die Fühler nach allen Richtungen aus, um ihn zu sammeln, und kehren das Gefäß ganz rein; in kurzer Zeit ist kein Körnchen, was innerhalb ihres Bereichs ist, zurück, und das Ganze wird angewendet, um eine neue kunstreiche Wohnung zum Schutze für den nackten Körper des Baumeisters zu verfertigen. Die Kunst, die Umsicht in der Wahl des Materials und der Eifer des Geschöpfs in der Anfertigung seiner Behausung ist wahrhaft bewunderungswürdig."

Auch bei diesen Thieren ist der Abend und die Nacht die Hauptarbeitszeit. Ist die Röhre theilweise verfertigt, so ruht der Arbeiter bis zum Mittag. „Doch kaum hat die Sonne die Mittagslinie durchschritten, so beginnt das Geschöpf unruhig zu werden; gegen vier Uhr erhebt es sich . . . . und um Sonnenuntergang sind die Fühler in voller Thätigkeit. Jeder greift nach einem oder mehreren Sandkörnern und führt sie an den Ort, wo ihre Verwendung erforderlich ist. Sollte einem seine Last entschlüpfen, so wird eifrig nach dem verlorenen Sandkörnchen gesucht, dies abermals ergriffen und an den Ort seiner Bestimmung geführt."

Die jungen Terebellen sind beweglicher und führen ein freieres Leben als die Alten; ihre Füße sind mehr zum Fortbewegen geeignet; auch haben sie Augen, während die entwickelten, seßhaft gewordenen Thiere „weder Kopf noch Augen" besitzen.

In ähnlicher Weise, wie der Sandmaurer, lebt und wirkt der Töpfer, Terebella figulus; nur daß er lieber mit Schlamm als mit Sand baut. Eine andere Art, der Weber, Terebella textrix, begnügt sich damit, den Körper mit einer spinnwebartigen Hülle zu umgeben. Noch anders macht's der Schalenbinder, Shell-binder, Terebella conchilega, der sich eine Röhrenwohnung aus Muschelschalenstückchen zusammensetzt. Er ist mit einem sehr schönen Kiemen- und Fühlerschmucke ausgestattet und gehört zu den an den Nordseeküsten am häufigsten vorkommenden Würmern. An manchen Stellen des mittlern Ebbegestades, namentlich bei etwas steinigem Grunde, lebt er so zahlreich, daß die aufrechtstehenden, von den Wellen entblößten Röhren-

enden wie Getreidestoppeln anzusehen sind. Gleichwohl hat es einige Schwierigkeit, ein Thier zu erwischen. Doch lohnt sich die Mühe vollauf, da der hübsche Baumeister Monate lang in der Gefangenschaft ausdauert und durch seinen Kunsteifer ein äußerst unterhaltendes Schauspiel gewährt. Anfangs wird eine Art „Halsband" verfertigt; dann wird dies zur Röhre erweitert und verlängert und diese mit dem Kopfe in den Sand gezogen und darin ausgebaut, bis der ganze Leib bedeckt ist. Doch bleibt das Thier nicht auf dem Kopfe stehen, wie der Fischer=Sandwurm; es kehrt sich unten um und kommt mit den Fühlern zum Vorschein, um in den Flutzeiten nach Nahrung zu haschen. Da das Spiel der Wellen die Sandhöhe oft ändert, so hört die Bauthätigkeit selten ganz auf, indem bald nach oben bald nach unten erweitert und zuweilen auch ganz von neuem begonnen werden muß.

Einige Seewürmer bohren sich in Muschelschalen und selbst in hartes Gestein, um Schutz zu finden. Es ist noch nicht genugsam ermittelt, in welcher Weise die kleinen, zarten, weichen Geschöpfe dies zu bewerkstelligen wissen. Man glaubt, daß die Arbeit durch fortgesetzte Absonderung einer auflösenden Feuchtigkeit unterstützt werde.

Eine der kleinsten Arten gräbt und baut sich häufig in den Falten der Platten=Balanen ein. Außer dem Wasser erscheint Alles todt; aber im Wasser erheben sich, nicht selten zwischen einem Gebüsch von Polypenstämmchen, kleine Röhren, aus denen zwei lange, dehnbare Fühler sich hervorstrecken und mit gelenkigstem Eifer nach allen Seiten umherfliegen, wie die Beine eines Akrobaten.

Eine eigenthümliche Erscheinung bilden die Serpuln. Sie schwitzen weiße kalkige Röhren aus, die am untern Ende geschlossen sind und sich nach oben mit dem Wachsthum des Thieres verlängern und erweitern. Gewöhnlich kommen sie in bedeutender Anzahl neben oder vielmehr durch einander vor, indem sie in wunderlichster Verschlingung die Oberfläche einer Austernschale oder eines Steins 2c. bedecken, ohne sich von der Stelle bewegen zu können. Nichts ist überraschender, als der Anblick, welchen

ein solcher Wurmfamiliensitz im Wasserbecken gewährt, sobald die zarten Geschöpfe aus ihren Zellen hervorzutauchen wagen. Anfangs erheben sich die Schließer der Röhrenöffnungen; dann entfalten sich zwei scharlachrothe Kiemenfächer, so das bald das weiße Kalkgewinde in ein reizendes Blumenbeetlein verwandelt ist.

Die Röhren einer andern Art Seewürmer, der Spirorben, gleichen kleinen Schneckenhäusern und kommen häufig auf einigen Tangarten vor. Umgekehrt gleichen einige Weichthiere den Würmern, ohne darum zu dieser Abtheilung von Seethieren zu gehören.

Einer der häufigsten und zugleich gefürchtetsten Küstenbewohner des Meerwassers ist der Bohrwurm. Gar selten wird ein Stück Holz, das längere Zeit in der Tiefe zugebracht hat, an den Strand geworfen, ohne durch und durch von Bohrwürmern zernagt zu sein. Mitunter ist der innere Zustand von außen kaum bemerkbar. Man meint ein festes, von Wässer getränktes Pfahl- oder Bretstück aufzuheben, so wenig sind die äußern engen Oeffnungen auf der schmutzigen Oberfläche erkennbar; allein kaum biegt und bricht man daran, so zeigt sich das Ganze nach allen Richtungen und oft in den engsten Verschlingungen von Wurmröhren durchzogen. Mitunter ist fast kein Restchen Holz mehr übrig, und die weißen dünnen Kalkröhren, womit die Thiere ihre Gänge auskleiden, liegen an manchen Stellen dicht aneinander. Mit dem Wachsthum werden die Röhren verlängert und zugleich erweitert, wobei den Nachbarn links und rechts und oben und unten nicht selten in den gesuchtesten Windungen ausgewichen werden muß. Merkwürdig ist der Kopf des Thieres, der immer nach dem Innern gerichtet zu sein scheint: er ist mit dünnen Kalkplättchen bekleidet, die sich fast ausnehmen wie die Schläfenschildchen der Holländerinnen.

Man weiß, wie einst die Amsterdamer und andere Hafenstädter, deren Wohnungen und Schutzwehren auf eingerammten Pfählen ruhen, von den Bohrwürmern geängstigt worden sind, und wie manches Schiff in tückischer Stille von ihnen zernagt worden ist. Jetzt werden die Schiffe durch Kupferbeschlag und die Pfahlwerke durch das Eintreiben breitköpfiger Nägel geschützt.

Die Furcht hat nachgelassen, allein es ist leicht zu ermessen, wie viele Millionen zur Abwehr des nagenden Wurms aufgewendet werden müssen. Man hat die Küstenbewohner damit getröstet, daß derselbe nicht bloß gesunkene Schiffe und Bauten zernage, sondern auch Schiffstrümmer und gesunkene Fahrzeuge aus dem Wege räume, die sonst der Schifffahrt vielleicht nachtheilig sein würden; allein Sprengmaschinen thäten es billiger.

Auch Bohrmuscheln, namentlich Pholaden, die sich in Erdreich und Gestein einnisten und ausdehnen, können nachtheilig werden, obwohl dergleichen nur selten vorkommen mag. An den Nordseegestaden ist besonders die Fingermuschel, mit zarten geriefelten Schalen, die vielfach einzeln gefunden werden, zu bemerken. Namentlich kommt sie in den Torfstücken, welche zuweilen von den Wellen an der flandrischen Küste losgerissen werden, vor. Ihren Aufenthaltsort verrathen sie oft selbst, indem sie, durch Schlagen oder Stampfen auf den Boden erschreckt, Wasser spritzen. Die Bohrmuscheln der italienischen Gewässer werden als Leckerbissen betrachtet und haben daher trotz ihrer festen Verstecke kein gesichertes Dasein. Zugleich gehören sie, wie schon Plinius wußte und schildert, zu den Leuchtthieren: die glimmende Feuchtigkeit glüht auf den Lippen der schmausenden Leckermäuler, an den Fingern und selbst „auf den Kleidern in den niederfallenden Tropfen.“ —

3.

Leuchtthiere. Muscheln. Austernzucht- und Bewahranstalten. Hummer und Krabben.

Wozu nützt das? So lautet eine der gewöhnlichsten Fragen des gewöhnlichen Lebens. Sie hat sicher ihre gute Berechtigung. Doch zeugt sie auch nicht selten von Selbstsucht und Beschränktheit, und führt namentlich in naturgeschichtlichen Dingen mitunter zu

Verkehrtheiten, die weder der menschlichen Einsicht, noch der christlichen Demuth besonders zur Ehre gereichen.

Auch die zahllosen kleinen Seethiere sind natürlich der Zweck- und Nützlichkeitsfrage nicht entgangen. Wozu sind die Myriaden winziger Polypen und Medusen da? hat man unter Anderm gefragt; warum leuchtet zu gewissen Zeiten das Meer?

„Die Gottheit hat Nichts umsonst geschaffen," sagt ein Engländer; „auch das Seeleuchten muß seinen Zweck haben." Er entwickelt dann weitläufig, was wohl die Absicht der Vorsehung dabei gewesen sein möge. Ein empfindsamer Deutscher auf dem „Brückenkopfe" Ostende's faßt sich kurz: Das prachtvolle Schauspiel ist gegeben, damit wir uns daran ergötzen! Der Engländer denkt praktischer; er nimmt das Licht für ein Leuchtfeuer zum Besten der Schifffahrt: der Allwissende habe wohl vorausgesehen, daß der Mensch einst den pfadlosen Ocean durchmessen werde, und habe es darum für nützlich erachtet, über blinden Klippen eine leuchtende und warnende Brandung zu schaffen.

Ist das nicht einleuchtend? Schade nur, daß bei stürmischem, also gerade bei gefährlichstem Wetter die Leuchte meist ausgeht; denn die kleinen Nachtleuchter — Noctiluca miliaris, Mammaria scintillans — scheinen es nicht zu lieben, allzusehr gerüttelt und geschüttelt zu werden. Nur zu gewissen Zeiten zeigt sich das Meerleuchten in ganzer Fülle; an den Nordseeküsten wird es besonders im Nachsommer und im Herbst bei stillem und mildem Wetter wahrgenommen. Im Winter und im Frühjahr kann man zwar einzelne Funken in geschöpftem Seewasser oder in den Tümpeln des Ebbegestades antreffen, aber sie rühren wohl nicht von Quallenthieren her und allgemeineres Leuchten sah ich nie. Bei Helgoland und Ostende bemerkte ich im Winter keine leuchtende Medusen, wohl aber fand ich im Februar 1859 in den Tangbüschen des Ostender Strandes leuchtende Nereiden.

Sehr handgreiflich ist der Nutzen, welchen viele Muscheln und Krustenthiere den Menschen gewähren. Jeder Austernkeller, jeder Küstenbewohner kann dafür Zeugniß ablegen. Zwar wird der Dürftigkeit der Strandbevölkerung nur selten eine Auster zu Theil, wie nahe und in welcher Menge sie auch vorkommen mag;

aber an andern Arten, namentlich an Herz- und Miesmuscheln, steht Jedem die reichlichste Fülle zu Gebote.

Die erstern (besonders Cardium edule, an den holländisch-flandrischen Küsten vielfach ântjes genannt) leben etwas tiefer als das Ebbegestade und müssen daher, wenn nicht Stürme sie auswerfen, besonders gefischt werden; die letztern dagegen (Mytilus edulis) kommen vorzugsweise auf dem Ebbestrande vor und decken Hafengebälk und Wellenbrecher in unzählbaren, unerschöpflichen Massen. Wo nur irgend ein Gegenstand sich bietet, der einigen Halt gewährt, da klebt die Miesmuschel sich fest; namentlich sind die Köpfe der Wellenbrecher, welche man an vielen Stellen der flandrischen Küste zum Schutze der Dünen aus Pfahl- und Flechtwerk oder auch aus Steinen angelegt hat, davon dicht, wie mit einem Mosaikboden überzogen. Die Spitzen sind nach unten gerichtet, die breitern Enden, wo sich Kiemen und Ein- und Ausgangsröhren befinden, nach oben. Zur Ebbezeit liegen sie trocken und man kann dann darüber hinschreiten, ohne dem lebendigen Pflaster zu schaden. Sie erweisen sich durch dies enge Zusammenhocken selbst für die Wasserbauten nützlich, da sie in kurzer Zeit alle Löcher und Fugen verschließen und somit verhindern, daß die anstürmenden Wellen sich einbohren und weiter um sich greifen können.

Die Neigung der Thiere, sich anzuheften, ist so groß, daß sie im Nothfalle auch unbedeutende Gegenstände als Haltpunkte wählen; ja ich habe gesehen, daß eine noch jugendliche Miesmuschel ihren Haarbüschel an die eigene Schale klebte und sich damit, gleichsam ein umgekehrter Münchhausen, festzulegen trachtete.

Man kann das Anspinnen im Wasserbecken leicht beobachten. Die Muschel hat einen langen zungenförmigen „Fuß,“ den sie mit großer Gewandtheit aus der geöffneten Schale nach allen Richtungen vorzuschieben weiß. Zunächst tastet sie damit prüfend umher und bringt sich in die gehörige Lage; dann befestigt sie mit der Spitze einen seidenartigen Faden zwischen der Zopf- oder Bartwurzel und dem erwählten Gegenstande. Darauf wird ein weiterer Faden nach entgegengesetzten Richtungen geleitet und auf diese Weise der Schale eine Lage und zugleich eine kleine Beweg-

barkeit gegeben, als läge sie, wie ein Schiff von mehreren Ankern. Diese Arbeit wiederholt sich in kurzen Unterbrechungen, bis die Befestigung genügend erscheinen mag.

Gewöhnlich nimmt man an, daß die Muschel, so festgeheftet, sich nicht freiwillig zu lösen vermöge. Dies ist jedoch unrichtig. Die einzelnen Fäden können allerdings durch das Thier nicht frei gemacht werden, aber dasselbe kann den ganzen Zopf im Stich lassen und von Neuem sich festspinnen. Namentlich scheint dies in der Jugend zu wiederholten Malen ohne allen Nachtheil geschehen zu können. Eine am Rande meines Wasserbeckens sitzende Muschel trennte sich bei Verminderung des Wassers los und klebte sich etwas tiefer wieder fest; als das Wasser darauf bedeutend erhöht wurde, begab sie sich in ähnlicher Weise wieder nach oben.

Die Vermehrung der Miesmuscheln ist außerordentlich. Ihre Fruchtbarkeit mag wohl derjenigen der Austern, welche nach Millionen gerechnet wird, wenig nachstehen. In der Jugend können sie schwimmen, wobei sie den Fuß nach oben kehren und zum Rudern oder Bricken gebrauchen. Sie scheinen Jahre lang so hinzubringen, auch Anfangs sich nur lose anzuheften, ehe sie sich dauernd binden.

Nahe verwandt mit der Miesmuschel ist die Faßmuschel, Modiola papuana, die aber nur in tiefern Strecken, namentlich auf der Helgolander Austernbank, vorkommt. Auch sie spinnt sich fest und hat mitunter einen Bart von bedeutender Länge und Stärke; doch erreicht dieselbe eben so wenig, wie der Zopf der Miesmuschel eine solche Fülle, daß davon Gebrauch gemacht werden könnte, während man von den Muschelbärten des Adriatischen Meeres mancherlei Gespinnste und Gewebe verfertigt. Auch zur Nahrung ist die Modiola nicht geeignet. Die Miesmuschel dagegen wird zu Millionen eingesammelt und verwendet; sie kommt gekocht auf den reichsten wie auf den dürftigsten Tafeln vor. In London allein sollen jährlich über 100 Millionen auf den Markt gebracht werden, und in ähnlichem Verhältniß steht der Verbrauch an andern Orten. Sie wird bei den Engländern daher auch vorzugsweise mussel, bei den Franzosen moule genannt; in den

großen belgischen und holländischen Städten bildet de mossel einen wichtigen Gegenstand des Hausirhandels. Der mosselkruijer zieht mit einem kleinen Handwagen oder mit einem Hundegefährte von Haus zu Haus und bietet laut rufend, aber mit einer Aussprache und Betonung, die nur dem vertrautesten Kenner verständlich ist, seine Waare feil. Der Genuß der Miesmuscheln ist übrigens nicht immer ohne Gefahr; man hat Beispiele von Vergiftungen, so im Mai 1859 in Rouen, ohne daß die Natur des Gifts genauer bekannt war. Auch als Köder für den Fischfang ist die Miesmuschel von großer Bedeutung.

Am Pfahlwerke des Ebbegestades nimmt die Miesmuschel den untersten Platz ein; dann kommt die Erdhocker-Balane; zu oberst sitzen die Strandschnecken oder Litorinen, die häufig über die gewöhnliche Flutmarke hinauskriechen und sich mit einigen Spritzwellen, von denen sie von Zeit zu Zeit getroffen werden, begnügen. Auch sie werden gegessen, und hier und da selbst für den Winterbedarf eingemacht.

Bei der großen Bedeutsamkeit der Miesmuscheln ist es sehr natürlich, daß man vielerorts längst auf künstliche Hege und Pflege derselben bedacht gewesen ist. Schon vor länger als sechs Jahrhunderten soll der Irländer Walton, der Schiffbruch gelitten und an öder Küste sein Leben fristen mußte, die Bemerkung gemacht haben, daß die an Pfählen sitzenden Muscheln besser waren als die tiefer steckenden. Er gründete darauf die Anlegung von Flechtwerken oder Muschelbeeten, wie solche noch gegenwärtig unter dem Namen bouchots an den französischen Küsten üblich sind. Neben der Güte wird zugleich die Fülle der Muscheln dadurch gefördert, indem die junge Brut leichter die zu ihrer Erhaltung und zum Gedeihen erforderlichen Schutz- und Anhaltepunkte findet. An den flandrischen Küsten thun, wie schon bemerkt, die geflochtenen Wellenbrecher oder die Steinwehre dieselben Dienste, obwohl hier und da noch mehr dafür geschehen könnte.

Früher noch als die Miesmuschelgärten sind künstliche Anlagen zur Pflege von Austern, der wichtigsten aller Weichthiere, in Uebung gewesen. Plinius der Aeltere, der den Lieblingen der Leckermäuler nicht genug zu thun weiß, quum palma mensarum

divitum attribuatar illis, erzählt, daß schon der römische Ritter Sergius Orata zur Zeit des Redners Crassus am Lukriner See Austernbeete angelegt hatte und sich dadurch ansehnlich bereicherte. Man brachte junge Austern in andere Gewässer, namentlich in den Avernus, um sie zu verbessern, und hielt dafür, daß besonders an den Mündungen der Ströme die Auster gedeihe. Auch neuerdings wird in Italien die Austernzucht durch Anlagen gefördert, die zur Nachahmung empfohlen worden sind. Insbesondere sollen die Anwohner des Salzsees von Fusaro, des Acheron Virgil's, durch Steinlagen und aufgehängte Reiserbüschel bedeutende Erfolge erzielen.

Die Austernparks mehrerer Küstenplätze sind bekannt. Ostende besitzt deren über ein halbes Dutzend. Es sind das aber keine Austernzüchtereien, sondern Ernähr- und Bewahranstalten, um zu allen Zeiten den Anforderungen des Verbrauchs, namentlich im Binnenlande, entsprechen zu können. In der Nähe der Küste, am Hafen und in den Sanddünen, sind geräumige Behälter ausgetieft, welche mit dem Meere durch kleine Schleusen in Verbindung stehen, dergestalt, daß nach dem Gezeitenwechsel beliebig Wasser zu- und abgelassen werden kann. Der Boden ist ausgemauert und in mehrere Abtheilungen geschieden, welche wiederum so eingerichtet sind, daß sie dem einströmenden Wasser geöffnet oder nach Bedürfniß geschlossen und abgelassen werden können. In diesen Behältern werden die von fernher, insbesondere von der englischen Küste bezogenen Austern ausgebreitet und aufgeschichtet, oder auch nur in Körben aufgestellt, je nachdem sie zum längern Aufenthalte und zum Wachsthume oder zur baldigen Versendung bestimmt sind. So findet ein steter Wechsel Statt; der Abgang wird durch Zufuhr, aber nicht durch Nachwuchs ersetzt.

Mit einigen dieser Niederlagen sind Speise- und Vergnügungsanstalten verbunden; andere dienen nur dem Handel. Besonders lebhaft ist natürlich das Treiben im Sommer, wo Tausende von Fremden aller Länder in Ostende zusammenströmen und der Steindamm in einen der glänzendsten Spaziergänge der Welt sich umwandelt. Zum Unglück freilich sind die Austern gerade in den Sommermonden, in den Monaten ohne R., wo sie laichen, am

wenigsten gut; allein bei den eingesperrten Zöglingen in den Parks, behauptet man, komme das nicht sonderlich in Betracht, und gewiß ist, daß es auch in den r=losen Monaten an sorglosen Austernessern nicht fehlt.

Die Auster kommt fast in allen Meeren fort; doch soll sie höher als unter dem 68° N. B. nicht angetroffen worden sein. Die besten finden sich an den englischen und französischen Küsten des Kanals. Schon die römischen Feinschmecker gaben den britischen Austern von Cantium den Vorzug, und wer kennt neuerdings nicht die Austern von Colchester und Harwich, von Havre und Dieppe?

Der Verbrauch von Austern ist ungeheuer, und bedenkt man, wie der Bedarf mit der zunehmenden Genußsucht und fortschreitenden Verkehrserleichterung täglich wächst, so wird es begreiflich, daß auf künstliche Hege und Pflege der Austernzucht immer mehr hingewirkt werden muß, wenn nicht trotz aller Fülle der Meere Erschöpfung eintreten soll. Uebrigens sind die Austern wahre Hermaphroditen, so daß von „Kreuzungen" eigentlich nicht die Rede sein kann.

Die Austern dürfen nicht zu alt werden. Mit 3 bis 4 Jahren sind sie eßbar. Die kleinen am Ebbegestade und innerhalb künstlicher Einfriedigungen gezogenen werden in der Regel höher geschätzt als die großen Wildlinge der Tiefe, die sich ohnehin weniger zum Versenden eignen, da sie nicht „durch Wechsel von Ebbe und Flut daran gewöhnt sind," auf längere Zeit außer dem Wasser zuzubringen. Die Versendung aus den Austerngruben geschieht meist in Fässern, wobei die Küper eben nicht sanft damit umgehen. Um die rauhen Schalen auf den möglichst geringsten Raum zusammen zu bringen und an einander zu pressen, werden die Fässer erst eine Zeit lang auf einer mit Eisenschienen beschlagenen Grundlage gerüttelt und gestusset, ehe man sie zuschlägt und dem Fuhrwerk überliefert.

Die Auster scheint ein bedeutendes Alter erreichen zu können. Die Jungen kommen sehend auf die Welt und sind bereits mit kleinen Schalen bekleidet, die fortwährend durch neue Ansätze erweitert und verstärkt werden. Ich habe Schalen gesehen, an denen

man 50—80 solcher Lagen zählen konnte, und die mehr als einen halben Fuß im Durchmesser hatten. Die Schalen kleben am Gestein oder an andern Muscheln fest und können nur mit einiger Kraftanwendung davon getrennt werden. Bei tiefer liegenden Bänken sind zum Losbrechen schwere eiserne Schneiden, welche mittels der fortgleitenden Böte über die Austernlager gezogen werden, erforderlich; ein angehängter, nachschleifender Drahtbeutel nimmt die abgetrennten Muscheln auf und bringt sie von Zeit zu Zeit zu Tage. In dieser Weise wird z. B. auf der 1849 bei Helgoland entdeckten Austernbank, welche über 70 Fuß tief liegt, gefischt, was man dort kurren heißt, nach dem Namen des Fangwerkzeuges, welches kurre genannt wird.

Gewöhnlich halten die Austernhändler zugleich Hummer feil, die meist von den norwegischen Küsten bezogen werden.

Der Hummer liebt felsigen Aufenthalt und kommt daher an den niederländischen und deutschen Küsten nicht vor. Dagegen findet er sich bei Helgoland, wo er in Fallenkörben oder Korbfallen, welche tieners heißen, und in Netzbeuteln, die unter daumendicken Eisenreifen angebracht sind und plümpers genannt werden, gefangen wird.

Selbst Taschenkrebse sind an der flandrischen Küste selten. Dagegen fehlt es nicht an kleinern Krabben= und Seespinnen=Arten; namentlich wird die grünliche Uferkrabbe zu gewissen Zeiten häufig angetroffen.

Die Hummer und sonstigen Krustenthiere haben die Eigenthümlichkeit, sich von Zeit zu Zeit zu häuten oder zu schälen. Die Schale platzt auf dem Rücken, die Glieder befreien sich von der Hülle, und nach manchem Winden und Zerren und nach einer wunderbaren Dehnung und Verdünnung der Scheerenglieder gelingt es dem Thiere, durch die geöffnete Spalte sich zu befreien und wie eine gezerrte Gummifigur in die vorige Gestalt zurückzugelangen. So vollständig ist die Aushüllung, daß die abgelegte Schale bis auf das Kleinste, bis auf Augenstiele und Fühler und Freßzangen, einem vollkommenen Krustenthiere gleicht. Mitunter, namentlich gegen den Herbst, ist der Ebbestrand von so zahlreichen Krabbenschalen bedeckt, daß man die armen vertrockneten Thiere wohl

bedauern hört; allein bei Licht besehen ist da Nichts zu bemitleiden, da die ausgeworfenen Schalen eben nur abgestreifte Kleider sind.

Eben so merkwürdig als die Art der Schälung ist die große Umwandelung, welche manche Krustenthiergeschlechter, insbesondere Krabbenarten, in der Jugend dabei erleiden. Man kann sich kaum fabelhaftere Gestalten denken, als die jungen Krabben, welche eben dem Ei entschlüpft sind. Da ist Nichts, was nur im Entferntesten an die Gestalt der Alten sich anlehnte. Während diese Scheeren haben, wirthschaften jene mit Borstenfüßen umher; während diese kurzschwänzig sind, haben jene ein langes Hintertheil; während die Alten acht Beine besitzen, haben diese etwa halb so viel; und während jene gemessen und fast kopflos einherschreiten, schlagen diese mit dem unförmlichsten Wasserkopfe und mit riesigen Augen unaufhörlich Burzelbäume. Das ganze Geschöpf gleicht fast einer Pickelhaube, der man einen Haarbeutel angehängt und eine Brille aufgesetzt.

Früher galt der wunderliche Spuk für ein eigenes Thier. Neuerdings sind die Jungen mehrerer Krabbenarten genauer beobachtet worden. Ich selbst habe wiederholt die Brut der Muschelwächter-Krabbe, welche in der Modiola papuana vorkommt, ausschlüpfen sehen und in meinem Buche über Helgoland (Berlin bei Franz Duncker, 1855, S. 516—521) Ausführlicheres darüber mitgetheilt. Jeder, wer im Sommer die Seegestade besucht, kann sich das Vergnügen, solch wunderliche Geburten zu betrachten, leicht verschaffen. Schwierig dagegen ist es, die Entwickelung der Kleinen zu verfolgen, da sie in der Gefangenschaft und namentlich in engen Behältern nicht gedeihen wollen, in großen Thierwassern aber der Beobachtung sich entziehen.

Die meisten Krebs- und Krabbenarten sind grausam-gefräßige Geschöpfe, die sich selbst unter einander verzehren, ohne auf Krankheit oder Verwandtschaft Rücksicht zu nehmen. Den gefangengehaltenen Hummern pflegen wohl die Scheeren gebunden zu werden, aber zur Zeit des Schälens genügt dies nicht, sondern man ist genöthigt, die Schwachen in gesonderten Behältern sicher zu stellen. Noch mord- und raubgieriger ist der Taschenkrebs. Bringt man mehrere davon zusammen, so kann man auf einen

wüthenden Vernichtungskampf gefaßt sein, wobei es an verlorenen Scheeren und Beinen nicht fehlt, bis die Stärkern das Feld behaupten und die Ueberwundenen verzehren. Aehnliches findet sich auch wohl bei andern Thieren; daß aber die Kampf- und Freßgier so weit geht, das eigene Werk ungestört fortzusetzen, während schon ein Stärkerer das Vergeltungsmahl beginnt, das ist gewiß eine seltenere Erscheinung. Ein mit fünf andern zusammengesetzter Taschenkrebs, erzählt ein englischer Beobachter, hatte einen Schwächern ergriffen und hielt ihn mit der einen Scheere fest, während er mit der andern die Schale des Opfers aufbrach und das Fleisch zu sich zu nehmen begann. Er that dies mit so viel Bedächtigkeit und Behagen, „als hätte er Taback aus einer Schnupftabacksdose genommen.“ Indessen erfreute er sich seines kannibalischen Festes nicht lange, ohne von einem stärkern Feinde very unceremoniously unterbrochen zu werden; dieser ergriff ihn in derselben Weise, wie er selbst den Gegner, „und verhalf sich mit der größten Kaltblütigkeit zu seinem Fleische“. Und, sonderbar genug! der Neuangegriffene soll darum nicht aufgehört haben, sein eigenes Mahl fortzusetzen.

Mitunter ist das Gehaben der kleinern Krustenthiere 2c. ungemein drollig und unterhaltend. Sie gebrauchen ihre Scheeren gleich Händen und legen zuweilen eine Umsicht an den Tag, die man fast Ueberlegung nennen möchte. Einige Arten wählen die Gehäuse von Meerschnecken, um darin Schutz und Schirm vor Angriffen zu suchen und namentlich ihr empfindliches Hintertheil in Sicherheit zu bringen. — Gibt man kleinern Einsiedlern einige leere Häuser, so verfehlt dies selten, ihre Aufmerksamkeit und Neugierde zu erregen. Sie besehen die Eingänge, und finden sie eines, das ihnen zuzusagen scheint, so wird auch das Innere untersucht. Die dabei angewandte Vorsicht, das hurtige Ein- und Ausschlüpfen, wobei so viel als möglich das alte Haus festgehalten wird, ist sehr eigenthümlich.

Die gewöhnlichen Uferkrabben scheinen bei längerer Gefangenschaft eine gewisse Zutraulichkeit zu erlangen. Sie sind sehr flink und wissen ihre Scheeren mit Leichtigkeit und Geschicklichkeit zu handhaben. Gibt man ihnen die Hälfte einer kleinen Muschel,

so sind sie im Stande, die Schale mit allem Anstande in die Hand zu nehmen und mit der andern Scheere gleich wie mit Daumen und Zeigefinger den Inhalt stückweise in den Mund zu schieben.

Einige Krabbenarten sind so zart und schutzbedürftig, daß sie im Mantel und in der Schale lebender Muscheln Schirm suchen müssen. Es sind das die sogenannten Muschelwächter, die Pinnotheren der Alten, die namentlich in den Steckmuscheln des Mittelmeers vorkommen, und worüber seit Aristoteles bis Linné die wunderlichsten Dinge zusammen phantasirt worden sind. Man wollte in dem Beisammenleben eine freundschaftliche Gemeinsamkeit zu gegenseitigem Nutz- und Frommen erkennen. Das Krebslein, meinte man unter Anderem, gebe der blinden Muschel ein Zeichen, wenn es Zeit sei, die aufgesperrte Schale zu schließen, um einen guten Fang zu thun oder sich vor Gefahren zu schützen, und erhalte zum Dank neben gastlicher Herberge seinen Antheil an der Beute. In neuester Zeit hat man diese Wunderlichkeiten, die jeder nachfolgende Schilderer noch zu erweitern und zu verschönern trachtete, bei Seite gelegt, und jeder Besucher Helgolands kann sich selbst davon überzeugen, daß die Modiola der dortigen Austernbank eben keine Freundschaft für die Mitbewohner ihrer geräumigen Schalen an den Tag legt.

4.

Dünenbildung und Dünenveränderung. Verschlammungen.

Für den Binnenländer kann es kaum eine eigenthümlichere und überraschendere Erscheinung geben, als die Dünenketten an den flandrischen und holländischen Küsten. Soweit das Auge reicht, Nichts als einförmige Fläche; dort das endlose Wogenfeld der See, hier die unabsehbare Ebene der Niederlande. Und gerade als Grenzmarke der weiße, fahle Sandwall dazwischen, der

sich an manchen Stellen über 50, ja an 80 Fuß über den Spiegel des Meeres und der Wiesen- und Ackergründe erhebt.

Man ist so gewohnt, an mächtige Deiche und Bollwerke gegen das Meer zu denken, daß es erklärlich scheint, wenn manche Dünenstrecken nicht selten für künstliche Aufwürfe und Schutzwehren angesehen werden. Ohnehin ist an einigen Stellen die Wirksamkeit der Menschenhand deutlich zu erkennen, und an anderen erscheinen die Abhänge so regelmäßig, daß es verzeihlich ist, wenn Unkundige auch hier das Werk menschlicher Thätigkeit erblicken.

Allein in Wirklichkeit ist es der Ocean selbst, der Brandungssturz, welcher mit Hülfe von Sturm und Pflanzenwuchs sich die meilenlangen Schranken gesetzt hat. Es ist dies um so merkwürdiger, als unmittelbar hinter dem Dünenwalle das Land oft weit tiefer liegt, denn der Wasserstand zur Flutzeit, und als an manchen Stellen sogar Sumpfgründe sich finden, welche einst vom Meere überspült wurden, wie die darin vorkommenden Muschelreste beweisen.

Es ist wahrscheinlich, daß an manchen Stellen die Dünen erst nach der Römerzeit entstanden sind, während damals die Flut noch vielerorts eindrang und zahlreiche Inseln bildete.

Zur Erklärung dieser Erscheinung genügt die tägliche Erfahrung, sobald man nur ein flaches, sandreiches Gestade voraussetzt. Woher aber die unendlichen Sandmassen gekommen, wie viel Tausende, wie viel Millionen von Jahren darüber hingegangen sind, ehe die losgerissenen und verschwemmten Quarzstücke zu Sandkörnlein abgeschliffen wurden, wie oft ein solches Körnchen in Flut und Sturm umrollen mußte, ehe es zum winzigen Baustein der Dünenwälle werden konnte: wer mag es wissen und ergründen?

Doch nehmen wir an, daß nach mancherlei Schwankungen, Hebungen wie Senkungen, und nach zahllosen Ueberschwemmungen, von denen der Küstengrund Zeugniß gibt, sich ein Gestade gebildet hatte, welches bei niedrigem Wasserstande oder bei gewöhnlicher Flut in Gestalt trockener Sandbänke dalag, dann hält es nicht mehr schwer, den Vorgang, wie eine allmähliche Abdämmung herbeigeführt wurde, uns klar zu machen. Wir brauchen nur zu

beobachten, wie noch heut zu Tage die Fluten des Wassers und des Windes mit dem Sande umgehen, und wie dieser jeden Anhalt benutzt, um den gejagten Lauf zu beenden.

Wenn zur Ebbezeit ein scharfer Wind über das Gestade fegt, so dauert es gewöhnlich nicht lange, ehe der Sand in Bewegung kommt und in langen weißen Streifen auf dem Boden dahinfliegt. Je stärker und trockener der Wind, je brausender die Jagd. Mitunter ist die Sandflut so stark, daß weit und breit die Luft davon erfüllt ist und nur mit der größesten Anstrengung gegen den Strom angegangen werden kann, der wie Eisnadeln auf die Haut schlägt. Scheint dabei die Sonne, so ist die Küste zwischen Wasser und Dünenkamm in eine lichte Wolke, wie in ein ziehendes Schneegestöber, eingehüllt, und die Art, wie Himmel und Sand und Meeresschaum in der Ferne verschwimmen, gewährt ein schönes und erhabenes Schauspiel.

Für die Küsten- und Dünenbewohner aber sind solche Sandströme, namentlich von der See her, nicht sehr erfreulich; denn gar oft werden ihre mühsam angelegten Gärten und Wiesen dadurch in verderblichster Weise überschüttet. Besonders gefährdet sind solche Stellen, wo eine bloßgelegte Schlucht zu einem Sandstrombette wird und auf ein bewirthschaftetes Grundstück ausmündet. Anfangs fliegt Körnchen auf Körnchen, aber immer dichter wird die Flut, immer weiter der Strom, und bald ist ein Unheil angerichtet, das nur langsam mit Mühe und Schweiß wieder beseitigt werden kann.

Die Anbauer pflegen daher ihre Grundstücke durch Gräben und Aufwürfe, welche mit Strauchwerk besteckt und mit Sandgräsern oder dergleichen Gewächsen bepflanzt werden, zu schützen. Ein besonderes Augenmerk muß dabei auf Verhütung von Löchern oder Schluchten gerichtet werden; denn es geht beim Sandsturme, wie bei Flutströmen und hundert andern Dingen: hat sich erst eine Richtung gebildet, da folgt ein Sandkörnchen, ein Wellenstoß, ein Schritt dem andern, und der verderbliche Gang ist bald fertig.

Aber ein Körnchen zögert und weilt auch hinter dem andern. Es bedarf oft nur eines geringen Hemmnisses, einer Muschel-

schale, eines Stockes, eines Tanggerölles, um einen kleinen Sandhügel entstehen zu lassen, der unter günstigen Verhältnissen durch Anspülung und Zusammenwehen mehr und mehr anwachsen und zu einer Art Düne im Kleinen werden kann. Kommt dann Besamung hinzu und bleiben störende Fluten und Windstörungen fern, bis erst einiger Halt gewonnen ist, so ist leicht zu begreifen, daß immer mehr Sand in den Halmen sich fangen und festsetzen und solcher Gestalt zur fortwährenden Erhöhung der Hügel beitragen muß.

Besonders wichtig sind in dieser Beziehung die Sandgräser und Sandbinsen, welche mit ihren klafterlangen, vielverzweigten Wurzeln die Sandhügel durchdringen und die losen Körner zusammenhalten. Je mehr Sand sich häuft, je höher schießen sie auf, je dichter und fester wird die Verschlingung. Vielerorts wird diesen Pflanzen daher eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Man schützt sie und pflanzt sie an, um Einbrüche zu verhindern und kahle Stellen mit neuem schirmenden Wuchs zu bedecken. Es gibt mehrere Arten — Arundo arenaria, Elymus arenarius, Elymus geniculatus, Triticum maritimum, Carex arenaria, Scirpus maritimus etc. — aber im gemeinen Leben werden sie nicht genau geschieden, sondern unter wenigen Namen, als Sandgerste, Sandhafer, Sandbinsen ꝛc. zusammengefaßt. Die Küstenbewohner sagen allgemein Halm. Nach belgisch-französischen Schriften soll die Volksbezeichnung hoyats oder oijaards sein; ich weiß aber nicht, wo sie üblich sein mag; bei Ostende, wie an andern Nordseegestaden, hörte ich nur den obigen Namen.

Außerdem siedeln sich nach und nach noch mehrere Pflanzen an, die um so mehr den Landcharakter annehmen, je dichter das Wachsthum wird und je tiefer und schleiter die Abhänge der Hügel nach der Landseite auslaufen. Meersenf, Sanddisteln, Seemännertreu (Eryngium maritimum), Bittersüß, Sandstiefmütterchen, Schafgarbe und andere erregen besonders die Aufmerksamkeit und blühen meist bis spät in den Herbst hinein. Dann deckt ein bräunlich-grünes Sternenmoos die niederen Flächen, und mitten im Winter grünt die Hühnermiere und öffnet ihre schneefrühen Blüten.

Zu den bemerkenswerthesten Gewächsen des Dünengürtels gehört aber der Sanddorn, Hippophäe rhamnoides. Doch kommt er nur auf der Landseite und hier und da auf der Oberfläche breiterer Hügel vor. Er wird hier höchstens ein paar Ellen hoch, ist aber ästig und laubreich und daher zum Schutze der zarteren Pflanzen sehr geeignet. Das Laub gleicht kleinen Weiden- oder Oelbaumblättern. Seine zahlreichen, erbsengroßen, kurzgestielten Früchte oder Beeren sitzen in olivengelben Druffeln dicht an den Zweigen und geben im Spätherbst, wo sie röthlich werden, weiten Strecken eine eigenthümliche Färbung. Sie bleiben häufig den ganzen Winter am Stamm. Noch zu Ende Aprils, wo längst die jungen Blätter und braunen Blüthenknospen hervorgebrochen waren, sah ich die meisten Büsche über und über voller Beeren.

Dem Anschein nach findet ein gewisser Wechsel im Tragen Statt. Zwischen fruchtbedeckten Plätzen kommen große Strecken vor, die ganz leer stehen, dagegen weit eher und üppiger in's Laub schießen, als die übrigen Stellen. So kann man im Frühjahr Fruchtbüsche, Blütenbüsche und Laubbüsche bemerken, die merkwürdig gegen einander abstechen. Jede Beere schließt einen länglichen Kern ein, der aber ebensowenig als die Beeren selbst nutzbar gemacht wird.

Nur einige Zugvögel lassen sich einen Theil der unzählbaren Massen gut schmecken. Im Nachwinter und Frühjahr erlustigen sich große Fluchten von Sperlingen in dem Gebüsch und erfüllen die Gehügel mit dem lebhaftesten Gezwitscher. Auch Krähen, die bei ihren Wanderzügen oft wochenlang an den Seegestaden verweilen, verschlucken manche Beere und genießen dazu Würmer und Miesmuscheln, welche sie mit ihren harten Schnäbeln leicht aufzuhacken wissen.

Am wichtigsten für die Dünenbildung bleiben indessen die Halmgräser. Das üppige Gedeihen dieser Gewächse auf den dürren Sandhügeln ist oft der Gegenstand des Staunens gewesen und hat zu mancherlei Betrachtungen und Erklärungsversuchen Anlaß gegeben. Da man nur die nackten Quarzkörnchen und die trockene Oberfläche der Hügel im Auge hatte, so wußte man sich die Ernährung und das Andauern der Pflanzen in Wind und

Sonnenbrand und unter dem Einflusse des salzigen Wasserstaubs der Sturmfluten, nicht anders zu erklären, als daß man ihren langen, schmalen, auf der einen Seite rauhen, auf der andern harten und glatten Blättern ganz besondere Eigenschaften zuschrieb. Hören wir, was die belgischen Gelehrten darüber sagen.

Nous ne pouvons mieux faire, bemerkt J. C. Houzeau in seiner 1854 erschienenen „Physischen Geographie Belgiens," que de transcrire ici les expressions mêmes d'un de nos savants professeurs auquel on doit cette observation intéressante: «Les feuilles (des hoyats) se maintiennent droites; elles ont toutes leurs faces supérieures tournées du côté de la mer et leurs faces inférieures regardent, au contraire, les terres. Les vents salés n'apportent donc pas de sel aux surfaces d'absorption, mais les vents continentaux, privés de sel, apportent, au contraire, aux faces inférieures et absorbantes de ces feuilles, une vapeur d'eau douce et salutaire. La nuit et le matin, les feuilles sont planes, les canaux de leur face inférieure conduisent, en effet, l'eau de la vapeur condensée vers les racines; mais, dès neuf heures du matin, quand le soleil commence à agir, toutes les feuilles replient leurs bords du côté des terres, et deviennent des tubes parfaitement clos, empêchant l'évaporation du collet et l'entrée de la chaleur dans leurs canaux.»

Man sieht, das ist wunderbar genug. Kein Wunder also, wenn es mit staunendem Behagen aufgenommen und verschönert in andere Schriften übergegangen ist.

Allein ich fürchte, daß die Sache, bei Licht und zu verschiedenen Zeiten besehen, sich doch etwas anders ausnehmen wird. Es mag dahin gestellt sein, ob und in welchem Maße ein Aufsaugen der Luftfeuchtigkeiten von Seiten der innern, rauhen Fläche der Blätter Statt hat, und inwieweit die feinen Salztheile der starken Seewinde dabei nachtheilig erscheinen; auf alle Fälle darf man nicht annehmen, daß die Blätter vermöge ihrer Natur jene Seiten immer nach der Landseite kehrten. Sie thun dabei nicht mehr und nicht weniger, als was gar viele Blätter thun:

sie kehren die hohle Fläche nur nicht nach dem Winde. Sie folgen dabei demselben Gesetze, wie jeder Wetterhahn und jede Windmühle. Kommt der Luftzug vom Meere, so dreht sich die runde Oberfläche nach dem Meere, strömt er umgekehrt, so richtet sie sich nach der Landseite, und wirbelt der Wind bald so bald anders, so fliegt auch der Halm umher, es mögen Salztheile in der Luft sein oder nicht.

So habe ich's gar oft beobachtet.

Auch das tägliche Schließen und nächtliche Oeffnen der Blätter wird sich schwerlich in solcher Regelmäßigkeit und Allgemeinheit rechtfertigen lassen. Ich sah offene Blätter mitten im Sonnenschein und fand geschlossene am spätesten Abend. Jugend, saftige Lebenskraft, feuchter Standpunkt ꝛc. scheinen dabei von wesentlichem Einflusse zu sein; in dürrer Zeit oder beim Absterben rollen sich die Blätter zusammen.

Daß die verdichtete Feuchtigkeit der Luft den Wurzeln zugeführt wird, ist gewiß richtig; ich zweifele aber, daß dies vorzugsweise durch die innere Seite bewirkt werde. Der Niederschlag wenigstens erfolgt wohl mehr auf der glatten Seite.

Eigenthümlich nehmen sich die langen Halme bei frühen Rauhfrösten im Herbste aus. Im November 1858 waren sie mehrmals über drei Viertelzoll stark überreift; nur die inneren Seiten und die Falten der zusammengerollten Blätter hatten feinere Krusten.

Doch wie dem Allem auch sei, gewiß ist, daß die Sandgräser im nüchternsten Sande gedeihen, und zwar um so besser, je dichter und voller sich die Hügel gestalten. Es kann das auch nicht Wunder nehmen, wenn man die innere Beschaffenheit der Dünen betrachtet. Diese sind keines Weges so dürr, wie sie auf den ersten Anblick sich ausnehmen, sondern in Folge von Regen und Dunstniederschlägen in der Tiefe stets frisch und feucht. Man braucht nur mit der Hand oder mit dem Stocke etwas einzudringen und man kann sich davon sofort überzeugen; selbst an den trockensten Sommertagen. Am Fuße der Dünen ist bei einigem Nachgraben fast überall Quellwasser anzutreffen, und bei anhaltender Dürre, wie auffallend es klingen

mag, nehmen die Anwohner nicht selten zu den Dünenbrunnen ihre Zuflucht.

Aber kehren wir zur ersten Dünenbildung zurück.

Wir suchten uns klar zu machen, wie durch Anschwemmen und Anwehen unter dem Einflusse von Pflanzenwuchs dauernde Sandhügel entstehen konnten. Sehen wir nun, wie es zugehen mochte, daß die einzelnen Dünen zu fortlaufenden, mitunter Meilen langen Dämmen sich verbanden. Sicher geschah dies nur nach und nach, und vielerorts in langen Zwischenräumen.

Wir wissen über die frühere Beschaffenheit der Nordseeküsten zur Römerzeit und während des größesten Theils des Mittelalters nur sehr wenig. Die ältesten Nachrichten sind ungemein dürftig; spätere, wie namentlich die Angaben über die Bildung der Zuidersee im 13. Jahrhundert sind zum Theil äußerst verdächtig; noch andere, z. B. die neueren Behauptungen einer Verschiebung der Stadt Dordrecht in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts sind leichtfertige und wunderliche Ungenauigkeiten, die in den Quellenschriften selbst ihre Widerlegung finden. Indessen kann man nach einigen Andeutungen bei Cäsar, Plinius, Tacitus und Andern wohl so viel mit Zuversicht annehmen, daß in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Dünenbildung an den niederländischen Küsten noch gering war. Vermuthlich gab es deren nur vor einer Anzahl deltaartiger Inseln, welche zu jeder Flutzeit oder wenigstens bei ungewöhnlichen Wasserständen von der See umströmt waren. Es wird berichtet, daß solche Inseln als Zufluchtsstätten bei Kriegsangriffen dienten.

Allmählich verengten und verstopften sich die Zwischenräume, wobei außer den gewöhnlichen Anschwemmungen und Anflügen von der See, wie vom Lande her, vielleicht auch nachwirkende Hebungen des Meer- und Küstengrundes nicht ohne Einfluß gewesen sind, bis am Ende die letzten Eingänge der See verschwanden und die Küstengestalt im Ganzen sich so herausbildete, wie wir sie noch gegenwärtig erblicken. Eine Reihe geschichtlicher Thatsachen bestätigen, daß manche Versandungen vormaliger Seeeinschnitte zum großen Leidwesen der benachbarten Städte erfolgten, während sie freilich von anderer Seite gesegnet wurden, und daß

diejenigen, welche abgesehen von stärkern Flußmündungen, noch gegenwärtig bestehen, wie die Hafeneingänge von Ostende und Nieuwpoort, durch Kunst und unter bedeutenden Aufwendungen erhalten worden sind. Blieben diese Risse nur einige Jahre sich selbst überlassen, sie würden ebenfalls bald verschwemmt und verweht sein.

Unweit Nieuwpoort liegt das Dorf Lombardzyde, welches vordem ein bedeutender Seeplatz gewesen sein soll. Um das Jahr **1116** wurde aber dessen Hafen dergestalt durch Sand verwüstet und «opgepropt,» daß ein gänzlicher Verfall die Folge war. (P. Lansens, Alouden staet van Vlaenderen etc. Brugge, 1841, bl. 328. 352.) Der Ort verkaufte am Ende seine Vorrechte an die Bewohner von Santhove, und diese bauten eine neue Hafenstadt — Nieuwpoort oder Nieuport — welche um 1163 durch den Grafen Philipp von Elsaß einen Freibrief erhielt und 1367 mit Mauern umgeben wurde. Der Hafen hat sich, unterstützt durch den Ausstrom des Flüßchens Yzer, bis auf den heutigen Tag erhalten.

Auch Oudenburg, ehemals Aldenburgum, eine der ältesten Städte Flanderns, wo 1087 der heil. Arnold starb, soll früher durch einen Einschnitt unmittelbare Gemeinschaft mit der See gehabt haben, von der es meilenweit entfernt liegt.

Am bekanntesten und bis auf den heutigen Tag fortdauernd ist die Versandung und Verschlammung des Zwyn oder 'tSwen, wie es im Munde der Anwohner lautet. Dies war vordem eine Verbindung mit der Schelde und beziehungsweise eine Einbuchtung des Meeres, welche die holländische oder staatenflandrische Stadt Sluis und das westflandrische Städtchen Damme zu bedeutenden Seeplätzen machte. Sluis liegt nahezu anderthalb Stunden von der Küste entfernt, Damme etwa drei Mal so weit und etwa eine Stunde von Brügge. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sogar Brügge selbst in der ältesten Zeit mit der See in Verbindung gestanden hat, so daß die Handelsschiffe, namentlich zur Flutzeit, unmittelbar ein- und auslaufen konnten. Später ward Damme, das seinen Namen ohne Zweifel von künstlichen Dammbauten trägt, der Hafen Brügge's. Noch im Jahre 1429 war das der Fall, wo Isabella, dritte Gemahlin Philipp's des Guten, dort landete.

Später änderte sich dies. Man mußte durch kostspielige Bauten aushelfen, und endlich den Ostender Kanal anlegen, um der alten Handelsstadt Westflanderns die Verbindung mit dem Meere zu sichern.

Auch nach Damme und Sluis oder Ecluse, das seinen Namen von einem Schleusenwerke zum Schutze gegen Meerfluten führt, ward ein Kanal gebaut. Er reichte jedoch nicht ganz bis zu dieser altberühmten Festung; erst in neuester Zeit hat man ihn bis in die Stadt, bis zum ehemaligen Hafenplatze des Zwin fortgeführt. Dieses selbst ist durch Dämme und Schleusen vom Binnenlande abgeschnitten und bereits so verschlammt, daß selbst zur Flutzeit nur noch kleine Kähne bis in die Nähe der Stadt gelangen können.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts war Stromausfluß und Einbucht des Meeres so bedeutend, daß eine Kriegsflotte Philipp August's von 200 Schiffen hier einlief und ankerte. Sie ward von den mit den Vlamingen verbündeten Engländern angegriffen und gänzlich vernichtet. Noch um 1597, als der Maler Peter Pourbus die riesige Karte von dem Gebiete des Freie von Brügge anfertigte, die sich jetzt in Kopie auf dem Rathhause zu Brügge befindet, bildete das Zwin eine weite Einfahrt, welche mit der Schelde in Verbindung stand.

Gegenwärtig, und zwar schon seit langen Jahren, ist diese Verbindung gänzlich abgeschnitten. Wo einst Seeschiffe und Seethiere sich tummelten, entstanden Sümpfe und Moräste, und aus den Morästen sind längst fruchtbare Ackerfelder und Wiesengründe geworden. Mit dem Aufhören der Verbindung mit der Schelde nahm die Verschlammung des Zwin reißend zu. Die Schiffe wurden von Jahren zu Jahren kleiner. Die ältesten Leute wußten sich noch 1859 der Zeit zu erinnern, wo Dreimaster bis an die Stadt fuhren. Zu Ende der vierziger Jahre ankerte noch ein Fahrzeug von 16 Last in der Nähe; 1859 konnten solche Schiffe nur bis zum Dorfe Retranchement, einer ehemaligen Befestigung $^3/_4$ Stunden von Sluis, gelangen, und es war davon die Rede, den ganzen Meeresarm abzudämmen und die bedeutende Grundfläche desselben für den Landbau zu gewinnen. Es gewährt

einen eigenthümlichen Eindruck, die verödeten Plätze und versumpften Umgebungen der einst so bedeutsamen Stadt zu durchwandeln. Da sind noch die stundenweiten Festungswälle, um welche Franzosen und Engländer, Spanier und Deutsche, Holländer und Belgier sich gestritten; aber die alten Schanzen sind verlassen, die Gemäuer verfallen, die Gräben verwachsen; statt kampfbereiter Krieger sieht man grasendes Rindvieh; wo die Kanonen donnerten, hört man Finken und Rohrdommeln schreien, und die einst blutgetränkten Schanzen sind gelb von blühendem Raps. Aus der besuchten Seestadt und Festung ist ein winziges, ärmliches Oertlein mit kaum 1700 Einwohnern geworden. Man sieht noch die Räume, wo Handels- und Kriegsflotten ankerten; aber der Pflug durchschneidet sie statt des Kiels; man tritt noch auf Muschelschalen und Fischgebein, aber es sind Reste, die der Spaten aufgewühlt hat. Dicht neben einander weht der Hauch des Landes und der See. Hier ein blühender Obstgarten, ein üppiges Saatfeld, dort die schorrens, der anwachsende Grund im Salzwasser, wo die Armuth ein Gericht „Seesalat" oder «sautreck» sucht; hier eine milchende Kuh, eine weidende Stute mit springendem Füllen, dort ein zerlumpter delver, der den Schlamm des Ebbegrundes nach ântjes und sêkers (Seicher) durchwühlt, um den Hunger der Seinen zu stillen. Hier eine Pfütze mit quakenden Fröschen, zehn Schritte davon die angeschwemmten Schalen von Seekrabben und Roggeneiern.

Nicht minder groß, ja noch größer ist der Abstand von Jetzt und Einst bei Damme. Da ist längst keine Spur mehr vom ehemaligen Seehafen. Aus der bedeutsamen Handelsstadt und Festung ist ein ackerbautreibendes Oertlein mit 1000 Einwohnern geworden, wo Bauern und Viehzüchter in den Ueberbleibseln alter Prachtbauten wohnen. Was die Stadt einst war, sieht man noch an Thurm und Kirche, an dem stattlichen Rathhause, mit merkwürdigen Schnitzereien und centnerschweren getriebenen Feuerböcken. Noch steht der stolze Spruch am Kamin: Parcere subjectis et debellare superbos; aber kaum daß ihn Jemand versteht. Zwei mächtige Balkensäle dienten 1859 als Polterkammer und Küche, in deren zerlöchertem Pflaster man Hals und Beine brechen konnte;

das mit Bildwerken gezierte Hallengewölbe war zum Pferdestall geworden, und an das Haus selbst hatte man einen strohgedeckten Bretterverschlag gelehnt, in denen ein paar Schweine grunzten und die Jauche bereiteten, die seitwärts auf die grasbewachsene Straße floß. —

Gleichzeitig mit dem Erhöhen und Erweitern der Dünen fand ein Fortschreiten derselben nach der Landseite Statt. Es war dies mehr das Werk des Windes als der Wellen. Zwar sollte man meinen, daß die wechselnde Richtung der Winde eine Ausgleichung in Betreff des Fortwehens der losen Sandmassen zu Wege bringen müsse, so daß eine erhebliche Ortsveränderung nicht Statt finde; allein bei näherer Betrachtung ergibt sich, daß die Besamung und das dichtere Ueberwachsen der Sandhügel nach der Landseite hin ein zunehmendes Hinderniß für Gleichmäßigkeit in der Bewegung und Gestaltung bildet. Während die Seeseite nicht nur den wiederkehrenden Fluten, sondern auch von Zeit zu Zeit den Angriffen vernichtender Sturmbrandungen ausgesetzt ist, liegt die Landseite geschützt, und das allmähliche Bewachsen kann um so mehr in Ruhe vor sich gehen, je schleiter die Hügel sich abdachen. Die Gestalt der beiderseitigen Dünenhänge ist daher in Wirklichkeit ganz verschieden: nach dem Lande hin allmähliches Verlaufen mit der Ebene, unter einem mannigfachen Wechsel kleiner Hügel und Thäler, alles mit verschiedenartigen Pflanzen überdeckt; nach der See hin steile Abdachung, nur oben von Sandgräsern bewachsen, am Fuße den anstürmenden Fluten und Winden preisgegeben. Während dort der Sand gefesselt wird, ist er hier in steter Bewegung; was dort zuwächst, geht meisten Theils hier verloren.

Indessen darf man sich das Fortrücken der Dünen (abgesehen von den eigentlichen Wanderdünen) nicht allzustark vorstellen, am wenigsten in unsern Tagen. Es gibt in dieser Beziehung sehr übertriebene Annahmen. Meilengroße Strecken sollen der Küste verloren gegangen sein; noch in den letzten dritthalb Jahrhunderten soll bei Ostende der Ebbestrand um 400 Schritte zugenommen haben, und was dergleichen mehr ist. Allein die meisten solcher Angaben sind nicht viel mehr als leere Ver-

muthungen oder urtheilslose Nachbetereien. Wenn man sich besonders auf das Torflager, welches einige Fuß unter dem Ebbegestade angetroffen wird, bezogen hat, so ist dagegen zu erinnern, daß eines Theils das Alter dieser (Süßwasser-)Bildung nicht hinreichend feststeht, und daß man andern Theils seine Ausdehnung nicht überall so kennt, um darauf allgemeine Folgerungen stützen zu können.

Allerdings lehrt der Augenschein, daß der äußerste Wall Ostende's an zweihundert Schritte weiter nach dem Meere zu vorspringt, als die beiderseitigen Dünenhügel. Dazu kommt, daß ein alter Grundriß diesen Unterschied nicht andeutet, vielmehr die angrenzenden Sandhügel so ziemlich in gleiche Linie mit der damaligen Umwallung stellt. Indessen darf dabei nicht außer Acht bleiben, daß Ostende und seine Nachbarschaft eine Art Ausnahmestellung einnehmen. Die Stadt war vor und nach der berühmten Belagerung von 1602 und 1603 eine Festung; man hatte also den bedeutendsten Anlaß, die äußersten Werke so weit als möglich vorzuschieben und zu erweitern. Dadurch wurden Bollwerke gebildet, welche die nächsten Sandhügel um so mehr bloßstellten, als durch Hafenbauten künstlich dazu beigetragen ward, Einbuchtungen hervorzubringen. Wie jetzt an der östlichen, so war vormals auch an der westlichen Seite ein Hafeneingang; kein Wunder also, daß unter solchen Einflüssen die gleiche Flucht der Küste, wenn sie jemals vorhanden war, schwand.

Hat man sich sonach vor Uebertreibungen zu hüten, so steht doch auf der andern Seite fest, daß noch fortwährend eine allmähliche Abnahme der Dünen auf der Seeseite und folglich eine Erweiterung des Strandes Statt findet. Besonders ist dies da der Fall, wo bei entstehenden Einrissen und Entblößungen nicht durch künstliche Bauten und Anpflanzungen Vorkehrung geschieht.

Von einem eigentlichen Fortschreiten kann aber vielerorts kaum noch die Rede sein. An der flandrischen Küste hat sich das Dünengebiet meist so gefestigt und abgegrenzt, daß wohl noch Erhöhung, aber keine eigentliche Erweiterung Statt findet, vielmehr umgekehrt tagtäglich Verringerungen durch Anbau und Bewirthschaftung erfolgen.

Anders dagegen verhält sich's an solchen Gestaden oder in den Sandwüsten urweltlicher Dünengebiete des Landes, wo der nöthige Pflanzenwuchs zum Festhalten des Sandes und zur allmählichen Bildung eines Ackergrundes mangelt. Da gibt es wahre Wanderdünen, die bald so bald anders sich aufthürmen und ausstrecken, wie es den Strömen und Wirbeln des Windes gefällt.

Auch im Innern Belgiens, in der sogenannten Kampine, soll es noch dergleichen Sandstrecken geben, wie ehedem ein Theil Flanderns davon bedeckt war. „Die Campine," sagt Houzeau, „ist mit wahren Dünen bedeckt, welche nach dem Belieben des Windes ihren Ort verändern. Man findet im nächsten Jahre die Hügel nicht wieder, welche man früher bemerkt hatte. Diese Dünen dehnen sich sehr weit in das Innere des Landes aus."

Bekannt sind die Klagen über das Fortschreiten der Dünen an den jütischen und schleswigschen Gestaden. Auch die Ostseeküsten haben hier und da Wanderdünen, die nicht selten große Verheerungen anrichten.

Eine schwere Verwüstung durch Wasser- und Sand-Flut traf in der Neujahrsnacht von 1776 auf 1777 das Dorf Zuydcote bei Dünkirchen. Der Sturm war so arg, daß die Häuser wankten und von Sand- und Wasserstaubwogen überschüttet wurden. Alles rannte und schrie durcheinander, aber man verstand und erkannte sich nicht; Augen, Mund, Nase, Ohren — alles voll Sand und Staub; durchnäßt, durchfroren, suchte Jeder Schutz und Trost, aber Niemand wußte zu helfen. Als endlich der Tag graute, zeigte sich die volle Verwüstung; Gärten und Wiesen waren wie verschwunden, ein Theil des Dorfs wie im Sand begraben, selbst die Kirche so vernichtet, daß eine neue gebaut werden mußte. Doch war Niemand umgekommen.

Die Breite des flandrischen Dünengebiets ist sehr verschieden. An einigen Stellen, wo die Küstenorte und Fischerhütten sich dicht an die Hügel angelehnt haben, ja gewissermaßen in den Dünen stehen; z. B. bei Blankenberge, Heyst, Mariakerke, ist nur ein Damm von 50 bis 100 oder 200 Schritten zwischen der höchsten Flutmarke und den menschlichen Wohnstätten geblieben. An andern Orten strecken die Ausläufer der Sandhügel sich gegen

400, 500 und an einigen Stellen selbst über 1000 Schritte aus, werden dann aber schon als Weidegrund benutzt. Ueberhaupt ist die Landseite der Dünen, wie schon oben bemerkt, fast überall bewachsen, und hier und da hat man zwischen den Hügeln oder am Fuße ziemlich ergiebige Wiesen angelegt.

An manchen Stellen bilden die Dünen doppelte, ja selbst drei- und mehrfache Hügelreihen, die nicht selten tiefdurchrissene Thalgründe, hier und da mit kleinen Weideplätzen, Wassertümpeln und dergleichen, einschließen und in ihrer öden Schweigsamkeit einen seltsamen Eindruck machen. Nirgends ein Baum, eine Hütte, ein Menschenwerk; nur kärgliches Grün und Gestrüpp und dann und wann ein vorüberhuschendes Kaninchen bringen Wechsel in den eintönigen Sandgrund, den der Wind wellenbildend überflutet.

In der Nähe von Wenstende und Lombardzyde oder Lombardi, wie das Volk spricht, überschreiten die Dünenausläufer selbst die Landstraße. Die ganze Ausdehnung beträgt eine Viertelstunde, die jenseits Nieuwpoort, namentlich Veurne gegenüber, noch zunimmt und an einigen Stellen nahezu eine Stunde beträgt. Indessen sind hier und da einige Strecken eingewallt und so urbar erhalten oder neuerdings urbar gemacht worden.

Nieuwpoort selbst ist gegen eine halbe Stunde von der Küste entfernt, und scheint auf einem alten Dünenhügel erbaut zu sein, da einige Straßen sich bedeutend heben. Ringsum aber ist Niederung, zum Theil Poldergrund, den man durch Dämme der breiten Ysermündung oder der Meereseinbuchtung abgewonnen und damit gleichzeitig das Fahrwasser verbessert hat. Etwa mittwegs zum Strande steht ein alter, 1859 in Ausbesserung begriffener Leuchtthurm, früher oft inselgleich umflossen, und eine neuere Leuchtbake, die das Ende des zwischen der Stadt und den Dünen aufgeworfenen Deiches krönt. Dann beginnt links ein weites vielhügeliges Dünengebirge, das in seltsamster Gestaltung unabsehbar sich ausstreckt und den Blick zum Meere versperrt.

Der Dünengrund ist in der Regel, gleich dem Strande, Staatseigenthum und wird dann meist gut überwacht und durch neue Anpflanzungen gebessert. Bei Nieuwpoort und an einigen

andern Stellen sind aber in französischer Zeit weite Strecken veräußert worden und somit einem sehr verschiedenartigen Schicksale verfallen.

Bei Mariakerk, eine halbe Stunde von Ostende, ist neuerdings der Versuch gemacht worden, den Hauptwall und die bedeutenderen Hügel ansehnlich zu erniedrigen und mit dem Abfall die Dünenthäler auszufüllen. Man gewann so eine weite, schräge Ebene, die mit einer dünnen Thonlage überdeckt ward und nicht nur eine festere Schutzwehr, sondern zugleich eine nutzbare Grundfläche abgeben sollte. Ich kenne den Verlauf nicht; aber in ähnlicher Weise würden sich auch anderswo noch viele Tausend Morgen einträglichen Bodens gewinnen lassen, wenn die Kosten nicht zu hoch sind.

Freilich gehen durch solche Umbildungen die Eigenthümlichkeiten und die Reize der Küstenlandschaft großentheils verloren; allein schwerlich wird sich die berechnende und ausnützende Hand der Noth und der Betriebsamkeit durch Rücksichten auf Dünenromantik abhalten lassen, der unfruchtbaren Wüstenei mehr und mehr den Garaus zu machen. Statt der mannigfaltig geformten Hügel und Thäler, statt der dürren Sandspitzen und der halm- und dornlaubumflüsterten Gründe, wird man vielleicht künftig nur noch einförmige Dämme und Grasflächen haben.

Aber einstweilen kann sich Trübsinn und Träumerei noch nach Herzenslust in der Einsamkeit dieser langgestreckten Wildniß ergehen oder zwischen Binsen und Sanddorn in sonniger Stille sich lagern. Wandle nur den Dünenkamm entlang, laß dich nur nieder in einer dieser windgeschützten, sonnendurchleuchteten, moosbewachsenen Niederungen, wenn du dem Lärm der Stadt entrinnen und das eitele Menschentreiben vergessen willst. Hier ist Ruhe, hier ist „Friede“. Nur spielende Insekten umgeben dich; eine Heuschrecke zirpt, eine Biene summt, ein Schmetterling wiegt sich, ein Käfer schillert im Sande; kaum, daß die Brandung des Meeres wie ein fernverhallendes Grollen oder wie ein Rauschen aus der Tiefe des Hügels dein Ohr berührt.

Und die Ruhe da unten! . . . Von dem ausgestorbenen Schneckengehäuse, das am Fuße des Sanddorns bleicht, bis zu den

verfallenen Kreuzen und den Prunkmälern des nahen Friedhofes, welches Schweigen, welcher Ernst! Welche Macht der Rede käme dieser Stille, welche Genossenschaft dieser Einsamkeit gleich?

Und dennoch! Wer ist einsam, der es bleiben möchte? bleiben für immer? Wer steht allein — im Leben, auf einem Berge, am Meere, an einem Grabe — wer ist einsam — in einer Mondnacht, in Waldesfrische, im Gesäusel dürrer Dünenhalme — der nicht mit gepreßtem Herzen die Frage hätte: warum, warum allein?

5.

Schwimmende Inseln und Rasenflächen. Die angebliche Verschiebung Dordrechts im Jahre 1421.

Außerordentliche Begebenheiten pflegen ungewöhnliche Aufmerksamkeit zu erregen; es kann auch nicht Wunder nehmen, daß spätere Erzähler noch allerlei Ausschmückungen und Vergrößerungen hinzuthun. Auffallen aber muß es, wenn selbst in wissenschaftlichen Arbeiten die Auswüchse des dichtenden Volksmundes fortwuchern. Wer wird sich wundern, wenn die alten Jahrbuchschreiber z. B. 1221 an 40,000, 1232 mehr als 100,000 und 1242 schon wieder über 100,000 Menschen in Friesland durch Wasserfluten umkommen lassen? Wem fällt es sonderlich auf, daß auch spätere Erzähler und Merkwürdigkeitsschilderer mit gleicher Mordlust verfahren, daß z. B. 1421 bei Dordrecht 72 Dörfer und 100,000 Menschen durch Ueberflutung vernichtet worden sein sollen? Wenn aber in einer besonderen Abhandlung «sur les changemens que la côte d'Anvers à Boulogne a subis depuis la conquête de César jusqu'à nos jours» par M. Belpaire, abgedruckt in den «Mémoires couronnés par l'Académie royale des Sciences,» Brüssel, 1827, wenn in einer solchen Untersuchung ganz ernsthaft „der Transport" der Stadt Dordrecht in Folge Deichbruchs dargestellt und mit späteren ähnlichen Vorgängen zu

bekräftigen versucht wird, so ist das doch etwas auffallend. «Un effet bien remarquable» — heißt es Bd. VI. p. 93 — «c'est le transport de la ville de Dordrecht et du sol sur lequel elle était bâtie à une certaine distance de son ancien siège. Cette singularité se répéta plusieurs fois depuis sur d'autres points, et entr'autres pendant l'inondation du 30 avril 1451: une pâture près de la ville de Sneek, en Frise, sur laquelle paisaient des moutons et des porcs, fut entraînée par le courant et resta arrêtée dans les débris d'une écluse que l'eau avait détruite.»

Indessen setzt Belpaire doch noch hinzu: s'il est réel. Andere aber, namentlich J. N. Pasquini, Histoire de la ville d'Ostende, Bruxelles, 1843, p. 35, tragen den «effet bien remarquable du débordement de 1421» ohne Anzweifelung vor und fügen, wie Balpaire, zur Erklärung und Belehrung hinzu: «On n'explique ce phénomène qu'en supposant que le terrain aura glissé sur la couche de tourbe qui se trouve dans ces lieux. C'est ainsi qu'en 1806 une partie des fortifications qu'on élevait à Ostende s'écroula en glissant sur la tourbe qui était au-dessous.» Freilich, das Stück der Festungsbauten von Ostende s'écroula; die ganze Stadt Dordrecht aber soll den „Transport" auf der Glitschbahn des Torflagers überstanden haben, ohne zusammenzustürzen. Gewiß sehr merkwürdig!

Es ist bekannt, daß auf Landseen und sumpfigen Gewässern nach Art der Torfbildung aus Gewächsen und Erdreich kleine schwimmende Inseln entstehen können, die zu Weiden ꝛc. benutzt werden und mitunter ansehnliche Gebüsche und sonstige Gegenstände tragen. Auch werden durch Auflockerung und Auswaschung tieferer Grundlagen, namentlich von Torfschichten, nicht selten Senkungen, Verschiebungen uud selbst Fortschwemmungen herbeigeführt, die eine bedeutende Veränderung der Oberfläche zur Folge haben. Auf dem Neusiedler-See in Ungarn soll sich sogar eine „schwimmende Insel von sechs Geviertmeilen Ausdehnung" befunden haben. Mag diese Angabe auch übertrieben sein, so fehlt es doch an glaubhafteren Nachrichten von ähnlichen Erscheinungen

aus älterer und neuerer Zeit nicht. Die älteste in Betreff unserer Gegenden findet sich beim älteren Plinius. Doch erzählen schon Herodot und Dionys von Halikarnaß, später Seneca, Varro und Andere von schwimmenden und „tanzenden" Inseln in Aegypten, Lydien, Böotien und Italien von bedeutender Größe. Herodot (II, 156) sagt, daß er die angeblich schwimmende Insel Chemmis in einem See des Delta gesehen, selbst aber weder Schwimmen noch Bewegung bemerkt habe; anderee Nachrichten lauten jedoch bestimmter. Seneca (Nat. Quaest. 3, 25) berichtet, daß er eine solche Insel im See Contigliano — ad Cutilias — gesehen habe, worauf Bäume und Gras wuchsen und welche vom Winde hin und her getrieben wurde. Aehnliches erzählt er von einer Insel im See Vadimonis, jetzt Lago di Bressanello, was von beiden Plinius bestätigt wird, vom jüngeren (Epistol. 8, 20) neben Schilderung anderer miranda mit den Worten: innatant insulae herbidae, omnes arundine et junco textae. . . . Saepe minores majoribus velut cymbulae onerariis adhaerescunt. — Das Entstehen und Treiben von schwimmenden Inseln auf den italienischen Gewässern muß auch nicht ganz selten gewesen sein, indem sich selbst die Rechtsgelehrten mit der Frage beschäftigten, wie man aus den Pandekten, z. B. l. 65 § 2, 7 § 2 de acquir. rer. dom. (41, 1) ersieht.

In späteren Jahrhunderten sind namentlich die schwimmenden Inseln bei St. Omer in Frankreich und auf dem See Lomond in Schottland, sowie das „Schwimmbruch" bei Gerdauen in Preußen, auf denen sich ansehnliche Bäume, Viehweiden u. drgl. befunden hätten, bekannt geworden. Die Inseln bei St. Omer scheinen zahlreich gewesen zu sein. Von einer der größeren wird berichtet und von Simon Ogier besungen, daß bei einer Anwesenheit Kaisers Karl V. und seines Sohnes Philipp II. Tänze und Gastmähler darauf Statt fanden:

Carolus invictus Caesar natusque Philippus
Saepe dapas ferri jussere ac pocula poni.

Das Schwimmbruch, dessen Alter man auf etwa 140 Jahre angab, wurde 1707 in drei kleinere Inseln zertheilt, von denen die

größeste noch 212 Ellen lang und 117 breit war; später scheinen sie sich festgesetzt oder aufgelöst zu haben.

Die Nachricht bei Plinius über die Nordseeküste findet sich Histor. natur. 16, 2. Sie erzählt von großen Waldungen an den Ufern zweier Seen, nicht fern von den Wohnsitzen der Chauken, in der Nähe der Wesermündung. Eichen von lebhaftem Wachsthum wurden dort von den Fluten oder Winden abgerissen, führten das unterhöhlte Erdreich gleich weiten Inseln mit sich fort und schifften so umher zum Schrecken der römischen Flotten, die nächtlicher Weile gleichsam einen Schiffskampf mit Bäumen eingehen müßten: Aliud e silvis miraculum: totam reliquam Germaniam replent adduntque frigori umbras; altissimae tamen haud procul supra dictis Chaucis circa duos precipue lacus. Littora ipsa obtinent quercus, maxima aviditate nascendi: suffossaeque fluctibus aut propulsae flatibus vastas complexu radicum insulas secum auferunt: atque ita libratae stantes navigant ingentium ramorum armamentis, saepe territis classibus nostris, quum velut industria fluctibus agerentur in proras stantium noctu, inopesque remedii illae, proelium navale adversus arbores inirent.

Von ähnlichen „Mirakeln" späterer Zeit sind besonders zwei Erzählungen im lateinischen Reinardus und in der «Reis van Sint Brandaen» bemerkenswerth. Hier (V, 1146) wird von einem Kinde, einem „Gotteskind," berichtet, das lebend auf einem schwimmenden Erdstück gefunden und gerettet wurde:

Doen quam een sachte wint,
Doen saghen si waer een Gods Kint
Op de zee zwevede;
Onsachte het levede
Op eenen resch eerden.

Im Reinardus, dessen Abfassung Jakob Grimm um die Mitte des zwölften Jahrhunderts setzt, heißt es IV, 1185 fgg.:

Prodigium refero, quod Fresia tota fatetur,
Consolidatque agri sessor agerque fidem.
Demolitus agrum cum possessore domoque
Protulit externi pontus in arva viri.

Publica litigium tandem censura diremit;
Incola, cujus humum nemo videbat, abit;
Quique superficiem fundi vellusque superne
Vindicat, hic liber judice plebe sedet.
Hoc in judicio non sensit Fresia rectum,
Qui dominus fundi legitime esset agri.

Also bei einer großen Wasserflut, vermuthlich im Winter 1135 oder 1164, riß in Friesland ein Stück Ackerland mit dem darauf befindlichen Hause und dem Besitzer los und trieb auf das Eigenthum eines Andern, wo es sitzen blieb. Es entstand darüber Streit und das Volksgericht entschied für den Angeschwemmten und gegen Den, dessen Grundstück bedeckt worden war, was vom Dichter nicht gebilligt wird und was wohl auch bei heutigen Rechtskundigen Bedenken erregen möchte. Die römischen Rechtsgelehrten gaben dem Eigenthümer des Aufgeschwemmten das Recht der Wegnahme, so lange es nicht mit dem unteren Grundstück durch Einwurzeln der Bäume 2c. fest verbunden war; andern Falles aber sprachen sie dem Eigenthümer des letzteren das Eigenthum zu.

Noch in neuester Zeit kamen ähnliche Losreißungen vor. Bei Skanderborg in Jütland, wie öffentliche Blätter meldeten, schwamm um 1871 während einer starken Sturmflut auf dem nahen See „ein aus zwölf Bäumen bestehender Theil eines Waldes“ und setzte sich vor einer Brücke fest, so daß die Bäume „kerzengerade auf ihren Wurzeln“ standen.

Indessen diese und andere Vorgänge [1]) lassen sich doch nicht entfernt mit dem Fortschieben oder dem Fortgleiten einer ganzen

---

[1]) Eines ähnlichen Ereignisses bei Auxerre vom Jahre 846 gedenken die Annalen bei Pertz, Monumenta I, 442: tanta inundatio . . . ut . . . quandam vineam cum terra etc. in alteram fluvii partem transposuerit.

Manche Erzählungen und Schilderungen sind einfach als handgreifliche Uebertreibungen zu betrachten. Dahin rechne ich auch die „schwimmenden Bauminseln, welche langsam durch die Nordsee ziehen und Bänke von drei bis vier Meilen“ bilden sollen. Bei Krünitz, Encyklopädie, unter „Inseln“, S. 401, ist von einer „Insel“ die Rede, „die von Dänemark abgerissen war und sich irgendwo in den Sümpfen von Holland angelegt hatte.“ Ich habe darüber nichts Zuverlässiges ermitteln können.

Stadt vergleichen. Der „Transport" von Dordrecht erscheint vielmehr so ungeheuerlich, daß man bei einigem Nachdenken geneigt ist, die ganze Geschichte ohne Weiteres als eine Fabel zu betrachten. Doch habe ich mir die Mühe nicht verdrießen lassen, gelegentlich anderer Studien, der Sache etwas genauer nachzugehen, um zu sehen, wie es sich mit dem Spuk eigentlich verhält.

Die Sturmflut in der Nacht von „St. Elisabethen-Tag" im November 1421 ist außer Zweifel, wenn auch bald der 18., bald der 19. November dafür angegeben wird; mehrere ältere Nachrichten stimmen darin überein, daß die zwischen Dordrecht und Gertrudenberg durch Deichbruch damals angerichteten Verwüstungen ungeheuer waren. An 72 Dörfer sollen überflutet und, wie gewöhnlich, gegen 100,000 Menschen ertrunken sein. Dies letzte ist sicherlich sehr übertrieben und wahrscheinlich auch die Zahl der Ortschaften; die besten Nachrichten reden nur von „vielen" und von «mennich dusent menschen, dier da verdronken.» Auch wurden die Eindeichungen nach und nach so weit hergestellt, daß nur 21 oder nach anderen Nachrichten 16 Ortschaften unter Wasser blieben; nnd auch diese wären den Fluten wieder zu entreißen gewesen, wenn zeitig die gehörigen Anstrengungen unter einheitlicher Leitung gemacht worden wären. Aber die steten Kriege und Fehden jener Jahre verhinderten lange Zeit jedes gemeinsame Unternehmen; die Strömungen und Abschwemmungen wurden allmählig so bedeutend, daß große Strecken bis auf den heutigen Tag der Herrschaft des Wassers verblieben sind und das Stadtgebiet am Biesbosch gleichsam als Insel sich darstellt.

Die zuverlässigsten Nachrichten über jene Flut finden sich wohl bei Wilh. Heda, Geschichte der Utrechter Bischöfe, um 1505; ferner im fortgesetzten Worperi Thaboritae chronicon Frisiae, dem ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts angehörig; weiter in der Cronycke van Hollandt, Zeelandt en Vrieslant, der sog. „Divisie-Chronik", die bis zum 14. August 1517 geht und zu Leiden, später zu Antwerpen erschien; ferner im Appendix des Suffridus Petri von Leuwarden zum Chronicon

des Johannes De Beka und im Chronicon auctius Johannis de Beka, in Matthaei Analect. III, 404, sowie im Magnum Chronicon Belgicum, bei Pistorius, Frankfurt 1654, S. 363. Alle wissen von der Verschiebung Nichts.

Heda sagt: Nocte quae praecessit duodecimam Kal. Decembres territorium illud amplissimum quod vocant insulam Dordracenam sive Wiltorum, Oceano inundatum, ruptis aggeribus incura principum, uti asserunt, et infinitis mortalibus submersis, horridi adhuc maris potius quam sinus praebet spectaculum, nec per tot annos iratus Oceanus aestum furoremque ponit etc. Bei Worp van Thabor († um 1538) heißt es: In dit jaer van een ende tuintigen (1421), op S. Elisabethen nacht, dat is den 19en Novembris, isser alsulcken onweder, tempest ende storm, toe waeter ende toe lande, opgestaen, dat des gelycks nie menschen mochten dencken, also dat in Frieslandt, Zeelandt, ende namelicken in Hollandt, alle dycken zyn duergebrooken ende veel dorpen ende huysen zyn vergangen ende wegh gedreven, ontallicke veel menschen ende beesten verdronken. In desen tempest is alle dat landt, met twee ende tuintich dorpen, tuschen Dort ende S. Gertruydenberch verdroncken ende vergangen. Einfacher ist Suffridus: «in nocte St. Elisab. immanissimum fuit diluvium, quo periit tota Australis Hollandia.» Orte und Zahlen führt er nicht an. Eben so wenig das Chronicon auctius. Dagegen redet die Divisie-Chronik — div. 26. c. 19 — von 72 prochikerken ende mennich ridderhofstede. . . . Viele Vornehme hätten wegen Armuth das Land räumen und dienen oder betteln müssen; denn das Land sei ungedeicht geblieben und «kerken, sloten, husen etc. vergingen.» Von einer Ab- und Fortrückung der Stadt Dordrecht aber findet sich nirgends ein Wort.

An diese Nachrichten schließen sich dann andere Jahrbücher an, meist einfach oder auch in freien Zusätzen und Aenderungen. Die Deutschen, z. B. Detmer, beschränken sich auf allgemeine Angaben: grot overvlot de watere in Zeelandt unde Hollandt, dat dar vele kerspele vorgingen in watersnot.

Der friesische Geschichtsschreiber Ubbo Emmius, dessen Rerum Frisicarum historia von 1596 an erschien, gedenkt der Sturmflut von 1421 in wenigen Zeilen: pulcherrimus ager Dordracum inter et Gertrudis Montem porrectus, vicisque quondam distinctus 72, . . . absorptus paulatim et in aestuarium versus est. Von einer Wegrückung der Stadt weiß er Nichts. Es würde aber eine solche Erscheinung um so weniger mit Stillschweigen übergangen worden sein, als zum Jahre 1509 ein Vorgang am Dollart erwähnt wird, der wohl an das angebliche Ereigniß von Dordrecht hätte erinnern können. Bei einer damaligen Sturmflut wurden nämlich wegen der eigenthümlichen „Beschaffenheit des dortigen Bodens einige kleinere Häuser mit Menschen, Schafen und Schweinen eine große Strecke fortgeführt und nach Ablauf der Flut gerettet.“ Ein Theil eines Grundstücks, auf dem 10 oder 12 Stücke größeren Viehes weideten, wurde abgerissen und über den Dollart geschwemmt, wo es auf einem anderen Grundstücke sitzen blieb und zwischen den beiderseitigen Eigenthümern zu einem Rechtsstreite Anlaß gab u. s. w.

Matthäus Vossius in seinen fünf Büchern Annalium Hollandiae etc., Amsterdam, 1680, VIII, 544, geht etwas weiter und gibt dem ganzen ager speciem maris und der Stadt selbst «insulae formam.» — Hadrianus Junius in der Batavia, ed. Plant. 1583, cap. 17, spricht sich gar folgendermaßen aus: Hanc urbem late imperantem atrox et miseranda tempestas disjectis aggeribus avulsit a continente, quando ad centum prope millia animae miserrimo mortis genere exstinctae dicuntur etc.

Daran schließen sich dann Gabbema, Nederlandse watervloeden, herausgegeben von Tobias Gutberleth, 1703; ferner Outhof, Verhal van alle hooge Watervloeden, Emden, 1720, sowie die späteren Geschichtschreiber. Die Beschreibung von Holland in dem umfassenden Werke über den Tegenwoordigen Staat van alle Volkeren etc. spricht ungenau von Abrücken: «In't jaar 1421, op S. Elizabets Nagt, zijnde den agttienden November, werdt Dordrecht van het vast

Land afgerukt door eenen geweldigen Watervloed etc.» — Die auch in's Deutsche übersetzte Vaterlandsche Historie — „Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande" — von Jan Wagenaar (Amsterdam, 1750, III, 453, die Uebersetzung zu Leipzig 1757, II, 89) erzählt die Sache wie folgt: 't Js't gemeen gevoelen, dat de stad Dordrecht met het stuk lands, waarop zij staat ten dezen tijde ook van't vaste land van Zuidholland afgerukt geworden is. — „Es ist eine gemeine Meinung, daß die Stadt Dordrecht mit dem Stücke Landes, worauf sie steht, zu dieser Zeit von dem festen südholländischen Lande abgerücket worden sei." Als Zeitpunkt wird der achtzehnte November angegeben. Eben so sagt das Vaderlandsch Woordenboek, door Jacobus Kok, zweiter Druck, Amsterdam, 1788, Th. 12, S. 590: 't Js het gemeen gevoelen, dat de Stadt Dordrecht met het stuk lands, waarop zij legt, tee dien tijde ock van het vaste land van Zuid-Holland is afgerukt en als tot een Eiland geworden. — Hieran lehnt sich dann ein „für die höchste Klasse der Schuljugend" bestimmtes Buch an, die Geschiedkundige beschrijving der watervloeden en overstroomingen, von P. N. Muyt, Boemel, 1823, wo es Seite 38 heißt: «Volgens het algemene gevoelen zou (solle) de stad Dordrecht met het stuk grond, waarop dezelve staat, ten dien tijde, van het vaste land van Zuid-Holland zijn afgescheurd (abgerissen) geworden.» Mit „abgerissen" ist auch die betreffende Stelle in Van Campen's Geschichte, in der Sammlung von Heren und Ukert, 1831, übersetzt worden, während das Aardrijkskundig Woordenboek von A. Van der Aa, 1841, III, 471, sich ausdrückt: van het vaste land afgescheiden (abgetrennt).

Auf Muyt hat sich dann Belpaire und auf diesen Pasquini gestützt u. s. w., obwohl einiges Nachdenken und Nachlesen zu ganz anderen Darstellungen hätte führen können und sollen. Weder die beglaubigten Thatsachen, noch die Ausdrücke avulsit, afgerukt, afgescheurd rechtfertigen die Angabe, daß ein transport de la ville à une certaine distance de son ancien

siège stattgefunden habe, obwohl die Wendung afgerukt met het stuk lands etc. schon wenig passend war. Keiner der älteren Schriftsteller kann dafür angeführt werden. Ja es gibt gewissermaßen ausdrückliche Belege für das Gegentheil. So bemerkt G. Goudanus in einer Abhandlung de waterlandis et eorum moribus etc. bei Dordrecht: Quae urbs ut contra inimicos fortis ita adversum fluctus immota stetit. Und Joh. Van Beverwyck, 't Begin van Hollant etc. meint ebenfalls: dat de selve Stadt van allen ouden tijden gelegen heeft gelyck se nog doet. . . .

Der „merkwürdige Transport der Stadt Dordrecht" ist daher Nichts, als eine merkwürdige Verirrung einiger Gelehrten.

VII.

Nationalitäten- und Sprachenstreit.

Digitized by Google

1.

Ursprung der Belgier, der Vlamingen und Walen.

Die alten Bewohner Belgiens werden von den Einen für Gallier ausgegeben, und zwar bald für eigentliche Kelten, bald für Kymren; Andere halten sie für Germanen, während noch Andere eine Bevölkerung theils aus Galliern, theils aus Germanen bestehend, annehmen. Die heutigen Walen sollen bald die Nachkommen ursprünglich keltischer Bewohner sein, die während der römischen Herrschaft romanisirt worden; bald werden sie als die Sprößlinge einer spätern romanischen Ausbreitung betrachtet, namentlich in den Gegenden nördlich der alten, von Boulogne nach Köln führenden Römerstraße. Aehnlich werden die Vlamingen bald von einer altgermanischen Bevölkerung, bald von spätern Einwanderern aus Deutschland abgeleitet; ja man hat neuerdings selbst in den vlamischredenden Landbewohnern bei St. Omer die Nachkommenschaft eines altgermanischen, dort seßhaft gewesenen Volks nachweisen wollen, während bisher fast alle Germanisten in den dortigen Küstenbewohnern, soviel die Zeiten Cäsar's anlangt, eine gallische Bevölkerung fanden. Kurz es fehlt nicht an den verschiedensten, zum Theil sich schnurstracks entgegenstehenden Ansichten, trotz der anscheinend klaren und einfachen Zeugnisse Cäsar's.

Der Grund dieser Erscheinung liegt m. E. hauptsächlich darin, daß man immer nur die Gegensätze Gallier und Germanen, oder Kelten und Germanen, im Auge hatte und festhielt; man nahm keine in der Mitte stehenden, mit beiden fast gleichnahe verwandten Völkerschaften an, und kam so zwischen den Angaben Cäsar's und denen Anderer und unter Berücksichtigung

Digitized by Google

der Ergebnisse der vergleichenden Sprachforschung zu offenbaren Widersprüchen.

Die Schwierigkeiten scheinen aber zu weichen, wenn man von folgenden Gesichtspunkten ausgeht.

Kelten und Germanen waren nach den Angaben der Alten unbezweifelt entfernt verwandt, weil gemeinsamen Ursprungs. Bei dem Ausbreiten der Urstämme in zahlreichen Aesten und Zweigen mußten aber unter dem Einfluße von Nähe und Ferne die Zeichen der Verwandtschaft bald frischer bleiben, bald mehr oder weniger sich verwischen. Während sich im Großen und Ganzen der Gegensatz bildete, wie er von Cäsar und Andern geschildert worden, mußten die Grenzzweige sich vielfach berühren; namentlich konnte es nicht fehlen, daß hinsichtlich der Sprache vermittelnde Uebergänge blieben oder entstanden. Die Natur der Sache und die Erscheinungen der Gegenwart sprechen dafür; denn nirgends oder doch nur ausnahmsweise gibt es Sprünge, die lebenden Sprachen und Mundarten haben vielfach ihre Bindeglieder. —

Der Uebergang zwischen germanischem und keltischem Wesen scheint in den kimbrisch-teutonischen Völkerschaften zu liegen, mag man nun eine Verbindung zwischen den Kimmeriern des Herodot, den Cimbern der Römer und den Kymren in Britannien gelten lassen oder nicht. Es sprechen dafür die Angaben der Alten, die bald von Kelten bald von Germanen reden, ferner die Zeit des Auftretens zwischen Galliern und Germanen. Den Cimbern standen die Belgen nahe, wie aus Namen und aus der Art und Weise, wie sich beide vor den großen Zügen gegen Rom mit einander verständigten, geschlossen worden ist. Daß aber gerade in Belgien ein Völkergemisch oder eine Uebergangsbevölkerung sich finden konnte, ja entstehen mußte, das wird einleuchtend, wenn man betrachtet, wie hier zu allen Zeiten das offene Thor und die Straße nach Frankreich, und weiter nach Spanien und den britischen Inseln, lag. Ueber ein Jahrtausend lang, von den Galliern bis zu den Sachsen und Franken, drängte ein Zug den andern, und auch dann noch hörte das Ziehen und Schieben, das Kommen und Gehen nicht auf.

Faßt man hiernach die Angaben Cäsar's, Strabon's, Tacitus' ꝛc. in's Auge, so wird Vieles klar. „Ganz Gallien," sagt Cäsar

im Anfange seiner Kommentare, „zerfällt in drei Theile, deren einer von den Belgen, der andere von den Aquitaniern, und der dritte von Denen bewohnt wird, welche sich in ihrer Sprache Kelten nennen und welche wir Gallier heißen. Sie sind alle unter einander durch Sprache, Einrichtungen und Gesetze unterschieden. Die Gallier sind von den Aquitaniern durch die Garonne, von den Belgen durch die Marne und Seine getrennt. Die Tapfersten unter ihnen sind die Belgen, weil sie am entferntesten von der Civilisation der römischen Provinz sind, und weil nur sehr selten Kaufleute zu ihnen gehen, um ihnen Dinge zu bringen, die zur Verweichlichung der Herzen dienen, und dann auch, weil sie als Nachbarn der Germanen, die jenseits des Rheins wohnen, unaufhörlich mit ihnen im Kriege sind."

Hieraus ist zunächst ersichtlich, daß die Bezeichnungen Gallien und Gallier in einem weitern und einem engern Sinne vorkommen und zu verstehen sind. Im weitern Sinne umfassen sie auch Belgien und seine Bewohner, denn dies ist ja eben ein Theil vor „ganz Gallien;" im engern und eigentlichen Sinne aber sind die Belgen den Galliern entgegengesetzt. Wenn daher Cäsar an andern Stellen einige belgische Völkerschaften im Allgemeinen als „Gallier" bezeichnet und (V, 27) den Eburonen Ambiorix selbst von seinem Volke sagen läßt: non facile Gallos Gallis negare potuisse, so ist klar, daß hier in einem weitern Sinne von Galliern die Rede ist und daß daraus keine Kelten-Eigenschaft gefolgert werden kann, wie man hat thun wollen.

Es ergibt sich ferner, daß die Belgier von den eigentlichen Galliern oder Kelten durch die Sprache verschieden waren. Daraus folgt nun freilich nicht, daß eine „Racen"-Verschiedenheit bestanden, wie Manche gewollt haben; aber es folgt auch eben so wenig, daß die Belgen Germanen gewesen und germanisch gesprochen hätten, (idiome allemand), wie Andere, z. B. Ch. Grandgagnage (Bulletin du l'Institut Archéol. Liégeois, 1852, I, 1, 25) annehmen. Cäsar sagt eben nur, was die Belgen im Verhältniß zu den übrigen Hauptbewohnern Galliens nicht waren. Das Verhältniß zu den Germanen ist nur als ein feindliches berührt, geht jedoch aus andern Stellen etwas näher hervor. Im zweiten

Buche (3. 4), wo der Kampf mit den vereinten Belgen erzählt wird, sagt Cäsar nämlich, daß er von den Remen, den nächsten Nachbarn des keltischen Galliens, erfahren habe, wie alle übrigen Belgen die Waffen ergriffen und wie „die Germanen diesseits des Rheins (d. h. auf der linken Rheinseite) sich mit ihnen verbunden hätten" — sese cum his conjunxisse . . . „Viele Belgen seien von den Germanen entsprossen; vor alten Zeiten über den Rhein geführt, hätten sie sich, der Fruchtbarkeit des Landes wegen, dort angesiedelt und die Gallier, welche die Strecken bewohnt, vertrieben — Plerosque Belgas [1]) esse ortos ab Germanis Rhenumque antiquitus traductos, propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque qui ea loca incolerent expulisse. Sie seien die Einzigen gewesen, die, als zur Zeit unserer Väter ganz Gallien von den Teutonen und Cimbern verwüstet worden, diese von ihrem Gebiet abgehalten hätten; eine Erinnerung, die ihnen großes Ansehen und viel Selbstvertrauen in Dingen des Kriegs gäbe."

Hieraus entnehmen wir also, daß die Bevölkerung zwischen dem Rhein und der Marne und Seine eine dreifache war: zunächst wirkliche Germanen, im Gegensatze zu den vereinten Belgen, mit denen sie sich nur zum Kriege wider die Römer verbunden hatten; dann Belgen, welche von den Germanen entsprossen waren und welche einen großen Theil der Bevölkerung Belgiens ausmachten, und endlich die übrigen Belgen.

Als germanische Völkerschaften führt Cäsar die Eburonen, quorum pars maxima est inter Mosam et Rhenum, (V, 34), ferner die Kondrusen u. A. an, und setzt ausdrücklich hinzu, daß sie mit dem Gesammtnamen Germanen bezeichnet würden — qui uno nomine Germani appellantur. An einer andern Stelle (VI, 32) zählt er auch die Segnen (zwischen den Eburonen und Trevirern) zu den Germanen — ex gente et numero Germanorum. Dagegen hebt er die Belgen, welche von den Germanen entsprossen seien, nicht näher hervor, und ebensowenig sagt er, welche der

[1]) Grandgagnage tadelt mit Recht, daß Raoux diese Wendung mit «plusieurs» übersetzt habe, und überträgt selbst: «un grand nombre.» S. Raoux, sur l'ancienne démarcation des pays flamands et wallons Nouv. Mém. de l'Acad. roy. de B. t. 4.

zahlreichen einzelnen Völkerschaften er zu den übrigen Belgen rechnet. Im Allgemeinen aber werden diese der Seine am nächsten gewohnt haben; jeden Falles gehörten dahin die Remen und deren Nachbarn, die Suessionen; ferner wohl die Morinen &c. (V, 24), sowie die Bewohner der vorzugsweise Belgium genannten Strecken nämlich die Bellovaken, Atrebaten und Ambianen. Als germanische Abkömmlinge blieben dann die Menapier, die Aduatuken (Cimbern), die Nervier, die Trevirer u. A. Insbesondere wird man die Nervier und Trevirer dahin zu rechnen haben, da sich beide nach Tacitus (Germania, 28) noch späterhin rühmten, von den Germanen abzustammen, circa affectationem Germanicae originis ultro ambitiosi sunt, und weil Strabon die Nervier ausdrücklich als ein germanisches Volk aufführt. (Eine Aufzählung der verschiedenen Völkerschaften Belgiens gibt L. Diefenbach, Celtica, Stuttgart, 1840, II, 1, 56).

Wodurch unterschieden sich nun die „von Germanen abstammenden Belgen" von den eigentlichen Germanen? Cäsar sagt das nicht näher. Nur so viel ist ersichtlich, daß sie mit den übrigen Bewohnern Belgiens im engen Verein waren und daß dies Verhältniß schon geraume Zeit bestanden hatte, zum mindesten über die Cimbernzüge hinaufreichte. Auch wird man eben daraus mit Grund entnehmen können, daß sie an Sitten und Sprache sich unterschieden und den übrigen Belgen vielleicht schon eben so nahe oder näher standen, als den Germanen im Innern Deutschlands. Sie zeichneten sich aber, namentlich die Nervier, durch Nüchternheit und Tapferkeit aus und tadelten die Unterwürfigkeit der andern Belgen, incusare reliquos Belgas, qui se populo Romano dedidissent [1]).

[1]) Cäsar, II, 15. — Die gallischen Belgen unterwarfen sich den Römern bald; ein Feldzug genügte; die germanischen setzten den Kampf noch lange fort, der hinsichtlich der Nervier, Eburonen &c. fast zur Vernichtung geführt haben soll. Erst nach 9 Jahren war die Unterwerfung beendet. Als die Nervier geschlagen worden, ordnete der Senat gegen das Herkommen 15tägige Danksagungen an. Und doch sah sich Cäsar veranlaßt, ihnen ihr Gebiet zu lassen, suis finibus atque oppidis uti jussit. (II, 28). Die Eburonen werden in der Gegend von Lüttich gewohnt haben. Vergl. Ferd. Hénaux, Etudes historiques sur le wallon, Liège, 1843, p. 23 etc.

Und was waren die nicht von Germanen abstammenden Belgen? „Ohne Zweifel Gallier," antwortet man gewöhnlich. Selbst Grandgagnage sagt: Sans doute un reste des Gaulois, anciens possesseurs du pays, et assez probablement des Gaulois dans le sens restreint du mot, c'est-à-dire des Gaulois-Celtes. Aber dies ist schwerlich zu rechtfertigen. Gallier im weitern Sinne waren sie allerdings, allein nicht keltische Gallier oder Gallier im engern Sinne; denn sonst hätte Cäsar nicht sagen können, sie seien durch Sprache, Einrichtungen und Gesetze von diesen verschieden, oder er hätte nicht, wenn dieser Unterschied etwa nicht auf sie, sondern auf die übrigen Belgier zu beziehen wäre, die Marne und Seine, sondern allenfalls den Kohlenwald — Arduenna sylva — als Grenze angegeben. Wie ist es denkbar, daß er gesagt, die Gallier sind von den Belgen durch die Marne und Seine getrennt, wenn ungefähr die Hälfte der Belgen ebenfalls solche Gallier gewesen wären? —

Das Richtige dürfte vielmehr sein, daß die Belgier eben eine Uebergangsbevölkerung waren, theils mehr nach keltischer, theils nach germanischer Seite sich neigend, von beiden unterschieden, aber von beiden nicht gänzlich. Im Drängen der Völkerzüge waren sie zwischen Seine und Rhein verblieben; während Germanen fortschoben und nachrückten, mußten die äußersten Belgen entweichen. So erklärt sich's, daß weit am Kanal hinaus noch Belgen wohnten, daß nach Cäsar (II, 4; V, 12) die nächsten Küsten Englands von Belgen besetzt waren, deren Bauten mit denen der Gallier viel Aehnlichkeit hatten, und daß Tacitus (Agricola, 11) auf beiden Seiten des Kanals Gemeinsamkeiten und wenig Unterschied der Sprache annimmt — sermo haud multum diversus.

Mit einer solchen Auffassung der Nachrichten Cäsar's stehen auch die Angaben Strabon's im Einklange. Er nimmt ebenfalls eine dreifache Bevölkerung Galliens an, nämlich: Aquitanier, Belgen und Kelten. Die Aquitanier, sagt er, weichen vollständig ab, nicht bloß durch die Sprache, sondern auch hinsichtlich der Körpergestalt, indem sie mehr den Iberern als den Galliern gleichen; die übrigen aber haben alle ein gallisches Ansehen, jedoch „ohne dieselbe Sprache zu haben, indem sich einige

ein wenig (μικρόν) durch die Sprache unterscheiden"; auch weichen sie durch Regierungsweise und Lebensart ein wenig ab (πολιτεία δὲ καὶ οἱ βίοι μικρὸν ἐξηλλαγμένοι εἰσίν).

In ähnlicher Weise nimmt Strabon zwischen Galliern und Germanen keinen großen Unterschied an, wobei er zunächst wohl die Germanen „unmittelbar" am Rhein vor Augen hatte; sie erscheinen ihm „wilder, größer und blonder", sonst aber ähnlich.

Auch die vielberufene Stelle des heil. Hieronymus, der gegen 360 nach Christus schrieb, macht keine Schwierigkeit. Der Kirchenvater sagt in seiner Erklärung des Paulinischen Briefes an die Galater (II, pr.), daß diese außer der griechischen Sprache, deren sich der ganze Orient bediene, auch eine eigene Sprache hätten und zwar fast dieselbe wie die Trevirer ... propriam linguam, eandem pene quam Treviros habere (S. Eus. Hieronymi Op. tom. septim., Veronae, 1737, p. 430). Mögen nun die kleinasiatischen Galater oder Gallier mit den tektosagischen Volcae (= „Belgae") oder mit den „Bolgen" oder Belgen in Verbindung stehen, die Angabe des Hieronymus hat nach dem Obigen einen guten Sinn, ohne daß man die Trierer zu „Kelten" oder die Galater zu eigentlichen „Germanen" zu machen braucht, wie beides von entgegengesetzter Seite geschehen ist. (Vergl. Diefenbach, Celtica II, 1, 63, fgg., 266 fgg.)

Ebenso können die Namen Ambiorix, Cingetorix, und andere Ueberreste der belgischen Sprache keine Bedenken erregen. Denn wenn auch rix vom keltischen righ statt vom goth. reiks, abzuleiten ist, so erklären sich solche Wurzelsprossen auf belgischem Boden wohl genügend, ohne daß die betreffenden Völkerschaften, ja selbst Diejenigen, welche Cäsar ausdrücklich als Germanen aufführt, zu Kelten werden müssen. (Vergl. jedoch M. Duncker, Origines German., Berol., 1840; Diefenbach, Celt. I, 69 und Wörterb. II, 169).

Wir sehen also, daß bei einer solchen Auffassung kaum Widersprüche und Schwierigkeiten bleiben [1]). Außerdem dient sie aber auch

---

[1]) Auch anderweite Erscheinungen, z. B. daß die Belgen schon eine gewisse Kultur gehabt, daß in Trier Münzen geschlagen worden, daß man,

dazu, die Erklärung des spätern Ursprungs der romanischen Walen oder Wallonen, gegenüber den deutschen Vlamingen, wesentlich zu erleichtern. Man hat diesen Gegenstand, „den Grund und die Zeit der Einführung des Wallonischen in das jetzige Belgien“ als einen der dunkelsten Punkte in der belgischen Geschichte bezeichnet. (Schayes, Les Pays-Bas avant & durant la domin. rom., Bruxelles, 1838, II, 85: probablement toujours un des points les plus obscurs.) Und in der That muß die Sache, mit Rücksicht auf die zickzackige Grenzlinie, die in den alten Nachrichten keine Erklärung findet, etwas Räthselhaftes haben, besonders für Denjenigen, der eine entschieden germanische Bevölkerung annimmt. Indessen tritt doch die Hauptsache in klares Licht, sobald man die Zustände und die Ereignisse seit Cäsar's Zeit genauer in's Auge faßt.

Von einer eigentlichen Einführung des Romanischen nach Belgien — «introduction du wallon dans la Belgique actuelle» — darf gar keine Rede sein; das Wallonische ist auf den jetzigen belgischen Gebieten sicher in derselben Weise und ungefähr zu derselben Zeit entstanden, wie das übrige Romanische in dem eigentlichen Gallien. Keine Thatsache und kein Geschichtszeugniß spricht für ein späteres Ueberführen aus Frankreich. Der Grund der Entstehung war hier wie dort die dauernde Herrschaft der Römer und die dadurch sich ausbreitende römische Kultur. Gefördert und erleichtert aber wurde die Entstehung wesentlich durch den Volkscharakter, vielleicht auch durch Sprachähnlichkeiten; die Belgen, wie die eigentlichen Gallier, die uns als unbeständig und leichtfertig, allem Neuen leicht zugänglich, geschildert werden, waren für fremde Einbürgerungen empfänglicher als die Germanen, und zwar um so mehr, je ferner die einzelnen Völkerschaften den deutschen Kernlanden standen. Einen besondern Nachdruck auf anhaltende despotische Aufnöthigung legen zu wollen, wie wohl

---

wie in Gallien, nach leugae, statt nach milliaria, gerechnet, daß Diokletian in einer caupopa bei Tongern eine Druidin getroffen habe, erklären sich ohne Schwierigkeit, selbst wenn man diese Druidin mit Schayes und Grandgagnage nicht für eine vom métier de bohémienne halten will.

geschehen ist, läßt sich nicht rechtfertigen. Plinius (Hist. nat. III, 6) sagt zwar: Italien sei von den Göttern auserwählt, die zerstreuten Reiche zu vereinen, die Gebräuche zu mildern und vieler Völker abweichende und rohe Sprachen durch gebildete Rede zu verschmelzen — tot populorum discordes ferasque linguas sermonis commercio contrahere; allein man sieht leicht, daß sich's dabei nur um eine ideale Auffassung der römischen Weltherrschaft, nicht aber um eine gewaltsame Sprachaufnöthigung handelt. Die Römer gebrauchten sicherlich überall ihre Sprache, namentlich bei der Rechtspflege; allein Zwangsgebote hinsichtlich des Volksverkehrs sind schwerlich zu erweisen. Wie wäre es auch möglich gewesen, dem Volke gegenüber, das meist von den Standplätzen der Legionen und von den städtischen Ansiedelungen entfernt wohnte, eine Zwangsmaßregel auszuführen? Auch der Einfluß der Civilisation, der anhaltende Verkehr mit den Römern, reicht allein nicht aus, um eine schnelle Entstehung des Romanischen zu erklären. Ein zähes charakterfestes Volk nimmt unter solchen Einflüssen wohl für den Verkehr mit Andern, nimmermehr aber für den eigenen Familiengebrauch eine neue Sprache an. Seit drei Jahrhunderten wird in Norddeutschland das Hochdeutsche als Kirchen- und Schulsprache, als die Sprache der Gerichte und Behörden, ja fast als das ausschließliche Mittel alles schriftlichen Ausdrucks und alles künstlerischen und gebildeten Verkehrs gebraucht, und doch wird man nicht ein einziges Dorf finden, wo das Volk unter sich Hochdeutsch spräche. — Moke (Moeurs et usages des Belges, I, 94) meint: toutes les choses tirées du Midi n'avaient pas de nom dans l'ancien langage. Gewiß! allein das hatte nur auf den Wortschatz, nicht für den Bau der Sprache Bedeutung.

Aber wie kommt es, mag man fragen, daß nicht alle Belgier in den einst von Römern beherrschten Gebieten Wallonen geworden sind? wie erklärt sich vor allem der Gegensatz in geringer Entfernung von der Sprach-Grenze, wenn einst eine so nahe Verwandtschaft unter den einzelnen Völkerschaften bestand? Die Antwort ist leicht und einleuchtend. Der Grund lag nicht in größerer oder geringerer Fruchtbarkeit der Gegenden 2c., wie man

wohl gesagt hat, obwohl dies und Anderes von einigem Einflusse gewesen sein kann, sondern in nachrückenden und sich einschiebenden Zuzügen, in dem jahrhundertelangen Streit entgegengesetzter Einwirkungen. Während von gallischer Seite her das römische und später das romanische Element, namentlich durch Einwanderungen in die Gebiete der fast vernichteten Nervier, Eburonen u. A. Feld zu gewinnen trachtete, kamen von deutscher Seite bald heftigere bald allmäligere Angriffe und Einflüsse; während dort die ursprüngliche Volksnatur mehr und mehr geschwächt und verwischt wurde und römisch-gallisches Blut mit belgischem sich mischte, fand hier eine immer stärkere Erneuerung in entgegengesetzter Richtung Statt, indem gerade die ausgesprochensten und zähesten deutschen Stämme, die Sachsen u. s. w., sich mit ihnen mischten. Da es nun an einem natürlichen Trennungs-Gegenstande, einem Gebirge oder einem bedeutenden Strome, zwischen beiden Kräften mangelte, so mußte die Grenze eine sehr unregelmäßige werden. Wie steigende Gewässer auf ungleichem Grunde, so schlug bald hier bald dort das Völkergewoge weiter hinaus, bald hier eine Insel umschließend, bald dort von vorspringenden Landzungen seinerseits umschränkt. Am weitesten schoben sich die Sachsen und Friesen an den Küsten entlang, sei es von Beutelust gelockt oder von Ueberflutungen rc. gedrängt; selbst nach den englischen und schottischen Gestaden setzten sie über, während die Verbleibenden sich theilweise bis auf den heutigen Tag erhalten haben. So erklären sich die Vorstädte und die Ortschaften niederdeutscher Zunge bei St. Omer rc., während es ungerechtfertigt erscheint, darin mit A. Courtois (L'ancien idiome audomarois etc., St. Omer, 1856, p. 37. 39.) altbelgische Reste zu finden und die Sprache als einen ancien dialect belge zu bezeichnen. Ungenau ist es auch, wenn man gemeint hat: tous les patois bas allemands depuis Bruxelles jusqu'à Riga . . . ne sont que des variétés plus ou moins corrompues de notre flamand écrit ou littéraire.

In solcher Weise ist die Sache im Großen und Allgemeinen aufzufassen. Was aber die einzelnen Gegenden und Ortschaften anlangt, namentlich in der Nähe der gegenwärtigen Sprachgrenze, so wird die Beantwortung der Frage, wann und

in welcher Weise sich die Sprache ihren Bestandtheilen nach gebildet und festgesetzt habe, noch lange große Schwierigkeiten bieten, wenn nicht vielfach unmöglich bleiben. Nur der strenggeschichtliche Weg wird mit Erfolg einzuschlagen sein. Jeder Ort, jede Mundart, ja gewissermaßen jedes Wort muß erforscht und lebensgeschichtlich festgestellt werden. In dieser Beziehung mangelt aber noch Viel; insbesondere fehlt es an der unerläßlichen planmäßigen Aufzeichnung der heutigen Mundarten, die schon längst in den Niederlanden wie in Deutschland mit Ernst hätte in Angriff genommen werden sollen, da tagtäglich die besten Urkunden hinwegsterben. In Lüttich haben Grandgagnage durch sein Dictionnaire étym. de la langue wallonne und Forir durch sein Dict. Liégeois-français Tüchtiges geleistet; in Löwen gab L. W. Schuermans ein Algemeen vlaamsch Idioticon, in Brügge De Bo ein treffliches Westvlaamsch Idioticon heraus; aber hinsichtlich der Mundarten überhaupt ist noch gar Viel zu thun.

2.

Der Sprachgegensatz. Die Thiersage. Die Isengrimme und Blaufüßer.

Die Kriegs- und Eroberungszüge der Franken haben auf die Sprachscheide wohl nur einen untergeordneten Einfluß gehabt. Es ergibt und erklärt sich dies daraus, daß jene Züge nur wenig zahlreich waren und meist nur aus einigen tausend Köpfen bestanden. Es waren eben nicht Völkerzüge mit Weib und Kind, sondern mehr Beutezüge junger Männer; es erfolgten nicht stets Ansiedelungen in gedrängten Haufen, sondern Niederlassungen in zerstreuten Bezirken, was eine allmälige Vermischung mit der vorhandenen Landesbevölkerung und die Annahme der Sprache derselben zur Folge haben mußte. Wesentlich befördert wurde dies durch die Annahme des Christenthums von Seiten Chlodwig's

und durch die Gründung eines Königthums auf römisch-kirchlicher Unterlage das Römische zur Amts- und Hofsprache ward.

Indessen mußte doch lange Zeit ein gewisser Gegensatz zwischen Franken und Galliern, zwischen deutschem und römischem Wesen, auf gallischem Boden sich erhalten. Es konnte nicht fehlen, daß die rauhen und ungeschlachten Krieger sich anders geberdeten und ausdrückten, als die geschmeidigen römischgebildeten Gallier. Der Gegensatz mußte um so schärfer sein, je abgesonderter die Kriegs- und Lehnmänner auf den erworbenen Besitzungen lebten und je ferner sie dem Herrschersitze und den Hofdienstleuten standen. Nur sehr allmählich konnte römische und romanische Art und Sprache bei ihnen Eingang finden. Noch länger mußte es dauern, ehe die unter deutschen Bevölkerungen wohnenden Großen vom romanischen Wesen erreicht wurden. In Flandern, das großen Theils französisches Lehn ward, und in den angrenzenden Küstenstrichen, griff erst im 12. und 13. Jahrhundert das Französische beim Adel um sich; namentlich war die glänzende und verschwenderische Hofhaltung der verwitweten Gräfin Mathilde zu Fürne oder Veurne, am Ende des 12. Jahrhunderts, in dieser Hinsicht von Einfluß. Mathilde diente den Plänen König Philipp August's von Frankreich, und dieser ging darauf aus, Flandern zu unterjochen und zu dem Ende Anhang unter dem Adel zu gewinnen. Unter den deßhalbigen Ränken und vielfältigen Kämpfen mußte natürlich auch die französische Sprache mehr und mehr sich ausbreiten.

Dieser Verlauf der Sprachanwendung findet in den verschiedenen Bearbeitungen der Thiersage, oder in der Geschichte von Reinhart dem Fuchs, Bestätigung. Und auf der andern Seite darf man die erwähnten Vorgänge und die damit in Verbindung stehenden Umstände nicht außer Acht lassen, wenn man jene Bearbeitungen in allen Einzelnheiten richtig würdigen will.

Der Ursprung der Thiersage reicht bis in's graue germanische Alterthum. Die frühesten Spuren hat Jakob Grimm, der 1834 seinen „Reinhart Fuchs" erscheinen ließ und die große Bedeutung der Thierfabel, „der sich Nichts anderswo zur Seite stellen läßt," zuerst darlegte, bei den Franken aufgewiesen. Den Mittel-

punkt der Sage bildet der Fuchs, dessen Bezeichnung schon nach der Lex Salica, als Schimpfwort galt: Si quis alterum vulpem clamaverit .. culpabilis judicetur. Im 7. Jahrhundert erzählt Fredegar, wie der Fuchs des Hirsches Herz verschlang und es dem Könige leugnet. Die beiden ältesten Bearbeitungen der Sage, nämlich Isengrinus und Reinardus, oder die Kämpfe zwischen Isengrimm dem Wolf und Reinhart dem Fuchs, sollen aus dem Ende des 11. und aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammen und sind in lateinischen Versen verfaßt. Für ihre Heimat gilt Flandern oder der vlamische Theil Nordfrankreichs, wie überhaupt die Thierfabel nach Grimm's Worten, „Knospe an Knospe schwellend, aus deutschem Stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und dem westlichen Deutschland erblühte.“ Auch die nächste niederdeutsche Bearbeitung, entstand auf flandrischem Boden. Die alte Dichtung gehe daher vorzugsweise die Belgier an, bemerkte Grimm; doch — fügte er hinzu — wer hat bei ihnen seit Jahrhunderten „Anhänglichkeit und Theilnahme für ihre Muttersprache getroffen?“ ... Das nahm sich Willems, der spätere Führer der Vlamischen Bewegung, zu Herzen: er bearbeitete eine neue Ausgabe des Gedichts, und zwar des „vollständigen Reinhart,“ in zwei Büchern, indem er dem letzten eine eben von der Regierung angekaufte, noch unbenutzte Handschrift zum Grunde legte: Reinaert de Vos, episch Fabeldicht van de 12. en 13 eeuw, met aenmerkingen etc., Gent, 1836; Wiederabdruck durch Dr. Schnellaert, 1850.

Die Auffassungen Willems' blieben nicht ohne Anfechtung. Der Holländer W. J. A. Jonckbloet ließ 1856 zu Groningen eine neue Ausgabe des alten Gedichts unter dem Titel: Van den vos Reinaerde, erscheinen, worin er dem vlamischen Herausgeber vielfach entgegentrat; denn dem Kritiker müsse „die Wahrheit höher stehen als das vaterländische Gefühl.“ Namentlich weicht er von Willems hinsichtlich des Verhältnisses der niederländischen Bearbeitungen der Thiersage zu den ältesten französischen, und bezw. zu dem mittelhochdeutschen Reinhart von Heinrich dem Glichezäre im Elsaß, ab. Jonckbloet beschränkte seine Ausgabe auf das alte vlamische Gedicht, dessen Heimath und Schauplatz

er in Ostflandern, namentlich im «soete lant van Waes,» (V, 2263) findet. Der Dichter bezeichnet sich selbst nur als

Willem, die Madoc maecte,
Daer hi dicke om waecte.

Willems dachte dabei an den von Maerlant erwähnten Priester Willem Utenhove; das Vaderl. Museum, II, 250, wies auf einen 1198 als Zeuge vorkommenden Magister Willelmus hin; C. A. Serrure hat auf einen 1269 erwähnten Willem Clericus gedeutet. Jedenfalls war der Mann ein echter Dichter und wird sein Werk um 1250 geschaffen haben. — Tiefer steht die Umarbeitung und Fortsetzung des Gedichts aus der Zeit von 1350, die in der vorerwähnten Handschrift enthalten ist. Der Verfasser hat sich nicht genannt, sein Werk aber am Ende als Reinaerts Historie bezeichnet. — Neuerdings ist eine Gesammtausgabe, mit genauer Sonderung der beiden vlamischen Bearbeitungen, erschienen: Ernst Martin, Reinaert, Willem's Gedicht Van den vos Reinaerde und die Umarbeitung und die Fortsetzung Reinaerts Historie; Paderborn, 1874. — Die jüngere Bearbeitung hat nach Sprache und sonstigen Merkmalen ohne Zweifel in Westflandern ihren Ursprung. Ueberhaupt scheint vorzugsweise in diesem Theile von Flandern und namentlich in der Gegend von Fürne die Geschichte der Kämpfe zwischen Wolf und Fuchs auf's tiefste und mannigfachste in das Volksleben eingedrungen zu sein. Schon J. F. Willems hatte 1833 auf viele Namensanklänge hingewiesen. Um 1843 wurde in einer Broschüre von H. V. D. V. (Van de Velde): «Origine flamande du roman du Renard» der Gegenstand eingehender behandelt. Die spätern Herausgeber scheinen das Schriftchen nicht beachtet zu haben; dasselbe ist aber immerhin anziehend genug. L'histoire d'Isangrin & de Renard, sagt Van de Velde, a eu de tout temps en Flandre une plus grande popularité que partout ailleurs . . On emploie encore aujourd'hui, et principalement dans la Flandre occidentale, parmi les livres d'école un ouvrage en prose, intitulé: Reinaert de Vos of het dieren oordeel — qui a obtenu peut-être plus de cent éditions. Cette grande popularité est attestée

encore par une innombrable quantité de proverbes flamands qui regardent l'histoire de Renard & d'Isangrin, et bien plus encore par une foule de noms de famille répandus par toute la Flandre: De Vos, Reynaert, Reintjens, Vosschaert, Blaevoet; De Wulf, Wolf, Isengryn, De Gryse; Leeuw, Vanderleuw, De Nobele; De Bruyne; De Hondt, Courtois; Cats, Tibert, Tibaert; D'haene, Van den Haene; De Ram, Lamme; De Kemele, etc. Que l'on jette après cela un regard sur la carte du pays des Isangrins & des Blavotins, & l'on verra dans ce coin de terre représenté dans les noms des villes & des communes la foule des héros qui figurent dans les poëmes de Renard: Wulveringhem, Isenberge, Hondscote, Katsberg, Kemmelberg & Lombaertsyde, Lampenisse, Ramscapelle, Blaeuvoetswal etc.

Auch über die Grundlage und Bedeutung des Streits zwischen dem Fuchs und dem Wolf hat Van de Velde eine bemerkenswerthe Ansicht aufgestellt. Es sind bekanntlich sehr verschiedene Deutungen versucht worden, mythologische, geschichtliche, moralische ꝛc. Mone (Reinardus Vulpes etc., Stuttgardiae, 1832, p. 1) findet in den Kämpfern den Grafen Regnier au Long-col von Hennegau und den lotharingischen König Zwentibold. Andere haben Anderes gesucht und gefunden. Van de Velde macht die Meinung geltend, daß die Erzählung ein Abbild der erbitterten Kämpfe der Isengrimmers und der Blaeuvoeters in der Gegend von Fürne sei. L'ensemble de la fable, sagt er, et l'intrigue qui en fait le sujet n'annoncent aucune idée ni allégorie religieuse. Ses allusions ne peuvent frapper que sur des événements historiques et nous pensons qu'elle a pris naissance dans les inimitiés traditionelles qui existaient anciennement entre les serfs & vilains et leurs seigneurs, dans ces combats entre l'oppression féodale et l'émancipation populaire représentée par les partis opposés des Blavotins & des Isangrins.

V. findet also die Grundlage des Thiergedichts in den Befreiungskämpfen der Leibeigenen gegen ihre Gutsherren, in dem jahrhundertelangen Ringen der Volkspartei, welche Blavotini oder

Blaeuvoeters, d. h. Blaufüßer, genannt wurde, mit den Adelsparteien, welche Isangrini oder Isengrimmers, früher, wie es scheint, auch Ingrekini hießen. Schon Jakob Grimm hatte in seinem Reinhart Fuchs auf jene Parteikämpfe in Flandern hingewiesen. Er hebt dabei hervor, daß in Schweden und Dänemark noch heutzutage der Fuchs blåfot oder Blaufuß genannt werde. Während aber Grimm die Parteibenennungen von den Beinamen des Fuchses und des Wolfs herleitet, nimmt Van de Velde umgekehrt an, daß die Parteibezeichnungen das Ursprüngliche und die Thiernamen das Abgeleitete seien. Die Benennung Isengrimm, was nach Grimm Eisenzaum, Eisenhelm bedeute und mit dem niederdeutschen grim und dem französischen grimace in Verbindung stehe, sei eine recht passende Bezeichnung für jene eisengewappneten Herren, mit denen es die Volksmänner zu thun hatten. Von ihnen sei der Name dann auf den Wolf, den Träger der Partei im Thier-Epos, übergegangen. Dieser werde daher auch im Uebrigen ganz wie ein roher, ungeschlachter Adelskämpe geschildert; er sei, wie ein alter vlamischer Ritter, groß, stark, schwerfällig, unwissend; dabei stolz und anmaßend, unzüchtig, räuberisch, treulos, grausam, unersättlich, ein satanas insatiatus, ein Gesell ni so sat hi hadde geern meer gehat; zugleich ein Mann von Ansehen und Einfluß, Stallmeister und Marschall — comes stabuli, maerscalc (Willems, II, 6516. 6485. 3821).

Diesem gegenüber erscheine der Fuchs, der Vertreter der Volkspartei, als klein und schwach; er sage selbst zum Wolfe:

Parvus ego et virtute carens, tu fortis & ingens.

Aber er sei abgefeimt, verschlagen, geschickt, gewandt, trügerisch, aller Ränke und Kunstgriffe voll, ein rode scalc, van rade wys ende vroet, ein scone jongelinc, metten rooden baerde. Dabei treibe er seinen Hohn mit den Lastern der Zeit und geißele sie partout avec cette ironie et ce rire satanique qui fait le fond de son caractère. Der Spott und die Satire seien ja zu allen Zeiten der Trost des öffentlichen Elends gewesen. Die Unterdrückten hätten „Klugheit und Bosheit, die Waffe des Schwachen," angewendet; le renard, moins fort et plus astu-

cieux que le loup, était donc un animal fait pour dépeindre le parti populaire ... Le peuple s'attribue dans le Renard, comme de raison, le plus d'esprit et de succès, et si ce héros n'emploie pas toujours les moyens les plus honnêtes, c'est qu'il vivait dans un siècle où l'on ne se piquait aucunement d'une grande délicatesse envers ses ennemis. Der Parteiname Blaufüßer möge von einer auffallenden Fußbekleidung herrühren und so auch die Bezeichnung des Fuchses, des Trägers der Volkspartei, geworden sein. „Zwar sei diese Benennung des Fuchses in Flandern längst verloren, allein nichts hindere, zu unterstellen, daß sie einst zur Bezeichnung desselben gedient habe, so gut wie in Schweden." Eine Bestätigung dieser Annahme scheine in dem bemerkenswerthen Umstande zu liegen, daß die Dänen und Schweden den Gegner des Fuchses gullfot d. h. Goldfuß nennen, was eine passende Bezeichnung für den Repräsentanten der mit goldenen Sporen geschmückten Feudalherren sei. Ein solcher Hergang in Betreff der Benennung erscheine weit ansprechender, als die Ableitung der Parteinamen von den Thieren, da ohnehin der Wolf keine goldenen und der Fuchs keine blauen Füße habe. A qui les animaux de la Saga peuvent-ils avoir emprunté de pareils noms, si ce n'est à ceux près de qui leur signification trouve une juste application? ...

Allein so ansprechend die Ansicht Vandervelde's in Betreff des Wolfes und der Feudalherren scheinen könnte, wenn man überhaupt eine derartige Deutung zulassen will, so wenig kann hinsichtlich des Fuchses und der Volkspartei beigepflichtet werden. Zunächst muß schon die Unterstellung, daß man vordem in Flandern den Fuchs wohl Blaufuß genannt haben könne und diese Bezeichnung später erloschen sei, bedenklich erscheinen. Aber angenommen, es verhalte sich so, wie will man erklären, daß in den Bearbeitungen der Thiersage der Fuchs nicht Blaufuß, sondern Reinhart heißt? Wenn wirklich die Partei der Blaufüßer dem Dichter des Reinhart Anlaß und Vorbild gewesen wäre, wie sollte er dazu gekommen sein, den Vertreter der Partei ganz anders zu benennen? warum nannte er ihn nicht Blaufuß, so gut wie

er dem Träger der gegnerischen Bestrebungen den Parteinamen Isengrimm gab?

Dazu kommt, daß der Fuchs in einer Weise geschildert ist, die wenig zum Wesen der alten Volkspartei paßte. Will man dieser auch mehr Klugheit und Schlauheit als den Gutsherrlichen zugestehen, so konnte doch schwerlich von einer besonderen Feinheit und Gewandtheit, dem Adel gegenüber, die Rede sein. Zudem wird gesagt, der Fuchs sei selbst von hohem Geschlechte — van groten geslachte — gewesen. V. erklärt dies zwar von dem Umstande, daß die Häupter der Volkspartei oftmals dem Adel angehört hätten; allein es handelt sich doch nicht sowohl um einzelne Führer, als um die Partei im Ganzen. Der Fuchs war ferner ein guter Redner, qui norat fallere rhetor; er war wohlunterrichtet, wurde Senator und conseiller, wie schon sein Name Rathgeber (Raginhard) bedeutet; er heißt meester und sein Vater hatte die Arzneikunde studirt [1]), was alles zu den Leibeigenen und unterdrückten Landleuten nicht passen will. Endlich aber steht der Fuchs zum Wolfe in einem Sprachgegensatze, der den vlamischen Leibeigenen nicht entnommen sein kann. Vom Wolfe wird nämlich in den ältesten Bearbeitungen wiederholt hervorgehoben, daß er weder Latein noch Wälsch konnte. Er erscheint als ein „roher Deutscher" des Nordens, den auf Schritt und Tritt die Sprache verräth:

Quidsi cum latiae sit nescius ipse loquelae.

Er weiß nicht einmal zu grüßen in gallischer Zunge:

Voce lupus galla dicere nescit: ave!

Selbst das kleine Wort wo kann er französich kaum aussprechen:

Quodsi docilis jam foret, ut recitanti
Attrebatum france dicere posset: ubi?

---

[1]) Doch erst II, 5950:

Dat myn vader quam hier in
Van der scolen tot Mompelier,
Daer hi studeerde der jaren vier,
In recepten van medecinen;
En alle die teeken van urinen
Kende hi so wel als syn hand.

Dies alles wird zu den vlamisch-französischen Feudalherren jener Zeit vollkommen passen. Welchen Gegensatz kann es aber zu der Volkspartei bilden? Die vlamischen Bauern konnten doch sicher noch weniger Latein und Französisch als ihre Gutsherren. Zudem sehen wir, daß der Fuchs nach der vlamischen Bearbeitung sogar zu „wälschen" oder französisch zu reden weiß, und daß ihn der Neffe Grimbart ausdrücklich auffordert, mit ihm in niederdeutscher Sprache sich zu unterhalten, damit er verständlich sei:

Grimbert sprac: oom walschedi?
Of gi iet wilt, spreect jegen mi
In dietsche, dat ict mach verstaen.

Es erhellt also, daß zu den ungehobelten und ungebildeten Feudalherren zunächst ein anderer Gegensatz gesucht werden muß, wenn man eine solche Auslegung fest erhalten will, als der ihrer aufständischen Leibeigenen. Und ein solcher findet sich auch leicht. Man braucht nur dem Fingerzeige, der eben in den wiederholten Andeutungen hinsichtlich der Sprache liegt, zu folgen. Dieser führt offenbar nach Frankreich, an den fränkischen, an den französischen Königshof, wo es an abgefeimten, verschlagenen, ränkevollen, siegenden Parteien und Rathgebern in gallischer und wälscher Zunge nicht gefehlt hat, so wenig wie an habgierigen und eitelschwachsinnigen Herrschern.

Es kann dahin gestellt bleiben, ob die vorhandenen Bearbeitungen der Thiersage die ältesten Aufzeichnungen sind, oder ob noch ältere Lieder bestanden habe, die uns vielleicht wichtige Aufschlüsse über ihre Entstehung geben würden. Jedenfalls wird angenommen werden dürfen, daß *alle* Bearbeiter bei der Auffassung und Erweiterung des schon vorhandenen Stoffes durch *geschichtliche Vorgänge* und *örtliche Anregungen ihrer Zeit* und Umgebung mehr oder weniger geleitet worden sind. Es liegt das nicht blos in der Natur der Sache, sondern es ergibt sich auch aus den mannigfachen Andeutungen und Anspielungen, denen man überall begegnet.

Als nun im Laufe der Zeit die vlamischen Feudalherren sich mehr und mehr bildeten und dem *französischen Wesen zugänglich* erwiesen, konnte dies auch auf die Gestaltung des Thier-

Epos von Einfluß sein. Namentlich fand in Betreff der Sprachfertigkeit ein völliger Umschwung Statt. Isengrimm, der sonst so ungelehrig war, daß er kaum bon jour zu sagen wußte, redet nun in der Fortsetzung des vlamischen Reinart drei Sprachen und hat studiert: Ja ic (can) waelsch, dutsch ende latyn, rühmt er sich;

Op Westvalen ende Provyn
Hebbic gegaen ter hoger scolen,
Met ouden wisen, sonder folen,
Meisters van audiencien,
Questie gegeven ende sentencien,
Ende was in loyen licensiert,
So wat scriften dat men visiert
Can ic lesen, gelyc myn name.

Er ist freilich inzwischen ein bejahrter Mann geworden, noch grauer als er schon war — metten grisen baerde. Auch seine Anhänger benehmen sich anders als vordem; namentlich der Hund Cortois spricht französisch:

Doe Isengryn dit hadde gesproken
Stont op een hondekyn, hiet Cortois,
En clagede den coninc in fransois.

Wie die adeligen Isengrimme ein französischer Anhang geworden waren, so ist auch der Wolf Isengrimm in diesem Sinne behandelt.

Damit hatte sich nun aber auch der Gegensatz zum Fuchs verschoben. Es standen sich nicht mehr vlamische Ungeschlachtheit und gallische Gewandtheit, nicht mehr rohe Unwissenheit und feine Verschmitztheit gegenüber, sondern der Isengrimm hatte selbst einen Anflug wälscher Bildung bekommen. Es war also ganz natürlich, daß auch für den Fuchs einige andere Züge gesucht wurden, und dazu konnten die erbitterten Feinde der Isengrimme, die Blaufüßer, Gelegenheit und Stoff bieten. Wie der Wolf sich verfeinert hat, so vergröbert sich der Fuchs. Zwar ist er noch der Meister und der kluge Kopf, aber nicht mehr wie früher: der „Rathgeber" von Geschäft muß jetzt List und Trug von der Aeffin lernen. — Insbesondere hat auch die Stellung hinsichtlich der Sprache sich geändert; wie früher der Wolf, so vertritt nun der Fuchs und sein Anhang das Niederdeutsche; er selbst

kann freilich noch „wälschen", aber sein treuer Genoß, der Neffe Dachs, versteht Nichts als sein ehrliches Vlamisch.

Insofern also ist es richtig, daß der Fuchs als Vertreter der Volkspartei erscheinen könnte. Er war dies jedoch sicher nicht von Anfang an. — Damit würde sich denn zugleich erklären, daß er nicht wie der Wolf den Parteinamen führt, sondern die ursprüngliche Benennung Reinaerd beibehalten hat.

Ob nun zwischen der skandinavischen Benennung des Fuchses und dem vlamischen Parteinamen, zwischen blåfot und blaeuvoeten, ein Zusammenhang besteht, lasse ich dahin gestellt sein. Denkbar ist das allerdings, aber die Bindeglieder scheinen zu fehlen. Sollte das Volk in Flandern, wie V. unterstellen zu können glaubt, den Fuchs einst Blaufuß genannt haben, so wäre die Erklärung dafür nicht schwierig. Wie die Dichter des Reinhart auf die Volkspartei ihr Augenmerk gerichtet, so hätte wiederum das Volk den Parteinamen auf den Fuchs übertragen können rc.

Wäre aber die Fuchsbenennung Blaufuß älter als die Parteibezeichnung in Flandern, so würde eine doppelte Nebenbezeichnung für den Fuchs anzunehmen sein, nämlich Reinhart und Blaufuß; diese wäre zur Parteibenennung geworden, jene hätten die Dichter des Thier-Epos angewendet; der Blaufuß wäre als Name des Fuchses in Abgang gekommen, während umgekehrt die Benennung Reinaerd und Renard solche Aufnahme gefunden, daß im Französischen die eigentliche Bezeichnung für den Fuchs, nämlich gorpil, sogar ganz verdrängt worden ist.

Allein warum hieß der Fuchs Blaufuß? Und wenn der Name ursprünglich der Volkspartei angehört, warum wurde diese so genannt?

Der Jahrbuchschreiber Despars — Cronycke van Vlaenderen, I, 411, — bemerkt zum Jahr 1206, daß die Blaeuvoetynen oder Blaeuvoeters diese Benennung von einer blauen Fußbekleidung, onderkoussens, empfangen hätten. Von anderer Seite ist an gefärbte Füße in Folge des „Färbereibetriebs" gedacht worden. Indessen keine dieser Erklärungen spricht recht an. Der Name kommt schon, wie V. hervorgehoben hat, um 1040 vor, und zwar in einer Weise, welche die Partei als eine längst bestehende oder als eine schon hinreichend bekannte erscheinen

läßt. Damals und früher waren aber schwerlich die Küstenbewohner, jene aufständischen Leibeigenen oder Hörigen, in einer Lage, allgemeine Färberei zu treiben oder sich durch eine blaue Fußbekleidung hervorzuthun.

Leider sind die Nachrichten über jene Volkskämpfe nur äußerst dürftig. V. findet die erste Andeutung in einer Verordnung Karls des Großen mit der Ueberschrift: De Conjurationibus servorum in Flandris & in Menpisco et in caeteris maritimis locis. Es wird darin bestimmt: volumus ut per missos nostros indicetur dominis servorum illorum ut constrigant eos, ne ultra tales conjurationes facere praesumant. Et ut sciant ipsi eorundem servorum domini, quod cujuscunque servi hujuscemodi conjurationes facere praesumpserint, postquam eis haec nostra jussio fuerit indicata, bannum nostrum, id est, sexaginta solidos, ipse dominus persolvere debeat. (Capit. reg. Franc., Paris, 1780, I, 775.)

Karl knüpfte also den Herren der Sklaven oder Hörigen in Flandern und den übrigen Küstenstrichen bei Strafe ein, Verschwörungen derselben zu verhindern. Wir erfahren aber nicht, welchen Stammes jene Hörigen waren, woher sie gekommen und welches die Anlässe und Ziele ihrer Zusammenrottungen gewesen. Vielleicht waren es jene sächsischen und friesischen Gefangenen, die Karl mit Weib und Kind aus der Heimath hinweggeführt hatte. Ihre Erbitterung gegen die fränkischen Herren würde dann zugleich eine Stammesverschiedenheit und Stammesfeindschaft zur Grundlage gehabt haben. Auch würde dadurch erklärlich, daß später die Blaufüßer den Isengrimmen und zugleich den Belgiern gewissermaßen gegenüber gestellt werden und «Flampedes» auch in Holland und Seeland vorkommen:

Sed nec Isangrinos cum Belgis et Bloetinis
Rixa vetusta tenet . . .

Um 1040 soll Herredus, Herr von Guines, der das Schloß Selvesse bei Fürne bewohnt, durch die Blavotini bedrängt worden sein. Um 1109 vermochte die Gräfin Gertrude, Witwe Robert's des Friesen, welche das Schloß zu Fürne als Witwensitz bewohnte, die Blaevoetenses et Ingrekini territorii Furnensis zum Frieden. Um die Mitte des

12. Jahrhunderts fanden die heftigsten Kämpfe zwischen den Blaufüßern und Isengrimms Statt. Zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts lehnten sich die Blaufüßer wiederholt gegen die Gräfin Mathilde und deren Steuerbedrückungen auf; sie schlugen deren Anhang und die französischen Hülfsschaaren in den Moeres bei Wulveringhem, erlitten aber 1206 vor Bergen-St.-Winocx eine blutige Niederlage, roode maendagh, und machten dann Frieden.

Als bald darauf Philipp August von Frankreich Flandern zu unterjochen trachtete, hörten die Parteikämpfe eine Zeit lang auf; die Blaufüßer fochten mit den übrigen Freiheits- und Vaterlandsfreunden für die Unabhängigkeit des Landes:

Sed nec Isangrinos cum Belgis et Bloetinis
Rixa vetusta tenet, intestinique furores,
Se quibus investant, alternatimque lacessunt.
Quin jurata ruant in praelia, francigenisque
Dum pugnant, veteres juvat intermittere pugnas.

Zur Zeit der Vernichtung der französischen Flotte bei Damme, 1213, und in der folgenreichen Schlacht von 1214 kämpften sie ebenfalls. In der Philippide, einem zeitgenössischen Heldengedicht des Guillaume-le-Breton wird das wiederholt berührt:

Jam sua per speculas Bloetinus signa levavit,
Omnis Isangrinus, Furnites, Belga sub uno
Coetu, Ferrando comiti se consociarunt.

Auch die Rheinchronik des um 1282 als Bischof von Dornik verstorbenen Philipp Mouskes gedenkt der Kämpfe des Ingrins qui haoient les Blavotins[1]). Keine der ältesten Nachrichten gibt aber eine Erklärung der Benennungen.

Könnte man die Formen Bloetini und Blootins für die ursprünglichen halten, so wäre nichts natürlicher, als an eine Herleitung von bloot, bloß, nackt, zu denken und die Benennung von der Bloßfüßigkeit der Hörigen, die gewiß eher als „blaues" Schuhwerk ꝛc. unterstellt werden kann, zu erklären. Allein die älteste Form scheint

---

[1]) Gulielmi Britonis Aremorici Philippidos libri duodecim, rec. Barthius, Cygneae, 1657, p. 287, 289, 311; Ph. Mouskes, ed. de Reiffenberg, Bruxelles, 1836. 1838. t. II. v. 20,786.

Blavotini zu sein, und das wird nichts Anderes als Blau- oder Schwarzfüßer bedeuten können. Indessen auch diese Auslegung dürfte am füglichsten zur Barfüßigkeit zurückführen. Es ist bekannt, daß noch heut zu Tage das Barfußgehen an den Küsten sehr gebräuchlich ist. Die Leibeigenen oder Hörigen vor achthundert, neunhundert Jahren werden schwerlich viel Wesens von einer Fußbekleidung gemacht haben. Da sie aber in „moorigen" und thonigen Gegenden wohnten, so mußten ihre Füße eine Farbe annehmen, die sehr wohl für blau oder blauschwarz gelten konnte; und da sie sämmtlich zu Fuß kämpften, so werden sie auch im Gefecht — schon der leichten Bewegung wegen — nicht anders als barfüßig gewesen, und so zu den eisenbedeckten, goldspornigen Rittern in einem Gegensatze erschienen sein, der gar leicht zu der Parteibenennung führen konnte.

So etwa ließe sich die Sache auffassen, wenn man überhaupt, ich wiederhole es, derartige Deutungen und Bezüge annehmen will. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß in dieser Beziehung erhebliche Bedenken bleiben. Hätten wirklich den Bearbeitern der Thierfabel jene Parteikämpfe so lebhaft vor Augen gestanden, wie man angenommen hat, würden dann die Bezüge nicht zahlreicher, klarer, sprechender sein?

Der Erste, welcher auf den Wolf Isenegrim und den Fuchs Raynaert hingewiesen hat, scheint der Chronist Jakob Meyer zu sein († 1552); er leitet den Parteinamen Blaufüßer aber doch von einer Familie ab: Blavotini continenter rebellabant... Isangrini Mathildis juvabant partes. In rithmis Jacobi Merlandi Lupus Isengrin vocatur, sicut Vulpes Reynaert. Blavotinos dictos puto ab Blavotorum familia. (Annal. rer. Flandr., Antw., 1561, VIII, 64). Noch entschiedener nimmt der Jahrbuchschreiber Pauwel Heinderycx von Veurne († 1687) eine Familien-Parteibezeichnung an. Die Anhänger Mathildens nennt er (J. 1201) Ingerijcken vom Anführer Ingerijck, die Gegner Blauvoetynen, weil Ritter Rickewaert Blauvoet, de sone Rijckewaert's genoemt, den Mathilde hatte gefangen setzen lassen, den eersten oorspronck hadde geweest van desen oproer. — Allein Blauvoet scheint hiernach ein

Beiname zu sein und könnte schon von einer früheren Partei-angehörigkeit oder Parteibezeichnung herrühren. . . . Kurz, es bleiben noch erhebliche Zweifel und Dunkelheiten.

3.

Der Sprachen- und Rassenstreit; die vlamische Bewegung.

Gewöhnlich werden die Vlamingen wie ein minderzähliger Volkstheil betrachtet, der, gleich den Elsässern in Frankreich, dem herrschenden Staatswesen sich habe fügen müssen. Allein dies ist eine unrichtige Auffassung, die allerdings in Belgien selbst lange Zeit getheilt wurde. Man sprach dort seit 1830 nur von Gegenden, ja häufig nur von Gemeinden, in denen die vlamische Sprache herrschend sei, und traf dafür besondere Anordnungen hinsichtlich der amtlichen Bekanntmachungen u. s. w. Als aber im Jahre 1846 eine genaue Volkszählung vorgenommen und dabei auch die Nationalität der Bewohner ermittelt wurde, da ergab sich das Vielen ganz unerwartete Verhältniß von 3 zu 4, indem auf 1,827,141 Wallonen 2,471,248 Vlamingen kamen. Und dies Verhältniß hat sich seitdem nicht wesentlich verändert. Nach der Zählung vom 31. December 1869 bekannten sich 2,041,784 zur französischen, bezw. wallonischen, und 2,406,491 zur vlamischen Sprache; 308,361 gaben an, beide Sprachen gleich fertig (bezw. unfertig) zu reden; 35,356 sprachen deutsch, 20,448 französisch und deutsch, 1625 vlamisch und deutsch u. s. w. Die Vlamingen bilden also nicht die Minderheit, sondern eine erhebliche Mehrzahl. Gleichwohl haben sie sich der Sprache der Minderheit fügen müssen; die dritthalb Millionen Niederdeutschen haben französische Gesetzgebung und Verwaltung; in der Rechtspflege, in den Heereseinrichtungen, im Unterrichtswesen, in allen amtlichen Beziehungen wird die französische Sprache angewendet. Gewiß eine auffallende Erscheinung, um so auffallender, als Belgien von

1815 bis 1830 mit Holland verbunden war und unter der Herrschaft des Holländischen dem völlig gleichartigen Vlamischen gewiß kein Eintrag geschah. Wenn ein kleiner, untergeordneter Volksstamm einverleibt und von der herrschenden Sprache überflutet wird, so ist das eine begreifliche Erscheinung; wenn aber die bedeutende Mehrzahl eines völlig freien und unabhängigen Volks sich einer fremden Sprache unterwirft oder fügt, so muß das im höchsten Grade die Aufmerksamkeit erregen und in ganz besonderen Verhältnissen seinen Grund haben. Versuchen wir, uns den wunderlichen Hergang zu veranschaulichen und zu erklären!

Seit Cäsar's Zeiten ist der Boden Belgiens von zwei Nationalitäten, von Galliern und Germanen, von Romano-Wallonen und Niederdeutschen bewohnt worden. Man darf aber dabei nicht an alte dauernde Grenzen denken; es fand vielmehr unter Kriegszügen und Wanderungen Jahrhunderte lang ein mannigfaches Gewoge der verschiedenen Völkerschaften Statt, bis endlich im krausesten Zickzack sich eine festere Scheidelinie bildete. Im Ganzen strebten die deutschen Niederländer mehr den Seeküsten zu; noch heute reicht die vlamische Volkssprache bis Dünkirchen und in einzelnen Spuren weit darüber hinaus, während die Provinzen Hennegau, Luxemburg, Lüttich u. s. w. fast ganz von Wallonen oder, wie die Vlamingen sagen, Walen bewohnt sind. In Brabant reicht das Wallonische bis dicht an Brüssel; in Brüssel selbst und in den nächsten Dörfern ist die Volkssprache vlamisch; doch herrscht in einem kleinen Stadttheile das sogenannte Marollische vor, ein wunderliches Gemisch von Vlamischem und Wallonischem, so daß vom einen die Wortstämme, vom andern mehr die Formen gebraucht werden. — Die Beziehungen der Völkerschaften waren nicht immer feindlich; seit Philipp August aber und Philipp dem Schönen hat das Streben der Franzosen nicht aufgehört, ihre Herrschaft nach den Niederlanden hin zu erweitern, und damit ging natürlich die Ausdehnung des Sprachgebietes meist gleichen Schritt.

Längere Zeit kämpften die Vlamingen mit Glück. Wer kennt nicht die furchtbare Niederlage der französischen Ritter in der Goldenen-Sporen-Schlacht! Aber die Geschicke waren nachgehends

den Niederländern nicht günstig. Als im fünfzehnten Jahrhundert die Herzoge von Burgund die Herrschaft in Flandern erlangten und mehr und mehr erweiterten, drang auch die fremde Sprache mit ein. Zwar wurde in den Grundgesetzen der verschiedenen Länder, in den sogenannten Vergnügten-Einzügen, Joyeuses Entrées, von den feierlich die Regierung antretenden Fürsten ausdrücklich gelobt, daß die Mitglieder des Raths von Brabant und Flandern Landeskinder sein sollten und daß alle Anordnungen und Entscheidungen in der Sprache der betreffenden Landestheile abzufassen seien — in sulke taele als man spreekt ter plaetse, daer die ghesonden sullen worden — aber das Eindringen des Französischen blieb bei den mancherlei Einflüssen des Hoflebens doch nicht aus. Amtlich zwar ward an der Landessprache mit Entschiedenheit festgehalten; noch Kaiser Franz II. hat ihre Anwendung gelobt; bis 1795 hat der Rath von Brabant seine Verhandlungen in der That vlamisch abgefaßt, und die Abgeordneten von Brüssel und Antwerpen hatten 1568 sogar den Muth, dem Herzoge von Alba eine Zuschrift zurückzuschicken, weil sie französisch verfaßt war — allein alles das konnte nicht hindern, daß das Französische vielfach die Sprache der höheren Gesellschaft wurde, namentlich in Brüssel, und dadurch allmählich an Boden gewann. Als nun gar die Pariser Apostel der Freiheit und Gleichheit kamen, da war vollends kein Halten mehr. Ces dialectes divers, hieß es damals, sont sortis de la source impure de la féodalité. . . . Hommes libres, quittez le langage des esclaves pour adopter celui de vos représentants, celui de la liberté! Zwar wurden diese und ähnliche Freiheitsgesänge gar bald in einer Weise erläutert, welche den alten flandrischen Städten wenig behagte. So soll die Stadt Gent nach der Niederlage der Oesterreicher im Sommer 1794 den „brüderlichen Befreiern" sieben Millionen in klingender Münze zahlen, und als die Aufbringung begreiflicher Weise eine Unmöglichkeit war, verfügte der „Bürger" Hausmann, der Kommissär des Konvents, daß nach Ablauf einer letzten Frist für jeden Tag noch 50,000 Livres mehr zu zahlen seien, und als auch das nicht ausreichte, ließ er einige der angesehensten Einwohner als Geißeln

nach Frankreich führen. In ähnlicher Weise wurden andere Städte behandelt. Dafür wurde aber Belgien ein Theil der „einen und untheilbaren Republik“ und dann des französischen Kaiserreichs.

Ein Dekret Napoleon's vom 3. Juni 1803 verfügte: Dans un an . . . les actes publics dans les départements de la ci-devant Belgique, où l'usage de dresser les actes dans la langue du pays se serait maintenu, devront tous être écrits en langue française. Und ein kaiserliches Dekret vom 22. December 1812 schrieb vor, daß keine flandrische Zeitung ohne beigefügte französische Uebersetzung erscheinen solle.

Man weiß, wie nach den Befreiungskriegen mit Belgien verfahren wurde; die Weisheit der Diplomatie verband es mit Holland. Hätte man lediglich die vlamischen Provinzen mit Holland, die wallonischen aber mit Frankreich verbunden und dafür Elsaß und Deutsch-Lothringen von demselben getrennt, so wäre Etwas geschaffen worden, dem es wenigstens an Lebensfähigkeit nicht gefehlt hätte. So aber wurden dem kleinen Staatswesen aus der Reformationszeit über vier Millionen Katholiken, großentheils romanischer Nationalität, beigegeben und damit Grundlagen und Beziehungen geschaffen, die nur unter ungewöhnlich geschickten Händen zu günstigen Ergebnissen Hoffnung zu geben vermochten. Und ungewöhnlich geschickt benahm sich die holländische Regierung eben nicht, wenn ihr auch Wohlwollen und reger Eifer nicht abzustreiten waren. Die meisten Vorwürfe von religiösen und sprachlichen Eingriffen und Rechtswidrigkeiten wenigstens sind völlig ungegründet.

Begreiflicher Weise waren König Wilhelm und seine Räthe darauf bedacht, in den flandrischen Provinzen das eingedrungene fremde Wesen, insbesondere die künstlich geförderte Anwendung des Französischen im öffentlichen Leben, wieder zu beseitigen. Man beging aber den doppelten Fehler, anfangs zu zaudern und dann sich zu überstürzen. Hätte man 1815 sofort das Französische gänzlich beseitigt, so wäre die Sache nebst sonstigen Aenderungen mit einem Schlage abgethan gewesen. So aber ließ man die Eindringlinge sich gewissermaßen noch Jahre lang festsetzen. Erst unterm 15. September 1819 und 26. Oktober

1822 erschienen die Anordnungen, daß vom 1. Januar 1823 an alle öffentlichen Angelegenheiten, insbesondere die Gerichtsverhandlungen, in der Landessprache vor sich gehen sollten.

Wie ein Donnerschlag fiel diese Maßnahme unter das ganze Heer von Beamten. Seit länger als zwanzig Jahren war man an das Französische gewöhnt; Viele hatten die Uebung darin nur mühsam errungen, während das Niederländische, wenigstens als Schriftsprache, ihnen gänzlich fremd geworden oder geblieben war; und nun plötzlich sollte Alles anders werden! Es läßt sich denken, welche Unzufriedenheit dadurch hervorgerufen wurde, welche Entstellungen und Verdächtigungen bald genug in's Volk gelangten. Selbst zu der frechen Beschuldigung verstieg man sich, daß von der Aufzwingung einer „fremden Sprache" geredet wurde, obwohl die Anordnungen nur auf die vlamischen Landestheile sich bezogen und obwohl sie ausdrücklich die Anwendung der Landessprache, nicht des Holländischen, vorschrieben.

Unkundige sind häufig der Meinung, daß zwischen dem Holländischen und Vlamischen ein erheblicher Unterschied bestehe. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. In älterer Zeit läßt sich, abgesehen von einzelnen Wörtern und Wendungen, kaum ein Unterschied erkennen; die alten flandrischen, holländischen, brabantischen u. s. w. Chroniken weisen nahezu eine und dieselbe Sprache auf und haben selbst mit den niedersächsischen, mit den Lübecker und Hamburger Jahrbüchern, die größeste Verwandtschaft. Seit der Reformation und seit der Unabhängigkeitserklärung der Niederlande herrschte freilich in den „Vereinigten Provinzen" ein ganz anderer Geist als in Belgien. Während hier Alles beim Alten blieb und Sprache und Schriftenthum kaum nennenswerthe Bestrebungen und Erfolge aufzuweisen hatten, schufen in Holland Gelehrte und Schriftsteller ersten Ranges ein ganz neues Leben und bildeten eine Literatur, der die Belgier nichts Ebenbürtiges an die Seite zu stellen hatten. Auch die Sprache wuchs bei solchem Streben; sie ward geregelt und gereinigt; namentlich ward die Rechtschreibung festgestellt. Behufs Dehnung des Vokals verdoppelte man denselben und schrieb also aa für â, während die Vlamingen das alte e zur Dehnung beibehielten und fortfuhren, ae für â, also Vlaemsch

statt Vlaamsch zu schreiben. Ferner setzten die Holländer ij statt des vlamischen y und sprachen es ei aus, u. s. w. Auf diese und einige andere Abweichungen, sowie auf eine größere Hinneigung der vlamischen Schriftsteller zu den örtlichen Mundarten, beschränkte sich aber die ganze Verschiedenheit des Vlamischen vom Holländischen. Und doch wagte man es, von einer fremden Sprache zu reden, deren Gebrauch nicht einmal vorgeschrieben wurde. Neuerdings hat man sämmtliche Unterschiede in der Rechtschreibung aufgegeben. Fast alle vlamischen Schriftsteller schließen sich eng an das Holländische an. Die seit 1849 abwechselnd in Belgien und Holland stattfindenden niederländischen „Sprachkongresse" haben in dieser und anderer Beziehung sehr heilsam gewirkt.

Zu den Widersachern der niederländischen Regierung im Kreise der belgischen Beamten gesellten sich bald andere, noch einflußreichere Feinde. Der katholische Klerus und die Jesuiten fanden an der Verbindung Belgiens mit dem protestantischen Holland kein Behagen; sie ergriffen mit Vergnügen jede Gelegenheit, sie zu schwächen und zu lösen. Namentlich waren ihnen die Bestrebungen hinsichtlich des Unterrichtswesens ein Dorn im Auge. Eine dritte Klasse von Gegnern endlich erstand in den Liberalen und Radikalen aller Provinzen, vornehmlich in Lüttich und Brüssel, ganz abgesehen von Denjenigen, welche den Blick direkt auf Frankreich gerichtet hielten. Als daher 1830 die Nachricht von der Juli-Revolution in Belgien eintraf, fand sie sofort ein zahlreiches Lager von Unzufriedenen und Gegnern der Regierung bereit, die Fortsetzung zu liefern; und während die Regierung unterließ, im ersten Augenblicke mit Entschlossenheit und Nachdruck aufzutreten, hatten die Gegner bald erkannt, was zu thun war. Die Beamten und der Klerus hielten sich mehr im Hintergrunde; die Liberalen gingen voran, der Lütticher Advokat Rogier mit seiner Freischaar an der Spitze, und so kam ein Umschwung und eine Verfassung zu Stande, die wesentlich den Interessen der Beamten und der Kirche diente.

Schon längst hatte man im Haag und in Brüssel eingesehen, daß hinsichtlich der Sprachanordnungen einzulenken sei. Man ließ ausdrücklich im „National" erklären, daß die holländische Recht-

schreibung nicht verpflichtend sei. Am 28. August 1829 und am 4. Juni 1830 erfolgten königliche Verfügungen, durch welche auch in den flandrischen Provinzen der amtliche Gebrauch des Französischen gestattet wurde, sofern das Interesse der Sache, namentlich die Nationalität der Angeklagten, es erheische. Zugleich wurden den Wallonen die bündigsten Versicherungen hinsichtlich der Anwendung des Französischen gegeben, so daß auch nicht der Schatten eines Grundes zur Klage verblieb. Aber nichts desto weniger brach die Revolution wegen „Unterdrückung" rc. aus, und ein neues Regiment trat in's Leben. Selbstverständlich ein französisches; denn das Französische war ja „bedrückt" worden, und die Herren Lebeau, Rogier rc. verstanden nur Französisch.

Natürlich aber ward die „Freiheit" der Sprache gewährleistet!

Am 16. Oktober 1830 verordnete die provisorische Regierung wörtlich Folgendes: «La langue française étant la plus généralement répandue en Belgique sera la seule employée dans les commandements.» Unterm 16. November ward weiter bestimmt, daß der „Moniteur" französisch veröffentlicht werden solle, «considérant que les langues flamande et allemande en usage parmi les habitants de certains localités — d. h. mit 2½ Millionen Seelen — varient de province à province, quelque fois de district à district — gerade wie die Volksmundarten in den wallonischen Provinzen auch — de sorte, qu'il serait impossible de publier un texte officiel des lois et arrêtés en langue flamande et allemande.» Dagegen sollten die Guvernöre der Provinzen nach Bedürfniß Uebersetzungen für die «certaines localités» veröffentlichen. In ähnlicher Weise sprach sich dann das Gesetz vom 19. September 1831 aus, nur daß es die certaines localités noch zu communes einengte; der Moniteur sollte eine Uebersetzung bringen, une traduction flamande ou allemande pour les communes où l'on parle ces langues, le texte français demeurant néanmoins seul officiel.

Aber natürlich die Freiheit der Sprache war gewährleistet! Der betreffende Artikel der Konstitution vom 7. Februar 1831

schreibt ja mit schönen Worten vor: L'emploi des langues usitées en Belgique est facultatif. Nur ging es freilich mit dieser Freiheit wie mit so manchen andern Freiheitssätzen, die zum Theil auch in deutschen Verfassungsurkunden sich werthlos spreizen. Die Vereinsfreiheit ist gewährleistet; die Hauptfolge war eine Unmasse von Klöstern und Jesuitenhäusern. Die Unterrichtsfreiheit ist gewährleistet; die Folge war, daß fast das gesammte Unterrichtswesen in die Hände der Geistlichkeit kam. Die Freiheit der Presse ist gewährleistet; aber der einflußreichste Theil der öffentlichen Blätter ward von Fremden redigirt oder erscheint in fremder Sprache. Auch die Anwendung der Sprache steht jedem frei; allein alle öffentlichen Behörden und Lehrer u. s. w. bedienen sich des Französischen. Selbst die Zollwächter wurden schon 1833 „gebeten," de dresser à l'avenier tous les procès-verbaux en français. Und als ein Minister um den Gebrauch des Vlamischen angegangen wurde, berief er sich mit der heitersten Miene von der Welt auf die Verfassung: der Gebrauch der Sprachen sei ja fakultativ!

So ist es gekommen, daß über zwei Millionen Menschen in einer Sprache regiert, kommandirt und judicirt werden, von der sie kein Wort verstehen oder die sie jeden Augenblick mißverstehen; so geschah es vor Jahren, daß ein armer Rekrut gestraft wurde, weil er beim Verlesen auf den Ruf Grotüi nicht geantwortet hatte, indem sein Name Groothuys vlamisch Grôtheus ausgesprochen wird.

Die Geistlichkeit ꝛc. aber rieb sich vergnügt die Hände. Weiß sich der arme flandrische Bauer nicht zu helfen, so nimmt er seine Zuflucht zum Priester. Der predigt und spricht doch wenigstens vlamisch.

Natürlich konnte das Verfahren der Wallonen und der französischgefärbten Freiheitshelden, die sich ihrerseits so grundlos über Sprachenzwang beklagt hatten und nun selber tausendfach einen solchen übten, nicht lange unbemerkt und ungerügt bleiben. Schon gegen die Mitte der dreißiger Jahre erhoben einzelne Männer und auch Frauen, namentlich Philipp Blommaert zu Gent und J. F. Willems zu Eccloo ihre Stimme gegen den himmelschreienden

Mißbrauch; und so bildete sich allmälig eine Agitation, welche seitdem unter der Bezeichnung Vlaamsche Beweging, Mouvement flamand, bald reger, bald lasser, gegen die Verdrängung und Unterdrückung des Vlamischen gewirkt hat, meist aber leider ohne wesentlichen Erfolg.

Es hat den Bestrebungen der Vlamingen fast immer an gehöriger Leitung, an praktisch einsichtsvoller und Alles mit sich fortreißender Triebkraft gefehlt. Blommaert und Andere waren mehr stille Gelehrte; Willems hatte Eifer und Hingebung in Fülle und galt auch Jahre lang als das Haupt der Bewegung; allein es fehlte ihm die nöthige praktische und vor allen Dingen jede politische Begabung. In warmer, fast schwärmerischer Hingebung an das vlamische Volksthum, setzte er bei Andern eine Einsicht und Gerechtigkeit, ja zum Theil eine Gutwilligkeit voraus, die nirgends vorhanden war. Und um bei der Regierung und der Geistlichkeit nicht Anstoß zu erregen, hielt er sich fast von allem politischen Treiben fern. Die Vlamingen glaubten besonders klug zu verfahren, wenn sie ein Mal über das andere versicherten, daß man sich in die politischen Streitigkeiten und Parteiungen nicht einmischen wolle, daß man sich „unparteiisch" verhalte, lediglich die Muttersprache im Auge habe 2c. Allerdings wurden auf solche Weise die anfangs auftauchenden „Befürchtungen orangistischer Umtriebe" bald beseitigt; allein eigentliche Erfolge dem Französischen gegenüber hatte ihrerseits die Vlamische Bewegung nicht aufzuweisen. Man schrieb Bücher, gründete Zeitschriften, stiftete Schauspiel- und sonstige Vereine, kurz, man brachte die vlamische Zunge in mannigfacher Beziehung, namentlich literarisch, wieder zu Ehren. Schon 1851 zählte man 1100 vlamische Werke und 56 periodische Blätter vlamischer Zunge. Dabei besaßen und besitzen die Vlamingen in Hendrik Conscience einen Romanschreiber, dem die Wallonen Niemand an die Seite zu setzen haben; und neuerdings hat sich Emanuel Hiel als Dichter hervorgethan. Allein das Französische wurde dadurch in seinem Fortgange nicht gehindert, namentlich in amtlichen Beziehungen und in der Gesellschaft. Jeder Fortschritt drüben war aber ein zweifelloser Verlust für das Vlamenthum. Im besten

literarischen Eifer schien man nicht zu gewahren, daß Ledeganck und Conscience bei aller Vortrefflichkeit den Eroberungen des Französischen keinen Eintrag thaten, so wenig wie Klaus Groth und Fritz Reuter dem Hochdeutschen.

Die Gegner ihrerseits aber erkannten die Schwäche der Bewegung recht wohl. Man ließ sie ruhig gewähren, beschwichtigte dann und wann durch nichtssagende Zugeständnisse, lobte die belle lange flamande, bekannte sich selbst zur jolie langue maternelle, gab Orden und Stellen, ließ das Vlamische bei den literarischen Wettbewerbungen zu, besuchte die vlamischen Liebhabertheater, förderte Theater- und Lesegesellschaften, empfahl später Deklamationsschulen, und was dergleichen mehr war; wußte man doch recht gut, daß das Französische tagtäglich an Boden gewann. Willems ward sogar Mitglied der Akademie. Dann starb er; viel zu früh für die Sache, die er redlich verfocht; und nun war vollends alle Gesammtleitung lange Zeit dahin!

Verhängnißvoll für die vlamische Bewegung war es, daß dieselbe fast nirgends in den höheren Gesellschaftskreisen Anklang fand. Selbst in den alten flandrischen Städten, in Gent, Brügge 2c., war es längst „guter Ton" geworden, französisch zu sprechen; vlamisch galt für gemein, französisch für gebildet und vornehm. Frauen „von Stande" sprachen höchstens noch in vertraulicher Stille oder mit ihren Dienstboten vlamisch, während jedes Hausmädchen bei höheren Herrschaften bestrebt war, französisch zu lernen. Und das hat sich bis jetzt trotz aller Anstrengungen nicht wesentlich geändert. Gegen Ende des Jahres 1870 sprach sich Professor Vanderkindere zu Brüssel in der „Revue de Belgique" wie folgt aus: Même parmi les Flamands de naissance combien d'éléments rebelles ne rencontrons-nous pas? Tous ceux qui ont reçu une légère éducation comprennent le français et le parlent et telle est l'influence du milieu ordinaire, que beaucoup de flamingants convaincus se servent ordinairement, au sein de leur famille, de la langue qu'ils vouent publiquement à l'exécration. Les personnes qui se croient bien élevées tiennent à honneur de ne parler que le français, même vis-à-vis de leurs domestiques, et les

dames du monde se regarderaient comme souillées, s'il sortait de leur bouche un seul mot de ce vulgaire patois, qu'on abandonne aux petites gens.»

Sans doute — fügt der Mann hinzu — c'est là un travers ridicule; aber es ist so! Vanderkindere zweifelt am Wiederaufkommen des Vlamischen: à mon sens, et je ne le dis qu'avec regret, ce n'est qu'une belle illusion de s'imaginer que la langue flamande puisse reconquérir sa position perdue! Er räth seinen Landsleuten, die ganze Sache aufzugeben. „Es ist Thorheit," sagt er, seine Kräfte auf eine verlorene Sache zu verwenden. Selbsttäuschung führt zu Nichts; man muß einen entschlossenen Schritt thun und einfach das Hochdeutsche als Schriftsprache annehmen; da findet man Alles, was nöthig ist, das Französische mit Erfolg abzuwehren und wieder neues Leben in Belgien zu wecken. Le flamand resterait toujours le dialect populaire, comme le Plattdütsch dans le Nord de l'Allemagne, le franc-comtois ou le Normand en France; on continuerait à l'écrire comme Fritz Reuter écrit son Mecklembourgeois; mais la langue de la société, la langue des affaires, la langue de l'école serait l'allemand. —

Der Gedanke ist nicht neu. Schon vor langen Jahren sind ähnliche Rathschläge ertheilt worden, namentlich von deutscher Seite. Aber immer stießen sie, mit Ausnahme von einzelnen Persönlichkeiten, auf den entschiedensten Widerspruch. Auch Vanderkindere's Vorschlag hat sofort die lebhafteste Ablehnung gefunden. Das Genter „Volksbelang," das Organ eines der tüchtigsten vlamischen Gelehrten, des Universitäts-Professors Heremans zu Gent, widmete dem Gegenstande am 21. Januar 1871 einen längeren durchaus abweisenden Artikel. Man könne zwar nicht sagen, meint der Verfasser, daß „Verdeutschung" so viel heiße, als „aus der Pfanne in's Feuer fallen;" das Deutsche sei den Vlamingen auf alle Fälle weit näher, als das Französische, und lägen die Dinge so, daß schlechthin zwischen beiden gewählt werden müsse, so würde man sicher zum Deutschen greifen; aber das sei eben nicht der Fall; man „könne sich noch selber helfen;" De verbetering door

den heer Vanderkindere gedroomt, is eigenlijk deze: hij will ons uit het vuur rapen, om ons in de pan te leggen; wij verkiesen, wat dus betreft, noch het vuur, noch de pan.

In ähnlichem Sinne sprachen sich viele Andere aus. Und in der That ist nicht abzusehen, wie ein solcher Uebergang bewirkt oder vermittelt werden könnte. Selbst wenn die Regierung die Hand dazu böte und wenn die Kammern es beschlössen, würden die ungeheuersten Anstrengungen und eine langjährige Beharrlichkeit erforderlich sein, um nur in den Beamtenkreisen und in den obersten Schichten der Bevölkerung einen erheblichen Anfang mit dem Hochdeutschen zu machen.

Aber wie ist es denn mit der Ansicht des „Volksbelang"? Läßt sich wirklich behaupten, daß die Vlamingen „sich noch selber helfen können?" Die Antwort ist nicht leicht. Das frische Selbstvertrauen der Genter verdient gewiß alle Anerkennung; aber verbürgen möchte ich den Erfolg nicht. Eins ist jedoch außer Zweifel: es sind noch nicht alle Mittel erschöpft worden, und ehe das nicht geschehen ist, soll man nicht verzweifeln.

Gleich im Anfange meines längeren Aufenthalts in Belgien, um die Mitte der fünfziger Jahre, habe ich mich eingehend mit der Sprachenfrage beschäftigt und mich wiederholt dahin ausgesprochen, daß die Vlamische Bewegung den bisherigen Grundsatz der Gleichgültigkeit und Unparteilichkeit auf politischem Gebiete aufgeben und gerade im entgegengesetzten Sinne handeln müsse. Ich ging davon aus, daß es sich nicht um eine literarische, sondern um eine politische Frage im hervorragendsten Sinne des Worts handelt, um eine Frage der Gleichberechtigung der beiden Nationalitäten in Belgien, also um eine Frage, die zunächst auf staatlichem Gebiete, sei's im Wege der Verwaltung, sei's im Wege der Gesetzgebung, zum Austrag gebracht werden müsse. Die Vlamische Bewegung dürfe sich deßhalb dem politischen Parteileben nicht entziehen; sondern sie müsse umgekehrt sich ihm eifrig zuwenden, sie habe mit aller Kraft ihr Augenmerk auf die Kammern und folglich zunächst auf die Wahlen zu richten. Noch um 1857 gab ein Herr Van Ruckelingen den Rath, nicht durch active Theilnahme, sondern lediglich durch eine „passive Haltung," durch die

force d'inertie auf die Wahlen zu wirken. Man solle die Volksvertreter überwachen, aber sich darauf beschränken, eine Wiedererwählung derjenigen zu bestreiten, die in der vlamischen Angelegenheit ihre Schuldigkeit nicht gethan, und zwar solle man nicht durch Aufstellung eines andern Kandidaten wirken, sondern allein durch Enthaltung, durch gleichgültige Haltung — alleen door eene onverschillige houding.

Natürlich konnte ich dem nicht beistimmen. Ich rieth umgekehrt zur allerlebhaftesten und thätigsten Theilnahme, zur Bildung von Wahlvereinen, zur einheitlichen Organisation der Vlamingen, zur Bestellung eines leitenden Centralausschusses, kurz zum angestrengtestem Wahlkampfe bis zum Siege oder bis zur Vernichtung[1]).

Aber wie ist eine solche Wahlbethätigung in's Werk zu richten? Soll man neben den beiden großen Parteien der Klerikalen und Liberalen eine dritte, eine besondere vlamische Partei, in der Kammer bilden? Noch 1861 wurde dies von deutscher Seite angerathen. Es leuchtet aber ein, daß die Frage nur verneint werden kann. Ganz abgesehen von der äußern Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit der Bildung, würde ja gar kein Parteiprogramm aufzustellen sein, was zu dem der Klerikalen oder Liberalen im durchgreifenden Gegensatze stände. Sowohl in vlamischer als französischer Sprache kann man klerikal oder liberal sein.

Oder sollen die Vlamingen sich der klerikalen oder umgekehrt der liberalen Partei anschließen? Das Eine wie das Andere ist ebenfalls angerathen worden. Aber keins von beiden ist durchführbar. Sowohl im liberalen wie im klerikalen Lager gibt es aufrichtige Anhänger und Förderer des vlamischen Volksthums. Der berühmte Romandichter Conscience zählte zu den Klerikalen; Professor Heremans dagegen ist ein demokratischer Freiheitsmann vom reinsten Wasser und würde sich niemals der Geistlichkeit fügen. Die politischen und kirchlichen Parteien und die Nationalitäten

[1]) Näheres in meiner Broschüre: De Vlaemsche Taelstryd, Gent, bei Vandoosselaere, 1857; französisch mit einer erweiternden Vorrede und einem Anhange, unter dem Titel: Le Mouvement Flamand, Tournai, Ad. Delmér, 1858.

durchkreuzen sich eben so verhängnißvoll, daß auf den ersten Blick ein unlösbares Gewirre vorzuliegen scheint. Und was das Schlimmste ist, gerade die liberalsten Landestheile sind vorzugsweise dem Französischen zugethan, während in den vlamischen Provinzen hauptsächlich die Klerikalen ihren Anhang haben.

Indessen läßt sich bei näherer Betrachtung doch wohl ein Ausweg finden, ein Ausweg sogar, der sicher zum Ziele führen würde, wenn die Einmüthigkeit und Unterordnung der Vlamingen nur so groß wäre, wie ihr Eifer, und das Stammesbewußtsein derselben so stark wie man es wünschen möchte. Ich denke mir die Sache so: in der Kammer muß die Sprachenangelegenheit eine offene Frage sein, damit Klerikale und Liberale nach freier Ueberzeugung für oder gegen stimmen können, wie das auch schon jetzt der Fall gewesen ist. Bei den Wahlen aber müssen die Bewegungs-Männer den Grundsatz aufstellen: vor allen Dingen vlamisch! und dann erst liberal oder klerikal! Mit andern Worten: sowohl Liberale als Klerikale müssen bestrebt sein, nur solche Kandidaten aufzustellen und durchzubringen, welche bündige Bürgschaften für ihre vlamische Haltung gegeben haben. Können dann Liberale für den vlamischgesinnten Kandidaten der Klerikalen und Klerikale für den Kandidaten der Liberalen durchaus nicht stimmen, so muß jedenfalls das Nationalitätsgefühl so überwiegend sein, daß man sich lieber der Abstimmung enthält, als für einen Gegenkandidaten stimmt, der kein zuverlässiger Anhänger des Vlamenthums ist. Kurz: die Stammesangehörigkeit muß mächtiger sein als die Anhänglichkeit an die politische Partei.

Leider war aber ein solches Vorherrschen des Nationalitätsgefühls fast niemals zu bemerken. In den fünfziger Jahren habe ich unter allen vlamischen Zeitschriften nicht eine einzige gefunden, welche offen dem Grundsatze gehuldigt hätte: vor allen Dingen vlamisch! Es gab nur klerikale und liberale oder farblose Blätter in vlamischer Zunge. Dasselbe fast galt von den Vereinen; unter zahllosen Gesellschaften und Vereinigungen gab es keinen einzigen vlamischen Wählerverein. Und im Wesentlichen ist das noch so; nur an wenigen Orten ist neuerdings versucht worden, eine kiesvereeniging zu schaffen; so namentlich in

Gent. Eine rege organisirte Bethätigung der Vlamingen an den Wahlen würde aber um so erfolgreicher sein können, als die Parteien in vielen Wahlbezirken fast gleich stark sind. In Gent, Brügge, Antwerpen z. B. stehen sich Klerikale und Liberale so gleich, daß mitunter einige Hunderte, ja Dutzende von Stimmen den Ausschlag gegeben haben. Bei den Wahlen von 1857 gaben etwas über 500 Stimmen den Ausschlag für 18 Sitze. Es könnte also gar nicht fehlen, daß die Vlamische Bewegung bei gehöriger Umsicht und Thätigkeit den Ausschlag in ihre Hand brächte. Dann würden sich aber alle Kandidaten um ihre Stimmen bewerben und die verlangten Zusicherungen geben; man faßte Fuß in der Kammer, man käme dem Siege näher und wenigstens wäre die Möglichkeit gegeben, daß einst der Beschluß gefaßt würde: in den vlamischen Landestheilen soll das Vlamische die Gesetzes-, Amts- und Lehr-Sprache sein, wie in den wallonischen das Französische! Damit würde aber schon ein außerordentlicher Erfolg errungen sein, wenn auch auf der Hand liegt, daß zur Durchführung des Grundsatzes, schon der Beamten wegen, die großen Theils die vlamische Schriftsprache erst lernen müßten, eine lange Reihe von Jahren erforderlich wäre. Auch würde eine größere Decentralisation, insbesondere eine umfassendere Selbstständigkeit der Provinzen und eine Besserung des Schulwesens erforderlich sein; man müßte ferner bei mehreren Provinzen eine andere Abgrenzung nach Maßgabe der Nationalität vornehmen u. s. w. Aber alles das böte keine unübersteiglichen Hindernisse. Und wäre erst die staatliche Gleichstellung gewonnen, hätte das Vlamische erst die Würde der Rednerbühne, des Lehrstuhls, des Richtersitzes errungen, dann würde vielleicht auch die höhere Gesellschaft sich eines Bessern besinnen und der Landessprache sich allmälig wieder zuwenden, so daß wenigstens die kommenden Geschlechter des fremden Wesens bar wären.

Vielleicht! Denn sicher wäre es wohl nicht. In den größern Städten wenigstens, namentlich in Brüssel, hat sich das Französische schon so festgesetzt, daß es schwerlich noch zu verdrängen ist. Auch fehlt es ja nicht an Belgiern und selbst an geborenen Vlamingen, die ihm emsig das Wort reden, seine „Vorzüge“ vor

dem Vlamischen preisen und gegen dieses zu Felde ziehen. Selbst auf deutsche Autoritäten, sogar auf Leibnitz und Friedrich den Großen, hat man sich dabei berufen. Namentlich that sich vor Jahren ein gewisser Ch. S. de N. in dieser Beziehung hervor. Laissez-là, rief man den Vlamingen zu, cette vilaine vieille petite langue qui a furieusement l'air d'un patois! Adoptez par acclamation la langue française, cette langue bien portante, bien grouillante, grande comme doit l'être le truchement de l'univers, cette langue qui seule peut exprimer les choses honnêtes et délicates . . . trop heureux si les Français veulent bien confirmer votre décision!

Or, schrieb S. de N., la langue française plus souple, plus communicative, plus sympathique, plus attractive, est plus propre à cimenter ces liens de fraternité universelle que les sons de voix gutturaux, rudes, rauques et sourds.... Leibnitz, le grand philosophe, si on lui eût proposé de concourir à l'introduction d'un pareil idiome, aurait répondu simplement, que c'est là une chose absurde et inouïe.

Natürlich ließen solche und ähnliche Dinge mich nicht schweigen. Es war ja leicht genug, sie zu widerlegen und zurückzuweisen! Bei Leibnitz brauchte nur an dessen Lob der deutschen Sprache, dem Wälschen gegenüber, erinnert zu werden, sowie an seinen Ausspruch, daß die Annahme einer fremden Sprache gewöhnlich „den Verlust der Freiheit und das Joch der Fremden" zur Folge habe. Und hinsichtlich der angeblichen Vorzüge des Französischen im Verhältniß zum Vlamischen lagen die Nachweise nahe genug, daß die französische Ausdrucks- und Schreibweise weit größere Schwierigkeiten für den Unterricht und für Volksbildung hat, als das Vlamische und Deutsche. Im Vlamischen sagt man einfach, wie im Deutschen: aangang, ingang, uitgang, doorgang, toegang, opgang, ondergang, nedergang, afgang, voortgang, voorgang, omgang, tusschengang etc. Eben so aanloop, inloop, uitloop etc., aanvoer, invoer, uitvoer etc., und das Verständniß bei allen solchen Zusammensetzungen ist ein unendlich leichtes. Welche Masse von gänzlich verschiedenen Wörtern

hat aber das Französische nöthig, um jene organisch klaren sich gegenseitig erklärenden Ausdrücke wiederzugeben! Wie viel weniger verständlich sind z. B. commencement, entrée, sortie, passage, accès, lever, descente, mouvement vers un lieu bas, déclin, progrès, préférence, circuit, marche intermédiaire, assaut, incursion, écoulement etc. Und nun erst die Schreibweise! Wie verschieden ist die französische Art, den Laut o und oo der Vlamingen auszudrücken, z. B. o, ô, au, eau, aux, eaux, os, ot, ots, op, ops, aulx, aud, auds; und den Laut e und ee: é, è, ê, es, est, ai, ais, ait, aie, aies, aient, ep, eps, ept, aid, aids, ez, aix. Da kann man doch wirklich mit Anastasius Grün sagen:

Französisch ist's, ihr wißt ja, wie's Frankreichs Söhne treiben,
Die anders schreiben als sprechen, und anders lesen als schreiben,
Und anders sprechen als denken, und anders setzen als singen . . .

Eine solche Sprache ist wahrlich kein empfehlenswerthes Mittel, allgemeine Volksbildung zu befördern und auch die Errungenschaften der Gelehrten dem Volksverständnisse zugänglich zu machen! —

Im Frühjahr 1861 wurde endlich versucht, der vlamischen Bewegung eine Organisation zur Einwirkung auf die Wahlen zu geben. Man berief auf den 19. Mai 1861 eine große Versammlung nach Brüssel, um einen „vlamischen Verbund" zu stiften, der seine Thätigkeit über alle niederdeutschen Landestheile erstrecken sollte. Aber leider gelang es nicht, dem Bunde eine solche Einrichtung und einen solchen Lebensinhalt zu geben, daß er von Bestand hätte sein können. Obwohl bei den nächsten Wahlen in Gent und andern Städten entschiedene Wahlsiege erzielt wurden, so ist doch der Bund gar bald zerfallen. Es fehlte an straffer einheitlicher Organisation. Eifersucht, Mißtrauen, Mangel an Unterordnung u. s. w. scheinen einer ersprießlichen Thätigkeit und Dauer hauptsächlich im Wege gestanden zu haben. Die Liberalen, welche es „ehrlich" meinten, beschuldigten die „politischen" Gegner, daß sie wortbrüchig geworden seien und für klerikale Kandidaten gestimmt hätten, auch wenn diese der vlamischen Sache nicht aufrichtig zugethan gewesen seien.

Die Gewählten ihrerseits hielten ebenfalls nicht Wort. Die ausdrücklichsten Zusagen wurden hintangesetzt. Die ganze Vergangenheit schien stets vergessen zu sein, sobald ein Vlaming Minister wurde oder sonst zu einer einflußreichen Stellung gelangte. Schon der frühere Minister Dedecker hatte ein Verhalten dieser Art gezeigt. Um 1840 schrieb er eine Broschüre, worin er klar und eindringlich darlegte, daß es möglich, gerecht, angemessen und zeitgemäß sei, dem Verlangen der Vlamingen zu willfahren. Auch als Kammerglied nahm er sich der vlamischen Sache an. Als er aber erster Minister wurde, wußte er keinen seiner Amtsgenossen zu einem Zugeständniß zu bewegen. Nicht einmal die geringe Beruhigung vermochte er 1857 gelegentlich einer neuen Gesetzesvorlage den Vlamingen zu gewähren, daß die Notariatskandidaten für die vlamischen Bezirke des Vlamischen mächtig sein sollten. Er selbst stimmte zwar für einen darauf abzielenden Zusatz, aber kein anderer Minister, und der Antrag ward mit großer Mehrheit verworfen.

Und in ähnlicher, ja ärgerer Weise ging's oft her. Die „Sprachbeschwerden" wurden angehört, durch eine besondere vom Könige ernannte Kommission untersucht, aber, Geringfügigkeiten ausgenommen, niemals abgestellt, weder von liberalen, noch von klerikalen Ministerien. Als Kervyn, der katholische Geschichtsschreiber und langjährige Vlaming, Minister des Innern wurde, verleugnete er so sehr seine ganze Vergangenheit, daß er den Angriffen im März 1871 kaum mehr als Hohn, als leere Worte entgegensetzte. Mit Hülfe der Vlamingen, und zwar auch liberaler, in Antwerpen gewählt, gab er sich kaum die Mühe, nach Ausflüchten zu suchen, als sein Antwerpener Mitabgeordneter Gerrits die heftigsten Beschuldigungen erhob. Woher kommt es, rief dieser, „daß wir französische Gesetze, französische Verwaltung, französische Gerichte, ein französisches Heer, französischen höheren und mittleren Unterricht und ein französisches Regierungsblatt haben? Das sind die Folgen der Rechtsverletzungen, welche die Vlamingen sich seit 1830 gefallen lassen müssen, wo man nicht nur die Niederländer, sondern auch das Niederländische aus Belgien verbannt hat."

Ob sich die Vlamingen die neuesten Erfahrungen zur Lehre dienen lassen werden? Ob sie den „Verbund" in verbesserter Gestalt wieder aufnehmen? Oder ob sie in anderer Weise mit Erfolg zu streiten im Stande sind? Ich bezweifle fast das Eine wie das Andere. Ich gestehe, daß ich nach den bisherigen Erfahrungen nur noch geringe Hoffnungen hege, wenn nicht ein ganz ungewöhnliches Ereigniß oder ein ungewöhnlicher Mann den Vlamingen zu Hülfe kommt. Erhöbe sich ein begabter Agitator, der aus der Sache eine wahre Lebensaufgabe machte, oder erstünde ein einsichtsvoller, schöpferischer Minister, der den Provinzen mehr Selbstständigkeit gäbe und in der Pflege des Vlamenthums das Gegengewicht suchte gegen die unendlich verderblichen Einflüsse französischen Wesens einerseits und verdumpfenden Kirchenthums andererseits, so wäre das Geschick noch zu wenden. Allein wie augenblicklich die Dinge liegen, sind die Aussichten trübe. Zwar fehlt es nicht an einzelnen ausgezeichneten Männern, die mit Muth und Ausdauer das Vlamenthum verfechten und vertreten und selbst vor Gericht das Vlamische anwenden; Professor Heremans z. B. spricht im Rath und im Hörsaal kein Wort französisch; in Gent redet eine ganze Reihe von Rechtsanwälten, wie namentlich der eifrige J. Vuylsteke, nur vlamisch; in Brüssel hat der treffliche Schriftsteller Frans De Cort, der Schwiegersohn des zu früh geschiedenen J. M. Dautzenberg, das Vlamische wirklich zur Muttersprache seiner Kinder werden lassen; in Antwerpen und Mecheln thun tüchtige Männer desgleichen. Aber was will das bedeuten gegen so viele, viele Andere!

Und doch ist die Wichtigkeit der Sache nicht zu verkennen; auch für Deutschland nicht, selbst nach den Siegen von 1870 und 1871 nicht. Es kann uns unmöglich gleichgültig sein, ob das Franzosenthum einige Millionen Niederdeutsche [1]) verschlingt und bis zur Scheldemündung sich ausdehnt.

[1]) Gewöhnlich wehren sich die Vlamingen gegen die Bezeichnung „Niederdeutsche" und wollen nur den Namen „Niederländer" gelten lassen. National und sprachgeschichtlich betrachtet ist das aber grundlos. Die alten vlamischen Schriftsteller selbst nennen ihre Sprache eine dietse oder duitsche tael.

Ein ansehnlicher Theil der deutschen Presse hat denn auch seit Jahren dem Gegenstande eine rege Aufmerksamkeit gewidmet. Namentlich die Kölnische Zeitung, der Schwäbische Merkur u. A. haben die Sache vielfach besprochen. Die Kölnische Zeitung hat dabei wiederholt darauf hingewiesen, daß die Vlamingen seit 1830 sich in die Arme der Klerikalen geworfen, oder vielmehr, wie das Genter Volksbelang mit Recht* entgegnete, darin geblieben sind, und daß es, um ein Mittelglied zwischen Germanen und Galliern zu bilden, nicht genügt, ihre germanische Sprache zu wahren, sondern daß ein allgemeiner Aufschwung, eine Befreiung von den Banden der Priesterschaft u. s. w. nöthig sei; die Sprache allein mache die Sache nicht aus, sondern Das, was man darin denke und sage. — Auch belgische Blätter haben sich nicht selten in diesem Sinne ausgesprochen und eine freiere Richtung von den Vlamingen verlangt. Als unlängst das Echo du Parlement den Vorschlag machte, eine Rede des Abgeordneten Bara in's Vlamische zu übersetzen und sie an Diejenigen vertheilen zu lassen, welche sie französisch nicht lesen können, bemerkte nur allzu richtig La Discussion: „Wie viele von diesen Bauern, welche man hierdurch zur guten Sache zurückzuführen hofft, können denn lesen? wie viele unter Denen, die es können, sind im Stande, eine parlamentarische Rede zu begreifen und den Werth der vorgebrachten Gründe abzuwägen? . . . Wenn wir ungeachtet unserer Freiheit einen so wenig ehrenvollen Rang in Europa einnehmen, so kommt dies daher, daß wir die Vlamingen zur Erniedrigung verdammt haben; wer sie wieder erheben wird, vollendet das größte Werk, das man heute für das Wohl Belgiens thun kann."

Sehr richtig! Allein wer trägt die Schuld der Verdammung zur Erniedrigung, zur Unwissenheit? Nur der kolossale, wahrhaft unbegreifliche Unverstand der Liberalen, die den Vlamingen ihre Muttersprache, das einzige natürliche Bildungsmittel, vorenthalten haben und allmählig zu vernichten streben. Das ist eben wiederum die Folge der verhängnißvollen Durchkreuzung der Parteien und der Nationalitäten, daß Diejenigen, die den Vlamingen Bildung und Befreiung bringen sollten und könnten, ihnen Nichts

bringen als französisches Wesen, was nimmermehr zum Segen gereichen kann.

Das Vorstehende hatte ich 1872 auf den Wunsch der Preußischen Jahrbücher geschrieben und im 19. Bande derselben veröffentlichen lassen. Seitdem ist die vlamische Angelegenheit wieder mehrfach besprochen und zu fördern versucht worden; aber im Ganzen ist sie doch nicht erheblich weiter gekommen. Wenn verschiedentlich, z. B. in der Zeitschrift: „Aus allen Welttheilen", 1874, S. 211, die Bestrebungen nicht bloß der Vlamingen, sondern auch der belgischen Regierung als national geschildert und gerühmt worden sind, ja wenn sogar behauptet worden ist, 1857 hätten in der „Ständeversammlung" über die Beschwerden der Vlamingen Verhandlungen „in vlamischer Sprache" Statt gefunden, so beruht das auf Ungenauigkeit oder Irrthum. In den belgischen Kammern wurde nie anders als französisch geredet. Nur bei einer Abstimmung im Juli 1873 rief Jottrand d. Aelt., einer der wenigen wallonischen Freunde des Vlamischen: „Ja"; weiter ging auch er nicht.

Es handelte sich damals um einen Gesetzentwurf, welchen der Abgeordnete Coremans behufs Abstellung der ärgsten Mißstände bei Handhabung der Straf-Rechtspflege in den vlamischen Landestheilen eingebracht hatte und welcher, wenn auch mit starken Aenderungen, angenommen und im August 1873 als Gesetz verkündigt worden ist. Während bisher die Angeschuldigten in französischer Sprache angeklagt und verurtheilt wurden, auch wenn sie kein Wort davon verstanden, sollen künftig nach §. 1 jenes Gesetzes die Verhandlungen ꝛc. in den vlamischen Landestheilen «à partir de la comparution du prévenu devant le juge d'instruction» vlamisch Statt finden; doch können Zeugen und Rechtsbeistände, wenn sie es vorziehen, sich der französischen Sprache bedienen u. s. w. u. s. w. Auch die übrigen wenigen Bestimmungen des Gesetzes halten sich in den bescheidensten Grenzen. Und gleichwohl stieß das Meiste auf den heftigsten Widerstand. Männer wie Rogier, Orts u. A. vermochten sich nicht einmal zu ent-

schließen, für den §. 1 zu stimmen, sondern enthielten sich der Abstimmung. Die ganze Maßnahme ist weit entfernt, die Sprachenfrage zu lösen; sie beseitigt nur einige der schreiendsten Mißstände im Einzelnen. Ja selbst an diesen Einzelnheiten wurde noch gemäkelt und abgehandelt. Nach dem ursprünglichen Vorschlage der Kommission sollte der öffentliche Ankläger immer vlamisch reden; nach langen Debatten wurde dies mit 83 gegen 17 Stimmen dahin geändert, daß, wenn die Vertheidigung (mit Genehmigung des Angeklagten) der französischen Sprache sich bediene, alsdann auch der Ankläger französisch sprechen dürfe.

Kurz: es muß noch Viel geschehen, ehe von nationalen Bestrebungen der Regierung 2c. die Rede sein kann. — Die Macht des Bestehenden und der Gewohnheit ist gar groß! Ob nebenbei besorgnißvolle Blicke nach Deutschland geworfen werden, wie Manche haben glauben wollen, lasse ich dahingestellt sein. Der wunderliche Haß oder wenigstens die Abneigung im Volke ist sicherlich noch immer groß genug, in Belgien sowohl wie in den übrigen Niederlanden; allein die Einsichtsvollsten sollten doch nicht im Zweifel darüber sein, auf welcher Seite Gefahren für die Unabhängigkeit Belgiens gelegen haben und fernerhin liegen werden. Schwerlich gibt es in Deutschland einen einzigen, nur halbwegs verständigen Politiker, der auch nur im Traum an eine „Annexion" der Niederlande dächte. Wir haben wahrlich der widerhaarigen Elemente, namentlich der klerikalen, schon übergenug. Mögen die Belgier nur stets bedacht sein, daß sie gute und wahrhaft frei- und neutralstehende Nachbarn sind und bleiben können!

Auf Seiten der vlam. Bewegungsmänner hat sich neuerdings wieder viel Eifer und Zuversicht gezeigt. Neue Vereinigungen sind entstanden, und alte haben einen kräftig-erfrischten Aufschwung genommen. In Antwerpen 2c. gibt es wieder Geuzen, wie vor drei Jahrhunderten und zwar vlamischgesinnte; in Gent schickt man sich eben an, das dreihundertjährige Erinnerungsfest der „Genter Pacifikation" (1576) auf's großartigste zu begehen, wobei auch die vlamische Sache nicht vergessen werden wird; in Brüssel findet sich am 28.—30. August der fünfzehnte Nederlandsch Taal- an Letterkundig Congres zusammen, zur

engern Verbrüderung der niederländischen Stämme deutscher Zunge oder, wie es im „Umsendbriefe" heißt, ter bereiking of liever ter volmaking van het verhevene doel: nauwere verbroedering tusschen Noord en Zuid en verheffing van den Dietschen stam door het huldigen der geesteswerken en het aanwakkeren der liefde voor eigen aard en eigen zeden, bij middel van eigen taal en eigen kunst.

Eine besondere Beachtung verdient der „Willems Fonds", eine Art Stiftung zu Ehren des 1846 gestorbenen vlamischen Führers, ein Verein mit örtlichen Zweigvereinen zur Beförderung von Volksbildung mittelst Herausgabe guter vlamischer Bücher 2c. Die Leitung der Sammtgeschäfte hat in Gent ihren Sitz; Zweigvereine finden sich in den hauptsächlichsten vlamischen Städten, auch in Brüssel, mit überhaupt 4000 Mitgliedern.

In letzter Zeit hat sich sogar in Ostende wieder mehr Eifer für die vlamische Sache gezeigt. Von dem Schauspielverein »Hoop in de Toekomst» ist für den Winter 1876/77 ein Bühnen-Wettstreit mit mehreren erheblichen Preisen für die Sieger im Drama, Lustspiel 2c. ausgeschrieben worden.

Desto übler hat sich Brügge, die urvlamische Hauptstadt Westflanderns, geführt. Dort ist in der Person des Herrn Visart ein neuer Bürgermeister gewählt worden, der auf eine vlamische Beglückwünschungsanrede, wie in öffentlichen Blättern berichtet wurde, „nicht einmal vlamisch antworten konnte". Und doch hat sich in Brügge von jeher viel vlamischer Eifer gezeigt; freilich mitunter in wunderlichen und eigenthümlichen Richtungen. Als in den dreißiger Jahren die Regierung, mit Rücksicht auf die amtlichen Uebersetzungen der Gesetze 2c., eine Verständigung über Rechtschreibung und Abwandlung veranlaßte und eine Kommission unter dem Vorsitze von Willems eine Reihe von Regeln aufstellte, erhob man in Brügge Widerspruch. Am 11. Oktober 1841 erklärte in Gent eine Versammlung von 41 vlamischen Schriftstellern sich einmüthig für den Kommissionsbericht; in Brügge dagegen hielten „die Patrioten," namentlich der Abbé De Foere, am sog. Desroches'schen System fest und traten insbesondere für den männlichen Artikel den statt de in die Schranken. — Unterm

25. Januar 1864 wurde durch königlichen Beschluß abermals eine Kommission niedergesetzt, pour arriver à l'uniformité, und ein weiterer Beschluß vom 21. November 1865 genehmigte die vorgeschlagenen Regeln. Man schloß sich im Allgemeinen ganz an die holländische Schreibweise an. Auch jetzt zeigte sich in Brügge Unzufriedenheit. Man ließ zwar nunmehr die Rechtschreibungsregeln meist gelten; dagegen ward ein anderer Widerspruch erhoben, man wollte die westflandrische Ausdrucksweise, die Mundart nicht aufgeben: Denkt men, dat wij onze taal gaan verlochenen voor eene, 't zij welke nieuwe vreemde zoo gezeide moedertaal? Neen wij! fransch zullen wij liever leeren lezen en schrijven, fransch zullen wij zijn, duizend maal eerder en liever als op zulke wijse vlaamsch! Also lieber französisch als nicht-west-vlamisch! Das war denn freilich eine arge Ausschreitung! — Der Abbé De Bo hat vor Kurzem in der Vorrede zu seinem verdienstlichen west-vlamischen Idiotikon über die örtlichen Besonderheiten und Ausdrücke sich ganz verständig ausgesprochen; aber andererseits sind die richtigen Grenzen weit überschritten worden. Der Streit scheint unter kirchlich-politischen Einflüssen in höchst verwerfliche Bahnen gekommen zu sein, so daß es sogar heißen konnte: «La littérature flamande pour être nationale doit être catholique.» Selbst in der Königlichen Akademie der Wissenschaften ist der Gegenstand vor einiger Zeit zur Sprache gekommen. Der witzige holländische Schriffsteller Nolet De Brauwere Van Steeland, der seit langen Jahren in Brüssel wohnt, hat darüber einen eingehenden, zum Theil beißenden Vortrag gehalten. (Bulletin de l'Académie roy., Bruxelles, Ser. 2. tom. 37, p. 223 etc.)

Ob die Brügger sich bessern werden? ... Im Frühjahr 1876 kam in Brügge zum „ersten Male, seit dem Gesetz vom 17. August 1873" der Fall vor, daß eine Anklage vor dem Schwurgerichte vlamisch vorgetragen wurde, was natürlich unter den Vlamingen große Genugthuung erregte.

Das Neueste war ein Gesetz-Antrag vom Abgeordneten Delaet nach dem Grundsatze: in Vlaanderen vlaamsch! — Er ist aber nicht mehr zur entscheidenden Verhandlung gekommen.

Die theilweisen Neuwahlen im Juni 1876 haben den Erwartungen der liberalen Vlamingen wenig entsprochen; aber die Wortführer der Bewegung sind nichts desto weniger der besten Hoffnungen voll. Nog eenige stappen verder — meinte unlängst eine öffentliche Stimme — noch einige Schritte weiter und der Sieg wird vollendet sein!

Möchte die Hoffnung in Erfüllung gehen!

Digitized by Google

Berichtigungen und Nachträge.

Bei der Abwesenheit des Verfassers vom Druckorte und von den Quellen hat Einiges keine zeitige Berichtigung gefunden und wolle entschuldigt werden. Insbesondere muß stehen:

Seite 4, Zeile 12 v. u., einem „Genootschap“ statt einer.
„ 12, „ 2 „ „ III statt II.
„ 35, „ 17 v. o., ihrem 16. Jahre statt 17.
„ 44, „ 6 v. u., cal. Dec., statt cal., Dec.
„ 70, „ 16 „ „ Nehalennia statt Nehalenia.
„ 75, „ 4 „ „ 147 statt 134.
„ 77, „ 2 v. o., veurnsche processie statt versch. Proc.
„ 78, „ 3 v. u., bleiben statt blieben.
„ 80, „ 2 v. o., II, statt III.
„ 89, „ 2 „ „ 66 statt 65.
„ 92, „ 9 „ „ mois statt moi.
„ 92, „ 19 „ „ Cannaert statt Connaert.
„ 94, „ 1 „ „ 227 statt 25.
„ 95, „ 10 „ „ Miserere statt Misereri.
„ 95, „ 1 v. u., 138 statt 178.
„ 98, „ 17 v. o., habe statt haben.
„ 98, „ 11 v. u., pieds? statt pieds.
„ 101, „ 8 v. o., zugleich als statt als.
„ 103, „ 3 v. u., zu errichten statt errichten.
„ 105, „ 9 „ „ 349 statt 299.
„ 112, „ 2 v. o., der Ceres statt des Ceres.
„ 117, „ 4 v. u., Louvain statt Louvaine.
„ 122, „ 13 v. o., hatten statt hätten.
„ 124, „ 15 v. u., sein konnte statt gewesen sein konnte.
„ 131, „ 8 „ „ Schets statt Schats.
„ 144, „ 11 v. o., setzt statt setzte.
„ 147, „ 4 v. u., 74 statt 76.
„ 149, „ 2 v. u., den statt dem.
„ 149, „ 3 „ „ 222 statt 225.
„ 150, „ 8 v. o., letzten statt dritten.
„ 198, „ 12 v. u., inebria statt inivra.
„ 199, „ 12 „ „ † 1568 statt 1561.

Digitized by Google

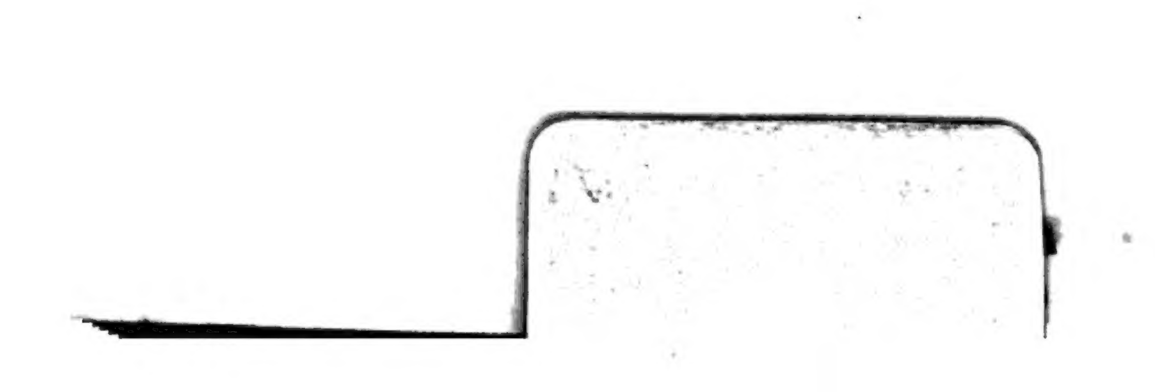
Seite 202, Zeile 8 v. u., 56 statt 48.
„ 213, „ 15 v. o., Hieron. Du Quesnoy statt Du Qu.
„ 213, „ 10 v. u., Mouskes statt Muskes.
„ 224, „ 7 „ „ IV°, p. statt IV.
„ 230, „ 13 „ „ vernommen statt entnommen.
„ 235, „ 4 v. o., Kohlen-Kochtöpfe statt Kohlentöpfe.
„ 236, „ 9 „ „ gut gesagt statt gut gesorgt.
„ 237, „ 14 v. u., en statt un.
„ 254, „ 14 „ „ Vaderlandsch Mus. statt Belg. Mus.
„ 256, „ 15 „ „ 111 statt 101.
„ 284, „ 14 v. u., Memmelinck statt Memmelinick.
„ 291, „ 6 „ „ zweifellos stichhaltig.
„ 294, „ 15 v. o., noch weniger statt eben so wenig.
„ 315, „ 17 v. u., Matzys statt Metsys.
„ 369, „ 4 „ „ ein Memling'sches, statt ein Bild ꝛc.
„ 467, „ 5 „ „ Zwyn Zwijn.
„ 544, „ 13 „ „ überflutet statt überflute.
„ 559, „ 9 „ „ Wortschatz. Einfluß.
„ 572, „ 3 v. o., allgemein statt allgemeine.

Zu S. 352. Der neueste Katalog Hübner's, 1876, fügt der Bezeichnung „Hans Memlinc" ein (?) hinzu und gibt die Höhe zu 0,44½, die Breite zu 35½ Cm. an.

Zu S. 368, Z. 2. Nach einer neuerdings vorgenommenen sorgfältigen Untersuchung von Dr. W. Bode hat wirklich Zersägung ꝛc. Statt gefunden.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google